FR Pol. sci

XVIII. Jahrgang

Nr. 1. / Januar 1916
Jedes Heft 80 Cts.

DIE FRIEDENS-WARTE

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried

INHALT

Bismarcks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik. Von Prof. Dr. Friedr. Wilhelm Foerster, München. / Krieg und Charakterveredlung. Von H. von Beaulieu. / Über den Sinn dieses Krieges. Von Graf Hermann Keyserling. / Kriegsgewinne großer Rüstungsunternehmungen in Deutschland. Von Dr. Oskar Stillich, Berlin. / Hermann Hesse und „Die Pazifisten". / Aus meinem Kriegstagebuch. / / Aus der Zeit: Ernst Sieper †. / Berner Studienkongress. / Aphorismen aus den Schriften des Erzherzogs Carl von Oesterreich. / Einige Beschlüsse von der Hauptversammlung der Deutschen Friedens-Gesellschaft. / Literatur und Presse.

Friedens-Warte-Verlag
Art. Institut Orell Füssli, Zürich

Die Friedens-Warte erscheint im allgemeinen monatlich. — **Bezugspreis** bei direkter Postzusendung oder durch den Buchhandel: Fr. 8.— oder Mark 8.— für den Jahrgang; Fr. 4.— oder Mk. 4.— für den halben Jahrgang. Einzelhefte 80 Cts. oder 80 Pfge.

Herausgeber: **Dr. Alfred H. Fried.**

Alle Zuschriften (Redaktion wie Versand betreffend) sind an das *Art. Institut Orell Füssli, Zürich*, Bärengasse 6, zu richten.

Zahlungen an den Verlag können geleistet werden:

a) durch Postanweisung,

b) durch Einzahlung auf Post-Scheck-Konto: Für *Deutschland* Leipzig Nr. 17,844, für *Österreich* Wien Nr. 145,116, für die *Schweiz* Zürich Nr. VIII, 644.

Man bezieht durch alle Buchhandlungen wie direkt durch den Verlag.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Mitarbeiter der letzten Jahre:

Exz. Graf **Albert Apponyi**, Budapest. — Geh. Kommerzienrat **Georg Arnhold**, Dresden. — Geh. Rat Prof. **v. Bar** †, Göttingen. — **De Jong van Beck en Donk**, Haag. — Reichstagsabgeordneter **Eduard Bernstein**, Berlin. — Dr. **Diedrich Bischoff**, Vorsitzender des Vereins deutscher Freimaurer in Leipzig. — Geh. Rat Prof. **Lujo Brentano**, München. — **William Jennings Bryan**, ehem. Staatssekretär der Vereinigten Staaten, Washington. — Senator **E. T. Burton**, Washington. — Dr. **Richard Cahén**, Berlin. — **Andrew Carnegie**, New York. — Dr. **Friedrich Curtius**, ehem. Präsident des Direktoriums und des Oberkonsistoriums der Kirche A. K., Strassburg i. E. — Oberamtsrichter **E. Dosenheimer**, Ludwigshafen a. Rh. — **Frederik van Eeden**, Bussum (Holland). — **W. Eggenschwyler**, Schaffhausen. — Reichstagsabgeordneter Prof. **Richard Eickhoff**, Remscheid. — Prof. Dr. **Rafael Erich**, Helsingfors. — **Herbert Eulenberg**, Kaiserswert. — **Walter Federn**, Wien. — **Hermann Fernau**, Paris. — Prof. **F. W. Förster**, München. — Reichstagsabgeordneter **L. Frank** †, Mannheim. — Pastor **Francke**, Berlin. — **Elsbeth Friedrichs**, Basel. — Früherer Oberst **Richard Gaedke**, Berlin. — Päpstlicher Prälat Dr. **Alexander Gießwein**, Mitglied des ungarischen Reichstags, Budapest. — **Rudolf Goldscheid**, Wien. — Reichstagsabgeordneter **Georg Gothein**, Breslau. — **Henry S. Haskell**, New York. — **Carl Hauptmann**, Schreiberhau. — Justizrat Dr. **Adolf Heilberg**, Breslau. — Privatdozent Dr. **Oskar Jaszi**, Budapest. — Universitäts-Präsident **David Starr Jordan**, Leland-Stanford Universität (Kalifornien). — Privatdozent Dr. **Paul Kammerer**, Wien. — **Ellen Key**, Alvastra. — Prof. Dr. **W. Kinkel**, Giessen. — Prof. Dr. **Halvdan Koht**, Kristiania. — Prof. Baron **S. A. Korff**, Helsingfors. — Dr. **M. Kronenberg**, Berlin. — Hofrat Prof. Dr. **Heinrich Lammasch**, Salzburg. — Geh. Rat Prof. **Lamprecht** †, Leipzig. — **Chr. L. Lange**, Sekretär der interparlamentarischen Union, Kristiania. — Bürgermeister **Carl Lindhagen**, Stockholm. — **Louis P. Lochner**, Chicago. — Landrat Freiherr **Marschall v. Biberstein** †. — **Edwin D. Mead**, Boston. — **Olga Misar**, Wien. — **R. Moe**, Sekretär des Nobel-Komitees, Kristiania. — Dr. **F. Müller-Lyer**, München. — Prof. **Otfried Nippold**, Bern. — Kapitän zur See a. D. **L. Persius**, Berlin. — Prof. **Robert Piloty**, Würzburg. — Exz. **Ernst Freiherr von Plener**, Wien. — Gräfin **Hedwig Pötting** †, Wien. — Prof. **L. Quidde**, München. — Prof. **D. Martin Rade**, Marburg. — Prof. Dr. **Redlich**, Mitglied des Reichsrates, Wien. — Prof. **Paul S. Reinsch**, Peking. — Prof. Dr. **Max Schneidewin**, Hameln. — Prof. **Walter Schücking**, Marburg. — Dr. **Max Seber**, Dresden. — Pastor **F. Siegmund-Schultze**, Berlin. — Prof. **Ernst Sieper** †, München. — Prof. **Munroe Smith** von der Columbia-Universität in New York. — Baron **Lage von Stael-Holstein**, Stockholm. — Dozent Dr. **Oskar Stillich**, Berlin. — Dr. **Karl Strupp**, Frankfurt a. M. — **Bertha von Suttner** †, Wien. — Reichstagsabgeordneter Dr. **Albert Südekum**, Berlin. — Stadtpfarrer a. D. **O. Umfrid**, Stuttgart. — Prof. **Max Verworn**, Bonn. — Prof. **A. Vierkandt**, Berlin. — Deputierter **Edward Wawrinsky**, Stockholm. — Gerichtsassessor a. D. Dr. **Hans Wehberg**, Düsseldorf. — **Andrew D. White**, Präsident der Cornell-Universität, Ithaca, N. Y.

Bismarcks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik.

Von Prof. Dr. Friedr. Wilhelm Foerster, München.

Bismarck hat von Beginn seines politischen Wirkens an einen Gegner und Kritiker gehabt, der ihm an Genialität und unmittelbar organisatorischer Begabung sicher nicht ebenbürtig war, der ihn aber an tiefer Intuition für den Geist der Geschichte und im besonderen für die Realität des internationalen Lebens weit überragte — es ist der großdeutsche Politiker Constantin Frantz. Es ist kein Zufall, daß dieser Mann, dessen Schriften den weitesten Kreisen des deutschen Volkes völlig unbekannt sind, und dessen Kritik an der preußischen Politik des Jahres 1866 und am neuen deutschen Reiche damals unter dem Eindruck der glänzenden Erfolge völlig unbeachtet blieb — daß dieser Mann heute wieder die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen beginnt. Nicht etwa, weil alle seine Urteile und Kritiken unfehlbar sind, — wohl aber, weil er die katastrophale Entwicklung der europäischen Verhältnisse schon vor dreißig Jahren vorausgesagt und weil er genau die Aufgaben, die er damals einer echten deutschen Weltpolitik gestellt hat, und zwar aus dem Geist der deutschen Vergangenheit heraus, heute als gewaltige und unabweisbare Probleme unserer mitteleuropäischen Existenz vor uns hintreten, — und zugleich zeigt sich, wie recht Frantz hatte, wenn er in der gesamten Richtung der Bismarckschen Politik ein verhängnisvolles Ausweichen vor jenen doch nicht zu umgehenden Problemen erblickte, und wenn er die aus diesem Ausweichen sich ergebenden, fast unlösbaren Schwierigkeiten voraussagte.

Wäre Frantz ein beliebiger politischer Kritiker, so würde eine eingehendere Beschäftigung mit ihm kaum in den Rahmen dieses Buches gehören.[1]) Aber er ist einer der ganz Wenigen, der einen durchdringenden Realismus und eine umfassende Bildung mit einer tiefen Einsicht in die praktisch-politische Bedeutung des Ideals verbinden. Er entwickelt uns die Art von Politik, die allein mit dem christlichen Geiste vereinbar ist, und die aus diesem Geiste folgt, und er zeigt uns — und das ist das Wichtigste — daß alles, was in der politischen Entwicklung von diesem Geiste abfällt, damit auch aufhört, wahrhaft politisch, organisatorisch, gemeinschaftsbildend zu wirken; es bringt vielmehr unausweichlich die anarchischen Gewalten, mit denen es paktiert hat, im gesamten Leben zur Oberherrschaft. Frantz zeigt uns dies alles nicht von einem theokratischen Standpunkte, sondern mit unablässiger Berufung auf die Realitäten des Völkerlebens und der sozialen Entwicklung. Wie sehr unterscheidet er sich gerade in dieser Beziehung von Treitschke! Wie deutlich merkt man Treitschke die abstrakte Hegelsche Schule an, wie sehr ist sein ganzes Denken über den Staat losgelöst von der Physiologie und Psychologie des gesellschaftlichen Lebens, wie abstrakt ist seine ganze Machtpropaganda, bei aller ständigen Berufung auf das Reale im Leben, wie sehr hört man überall die Vorurteile des Nationalenthusiasten, den bloßen Barden des Preußentums heraus, — kurz, es ist das Gegenteil von einer wissenschaftlich objektiven Art, die politischen Probleme zu behandeln. Frantz läßt die lebendigen Bedürfnisse und Tatsachen reden und für den alleinigen Realismus einer am Christentum orientierten Politik Zeugnis ablegen. Wieviel geeigneter ist er, die junge Lehrerwelt in die Elemente gesunden politischen Denkens einzuführen, als dieser Treitschke! In diesem Sinne und im Interesse dieser besonderen Aufgabe meines Buches sollen im folgenden kurz die Hauptgedanken von Frantz über deutsche Weltpolitik zusammengefaßt werden. Ohne mich mit jedem Einzelvorschlage zu identifizieren, stehe ich nicht an, die Überzeugung auszusprechen, daß nur die von Frantz befürwortete Politik den Namen einer wirklich deutschen Politik verdient, und daß nur seine politische Philosophie den kommenden großen Aufgaben der Weltpolitik gewachsen ist und ihnen den Weg zu erleuchten vermag.

Nach Frantz's Meinung lag der größte Fehler der Bismarck'schen Politik in ihrer Ab-

[1]) Der vorliegende Artikel bildet ein Kapitel eines nach Beendigung des Krieges erscheinenden Buches.

wendung von der eigentlichen, historisch und völkerpsychologisch tiefgewurzelten Weltaufgabe der deutschen Nation. Dadurch wurde die deutsche Nation erstens von der organischen Weiterentwicklung ihres wahren Wesens abgeführt und in eine künstliche Lebensform hineingezwängt; zweitens wurde die Weltkultur eines ganz unentbehrlichen Faktors beraubt. Die Folgen liegen zu Tage. Worin besteht nun aber jene deutsche Weltaufgabe? Sie liegt in dem internationalen Berufe Deutschlands, so wie er zuerst in dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" zum Ausdruck gekommen ist, und wie er offenbar der tiefsten weltorganisatorischen Begabung der deutschen Seele entspricht. Das alte deutsche Kaisertum war nicht etwa eine Steigerung des deutschen Königtums; es war keine nationale, sondern eine übernationale Institution. Deutsch war diese Institution nur insofern die deutsche Nation als Träger dieser internationalen Institution auftrat. Deutschland war damals die Basis für den weltlich-sozialen Zusammenhalt der ganzen Christenheit. Es v reinigte germanische, slavische, magyarische und romanische Nationen und schuf die weltlich-politischen Grundbedingungen für die christliche Kulturarbeit der verschiedensten Rassen. So konnte es geschehen, daß selbst ein Romane wie Dante vom Standpunkte christlicher Weltpolitik begeistert, dem deutschen Kaiser huldigte und seine Oberhoheit für Italien herbeiwünschte. Nur ein föderativer Körper wie Deutschland vermochte in diesem Sinne lange Jahrhunderte hindurch als Träger übernationaler Aufgaben zu wirken; seine Verfassung war ein Vorbild im Kleinen für die freie politische Vergesellschaftung unabhängiger Völkergruppen. Diese vorbildliche föderative Leistung lag wiederum tief im deutschen Wesen begründet, und zwar in der Mischung von starker Selbstbehauptung der Stammeseigenarten und hoher organisatorischer Begabung, wie sie sich im Mittelalter u. a. in den verschiedenen Bünden kundgab. So vermochte das deutsche Kaiserreich eine große Reihe fremder Nationalitäten politisch zu verknüpfen, ohne sie einer bestimmten Nationalität zentralistisch zu unterwerfen. Durch die Glaubensspaltung verlor dann die alte Reichsidee die wesentlichen Bedingungen ihrer Existenz. Gleichwohl erhielten sich die Restbestände noch weiter, wenn auch in lockerster Verbindung; im neunzehnten Jahrhundert begann dann zwischen den partikularistisch auseinander gewachsenen Stämmen aufs neue der föderative Gedanke zu erwachen. Die ersten organisatorischen Versuche in dieser Beziehung versprachen ja allerdings wenig genug. Es fehlten große Inspirationen und große Willenskräfte, um die Nation aus dem tiefgewurzelten Partikularismus zu reißen. Die neuere deutsche Geschichte war ja nur noch eine Geschichte des Partikularismus gewesen, ein Streben, sich abzusondern und dabei ein möglichst großes Stück vom Ganzen mitzunehmen. Preußen und Österreich steckten selber tief in diesem Partikularismus. Demgegenüber wäre es nun höchste politische Aufgabe gewesen, von innen heraus durch große neue Horizonte und durch wachsende Übung und Klärung in solidarischer Organisation den Partikularismus zu überwinden und Deutschland im alten föderativen Geiste, wenn auch in ganz neuen Lebensformen, wiederaufzubauen. Statt dessen war die von Preußen ausgehende Zentralisation doch im letzten Grunde nur der Sieg einer stärker entwickelten partikularistischen Gruppe über die andern Gruppen, — nicht aber eine von innen kommende Überwindung des partikularistischen Geistes, eine wirkliche Einigung von Gegensätzen. Und eben weil es sich hier um eine mehr mechanische Einigung durch Blut und Eisen handelte, ging der innerlich nicht überwundene partikularistische Geist einfach in das Parteiwesen und in die Interessen- und Klassenkämpfe des neuen Reiches hinüber; verstärkt durch den gewalttätigen und diktatorischen Geist der Bismarckschen Ära erzeugte diese partikularistische Tendenz hier Zustände, die uns allen gerade vor dem Kriege in ihrer ganzen Trostlosigkeit zum Bewußtsein gekommen sind, und an deren einfache Beseitigung durch den Krieg. Bismarcks Lebenswerk entsprang aus einem tiefen Abscheu vor der Vision der deutschen Zersplitterung. Aber er hat ein Jahrhunderte altes Elend mit zu rascher Hand und mit allzu einfachen Mitteln beseitigen wollen. Daraus ist unermeßlicher Schade entstanden, — nicht zum wenigsten auch deshalb, weil die großen Augenblickserfolge, die seinen politischen Radikalmitteln beschieden waren, das Gewissen und das politische Denken der Menschen auf Jahrzehnte hinaus völlig verwirrt haben.

Gewiß ist Zentralisation leistungsfähiger als Partikularismus, — aber Föderalismus ist wiederum leistungsfähiger als Zentralismus; er verwirklicht die zentrale Zusammenfassung mit einem reicheren Material an lebendigen Kräften, als es die Uniformität vermag, die immer eine Verarmung des Lebens zugunsten einer allzuschnellen und allzu äußerlichen Vereinheitlichung darstellt. Und nur das föderalistische Prinzip ermöglicht eine fortschreitende Ausdehnung der Organisation. Der Zentralismus kann sich nie sehr weit ausdehnen, seine Organisationskraft ist dafür zu einfach, — und wenn er zur Gewalt greift, so stößt er nur zu bald auf seine Grenzen. Und hier kommen wir auf den wichtigsten Punkt der Frantzschen Kritik. Die von Preußen ausgehende nationale Zentralisierung Deutschlands brachte den jähen Abbruch der alten internationalen Tradition der deutschen Nation mit sich. Anstatt den alten deutschen Bund zu beseitigen, wäre die wahre Aufgabe gewesen, ihn zu einem großen mitteleuropäischen Körper zu erweitern, der von der Mündung der Schelde bis an die Mündung der Donau gereicht hätte. Dies allein wäre die Grundlage eines europäischen Friedenssystems geworden, statt dessen die Schöpfung von 1866 uns vielmehr den Fluch permanenter Kriegs-

bereitschaft gebracht und den „ganzen Kontinent zum Exerzierplatz gemacht hat." Daß Deutschland als das Land der Mitte sich in ganz besonderer Weise nach allen Seiten sichern muß, ist ohne weiteres einleuchtend. Aber wie ganz anders und unvergleichlich sicherer hat das alte Deutschland diese Defensive organisiert, indem es seine Sicherung zugleich mit einer großen Leistung für die Weltkultur verband: es machte sich zum organisatorischen Kern Europas und zog unablässig die benachbarten Nationen, insbesondere nach Osten hin, zur föderativen Vereinigung mit der deutschen Kultur heran. Die Nordost- und die Südostmark bedeuteten keineswegs bloß militärische Institutionen, vielmehr waren sie vor allem Operationszentren für die Völkerorganisation. Und der Höhepunkt dieser übernationalen Entwicklung war zugleich die Blütezeit deutscher Größe! Frantz zeigt jene organisatorische Arbeit sehr einleuchtend am Beispiel Preußens. Man habe den Ursprung Preußens aus der Nordmark, aus dem deutschen Kolonisationsprozeß ganz vergessen. Preußen hatte ursprünglich den deutschen Beruf, die Völkerhorden des Ostens in Schranken zu halten, und zwar durch Kolonisierung und Angliederung der Westslaven; so bedeutete „preußisch" ursprünglich nur einen politischen Begriff, der deutsche und slavische Elemente vereinigt: ist doch in den preußischen Landesfarben heute noch der weiße polnische Adler mit dem schwarzen preußischen Adler vereinigt. Dieser große übernationale, defensive Beruf Preußens gegenüber dem Osten ging mit dem Verfall der alten Reichsidee verloren, Preußen suchte deutsche Großmacht zu werden, es vergaß seine Bestimmung gegen den Osten hin; die beiden deutschen Großmächte, statt gemeinsam die asiatische Barbarei zurückzudrängen, suchten sich in Petersburg den Rang abzulaufen. Die internationale Arbeit Deutschlands und Preußens fand dann ihr prinzipielles Ende, als Bismarck Preußen zum Mittelpunkt des deutschen Reiches gemacht hatte; es war charakteristisch, daß von nun an alle mit Preußen vereinigten slavischen Bestandteile rebellisch wurden, — sie wollten nicht in einem fremden Nationalstaat aufgehen; selbst bei den schlesischen Polen ist seitdem das polnische Nationalgefühl in steter Zunahme begriffen. Mit Hinweis gerade auf solche Entwicklungen klagt Frantz die Politik Bismarcks an, daß sie die ganze deutsche Entwicklung in falsche Bahnen gelenkt habe. Das neue deutsche Kaisertum auf nationaler Grundlage habe erstens eine Verengung und Verstümmelung des deutschen Nationalkörpers mit sich gebracht (durch die Hinausdrängung Österreichs), zweitens bedeute diese enge nationale Zentralisierung eine verhängnisvolle Preisgabe der tief im deutschen Wesen begründeten weltorganisatorischen Kulturmission. Frantz meint: Ein weitblickender preußischer Staatsmann, der Deutschland wirklich hätte konsolidieren, sichern und ihm große neue kulturelle Antriebe geben wollen, der hätte zunächst auf ein „preussisches Kaisertum" ausgehen müssen, d. h. auf eine föderative Vereinigung Preußens und Polens unter einem übernationalen Kaisertitel, unter welchem Polen gleichwohl seine Autonomie wahren und sein altes Königtum hätte erneuern können.[1]) Der polnische Aufstand gegen Rußland im Jahre 1862 habe die beste Gelegenheit dazu gegeben; dann hätte Preußen und Österreich den deutschen Bund zusammen föderativ reorganisieren müssen, dieser große Bund hätte dann nach Südosten hin die freie Angliederung der Balkanstaaten mit Leichtigkeit erreichen können — Deutschland wäre wieder eine internationale Macht geworden mit zuverlässiger Rückendeckung nach dem russischen Osten hin, wodurch dem Westen alle Angriffsversuche vergangen wären . . . Wer kann bestreiten, daß Frantz hier weitgehend im Rechte ist, und daß alle die Komplikationen, die zum Weltkrieg geführt haben, und ebenso alle die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich aus dem Weltkriege ergeben müssen, seine Gesichtspunkte bestätigen, so daß uns gerade im Lichte seiner Perspektiven plötzlich ganz klar wird, wie kurzsichtig doch die ganze gefeierte Nationalpolitik Bismarcks gewesen ist, wie sehr ihr jede tiefere Philosophie der deutschen Geschichte und der ganzen Weltlage gefehlt hat. Alles, was damals versäumt und gestört wurde, das muß jetzt unter fast unlösbar schwierigen Umständen doch getan werden, unsere enge Föderation mit Österreich wird Lebensfrage für das Deutschtum, für den Weltfrieden, für die Westslaven, und doch ist diese Verbindung wegen der jahrzehntelangen Auseinander-Entwicklung von größter Schwierigkeit, ebenso die Angliederung Polens und Litauens. Wie recht hatte Frantz, darauf aufmerksam zu machen, daß nur die föderative Organisation Deutschlands solche unabweisbaren und weltpolitisch unentbehrlichen Angliederungen möglich mache!

[1]) Frantz bemerkt zu dieser Frage wörtlich: „Anstatt eben dazu (nämlich zur föderativen Verbindung Preußens mit Polen und Litauen) die Wege zu bahnen, hat Preußen einstweilen sich die Wege dazu verlegt durch seine unweisen Germanisierungsversuche in Posen... Unter allen Umständen wäre die sich aufspreizende Deutschtuerei, in die wir seit unseren Siegen über Frankreich geraten, gänzlich wieder abzulegen, weil sie geradewegs dahin führt, das ganze Slaventum den Russen in die Arme zu treiben. Unverholen gesagt: Deutschland zeigt sich in dieser Hinsicht ebenso kurzsichtig und dünkelhaft, als Frankreich sich lange in Beziehung auf Deutschland benahm". Man kann hinzufügen: Leider ist dann diese kurzsichtige und dünkelhafte Nationalpolitik gegenüber den uns benachbarten Westslaven auch von einem großen Teil des österreichischen Deutschtums aufgenommen worden. Dann wundert man sich nachträglich über die selbstverschuldeten „russophilen Tendenzen" im Westslaventum! Frantz erinnert daran, daß auf Grund der goldenen Bülle die Kurprinzen gehalten waren, eine slavische Sprache zu lernen und er empfiehlt unseren Gymnasien die Pflege des Slavischen; mit West- und Südslaven auf gutem Fuße zu stehen, müsse für Deutschland als eine Lebensfrage gelten.

Bismarck hat sich stets als entschiedenen Praktiker und Opportunisten bezeichnet, der unbeeinflußt von Doktrinen und Theorien seine Politik jederzeit den Erfordernissen der konkreten Situation anpasse. Es passiert nun aber gerade solchen Praktikern nur zu leicht, daß sie, gerade infolge ihres Mangels an gedanklichem Durcharbeiten ihrer Voraussetzungen, im Banne von sehr vergänglichen Zeitvorstellungen stecken bleiben und daher auch ihr ganzes Werk auf Flugsand bauen. Frantz macht in diesem Sinne Bismarck den Vorwurf, daß er in Wirklichkeit eben doch unbewußt seine ganze Aktion in den Dienst einer die Zeit beherrschenden, sehr oberflächlichen Theorie gestellt habe, und zwar der Theorie von der auf dem Nationalstaat aufgebauten Großmacht; aus diesem Vorstellungskreise heraus habe Bismarck Politik getrieben, ohne viel zu fragen, inwieweit diese Ideen einer innern Wahrheit des Völkerlebens entsprechen, inwieweit sie auf die besonderen Verhältnisse, Traditionen und Gaben Deutschlands und anderseits auf die heutige Weltlage anzuwenden seien. In Wirklichkeit kann diese Großmachtstheorie nicht als würdiges Ziel einer hochstrebenden Politik anerkannt werden. Diese rein individualistische Theorie ist vielmehr nur eine kurze Phase, eine Verirrung, sie konnte nur in jenem Interregnum aufkommen, in dem die mittelalterliche Vorstellung der „civitas humana" zerfallen war, ohne daß neue große weltorganisatorische Ideen an die Stelle getreten waren. Diesem Interregnum des bloßen National- und Territorial-Egoismus entsprach ein wahrhaft armseliger Zustand der politischen Wissenschaft. Man kannte nur noch den einzelnen Staat; das zwischenstaatliche Leben mit seinen Realitäten, Bedürfnissen und Bedingungen wurde völlig übersehen. Statt daß die Staatswissenschaft den allgemeinen Völkerverkehr als eine zu dem inneren Leben der Staaten selbst gehörige Angelegenheit ansah und behandelte, wurde ein gänzlich überspannter Begriff von einzelstaatlicher Souveränität, Selbstbehauptung und Selbstgenügsamkeit ausgebildet, der mit dem Wachstum internationaler Abhängigkeiten und Aufgaben absolut nicht mehr zusammenstimmte.[1])

Die neuere deutsche Geschichtsschreibung, vor allem in Ranke und Sybel, hat sich leider ganz in den Dienst der Verherrlichung des nationalen Prinzips gestellt. Der edle und feinsinnige, aber merkwürdig kindliche Ranke war tief im Machtkultus befangen, er lebte ganz in den Ideen des europäischen Großmachtsystems, er registrierte die bloßen öden Kraftverschiebungen innerhalb dieses Systems mit höchstem Interesse; daß an Stelle der französischen Präponderanz die deutsch-preußische trat, war für ihn von unermeßlicher Wichtigkeit; was die Welt dabei gewonnen und ob Deutschland in diesem Wettstreit und in dieser Nachahmung der ausländischen Entwicklungen seine allerwichtigste Präponderanz aufs Spiel gesetzt habe, danach frägt er nirgends, es kommt ihm überhaupt nicht in den Sinn, daß die wahre Politik künftig wohl andere und höhere Aufgaben in Angriff nehmen müsse, als um „Präponderanz" zu streiten. Es gehört zu dieser Art von Geschichtsschreibung, daß sie die große übernationale Mission des alten deutschen Kaisertums völlig übergeht. Dem Leser wird der Eindruck beigebracht, als sei jenes alte Kaisertum auch nur deutsche Großmachtpolitik gewesen, die nun nach langer Stagnation wieder aufgenommen worden sei. Der gewaltige Unterschied des alten universalistischen, übernationalen und darum weltführenden deutschen Reiches von dem neuen preußisch verengten Nationalstaat wird dabei ganz und gar verwischt. Das heilige römische Reich deutscher Nation entsprang unmittelbar aus dem sozialorganisatorischen Geiste des Christentums; der Föderalismus war sozusagen die der Welt zugewandte Seite der christlichen Entwicklung, er vereinigte Freiheit und Einheit, er war Gemeinschaft ohne Unterdrückung, er verkörperte die Wahrheit und Notwendigkeit übernationaler Menschheitsinteressen, — das neue Reich hingegen ist ganz dem heidnischen Geiste entsprungen, nämlich dem rein national-egoistischen Individualismus, der seit der Renaissance von dem politischen Denken der Menschheit Besitz ergriffen hat, der in Bismarck seinen genialen und konsequentesten Praktiker gefunden hat, und der unaufhaltsam zu einer Katastrophe treiben mußte, — wie alles in der Welt, was gegen den Geist der christlichen Wahrheit zu wirken und zu organisieren sucht.

Daß gerade Deutschland jahrhundertelang der Träger föderalistischer Organisation war, hing aufs engste mit dem deutschen Wesen zusammen, in dem ein leidenschaftlicher Unabhängigkeitssinn mit einem ebenso starken Drange nach freier Assoziation zusammenbesteht. Nur auf Grund dieser beiden Grundkräfte vermochte das alte Deutschtum die eigenartige Lebensform hervorzubringen, die ihm die politische Symbiose mit ganz andern nationalen Gruppen möglich und seine Verfassung überhaupt zu einem Symbol kommender Kulturgemeinschaft der Völker machte. Im Auslande hat man diese universalistische Bedeutung Deutschlands früher erkannt, als in Deutschland selbst. Schon der Franzose St. Pierre berief sich in seinem „Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe" auf das Vorbild des deutschen Reiches, in dem so viele Staaten zu einem Ganzen verbunden seien. Überhaupt mußten von jeher alle Schriftsteller, die ernstlich über die Bedingungen eines Friedenssystems nachdachten, unausweichlich auf die Idee einer großen Föderation kommen. Denn der bloße

[1]) v. Mohl sagt: „... So wie schon das Völkerrecht das Recht des Krieges und des blutigen Zwanges unendlich vollständiger ausgebildet hat als das Recht des friedlichen Verkehrs, so hat sich auch die wissenschaftliche Politik nur der gewalttätigen und listigen Seite des Staatenverkehrs zugewendet. Hier hat unleugbar die Wissenschaft noch eine schwere Schuld zu bezahlen." Encyclopäd. d. Staatsw. 859.

Friedensschluß ist ja keine Garantie für den Frieden. Die Unzulänglichkeit des Haager Tribunals liegt ja auch darin, daß der föderative Unterbau und damit die eigentlichen völkerrechtlichen Grundlagen fehlen: Soziale Institution ist auf ein Ganzes von lauter durchaus individualistisch gerichteten Einheiten aufgepfropft. Schon Kant behauptete in seinem „Traktat zum ewigen Frieden": „Die Zusammenstimmung der Politik mit der Moral ist nur in einem föderativen Verein möglich." Und er war überzeugt, daß das Völkerrecht auf einen „Föderalismus freier Staaten" begründet sein müsse. Und hängt es nicht auch mit dem föderativen Charakter des alten Deutschland zusammen, daß die moderne Völkerrechtswissenschaft von Deutschland ausging? In Frankreich waren ja alle föderativen Elemente in der „République une et indivisible" untergegangen. Deutschland hingegen war ein überstaatliches und übernationales Wesen; im Reiche gingen nationale, internationale, staatsrechtliche und völkerrechtliche Verhältnisse ineinander über: dieses Mittlersystem zwischen staatsrechtlichen und bloß völkerrechtlichen Verbindungen hatte die größte Bedeutung für die europäische Gesittung. Denn ist es nicht geradezu eine Forderung der politischen Vernunft, daß ein solches Mittleres da sei, weil sich sonst Staatsrecht und Völkerrecht zu schroff gegenüberstehen würden und die spröde Souveränität der Staaten gar kein lebendiges und zuverlässiges Völkerrecht aufkommen läßt? Noch in den Akten des deutschen Bundes war diese internationale Bedeutung der germanischen Föderation gestreift mit der Erklärung, daß der deutsche Bund nicht nur um seiner selbst willen da sei, sondern auch „um die Ruhe und das Gleichgewicht Europas zu erhalten." In der neuen Reichsverfassung ist von einem internationalen Berufe Deutschlands nirgends mehr die Rede. Und solche Verengung des deutschen Horizontes, für den Österreich schon ein Jenseits war, sollte eine Erhebung des deutschen Nationalgeistes sein!

Als Frantz im Jahre 1882 seine Ideen zur Kritik der Bismarckschen Politik niederschrieb, da konnte er noch glauben, das neue Reich werde nur ein Provisorium sein und die föderative Ausgestaltung des Deutschtums würde sich schliesslich doch wiederherstellen. Diese Erwartung ist nicht zum wenigsten infolge des militärischen Druckes des Auslandes auf das neue Reich unerfüllt geblieben. Im übrigen sind fast alle Voraussagungen von Frantz eingetroffen. Und angesichts der Weltlage muß es jedem einleuchten, daß Frantz's Ideen heute mehr als je aktuell sind, auch wenn sie nicht genau in dem Sinne verwirklicht werden können, wie der großdeutsche Politiker es sich dachte. Daß aber Deutschland wieder ein Mittelpunkt föderativer Völkerverbindung werden und daß dazu in seiner eigenen Verfassung sowie in derjenigen Österreich-Ungarns die föderativen Tendenzen gestärkt werden müssen, und daß wir erst dadurch zu dem deutschen Wesen zurückkommen, an dem die Welt wirklich genesen kann, das dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Diese Entwicklung kann nun allerdings nicht durch bloße politische Vorschläge in Gang gebracht werden. Es kommt vielmehr darauf an, daß die junge Generation in Deutschland sich gründlich von der Bezauberung frei macht, mit der die falsche Romantik der neuen Reichsgründung die Seelen der ältern Generation umsponnen, deren ganzes Denken über völkerpolitische Probleme verengt und es im Namen der „Realpolitik" den realsten Tatsachen und Bedürfnissen der neueren Weltentwicklung entfremdet hat. Nicht so, als sollte Vergangenes restauriert werden, — auf den weltorganisatorischen, wahrhaft sozialen Geist kommt es an, von dem wir abgefallen sind und den wir wiedergewinnen müssen. Ähnlich wie die Kunst der Glasmalerei verloren ging und hinterher erst wieder entdeckt werden mußte, so muß die deutsche Wissenschaft sich erst wieder zur wahren Reichsidee erheben und mit ihr das allgemeine Bewußtsein durchdringen. Es muß klar gemacht werden, daß der neuere Nationalkampf, von dem wir seit den großen Erfolgen besessen sind, eine französische Infektion ist, die uns gar nicht ansteht, ja die infolge unserer Schwere und Gründlichkeit noch häßlicher wirkt als drüben; wir sind dadurch gerade in dem gelähmt worden, was unsere Nationalisten so leidenschaftlich erstreben, nämlich in der Expansion deutschen Einflusses über unsere Stammesgrenzen hinaus; die einseitig nationale Konzentration und Zentralisation hat in unserem Volksleben und in unseren Beziehungen nach außen eben jenes föderative Prinzip verdrängt, das dem Prinzip der Zentralisation in allen komplizierteren Aufgaben so unendlich überlegen ist, — weil es eine Synthese zwischen zwei gleich starken Lebensmächten, zwischen Organisation und Selbständigkeit ist.

Sehr treffend bemerkt Frantz über das neuere Nationalitätsstreben: „Wollen die einzelnen christlichen Nationen ihrer Nationalität eine besondere Herrlichkeit zuschreiben, und daraufhin Ansprüche erheben, so beweist das nur, wie wenig sie noch vom Christentum durchdrungen sind. Denn nur der natürliche Mensch ist es, der sich als Deutscher oder Franzose fühlt, der aus dem Geiste geborene Mensch müßte darüber hinaus sein. Überhaupt wäre innerhalb der christlichen Welt eine hohe Geistesentwicklung auf nationaler Grundlage gar nicht möglich. Indem die modernen Völker aus dem Heidentum herausgingen, verlor ihre Nationalität die tiefsten Grundlagen ihrer geistigen Eigentümlichkeit, welche überall auf dem Gottesglauben beruht hatte. Kommt noch hinzu, daß die Kulturentwicklung der modernen Völker zum guten Teil auf der altklassischen Kunst und Literatur beruht, — wie wenig kann in dieser Kultur noch das spezifisch Nationale bedeuten, sobald man tiefer eingeht . . .; es charakterisiert die neue Zeit, daß solche Sonderentwicklung bereits ihren reellen Boden ver-

loren hat. Sieht es trotzdem so aus, als ob vielmehr die Nationalitätstendenzen in unsern Tagen emporkommen, indem man sich überall mit der besondern Herrlichkeit seiner Nationalität aufspreizen will, so ist das eben ein hohles Wesen und bedeutet nur das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes . . . Der deutsche Geist würde dem Untergang geweiht sein, wenn er wirklich dauernd der Herrschaft der Nationalitätsidee verfiele." (III S. 85 ff.) Und an anderer Stelle heißt es in ähnlichem Sinne: „. . . ist nicht gerade Deutschland berufen, über den engen Kreis nationaler Ideen und Interessen hinaus sich auf den übernationalen und universalen Staatspunkt zu erheben, um durch sein Beispiel auch die anderen abendländischen Nationen dazu anzureizen, und damit selbst die Basis einer abendländischen Willensgemeinschaft zu bilden? Für das Christentum ist die heutige deutschtümliche Großtuerei geradezu ein Schlag ins Angesicht . . . Fürwahr, um in der Politik von 1866 und in den Kriegstaten von 1870 einen Fortschritt des christlichen Geistes zu erblicken, dazu würde ein Hofpredigerchristentum gehören . . . Tatsache ist leider, daß die großen Kriegserfolge, statt den christlichen Geist zu beleben, vielmehr einen heidnischen Geist entfachten."

Zum Schluß seines Werkes beleuchtet Frantz die von ihm erörterten politischen Probleme noch vom christlichen Standpunkte. Seine Gesichtspunkte fallen hier ganz mit dem zusammen, was wir in unseren früheren Darlegungen über Ethik und Realpolitik nachzuweisen gesucht haben. Das Großmachtsystem erscheint Frantz vom christlichen Standpunkt in doppelter Hinsicht verwerflich: „denn einerseits wird nach diesem System die bloße Macht zum Selbstzweck gemacht, anderseits führt es zur Nationalitätspolitik und wird darum in beider Hinsicht heidnisch." Der Föderalismus hingegen, der auf Grund seiner Synthese zwischen dem Prinzip der Individualität und dem Prinzip der Gemeinschaft allein den immer größeren und drängenderen Aufgaben des Völkerlebens gewachsen ist, und der sich auch als das einzig zuverlässige Prinzip für die inneren Probleme der Gesellschaft erweist, — der Föderalismus entspricht auch allein den Grundforderungen, die das Christentum an das menschliche Gesellschaftsleben stellen muß. Daß nun heute, dreißig Jahre nach dem Erscheinen des hier besprochenen Buches, die politische Weltnot so dringend und unausweichlich auf die föderativen Organisationsformen hindrängt, ist wohl eine eindrucksvolle Bestätigung dafür, daß die christlichen Inspirationen auch sozialorganisatorisch allein den großen politischen Schwierigkeiten des Völkerzusammenlebens gewachsen sind. Ganz gewiß hat innerhalb großer föderativer Ordnungen auch die Zentralisation ihre große Aufgabe, nämlich überall dort, wo es sich um gewisse unentbehrliche technische Einheitsfunktionen menschlicher Staats- oder Kulturgemeinschaften handelt, oder auch auf militärischem Gebiete und bei verwandten Aufgaben der Massen-Kooperation. Und hier wird die außerordentliche Leistungsfähigkeit des preußischen Dienstes noch große Schule in der ganzen Welt machen. Daß die wirklich großen Seiten dieses Systems noch nicht überall die verdiente Würdigung gefunden haben, das beruht ja gerade darauf, daß man ihm irrtümlicherweise auch Aufgaben und Probleme zur Lösung anvertraut hat, denen das zentralistisch-militärische System überhaupt nicht gewachsen ist, die vielmehr durch die Schematisierung nur in fast unlösbare Schwierigkeiten gebracht werden. Welche verhängnisvolle und in Jahrzehnten nicht heilbare Not hat uns z. B. die Anwendung Bismarckischer zentralisierender Gewalttätigkeit auf das konfessionelle Problem, auf die Arbeiterfrage, auf das polnische und elsässische Problem verursacht! Wo es sich um die soziale Ausgleichung und Zusammenordnung wirklicher Gegensätze von Interessen, Temperamenten, Rassen und Weltanschauungen handelt, da kann nur das föderative Prinzip in Frage kommen. Es ist, wie Frantz sagt, „ein zweiseitiges Prinzip: es betrachtet alle Dinge nach zwei Seiten, wonach sie ebenso etwas für sich sind, als sie zugleich einem größeren Ganzen dienen sollen." Und sehr treffend hebt er hervor, daß es bei jeder Art von gesellschaftlichen Fragen, also auch bei den im engeren Sinne sozialen Fragen, immer auf diese Zweiseitigkeit des Lösungsversuches ankomme, während bei uns immer noch eine Einseitigkeit gegen die andere kämpfe, die individualistische gegen die sozialistische oder umgekehrt. In diesem Sinne darf Frantz seine Ansicht in folgenden Worten zusammenfassen, mit denen wir diese freie Wiedergabe seiner Ansichten abschließen wollen:

> „Der Föderalismus führt die innere und äußere Politik auf ein gemeinsames Prinzip zurück, welches, von den Gemeinden zu Kreisen und Provinzen fortschreitend, durch den Staatsverband und Reichsverband hindurch sich bis zur Völkergesellschaft entwickelt. Das ist das Erste und das, worin zugleich der Grundcharakter des Föderalismus hervortritt: daß er sozusagen aus dem Vollen arbeitet, aus der Anschauung des gesamten Völkerlebens heraus, und darum gerade von den Gesichtspunkten der sogenannten auswärtigen Politik ausgeht, was von keiner anderen Partei geschieht." (III, S. 204.)

Die Theorien und praktischen Vorschläge von Frantz sind gewiß nicht alle annehmbar. Manche seiner Auffassungen über konfessionelle Fragen werden berechtigtem Widerspruch begegnen, auch wenn man seiner Ansicht beipflichtet, daß Deutschland für das friedliche Nebeneinander der Konfessionen die gleiche Vorarbeit und Weltarbeit zu leisten habe, die ihm auf völkerpolitischem Gebiete durch seine besonderen Gaben und durch den Geist seiner Geschichte auferlegt sind. Von hoher Bedeutung für die politische Bildung des neuen Deutschlands ist es jedenfalls, daß man gründ-

lich von Frantz' deutscher Geschichtsphilosophie und von seinen Gedanken über Nationalstaat, Zentralismus und Föderalismus lernt. Was er als die Grundfehler der Jahre 1866 und 1871 bezeichnet, das kann allerdings heute nicht mehr in dem Sinne rückgängig gemacht werden, wie er es vor dreißig Jahren noch für möglich hielt. Wohl aber werden die schwierigen Aufgaben unserer neuen Weltstellung uns ganz von selbst in die Richtung treiben, von der wir durch die starke nationale Konzentration abgedrängt worden sind. Die Welt verlangt heute ebenso leidenschaftlich nach Differenzierung und Freiheit, wie nach Einordnung und Organisation. Man ist reifer geworden für Einheit und Disziplin, aber explosiver als je gegen alles reglementierende Machtwesen. Ein Staatswesen, das damit nicht rechnen wollte, wäre dem Verderben geweiht. Aus jenen Notwendigkeiten ergeben sich von selbst stark föderalistische Tendenzen in der innern und äußern Politik. Das mit uns jedenfalls enger zusammenwachsende Österreich-Ungarn kann seine Völkerprobleme nur durch Reformen in der Richtung des föderativen Staatssystems lösen: man muß dort einander ferner rücken, um einander näher zu kommen. Anders sind „Eigenart" und „Einheit" nicht zu versöhnen. Fast alle großen inneren Schwierigkeiten der Doppelmonarchie im letzten Jahrhundert kamen doch daher, daß Österreich in der Behandlung seiner Völker zu sehr von der alten föderalistischen Reichsidee in das zentralistische Großmachts-Regime mit deutschnationaler Vorherrschaft abgefallen war. Diesen Zentralismus hat dann auch Ungarn seinen nichtmagyarischen Bestandteilen gegenüber nachgeahmt, was dann wiederum für die Gesamtlage der Doppelmonarchie gegenüber dem Balkan allerlei verhängnisvolle Folgen gehabt hat. Gerade um nach dem Balkan hin Vormacht zu werden, muß Österreich-Ungarn in seinen Verfassungen noch weit konsequenter vom Zentralismus zum Föderalismus übergehen. Föderalismus heißt dabei keineswegs: fortschreitende Lockerung des Staatsverbandes. Im Gegenteil. Eine weitergehende Differenzierung auf bestimmten Gebieten kann den Willen und die Kraft zur Einheit auf anderen Gebieten sogar steigern. Viel unvernünftiges zentrifugales Wesen in unserer Epoche beruht ja nur auf begreiflicher Reaktion gegen die Übertreibungen und Engherzigkeiten auf Seiten der zentralen Instanzen. Föderalismus dezentralisiert also keineswegs bloß, sondern ist sogar erst der gesunde Boden für große zentrale Energieentfaltung.[1]) Die hier als unausbleiblich bezeichnete Entwicklung der mit uns engverbündeten Staaten kann natürlich nicht ohne Rückwirkung auf unsere eigenen Zustände bleiben, und um so weniger, als wir selbst ja in verwandte Aufgaben hineinwachsen. Das wird sich zunächst gegenüber den östlichen und westlichen Grenzbevölkerungen in einer größeren Reserve der Zentrale und in großmütigeren Konzessionen an abweichende Traditionen und Erinnerungen kundgeben. Nicht „Germanisierung", sondern politische und kulturelle Vereinigung mit uns auf Grundlage der Selbstbestimmung, wird das leitende Ziel werden, — schon um nicht von vornherein die andern an uns grenzenden kleineren Gemeinwesen von jeder Art von Angliederung abzuschrecken.[1]) Und weiter: Wenn wir genötigt werden, bei der sich aus dem Kriege ergebenden Angliederung fremder nationaler Gruppen wieder auf das alte föderative Element zurückzugreifen, so wird diese neue politische Organisation mit allen ihren Konsequenzen von selbst auch auf die innere Gliederung Deutschlands im föderativen Sinne zurückwirken. Es kann sich sogar weiterhin als wünschenswert herausstellen, daß das deutsche Kaisertum sich um seiner erweiterten Hoheitsaufgaben willen einmal von der preußischen Krone loslöst und diese einer andern Linie der Hohenzollern-Dynastie überläßt. Kurz: der mitteleuropäische Bund, auf den hin das ganze Frantzsche Buch geschrieben ist, wird unaufhaltsam kommen, und erst dabei wird uns ganz deutlich werden, wie weit uns die Bismarcksche Ära mit ihrer Politik der nationalen Isolierung von der Erfüllung unserer eigentlichen und nicht zu umgehenden weltpolitischen Aufgaben zurückgeworfen hat, — Aufgaben, die nach vier Jahrzehnten zielloser europäischer Misere und durch ein Meer von Blut und Tränen hindurch nun doch von uns in Angriff genommen werden müssen.

Von all diesen Gesichtspunkten und Perspektiven aus erkennt man auch deutlich den Kern von Recht und zugleich den phantastischen Nonsens in der alldeutschen Propaganda. Hinter den besten Vertretern dieser Sache steckte die richtige Ahnung, daß Deutschland weit über seine jetzigen Grenzen hinaus weltorganisatorisch wirken müsse. In dieser Beziehung standen sie dem alten germanischen Geiste näher als die bloß nationalgesinnten Kleindeutschen. Sie entfernten sich aber wiederum weit von diesem Geiste und gerieten in völlig lebensfremde Utopien dadurch, daß sie diese Weltaufgabe durch nationale Expansion und Aufsaugung angrenzender Kulturen und Nationalitäten er-

[1]) Der Leser kann nicht genug auf diese wichtige soziologische Wahrheit hingewiesen werden. Das föderative Prinzip ist nicht etwa das Gegenteil von „zentraler" Behandlung menschlicher Angelegenheiten, sondern vielmehr gerade eine Bürgschaft für wahre Zentralität der Entscheidungen, für gerechte Anteilnahme aller Beteiligten an dem zentralen Willensakte; daher liegen in der föderativ zustande gebrachten Einheit auch weit größere Kräfte verborgen als in der einfachen mechanischen Zentralisation.

[1]) Frantz macht darauf aufmerksam, dass es kaum denkbar sei, daß Holland, Skandinavien, die Schweiz sich dem jetzigen national stark abgeschlossenen Reiche eingliedern könnten und möchten, während dies bei einem mehr übernationalen, föderativ organisierten Reichskörper wenig Schwierigkeiten gehabt haben würde. Nun, vielleicht zwingt das brennende Problem Mitteleuropa die Zentralmächte doch, allmählich auf manche Ideen von Frantz zurückzugreifen, dann wird manches möglich werden, was jetzt Utopie erscheint.

füllen zu können glaubten. Sie sahen nicht, daß auch hier nur derjenige wahrhaft herrscht, der zu dienen entschlossen ist. Sie verkannten, daß in einer Zeit, in welcher der Respekt der Individualität so im Mittelpunkt der ganzen Kultur steht und so sehr alle Lebensordnungen durchdringt, wie es in der Gegenwart der Fall ist, die Völker sich nicht mehr durch bloße Unterwerfung organisieren lassen. Eine dauerhafte Weltwirksamkeit kann heute nicht mehr durch Imperium, sondern nur durch weltorganisatorische Zusammenfassung autonomer Völkerindividualitäten begründet werden. So gilt auch für das Völkerleben in geheimnisvollem Sinne das Wort Christi: „Wer von euch den anderen dient, der wird der Größte unter euch sein!"

Wird die deutsche Nation einmal in diesem Sinne wieder die eigentliche Trägerin internationaler Kultur, die Basis für die Entwicklung des Völkerrechtes, so wird das für auch alle ihre inneren Lebensordnungen von unberechenbarem Segen werden. Es gibt gar keine fruchtbarere Expansion als die Expansion des Rechtsgedankens über die nationalen Schranken hinaus. Das Völkerrecht erst ist die wahre Sanktion und Befestigung der Rechtsidee überhaupt, so wie anderseits die Anarchie in den internationalen Beziehungen auch die Kraft und Sicherheit des innerstaatlichen Rechtslebens unablässig lähmt und in Frage stellt. Frantz nennt in diesem Sinne das Völkerrecht „die Krone alles Rechtes, woraus alles andere Recht erst sein volles Licht erhält." Und er will nur diejenige Politik als wahrhaft groß gelten lassen, die solche übernationale Horizonte im Auge hat. „Das macht eine Nation noch nicht groß, daß sie eine große Armee schafft, und ihre Nachbarn niederschlägt, sondern wahrhaft groß macht sie erst, daß sie sich hohe Ziele setzt, und nur was aus dem Streben darnach entspringt, das sind die wahrhaft großen Taten."

Von diesen Gesichtspunkten aus ist es wahrhaft erstaunlich, wie das deutsche Volk, das auf so großen Traditionen der Weltarbeit steht, es vier Jahrzehnte hat ertragen können, in bezug auf die Größe seiner Gesamtziele derartig auf Hungerration gesetzt zu sein. Viel deutsche Unruhe und Mißstimmung mag ihre eigentliche Ursache in dieser Erbärmlichkeit der nationalen Horizonte gehabt haben, viel alldeutsches Sehnen ist sicherlich aus dieser deutschen Entbehrung entsprungen und viele Deutsche haben den Krieg zweifellos auch als endliche Befreiung aus dieser Enge begrüßt, haben darauf gehofft — so paradox es scheint —, daß gerade auf den Schlachtfeldern ein größeres Programm internationaler Völkerkultur beschlossen werden würde. Die gähnende Langeweile der bloßen Nationalinteressen und ewigen gegenseitigen Bedrohung dieser beschränkten Interessen war jedenfalls nicht mehr zu ertragen . . . .

Es ist unglaublich, was man in dieser Beziehung der deutschen Schuljugend an manchen Zentren des Nationalismus zugemutet hat. Als ob das unablässige lärmende Karusselfahren um die Würde und Herrlichkeit der eigenen Nation irgend einen bildenden Wert habe und nicht vielmehr die Seele veröden müsse, trotz aller Romantik, mit der man die Kahlheit dieses nationalen Ichkultus verhüllt hat. Wer die deutsche Jugend der jüngsten Generation beobachtet hat, der weiß, wie sehr sie innerlich diesen Dingen fremd geworden war und wie sehr sie nach größeren Horizonten für ihren Enthusiasmus dürstete. Man kann sagen: diese Jugend war aus innerster Revolte gegen das Nationaltreiben wieder mehr wahrhaft deutsch geworden und weniger patriotisch-national. Für große Opfer und wahres Heldentum im Leben ist das die allein gesunde Basis. So, wie „Persönlichkeit" nicht durch ewiges Reden vom Ich und Sichbesinnen auf das Ich, sondern durch das Gegenteil davon erzeugt wird, so kann auch wahre Volksliebe nicht durch unablässige nationale Selbstbewunderung gesichert werden, vielmehr lernt man sein Deutschland lieben dadurch, daß man ganz schlicht angeleitet wird, im ältesten, besten Sinne deutsch zu sein, — dazu gehört eben vor allem eine Einführung in den tiefgegründeten internationalen Beruf des deutschen Volkes, der doch das unzweideutigste Vermächtnis seiner ganzen Kulturgeschichte ist. Für die höhere staatsbürgerliche Erziehung der reiferen Jugend, für die Erweckung jener völkerverbindenden Tradition wäre kein Autor so geeignet wie gerade Frantz. Bei ihm könnte unsere Jugend lernen, in politischen Dingen wahrhaft deutsch zu denken. Wie wenig hingegen kann sie dies aus der abstrakten Staatsphilosophie Fichtes und Hegels lernen. Da ist überall nur vom isolierten Staat und nirgends von Weltkultur und Völkergemeinschaft die Rede. Wir, das Volk der Denker, leiden geradezu schweren Mangel an hohen und zugleich konkreten Gedanken über den nationalen Beruf des deutschen Volkes in der Weltpolitik. Da werden unsern jungen Leuten immer wieder Fichtes Reden an die deutsche Nation empfohlen. Und jeder redet sich aufs neue ein — nicht selten, ohne diese Reden wirklich durchgelesen zu haben —, daß sie wirklich herrlich und begeisternd seien. Hat denn aber niemand den Mut, einmal offen zu sagen, daß die Größe Fichtes als Denker und Persönlichkeit gänzlich außerhalb dieser Reden liegt und daß sie ein ganz erstaunlich leeres, breites und phrasenhaftes Gerede sind, ohne alle klaren und leuchtenden Direktiven für den persönlichen und nationalen Willen?

Die Vertiefung in die internationale Weltaufgabe Deutschlands, in ihre geschichtlichen Wurzeln und Voraussetzungen, in ihre geistigen und sittlichen Erfordernisse, wird die ganze politische und soziale Bildung unserer Jugend auf eine höhere Stufe heben und alle dem Ideal zugewandten jungen Seelen mächtig ergreifen. Und nur ein durch diese Gedanken geläutertes und erzogenes Deutschland wird wirksam an der Läuterung der Welt arbeiten können. In den

Kriegsmonaten hat man bis zum Überdruß lesen und hören können, daß „am deutschen Wesen" noch einmal „die Welt genesen" solle. Wie gar wenige von denen, die ihre Reden und Aufsätze mit dieser Verheißung geschlossen haben, können von sich sagen, daß sie wirklich in der alten deutschen Tonart geredet haben, auf die sich jenes Dichterwort allein bezieht und durch die es allein Sinn erhält, wieviele haben vielmehr gerade die Tonart gewählt, an der die Welt krank geworden ist, die Tonart der herrischen Selbstsicherheit, der nationalen Einbildung, des einseitigen Glaubens an Blut und Eisen! Möge die neue Jugend hier gründlich Wandel schaffen!

Krieg und Charakterveredlung.

Von H. von Beaulieu.

Seit Beginn des Krieges ist von den vielen großen Worten, die uns umwirbeln, eines mit solcher Beharrlichkeit wiederholt worden, daß man getrieben wird, sich mit ihm auseinanderzusetzen: es ist die Behauptung, daß der Krieg die Menschen veredle. Man denkt dabei an den großen nationalen Aufschwung, an die Bereitwilligkeit der Männer, dem Rufe zu den Fahnen zu folgen, an die der Daheimgebliebenen, pekuniäre Opfer zu bringen. Hauptsächlich meinen die Sprecher aber doch ihre eigenen Gefühle, den erregten, gehobenen Zustand, den Rausch, in dem sie sich, — besonders zu Anfang des Krieges — befanden der sie auf die Straße und in die Kaffeehäuser trieb, und sie im fieberischen Mitteilungsdrange mit Schaffnern und Kellnern fraternisieren ließ, weshalb sie den Tag allgemeiner menschlicher Verbrüderung angebrochen wähnten. Wenn freilich zu der leuchtenden Auges und mit hochgeschwellter Brust abgegebenen Versicherung, daß man sich durch die Größe der Zeit veredelt fühle, der Wunsch gefügt wurde, daß eine Bombe auf Westminster oder den König von Belgien fallen möge, wollte das Exempel zur Behauptung nicht recht stimmen...

Gewiß, der Krieg, besonders der Anfang mit seinem nationalen Aufschwung, seiner riesigen Gemütsspannung, riß die Menschen aus dem Alltag über die Grenzen ihrer Natur hinaus. Es war etwa so, als wenn ein ruhig dahinströmender Fluß plötzlich an ein Hindernis kommt und nun schäumend und donnernd darüberstürzt: Tempo und Dynamik werden beschleunigt und verstärkt, aber — der spezifische Gehalt des Wassers bleibt doch unverändert. (Ein brausendes Wehr ist etwas Schönes, und das ist auch der Aufschwung eines ganzen Volkes. Aber es ist nicht alles Aufschwung und Begeisterung, das ist mehr der Moment vor dem Kriege.)

Wir dürfen wohl sagen, daß wir uns gut gehalten haben. (Bei der lärmenden Selbstverherrlichung, die jetzt bei uns im Schwunge ist, geniert man sich nachgerade, etwas zu sagen, daß nach nationalem Eigenlob schmeckt.) Ich möchte ein Hohelied auf die deutsche Ordnung anstimmen, wenn wir nicht übergenug an Hohenliedern hätten. Tapferkeit — selbstverständlich! Alle Nationen sind tapfer. (Das Märchen von den immer davonlaufenden Franzosen ist auch bei den heißesten Patrioten wohl verstummt.) Aber die heilige Ordnung, die segensreiche, ist unsre eigenste Tugend. Wenn der deutsche Schulmeister den Krieg 70 gewonnen hat, so wird dieser von dem deutschen Beamten gewonnen werden, mit seiner Genauigkeit, seiner sich bis aufs kleinste erstreckenden Treue. Aber diese Ordnung, von der jeder richtige Deutsche einen Schuß im Blute hat, ist kein Ergebnis des Krieges, sondern er hat sich in ihm nur bewährt, wie er es im Frieden getan hat.

Jedoch die Veredlung! Über die Veredlung der Kämpfer möchte ich schweigen. Sie tun ihre Pflicht, sie lassen ihr Leben; Ehrfurcht vor diesen Tatsachen legt uns Zurückhaltung auf. Gewiß, die Kriegszucht mag große moralische Kräfte auslösen. Wir hören mit Stolz von den Bravourtaten, mit noch größerem von Taten barmherziger Güte der Unsrigen, und in den französischen Fliegeroffizieren, die sich entleibten, in dem Augenblick, wo ihr Fahrzeug getroffen und sie in die Hände der Feinde fallen mußten, war sicher ein seltner Grad von moralischem Heldentum mächtig. Das sind schöne, leuchtende Punkte, wie sie die Poesie von den Kriegen aufbewahrt. Aber wie das Lagerleben, das monatelang als Sieger (und auch als Besiegter) in den eroberten Städten Liegen, das gewohnheitsmäßige Töten und Brennen, die ganze durch die Kriegslage gegebene rücksichtslose Gewalttätigkeit moralisch wirken muß, (von der Verwilderung der sexuellen Moral ganz zu schweigen!) — besonders auf die vielen minderwertigen Elemente in einem Millionenheer, — das sich auszumalen bedarf es keiner übermäßig großen Vorstellungskraft.

Wenden wir unser Auge auf die Zustände daheim, die wir besser zu übersehen vermögen. Wie steht es da mit der Veredlung?

Da ist die großartige Krankenpflege- und Fürsorge-Organisation. Das über die deutsche Ordnung Gesagte trifft hier zu. Nach meiner bescheidenen Kenntnis anderer Nationen, sind Opferwilligkeit, Hilfsbereitschaft, Herzensgüte, anderswo ebenso groß als bei uns; aber wir haben mehr System in diese irrationalen Eigenschaften gebracht. Durch dieses System wird der Strom der Charitas in die rechten Kanäle geleitet, so daß nichts verloren geht oder auf falsche Äcker kommt. (Auf die politische Klugheit dieser Tätigkeit braucht wohl kaum hingewiesen zu werden.) Aber die großen Gaben aus privaten Mitteln? — Ja, man hat viel gegeben. (Zwar auch viel genommen, und nicht immer innerhalb der Grenzen von Recht und Billigkeit.) Aber wenn Menschen, die in Friedenszeiten nichts für andere übrig haben, jetzt große Summen zeichnen, so können skeptische Leute sich nicht des Gedankens entschlagen, daß hier nicht ein Fall

von plötzlicher „Veredlung" vorliegt, sondern daß andere Motive der säumigen Charitas unter die Arme gegriffen haben, wohl hauptsächlich der Wunsch, seinen Patriotismus öffentlich darzutun.

Aber das große Angebot von Hilfskräften, besonders von weiblichen zu den Werken der Liebe, — ist das etwa keine Kriegsveredlung?

Es ist viel an guter ehrlicher Arbeit geleistet worden. Und vielleicht ist das Frauenrecht (nämlich das Recht auf Arbeit) die einzige fortschrittliche Bewegung, die aus dem Kriege Vorteil gewonnen hat. Nicht, weil die Frauen durch den Krieg „veredelt" wären, sondern weil er ihnen Gelegenheit gab, ihre Leistungsfähigkeit zu beweisen. Aber, daß sich jemand als tüchtig bewährt hätte, der es nicht schon vor dem Kriege gewesen, ist eine romantische Täuschung. Von den Tausenden, die im ersten Rausch die Büros des nationalen Frauendienstes stürmten, sind die meisten nach kurzem enttäuscht wieder abgefallen, weil sie sich die Sache schöner gedacht hatten, interessanter „dankbarer". Der Drang, sich langweiligen häuslichen Pflichten zu entziehen, etwas zu „erleben", sprach bei einem großem Teil der jungen Mädchen, die sich dem Vaterlande zur Verfügung stellten, ebenso mit, wie bei der Männerjugend die Lust am Abenteuer und die Abneigung gegen die Schule. Und in der Vereinstätigkeit, so viel Gutes sie auch geschaffen hat, spielten sich die selben kleinen Intriguen an Eitelkeit und Herrschsucht ab, wie in Friedenszeiten; unter dem Deckmantel des Patriotismus wurden auch kleine persönliche Ehrgeize gefördert...

Von der großen „Wandlung", von der so viel und tönend gesprochen wird, ist leider nicht viel zu spüren. Zwar wäre sie eine Tatsache des innern Lebens, aber sie müßte doch durch irgendwelche Anzeichen offenbar werden. Wir lesen und hören (mit dem Brustton der Überzeugung vorgetragen), daß wir mit dem Kriege zur germanischen Tugend und Reinheit zurückgekehrt seien und wissen doch, daß die Verwilderung der sexuellen Moral eins der traurigsten und dunkelsten Kapitel im Lebensbuche einer kriegführenden Nation ist. Trotz des Rühmens der wiedererlangten edlen Einfachheit zeigt das Straßenbild die selben aufgedonnerten Modegestalten wie sonst, (daß man's jetzt „deutsche Mode" nennt, macht's doch nicht besser!) die auf ihren hohen germanischen? Stöckelschuhen kaum das Gleichgewicht halten können. Wir sehen die Theater, die einer minderen Muse geweiht sind, ebenso voll, wie die Kinos, die neben blutigen patriotischen Stücken die alten packenden Erotica bringen, deren Titel allein genügen ... Wir sehen die Menschen, soweit sie nicht durch den Krieg persönliche Verluste erlitten haben, — und selbst dann manchmal! — ihren Vergnügungen nachgehen, wie immer und die blutigen Berichte der Morgenzeitung als eine angenehme Würze zum Kaffee nehmen. Für einen großen Teil der Leute, die nichts zu verlieren haben durch den Krieg, ist das Leben, wenn sie ehrlich sein wollen, viel reicher und unterhaltender geworden; die Zeitungen, der Stammtisch, der Straßenbummel, alles ist von einer angenehmen Sensation durchpulst. Und wenn man manchmal ein paar Zigarren verschenkt und Brotmarken überspart, wenn man 5% Kriegsanleihe kauft, hat man zudem das erhebende Gefühl, dem Vaterlande Opfer zu bringen.

Eines wird immer als Ertüchtigungsmoment vom Kriege hervorgehoben: daß er, wie mit schwächlicher Dekadentenkunst, so mit der ganzen modernen Nervosität aufgeräumt habe und ein Heldengeschlecht züchte. Der Krieg mag mit einem Teile der gängigen Nervosität aufgeräumt haben, dafür hat er uns aber eine ganz neue Art beschert: die Kriegsneurose. Die schweren Nervenzusammenbrüche von Kriegsteilnehmern sollen hier nur mit Teilnahme erwähnt werden; wir denken mehr an den aufgeregten, anormalen Zustand, in dem so viele Leute sich — besonders zu Anfang des Krieges — befanden, der sich bei manchen zu schweren Psychosen steigerte, bis zur Flucht aus dem Leben. Auch in der angeblich durch den Krieg gesundeten und ethisch gewordenen Literatur (ad hoc verfaßte, grobschlächtige „Immer feste druff" Stücke können wir weder als ethisch noch als Literatur ansprechen), besonders in der Lyrik, findet sich die Hysterie in Paroxismen des Hasses, in dem Gemisch von Blutrausch und Mystik. Bei den vielen wurde es aber nicht so schlimm. Bei dem Philister äußerte sich die Kriegsnervosität nur in einer gereizten, streitsüchtigen Stimmung, die sich entlud gegen diejenigen, die nicht auf der Höhe seiner patriotischen Gesinnung waren.

Es ist immer schlimm für eine Zeit, wenn sie unter die Herrschaft einer bestimmten Formel gerät, eines Schlagwortes, das nun die Norm abgeben muß für alles Denken, Sagen und Tun. Dieses Schlagwort ist seit dem 1. August 1914 „Patriotisch". Es wird mit diesem Worte ein tyrannischer Zwang der Gutgesinnten (die sich dafür halten) auf die andern ausgeübt. Der neue Patriotismus tritt mit der ganzen orthodoxen Unduldsamkeit eines neuen Glaubens auf, der soeben zur Staatsreligion erhoben worden ist, aber die Auslegung, die seine Bekenner ihm geben, ist ganz danach, feinere und freiere Geister aus der Kirche zu treiben. Alles und jedes kann „patriotisch" sein — oder auch nicht —wobei dann persönliche Neigung und Vorteil oft die Gesinnung diktieren. Was man selber nicht mag, oder zurzeit nicht kann, — wird als „unpatriotisch" gebrandmarkt. So findet die Frau, die zufällig in Trauer ist, es frivol, wenn andere Frauen in Weiß gehen, und wer nicht gerne Musik hört, findet, daß Konzerte nicht mit dem Ernste der Zeit vereinbar seien. Der „Ernst der Zeit" wird immer zitiert, wenn einem irgend etwas nicht paßt. Nur in einem sind die, die mit dem 1. August 1914 ihren Patriotismus entdeckten (vorher war es ihr einziges Bestreben, aus dem Staat gegen möglichst wenig Arbeit möglichst viel Geld herauszudrücken) einig: in der Kriegsbegeisterung!

Wer hätte gedacht, daß gerade der Philister, dieser bequeme Herr, dem seine Gesundheit über alles geht, der sein Leben ganz auf persönlichen Nutzen und Vorteil aufgebaut hat, so viel kriegerischen Geist zeigen würde! Denn der Philister am Stammtisch ist es, der immer gleich mit rotem Kopf nach Repressalien schreit, der Europa aufteilt und die besiegten Feinde mit Stumpf und Stiel ausrottet. Aber tiefer gesehen, ist das Phänomen gar nicht so unerklärbar. Denn die Sache der Nation und die Sache jedes einzelnen fällt hier ja zusammen, und Herr Meier ist mit seinem ganzen persönlichen — d. h. vor allem natürlich pekuniärem — Interesse daran beteiligt, daß wir siegen, der Einzelegoismus geht in Massenegoismus auf. Überdies hat der Philister — bei seiner ganz instinktiven Hinneigung zu dem, was bequem und vorteilhaft ist, immer die Ideale, die „reif" sind, seine Überzeugung ist immer gerade die, die Kurs hat. Für „Ideologien", bei denen nichts herauskommt (nämlich kein persönlicher Vorteil), würde der neugebackene „Idealist" nach wie vor nicht zu haben sein. Trotz seiner feldgrauen Weltanschauung ist er doch noch ganz derselbe. (Herr Meier hat natürlich Geistesbrüder in allen Kulturländern.)

Wie es mit der Veredlung durch den Krieg bestellt ist, kann man so recht erkennen, wenn man die Zeitungen (besonders die mittleren und kleinen) des Winters 1914—15 verfolgt. Aus ihnen gewinnt man den Eindruck, daß es ebenso wichtig, wie den Feind auf dem Felde der Ehre zu schlagen, ist, ihn auf dem Felde der Unehre, nämlich im Beschimpfen, zu besiegen. Der „Patriotismus" verlangt, daß man das Volk, mit dem man im militärischen Streit liegt, nun auch in seinem Zivilcharakter angreift. Wir habens erlebt, wie in der Presse, in der Reihenfolge ,wie sie in den Krieg mit uns traten, bei den europäischen Nationen nachgewiesen wurde, daß sie auf der untersten Stufe (die Engländer sogar auf der alleruntersten, wie „unser" Chamberlain sagt, und der als Engländer muß es ja wissen!) der moralischen Verkommenheit angelangt seien. Auf gegnerischer Seite macht man uns den Vorwurf, wir seien von unsern großen Traditionen abgefallen und „entartet". So bewirkt der blinde Haß des Krieges auch auf geistigem Gebiete eine Politik der Repressalien. Die Entrüstungsmoral, die auf allen Seiten geübt wird, ist wohl das äußerste Gegenteil von dem, was sich an moralischer Veredlung denken läßt.

Mit solcher geistigen Kost zwei-, dreimal am Tage gespeist zu werden, muß allmählich zu geistiger Rückbildung führen. Vielleicht sind die Verschleisser dieser Kost gerade so harmlose, gutmütige Menschen, als die Masse derer, die draußen im Felde mit allen Mitteln der glänzenden modernen Technik einander umbringen. Aber die Kriegsmoral, die gepriesene neue „Wertung" verlangt, daß man so schreibe, sonst ist man kein Patriot. Die Zensur schafft uns wieder die „innere Einheit." Und die Patrioten lesen immer wieder mit Genugtuung, daß die Deutschen das von Gott erwählte Volk sind (wie Franzosen und Engländer es von sich lesen). Sonderbar, dieser alttestamentliche Glaube bei europäischen Nationen des 20. Jahrhunderts!

Und, auch sonderbar! Obwohl wir uns, — wie jede kriegführende Nation — für das erwählte Volk halten, wird doch immer die Forderung aufgestellt, daß wir uns von Grund auf ändern, daß wir die eben noch so an uns gerühmten Tugenden ablegen müssen. Neben dem Lobe der tiefen deutschen Bildung steht, daß die Schulen mit dem Firlefanz humanistischer Bildung aufräumen und für das praktische Leben vorbereiten sollten; neben dem Preisen der deutschen Arglosigkeit, des „Siegfriedcharakters", wird eine kluge ohne Gewissenskrupel arbeitende, rücksichtlos das deutsche Interesse vertretende Diplomatie gefordert; wir müßten „Wirklichkeitsmenschen" werden, tüchtig zugreifen und energisch kolonisieren, „auftreten" im Auslande, politisch sowohl wie als Vergnügungsreisende. Wir unser Vaterland und Volk liebenden „Unpatriotischen" wünschen eine Änderung in der erwähnten Richtung aber nicht, da uns dieses Idealbild verzweifelt undeutsch anmutet. (Ja, hat es genau besehen, nicht eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Bilde, das wir mit Abscheu von unsern bestgehaßten Feinden entwerfen?)

Abgesehen von diesen teils der Stimmung des patriotischen Lesers entgegenkommenden, teils sie bereitenden Artikeln, — wie veredelnd wirken die täglichen Berichte vom Kriegsschauplatze! Ertappt man sich nicht selbst mit Grausen dabei, daß man mit Gleichgültigkeit von blutigen Zusammenbrüchen liest, von tausend Toten! Man stumpft ab gegen das Entsetzliche, wenn es alltäglich wird. Wie aber erst die Menschen, die solche Dinge mit gierigen Blicken verschlingen (die Schuljugend auf der Straße!), strahlend vor Genugtuung, wenn das Gräßliche nur zu unserm Vorteil ist! Tausende sind in den Masurischen Seen eines gräßlichen Todes umgekommen — freut euch! Die Flaggen heraus! Eine ahnungslos schlafende Stadt hat den „Besuch" von Fliegern bekommen — herrliche Tat! Nur 50 Tote? Schade! Und die „zarten" Frauen bekommen leuchtende Augen und rote Wangen vor Begeisterung, und die kleinen Kinder, die noch nicht ordentlich sprechen können, lallen Kriegsfreude und Haß!

Aber was wollen Sie, es ist doch Krieg!

Gewiß. Aber man sage nur ehrlich, daß der Krieg entsetzlich ist, daß er das menschliche Gefühl tötet, indem er das Patriotische (in dem Selbsthingabe und wütender Egoismus so seltsam verquickt sind) ausarten läßt, und man lasse die furchtbare Phrase, daß er „veredle". Er „veredelt" ein Volk so, wie es eine Familie veredelt, wenn sie einen Prozeß führt mit ihrem Nachbar. Wenn man nur dem andern schaden kann — und ob man sich auch um Hab und Gut prozessiert! Der Haß, der anfangs nur eine Be-

gleiterscheinung des Rechtsstreits war, wird schließlich zur wütenden Leidenschaft.

Man gibt wohl auch zu, daß der Krieg entsetzlich sei (in einem schwachen Augenblick, durch Argumente in die Enge getrieben), aber man sagt, das seien doch nur die Mittel. Und das sind die selben Leute, die zu einer andern Stunde behaupten, durch die Jesuiten sei alles Unheil in die Welt gekommen! Angenommen, der Zweck wäre gut: muß er das Werkzeug nicht verderben? Das ist ja das Entsetzliche am Kriege, — entsetzlicher als alle körperliche Gewalttätigkeit und Leiden — daß er alle bisherigen Maßstäbe von Gut und Böse zerbricht, daß für Völker, die die Lehre Christi auf den Lippen führen, der Haß zur Religion wird. Denn was ist der Krieg, in dem bald auf der einen, bald auf der andern Seite über einen Rechtsbruch des Feindes Entrüstung geschäumt wird, in sich anders, als ein ungeheurer Völkerrechtsbruch, die Proklamation der Herrschaft von Gewalt und List! Weit schlimmer als die äußere Unsicherheit, die der Krieg über die Existenz der Menschen verhängt, ist die innere Unsicherheit, die nun über gar viele gekommen ist. Wie! Das sind die selben Menschen, mit denen ich mich im großen und ganzen doch einig glaubte in Fragen der Menschlichkeit, diese in Kriegsbegeisterung und Nationenhaß wütenden Korybanten! So empfindet meine Zeit, die sich in Kulturstolz weit über das „dunkle Mittelalter" erhaben fühlte! — Wer hat bei Kriegsanfang nicht das Gefühl gehabt: aber das ist ja ganz unmöglich! Krieg kann es ja doch gar nicht mehr geben! um bald mit Trauer und Scham einzusehen, wie zeitgemäß er noch ist, wie vortrefflich das Empfinden der meisten sich ihm anpaßt, wie viel rohe, dunkle Urtriebe, die wir längst überwunden wähnten, plötzlich aus sonst ganz gutmütigen Menschen hervorbrechen! Wie nicht der Krieg unzeitgemäß ist, sondern wir, die ihn so empfinden! —

Die Kriegsbegeisterten haben wohl die Pazifisten zu verdächtigen gesucht, daß Sorge um eigene Sicherheit und Leben eine Wurzel ihrer „unheldischen" Gesinnung sei. Aber es trifft nicht. Denn unter den Kriegsfreiwilligen befinden sich außer denen, die den Krieg durchaus nicht für einen Segen und ein herrliches Geschehnis halten, auch grundsätzliche Kriegsgegner, sei es, daß sie meinen, ihrem Vaterlande im Augenblick der Gefahr jedes Opfer bringen zu müssen, auch das der persönlichen Überzeugung, sei es, daß sie den zu keinem Nachdenken Zeit gewährenden Tatenzwang da draußen dem unter diesen Verhältnissen daheim unerträglichen Leben vorziehen; sei es endlich, daß es ihnen an moralischem Mut gebricht — der ja so unendlich viel seltner und schwerer ist als der physische — eine Mißdeutung auf sich zu nehmen. Da die Kriegsteilnahme nur eine Angelegenheit der Schulterbreite ist, und nicht der Gesinnung, entfällt jeder Versuch, einen moralischen Unterschied zwischen Kriegsteilnehmern und Nichtkombattanten konstruieren zu wollen. Scheinbar gewinnt also der Krieg auch die, die ihn grundsätzlich ablehnen, für sich.

Und dennoch! — Und dennoch wollen wir Unzeitgemäßen kämpfen, so hoffnungslos auch unsere Sache scheint! Und ein kleiner Teil dieses Kampfes ist der gegen die Phrase, daß der Krieg die Menschen veredle. Denn, wäre es so, dann wäre der Krieg ja ein wünschenswertes Ereignis, da Veredlung das große Ziel ist, dem wir alle zustreben, und für das wir, jeder auf seine bescheidene Weise, uns einsetzen. Was verschlügen alle Opfer an Gut und Blut, die der Krieg fordert, wenn durch ihn die Menschheit — oder auch nur eine Nation — auf eine höhere Stufe gehoben würde! Da wir aber den Krieg für ein Sinken auf eine tiefere Stufe des Menschheitswesens halten, so lassen wir nicht ab, den Nimbus zu zerstören, den die Politik und romantische Abenteurerlust um ihn gewoben haben. In dem Augenblick, wo der Krieg nicht mehr die Gloriole des Großen, Schönen, Heldischen haben wird, werden die Kriege verschwinden, — wie es kein Duell mehr gibt von dem Augenblicke an, wo es nicht mehr für kavaliermäßig gilt, sich einander zu erschießen.

Aber ohne Krieg werden unsere seelischen Kräfte erschlaffen, sagen die Kriegsbegeisterten. Der Krieg züchtet Willens- und Tatmenschen (die nachher die Nervensanatorien füllen!), ruft sittliche Kräfte wach!

Ach, der Kampf wird nicht aus der Welt verschwinden, wenn die Völker sich nicht mehr mit Bomben und Granaten zerfleischen! Leben ist Kampf, und die Welt ist voller Aufgaben. Wenn wir nicht mehr mit Fäusten kämpfen, werden wir frei sein für den andern Kampf, gegen Dünkel, Ungerechtigkeit, Trägheit des Herzens. Wen es gelüstet, sich für ein unpopuläres Ideal, eine eigene Überzeugung einzusetzen, der braucht nicht auf einen Krieg zu warten, um zu kämpfen und zu leiden; wütende Gegner werden ihn befehden und verspotten und er wird immer einen Scheiterhaufen und ein Kreuz bereit finden.

Über den Sinn dieses Krieges.

Von Graf Hermann Keyserling.

Dieser aus "The Hibbert Journal" entnommene Artikel, der ein wenig gekürzt wurde, wird hier unter dem Gesichtspunkt des Dokuments veröffentlicht. Abgesehen von jener Stellungnahme des Verfassers, die sich aus dessen Zugehörigkeit zu einem feindlichen Staate ergibt (Balte), werden die kulturphilosophischen Anschauungen über diesen Krieg und den künftigen Zustand auch für deutsche Leser von höchstem Interesse sein. Die Red.

Eine wachsende Nation breitet sich wie Gas aus. Im Raume gedrängt, sucht sie gewaltsam neue Wege der Ausdehnung, wobei sie notgedrungen auf ihre Nachbarn stößt. Was sich nun in der Folge entwickelt, ist Sache des Cha-

rakters, der Kultur und der Umstände. Wenn die wachsende Nation entweder des politischen Selbstbewußtseins entbehrt (wie die Juden) oder größtenteils friedfertig ist (wie die Chinesen) oder moralisch hervorragend entwickelt (was aber von keiner westlichen Rasse behauptet werden kann), dann werden die dadurch entstehenden Reibungen nicht zu politischen Konflikten führen; ist sie aber energisch und selbstbewußt, dann wird sie trotz des besten Willens solche Konflikte heraufbeschwören. Wenn nun eine so geartete Nation in einer Welt aggressiver Traditionen hochkommt, wo Macht immer Recht bedeutet, wo keine aufwärts strebende Nation jemals der Versuchung widerstanden hat, bei einer ihr günstig erscheinenden Gelegenheit ihre Vorherrschaft auszubreiten, dann kann ein wissenschaftlich und historisch geschulter Verstand ihr unmöglich das Recht absprechen, ihre Kraft zu gebrauchen. Sie wird um so ungestümer zum Kampf drängen, je mehr sie fähig ist, zu überlegen, und je mehr diese Überlegung durch den philosophischen Geist orientiert ist, desto mehr wird sie sich darüber klar sein, daß keine Macht durch andere Mittel zu diesem Ziele gelangte, und daß der Sieg des Wertvolleren (denn für wertvoller nicht nur für machtvoller, so machtvoll sie auch sei, wird sich jede junge Nation ebenso wie jeder junge Mensch halten) immer noch am Ende einen Fortschritt bedeutet hat. Durch den Gang der europäischen Geschichte beeinflußt, mußten die Deutschen, genommen wie sie sind, eines Tages um ihre Vorherrschaft kämpfen. Dieser Kampf ließ einen europäischen Krieg unvermeidlich erscheinen, weil das Wachstum Deutschlands bedrohlich wurde und das Gleichgewicht der europäischen Mächte störte. Letzten Endes wurde der Krieg eine Notwendigkeit und ebenso mechanisch ausgelöst wie ein Gewittersturm. Hauptsächlich unvermeidlich geworden durch die oben erwähnten Gründe, wurde er tatsächlich veranlaßt durch das immer größere Anwachsen der Rüstungen und der immer wiederkehrenden Debatten über ihn, im Gegensatz zu dem überzeugten Friedenswillen der Völker, der in allen Ländern stärker als je zum Ausdruck kam. Wenn wir ein Ereignis als sicher erwarten, wird es eintreten; wenn wir Vorkehrungen treffen, ihm zu begegnen, wird es um so sicherer sich ereignen. Die unmittelbaren Ursachen, die zum Ausbruch dieses Konfliktes führten (die Ereignisse vom Juni bis August 1914) wird die Geschichte nur als zufällig , nicht als ausschlaggebend werten. Eine ganz andere Kette von Ursachen hätte zu dem selben Ergebnis geführt. Der wesentlich mechanische Charakter der letzten Vorfälle erscheint am hellsten beleuchtet durch das in der Geschichte noch nicht beobachtete Mißverhältnis zwischen der Größe der Ereignisse und der für sie verantwortlichen Persönlichkeiten. Nicht ein einziger Staatsmann irgendeines Landes hatte Einfluß auf den Gang der Ereignisse, sie vollzogen sich im Gegensatz zu ihnen.

Deutschland war danach verantwortlich für diesen Krieg, aber es war nicht „schuldig" im Sinne der öffentlichen Meinung. In den Traditionen der europäischen Geschichte sich entwickelnd, konnte Deutschland wohl so vorgehen, wie es tat. Es hätte vielleicht mehr Takt und Einsicht zeigen, im besseren Glauben, loyaler, menschlicher handeln können, aber prinzipiell nicht anders. Rechtfertigt dies Deutschlands Angriff? Sicherlich nicht. Vom allgemeinen Standpunkt betrachtet, erscheint sein Unrecht als Unrecht. Deutschland ging aber den selben Weg, den vor ihm alle europäischen Nationen gegangen waren, so daß wir, wenn wir Deutschland verurteilen, damit nur sagen, daß wir die paneuropäischen Traditionen nicht gutheißen können. Trotz ihrer christlichen Ideale sind alle westlichen Staaten aggressiv (nicht zu Unrecht werden sie von den Chinesen „Piraten" genannt), alle haben stets die Rechte der andern mißachtet, keiner hat jemals einen Vertrag gehalten, der ihm gegen sein Interesse schien, stillschweigend haben sie als ihren Grundsatz akzeptiert, daß Macht Recht ist. Es ist freilich wahr, daß zu gegebenen Zeiten manche Nation moralisch und geistig entwickelter schien, als die andere; die Deutschen von heute sind sicherlich in dieser Beziehung primitiver und barbarischer als die Engländer. Trotzdem muß jeder unparteiische Beobachter alle europäischen Nationen als wesensverwandt ansehen. Jede Nation könnte das von Deutschland verübte Unrecht begangen haben, und wenn heute den Alliierten die schönere Rolle zugefallen ist, so verdanken sie dies dem Zufall und dem Umstand, daß sie als die Angegriffenen in ihrem eigenen Lande kämpfen und taktvollere Befehlshaber haben. Eines nur läßt das Betragen der Deutschen besonders unangenehm erscheinen: während andere Nationen mehr oder weniger unbewußt sündigen (sie haben keine Vorstellung von dem, was sie tun), sündigen sie bewußt. Das den Deutschen besonders eigene wissenschaftliche Temperament hat sie dazu verführt, ein gedankenreiches System zu konstruieren für all das, was den andern Sache des Instinkts war. Das hat nicht nur alle ihre, der Tradition sich anpassenden Taten, wirksamer gemacht, es hat auch ihre Mentalität geändert. Eine Treulosigkeit ist ein menschlicher Fehler; Machiavellismus aber Teufelsglaube. Grausamkeit ist brutal, Terrorismus teuflisch. Systematische Mißachtung der Rechte anderer ist dem Wesen nach verschieden von gelegentlichen Rechtsbrüchen. Dies ist der Grund, weshalb Deutschland, und mit Recht, strenger beurteilt wird als Rußland und Frankreich in ähnlichen Fällen beurteilt wurden.

Werden wir aber nicht alle einmal Deutschland dankbar für das begangene Unrecht sein? Seine größte Schuld war die Systematisierung und extreme Steigerung der traditionellen Praxis aller Nationen; dadurch wurde erst allen das Wesen dieser Praxis klar. Wäre die öffentliche Meinung nicht durch die deutsche Gründlich-

keit, die deutsche Befähigung zu wissenschaftlicher Organisation und erwägendem Nachdenken geweckt worden, sie würde nicht einsehen, wie sie jetzt einzusehen beginnt, wie stark unmoralisch all diese überlieferten Praktiken internationaler Beziehungen sind, und eine Reform wäre noch in weite Fernen gerückt.

Laßt uns nicht vergessen, daß die britische Flotte noch vor hundert Jahren mitten im Frieden das unverteidigte Kopenhagen bombardierte, daß Frankreich noch unter Napoleon III. Belgien annektieren wollte. Von jetzt ab werden solche Taten, so oft sie auch sich wiederholen sollten, ab initio verurteilt werden. Deutschland hat uns darüber die Augen geöffnet. So wie die Theorien Treitschkes und Bernhardis Licht auf die früher üblichen Praktiken warfen, so haben viele von preußischen Generalen angewandten Methoden gezeigt, wie schädigend sie sind. Diese berüchtigten Theorien sind nicht willkürliche Erfindungen. Sie sind die Zusammenfassung und daher die ganz genaue Wiederholung jener Verfahren, die Rom, Spanien, Frankreich und England zu ihrer Größe führten. Sogar heute kann man nicht behaupten, daß Deutschland allein in diesem Geiste handelt. Die unaufhörliche Abänderung garantierter Marinekonventionen, um nur ein Beispiel zu nennen, scheint aus dem gleichen gefährlichen Geist geboren. Die öffentliche Meinung aber verurteilt jetzt diesen Geist, — soviel wurde also erreicht. Man kann hoffen, daß eine Niederlage Deutschlands zugleich einen Sieg über all diese aggressiven Tendenzen bedeuten würde, über all den Egoismus und die Ungerechtigkeit, die den Westen beherrschen und dadurch diesen schimpflichen Krieg möglich, ja unvermeidlich gemacht haben.

In diesem Sinne muß ehrlich bekannt werden, daß Deutschland durch seine Taten und Leiden eigentlich das Opfer für alle bedeutet. Es ist tatsächlich ein Unglück, daß sein Aufschwung zur Größe so spät kam, daß es seine Vorherrschaft nicht so wie Spanien, Frankreich und England es taten, zu seiner Zeit mit ähnlichen Mitteln erreichen konnte. Es ist wirklich tragisch, daß die Fehler aller als Deutschlands eigentliches Verbrechen angesehen werden. So ist aber das Leben. Jeder Weg in die Höhe führt auf Kosten von Individuen und Nationen dahin. Die französische Revolution, die eine neue Ära allgemeiner Freiheit zur Folge hatte, diente Frankreich am wenigsten, der Prozeß gegen Warren Hastings war ihm gegenüber ungerecht geführt und bedeutete doch die größte Wohltat für Indien. Es ist nicht möglich, Belgiens Heldentum zu belohnen. Metaphysisch gesprochen, bedeutet alles etwas Unzertrennbares: wir und unsere Feinde sind eins; es gibt keine wirkliche Trennung. Jeder ist mitschuldig an der Sünde eines einzigen Menschen, und ein Einziger kann die Welt erlösen. Jedes Verbrechen und jedes Opfer sind allgemein. Wenn wir uns dies vor Augen halten, dann gelangen wir zu einem neueren und richtigeren Gesichtspunkt jener Probleme, die in diesem Kriege auf dem Spiele stehen. Wir verstehen dann, wieso die Deutschen (die sicherlich nicht dümmer sind als wir) wirklich glauben können, das Recht auf ihrer Seite zu haben. Da man sie für die Verbrechen aller verantwortlich macht, finden sie natürlich, daß dieses Urteil ungerecht ist. Wir aber bemerken etwas von weit größerer Wichtigkeit: unsere geistige Schuld ist ebenso groß jenen gegenüber, deren Verhalten unser latentes Heldentum offenbart, als jenen, die uns die Sünde zeigen, die darin liegt, daß man Krieg führt, um zu erobern. Und nicht als das Geringste erkennen wir, daß es, alles in allem genommen, gut ist, daß dieser Krieg nicht vermieden wurde. Die indischen Weisen haben mit ihrer Lehre recht, daß das Karma erst erschöpft werden muß; jede Idee muß erst durch das Leben überwunden werden, ehe sie zu wirken aufhört; keine Veranlassung zu einer Tat verliert ihre Berechtigung, bevor nicht ihre verderblichen Folgen klar bewiesen sind, und viele böse Tendenzen sind nur durch das Leid, zu dem sie führten, überwunden worden. Das Deutschland von heute hat es allen klar gezeigt, in welchem Sinne die überlieferten Methoden des Westens unrichtig sind; die Sorgen, die es heraufbeschwor, die Leiden, die es erduldet, werden letzten Endes die schon lang erwünschte Änderung herbeiführen.

Und wird diese neue Zeit nicht am ehesten den Deutschen dämmern? Ihre Fehler sind bloß die Vertiefung ihrer Vorzüge: da sie mehr nachdachten und gründlicher waren als die andern Nationen, gingen sie am weitesten auf dem eingeschlagenen Weg. Das läßt erwarten, daß sie die Folgen am ehesten verstehen werden. In zwanzig Jahren werden sie in dem Grade und in dem Sinne den Alliierten überlegen sein, als sie ihnen jetzt untergeordnet scheinen. Dies ist auf keinen Fall unwahrscheinlich, denn die Geschichte ist nichts anderes als eine Folge ähnlicher Wandlungen. Wir haben — es ist noch gar nicht lange her — einige Beispiele dieser Art gesehen: Nur wenige Personen würden es vor einem Jahr für möglich gehalten haben, daß Frankreich fähig wäre, auszuhalten, Rußland eine so hohe moralische Stufe einzunehmen. Dies alles will aber nicht sagen, daß die früheren Urteile falsch waren, nur daß die Tatsachen sich änderten. Alles kann sich verschieden manifestieren. Der Zynismus mancher führender Persönlichkeiten Deutschlands ist nur ein anderer Ausdruck von Aufrichtigkeit; die ruhige Strenge der wertvollsten modernen Engländer ist die dazu gewandelte Brutalität des achtzehnten Jahrhunderts. Es scheint, daß kein einziges Urteil über den Charakter einer Nation länger als zwanzig Jahre recht behält (ich verstehe darunter die charakteristischen Rassen, wie sie sich in einem bestimmten Staat ausprägen). Im achtzehnten Jahrhundert waren die Deutschen eine Nation von Träumern, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Idealisten, heute erscheinen sie uns als die am meisten Materia

listischen. Zwischen 1780 und 1820 machten die Franzosen mehr Umwandlungen durch als die meisten Nationen während ihres ganzen Bestehens; treue Diener wurden zu Mördern, dann zu Helden und beendigten ihr Leben als Philister. Außerdem beschleunigten blutige Verbrechen das Aufeinanderfolgen von Generationen, so daß die Franzosen von 1812 jenen von 1790 entfernter waren als sie jetzt von den Franzosen unter Louis Philippe sind. Niemand kann sagen, was Deutschland in zehn Jahren sein wird. Viele von den Taten, die sie jetzt begehen, haben mit ihrer Seele nichts gemein, sie sind eine Folge der Mechanisierung, Automatisierung und des Vorurteils. Ist erst dies alles in Stücke gefallen, dann kann sich auch alles ändern. Hüten wir uns deshalb vor Vorurteilen. Es war richtig, daß die Franzosen des ersten Kaiserreiches nicht verantwortlich gemacht wurden für den Terror und die der Restauration nicht für die Verbrechen Napoleons. Wir müssen dieselbe Haltung Deutschland gegenüber einnehmen. Dieser Krieg wird die Welt in einem solchen Maße verändern, daß jedes auf Erfahrung beruhende Urteil und sei dies noch so nächstliegend, unrichtig sein wird. Es kann sich leicht ereignen, daß das den Deutschen auferlegte allgemeine Opfer durch eine Periode moralischer Vorherrschaft belohnt werden wird.

Wenn nun dieser Krieg in einer Hinsicht durch das, das Gleichgewicht aller Nationen bedrohende, Wachstum Deutschlands bedingt war, so kann er andererseits auch ohne einen Hinweis auf Deutschlands Ehrgeiz verstanden werden, ebenso wie die vor hundert Jahren ausgebrochenen großen Kriege tiefere und allgemeinere Ursachen hatten als Bonapartes Träume von Weltherrschaft. Napoleons Behauptung, daß er sich seine Laufbahn nicht vorgezeichnet habe, ist sicherlich richtig. Zweifellos ebenso richtig sind die Behauptungen deutscher Geister, daß Deutschland niemals bewußt die Absicht hatte, die Welt in Flammen zu setzen. Beide wurden zu ihren Taten durch Umstände veranlaßt, die außerhalb ihnen gesucht werden müssen. Der Nachwelt erscheinen alle großen Kriege als durch das Schicksal bestimmt. Eine Tatsache, die nicht möglich wäre, wenn man die Kriege nur als Menschenwerk allein betrachtet. Sie sind tatsächlich schicksalbestimmt wie Kinderkrankheiten. In mehr oder minder regelmäßigen Zwischenräumen hat das internationale Leben Krisen zu überwinden, die öfter oder seltener akut werden können. Irgendein vorhandener Keim kann das Übel herbeiführen. Die eigentliche Daseinsberechtigung aller großen Kriege wird eben durch den Grad dieser organischen Krisen bedingt; durch die unmittelbar sichtbaren Ursachen werden sie nur veranlaßt. Dies, und nur dies allein, ermöglicht uns ein Verstehen dieses ungeheuren Mißverhältnisses, das sich zwischen den in Frage kommenden Motiven und die errungenen Vorteile einerseits und zwischen den gemachten Anstrengungen und den fürchterlichen Zerstörungen andererseits ergibt; ein Mißverhältnis, das durch die Geschichte der Kriege immer wieder beleuchtet wird. Betrachten wir kurz die Vorfälle, die sich vor einem Jahrhundert ereigneten. Was auch der unmittelbare Anlaß gewesen sein mag, durch den die französische Revolution und die darauf folgenden Ereignisse ausgelöst, welche unmittelbaren Erfolge auch dadurch gezeitigt wurden, das große Drama bedeutete eigentlich und hauptsächlich eine konstitutionelle Krise. Es bedeutete einen Zusammenbruch und eine Erneuerung der sich entwickelnden Formen des nationalen Lebens. Sehr viel Ähnliches ereignet sich heute. Was auch die unmittelbare Ursache dieses Krieges sei, ob die Alliierten oder die Verbündeten gewinnen, ob die vorgesteckten Ziele erreicht werden oder nicht, der Kampf wird nicht umsonst gewesen sein. Die internationale Konflagration wird jene inneren Umwandlungen beschleunigen, nein ermöglichen, die in allen Ländern täglich dringender gebraucht werden. Der Krieg brach nicht aus, weil England vor einem Bürgerkrieg stand, Frankreich demoralisiert schien und Rußland durch eine neue Revolution bedroht wurde. Es wäre kurzsichtig, zu erwarten, daß die Gefahr, die die widerstrebendsten Elemente zusammenführte, alle zwischen ihnen bestehenden Differenzen aus der Welt geschaffen haben sollte, aber sehr bald wird man bemerken können, daß dieser internationale Zusammenbruch, so zerstörend seine Ergebnisse auch teilweise sein mögen, den kürzesten Weg zur Lösung nationaler Probleme bedeutet, und daß diese Lösung der eigentliche Zweck des Kampfes ist. Denn wir kämpfen letzten Endes nicht gegen den „Militarismus" (die unmittelbare Wirkung dieses Krieges wird wahrscheinlich eine Erhöhung der Rüstungen sein, vielleicht nicht in Europa, aber in Amerika, China und Japan), auch nicht gegen Deutschland und auch nicht für die Rechte der kleinen Nationen. Wir kämpfen alle tatsächlich für einen neueren und besseren Lebenszustand. Und das wird nicht erst eines Tages wahrgenommen werden können, — heute schon zeigt es sich. In fast allen kriegführenden Ländern erkennen wir einen sich schnell entwickelnden Regenerationsprozeß, der uns, so sicher er auch ist, fast unwahrscheinlich vorkommt. Das Alkoholverbot in Rußland bebeweist, daß man sich darüber klar ist, daß es nationale Stumpfheit war, die mehr als alles andere die Nation den Weg des Fortschritts und der Freiheit nicht gehen ließ, Frankreich hat sich selbst wiedergefunden, Deutschland hat seine Einigkeit neu befestigt, mit den Klassenunterschieden, die ihrer freiheitlichen Entwicklung hinderlich waren, gebrochen, und nun lernt es durch die gebrachten Opfer zwischen wahren und falschen Idealen unterscheiden. Wirklich tragisch war es, zu beobachten, wie in den letzten Jahrzehnten alle Nationen machtlos schienen, die vielen zur Lösung reifen inneren Probleme durch bewußte Bemühungen zu überwinden. Nun hat das Leben selbst die Sache in die Hand genommen. Aus einem Fieberrausch läßt es die notwendigen Ände-

rungen erstehen. Was der Wille nicht vollbringen konnte, das wird sich ungewollt vollziehen.

Die Demokratisierung wird das allgemeine Ergebnis dieser Änderung sein. Dieser Zusammenbruch wird sicher, wenn nicht sofort, dann später, die letzten Spuren des ancien régime verwischen. Darin begegnet sich das Leben mit den Idealen unseres Zeitalters. Aber die Ideale erschöpfen nicht das Leben. Es ist zu verwickelt, um durch irgendeinen Idealismus, der niemals so weitsichtig sein kann, ganz erfaßt zu werden.

Der Weg des Lebens weicht weit ab von den Wünschen der Menschen. Vor allem aber ist der Begriff der Zeit für das Leben ein anderer als für uns. Hier muß der Optimismus durch Selbstkritik, durch richtiges Erfassen des historischen Prozesses und der psychologischen Gesetze richtig gestellt werden. Die Verchristlichung Europas bedeutete ohne Zweifel einen Fortschritt, aber sie fällt zusammen mit dem Erlöschen der antiken Kultur und der Eroberung ihrer Plätze durch barbarische Stämme. Die französische Revolution brachte der ganzen Welt Segen, aber sie zerstörte viel des Erhabensten in Frankreich, dezimierte seine wertvollsten Klassen, und ein ruiniertes Europa war ihr erstes Ergebnis. Irgend etwas Ähnliches wird sich auch heute sicher begeben. Die unmittelbare Folge des Krieges kann nur eine unheilvolle sein. Der vorzeitige Tod von Millionen der Stärksten und Besten wird natürlich nicht dazu beitragen, die Lebenszustände zu verbessern. Die Haß- und Rachegefühle werden gewiß noch lange Zeit die internationalen Beziehungen beeinflussen. Was Romain Rolland gesagt hat, wird vor allen Dingen wahr sein: „Quel que soit le vainqueur, c'est l'Europe qui sera la vaincue (Wer auch der Sieger sei, besiegt wird Europa werden)." Nach dieser langen und ungeheuren Anspannung muß eine Reaktion folgen, die sich durch Frivolität, Seichtheit, geistigen Verfall, zeitweisen Niedergang um so bemerkbarer machen wird, als die vorangegangene Anstrengung groß war. Wir werden vielleicht alles wieder verlieren, was wir in den Tagen der Gefahr gewonnen haben. Dem unvergleichlichen patriotischen Aufschwung von 1815 folgte sehr bald eine Periode gemeiner Selbstsucht und Kleinheit. Die unmittelbaren Folgen eines Krieges mögen immer negativ erscheinen. Eine zu rasch einsetzende Demokratisierung würde den Aufstieg einer allgemeinen Kulturperiode in beängstigender Weise gefährden. Wenn wir nun das Schlimmste annehmen, daß dieser Krieg zu lange dauert, dann werden wir in Europa eine Wiederholung jenes Zustandes erleben, der in Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg bemerkt werden konnte; alle traditionelle, alle ererbte Kultur wird mit dem Tode der Kulturträger erlöschen. Im Sinne der Ideologen und Radikalen kennt das Leben den „Fortschritt" nicht. Sehr selten identifiziert es sich mit den Wünschen der Menschen. Sein Weg führt durch tiefe Täler und Abgründe. Aber er führt aufwärts.

Die Helden, die für ihre Sache sterben, sterben oft vom menschlichen Gesichtspunkt aus umsonst. Tatsächlich trifft dies aber nicht zu. Niemals hatte Idealismus unrecht, niemals hat die Geschichte jenen unrecht gegeben, die für das Recht kämpften, so eng auch manchesmal ihr Gesichtspunkt gewesen sein mag. Jeder sich wirklich ereignende Fortschritt ist ein idealer, und dies kann auch durch lange Rückfälle in materialistische Perioden nicht aufgehalten werden. In welchem Sinne hat Christus oder die französische Revolution für das Gute gewirkt? Man kann sogar heute noch daran zweifeln, ob die durch die beiden Ereignisse bewirkte Verbesserung der materiellen Weltverhältnisse alles in allem gewichtig war. Aber sie haben den Geist der Menschen, ihr Bewußtsein der Dinge geändert, und das ist allwichtig, denn nur ein verändertes Bewußtsein der Dinge ist fähig, die Dinge selbst zu verändern. Freilich beeinflußt der Geist die Dinge nur langsam, aber nur er vermag, sie zu beeinflussen. Gesetz bedeutete Recht erst an jenem Tage, an dem der Mensch zu verstehen begann, was Recht ist. Institutionen selbst besagen nichts; die am gründlichsten durchdachten laufen Gefahr, vom ersten Ausbruch der Leidenschaft weggefegt zu werden, wenn sie nicht aus einem entsprechenden Bedürfnis heraus geboren wurden.

Dieser Krieg hat uns den ungeheuerlichen Zwiespalt zwischen unserer äußeren Zivilisation und dem Leben unserer Seelen enthüllt; er hat uns gezeigt, wie unreif, wie blind, wie ungerecht wir alle noch sind. Dieses Grauen aber öffnet unsere geistigen Augen. Niemals wieder werden Greueltaten gerechtfertigt werden, niemals wieder wird die öffentliche Meinung irgendeines Landes Vertragsbrüche entschuldigen, niemals wieder wird sie je zugeben, daß Macht Recht ist. Unser Anschauen der Dinge wird sich ändern. Und das ist der Fortschritt, der zählen wird. Dieses Errungene kann uns durch nichts mehr genommen werden. Geistige Fortschritte allein schaffen eine sichere Grundlage für materielles Vorwärtskommen. Wenn die Tatsachen alle pazifistischen Träume ad absurdum geführt haben, so liegt die Ursache nur darin, daß die Menschen geistig für einen dauernden Frieden noch nicht reif waren. Aber sie können eines Tages reif werden. Das erworbene höhere Verständnis wird unvermeidlich sich früher oder später auch äußerlich zeigen. Eines Tages wird Gerechtigkeit ebenso selbstverständlich sein, wie es heute die Betonung des Machtstandpunktes ist. Dann werden Verträge unbedingt gehalten werden. Eines Tages werden nicht nur die von Menschen geschaffenen Einrichtungen, sondern auch ihre nicht vorbedachten Handlungen eine höhere Stufe bekunden. Um diese zu erreichen, erscheint kein Opfer zu groß. Dafür, nicht nur für eine zufriedenstellendere politische Existenz, kämpfen wir letzten Endes. Ohne Leid kann kein Ziel erreicht werden. Durch Blut und Pein führt unser Weg. Metaphysisch genommen rechtfertigt dies den Krieg.

Kriegsgewinne großer Rüstungsunternehmungen in Deutschland.

Von Dr. Oscar Stillich, Dozent
an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Daß der Krieg für alle Unternehmungen, die mit der Herstellung von Zerstörungsmitteln beschäftigt sind, eine glänzende Hochkonjunktur bedeutet, bedarf keiner Darlegung. Dabei ist es unwesentlich, ob es sich um Teilprodukte handelt wie z. Z. Zünder von Granaten oder um Ganzfabrikate. Die Zahl dieser Vernichtungswerkzeuge anfertigenden Fabriken hat sich seit dem Kriege ungeheuer vermehrt. Solche, die früher gar nichts mit dieser Fabrikation zu tun hatten, haben sich in überraschend kurzer Zeitumorganisiert. So macht eine mir bekannte Firma, die im Frieden Musikwerke herstellte, jetzt Zünder, eine andere, die Artikel für den Brauereibedarf auf den Markt brachte, Granaten und Schrappnells. Diese Vorgänge des Übergangs von der Friedens- zur Kriegsproduktion habe ich an anderer Stelle eingehend geschildert.[1])

Für die geschäftliche Ausnutzung der Kriegskonjunktur ist es natürlich nicht ganz gleichgültig, ob ein industrielles Unternehmen sich erst neu darauf einrichten muß oder ob es schon vorher für Heer und Marine fabrizierte. In dieser letzteren Situation aber befinden sich die großen Waffen-, Munitions- und Geschoßfabriken. Für sie wird die Tragik des Schicksals von Millionen zur Quelle höchsten Gewinns.

Es sollen im folgenden die Gewinnergebnisse nach den Geschäftsabschlüssen der drei größten deutschen Firmen besprochen werden, nämlich

1. der Aktiengesellschaft Friedr. Krupp in Essen,
2. der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf,
3. der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Berlin.

Das Charakteristische und Auffällige bei diesen großen von der Kriegskonjunktur befruchteten Gesellschaften liegt darin, daß die Riesengewinne, die sie gemacht haben, in den Dividenden nicht zum Ausdruck kommen. Eine naive Betrachtung könnte daraus leicht den Schluß ziehen, daß diese Werke der Rüstungsindustrie durch den Krieg gar nicht so übermäßige Vorteile haben, als es von den Gegnern des Krieges und manchen anderen unangenehmen Leuten behauptet wird. Das erste dieser Riesenunternehmungen, Krupp, zahlt an seine fast einzige Aktionärin, die Frau Berta Krupp von Bohlen und Halbach 12% Dividende, d. h. den gleichen Prozent wie im vorigen Geschäftsjahr. Die bekannte Konkurrenzfirma von Krupp, Erhardt verteilt für die Zeit vom 1. Oktober 1913 bis 30. September 1914 auf die Stammaktien 4%, auf die Vorzugsaktien 6%, also keinen übermäßig zu nennenden Unternehmergewinn und die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken haben sogar ihre Dividende von 32% im Vorjahr für das Geschäftsjahr 1914 auf 20% reduziert. Wir sehen an diesen Beispielen, daß die Hersteller von Zerstörungsmitteln an diejenigen, die ihnen gegen Aktien ihr Geld für die Produktion zur Verfügung gestellt haben, entweder dieselben oder nur unwesentlich höhere, ja im letzten Falle sogar niedrigere Dividenden als vor dem Kriege verteilten.

Demgegenüber aber muß von vornherein betont werden, daß die Dividende eines Aktienunternehmens keine Beurteilungskala der Höhe des erzielten Gewinns ist. Man muß auf diesem Gebiete noch ganz unerfahren sein, wenn man glauben soll, daß die Dividende ein adäquater Ausdruck der Gewinnhöhe ist. Schon die Erhöhung des Aktienkapitals ist ein einfaches häufig angewandtes Mittel, um hohe Dividenden, die den Neid der Arbeiter erregen, und sie zu vermehrten Lohnforderungen reizen könnten, herunterzudrücken. Die Dividende wird bekanntlich ausgedrückt in Prozenten des Aktienkapitals. Beträgt sie bei einem Aktienkapital von einer Million 10% (= 100,000 Mark), und wird das Kapital auf 2 Millionen erhöht, dann machen diese 100,000 M. Unternehmergewinn von den 2 Millionen nur noch 5% aus. Diesen Weg haben, wie wir sehen werden, die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken eingeschlagen, um ihre Dividende zu senken.

Es gibt aber noch andere Mittel, die darauf hinauslaufen, erzielte Gewinne gar nicht in die Erscheinung treten zu lassen, sondern sie in der Bilanz zu verstecken. Der Aufbau des Abschlusses ist geradezu zu einer Kunst geworden, in der die einzelnen an Kriegslieferungen beteiligten Aktiengesellschaften sich gegenseitig zu übertreffen versuchen. Die rechnerische Verheimlichung großer Profite, die Kunst sie zu verbergen hat bei den Werken der Rüstungsindustrie ihre leicht ersichtlichen Motive: man will höhere Lohnforderungen der Arbeiter vermeiden, man will die Preise, die der Staat und in letzter Linie der Steuerzahler aus seiner Tasche bezahlen muß, nicht übermäßig hoch erscheinen lassen und man denkt schon jetzt an die kommende Kriegsgewinnsteuer, die die in der Kriegszeit versteckten Gewinne natürlich nicht mit treffen kann.

Die Kunst, große Gewinne nicht in Form von Dividenden auskristallisieren, sondern sie durch bilanztechnische Methoden verschwinden zu lassen, oder doch in andere Bilanzposten aufzulösen, besteht einmal in einer besondern Handhabung der Abschreibungspolitik. Wir müssen in den Bilanzen stets zwei Arten von Abschreibungen unterscheiden, nämlich solche, die wegen Wertverminderung erfolgen und solche zum Zwecke der Gewinn-

[1]) Siehe „Die Bank" vom November 1914; „Deutsche Technikerzeitung" vom 17. April 1915; „Steuerarchiv" Heft 2, 1915.

reservierung. Die letzteren sind stille oder geheime Abschreibungen. Sie repräsentieren Gewinnrücklagen, die aus der Bilanz selbst nicht ersichtlich sind. So werden z. B. Zugänge an Maschinen, Gebäuden und dergleichen vorher aus dem Gewinn abgeschrieben, ohne daß man die Höhe der Abschreibung aus dem Abschluß zu erkennen vermöchte. Es können auch Wertpapiere und dergleichen viel zu hoch abgeschrieben werden, was namentlich jetzt in der Kriegszeit, wo keine amtliche Notiz über den Kurs besteht, nicht kontrolliert werden kann, so daß der wirkliche Wert den Bilanzwert nicht unerheblich übertrifft. Die Dividende wird kleiner, das Unternehmen aber wertvoller. Ein weiteres Mittel ist die Anhäufung großer Kriegsreservefonds oder Fonds für andere vielfach nicht genau bezeichnete Zwecke.

I.

Sehen wir uns zunächst den Abschluß von Krupp an. Was hat Krupp im ersten Kriegsjahr verdient? Darüber gibt folgende Zusammenstellung Auskunft, Es betrug

	in Millionen Mk.	Millionen Mk.
der Betriebsüberschuss	113,2 (gegen	54 im Vorjahr)
Zinsen sowie verschiedene Einnahmen aus Guthaben usw.	5,7 „	4,4 „ „
zusammen	118,9 (gegen	58,4 im Vorjahr)
Davon gehen ab Steuern, Angestellten- und Arbeiterversicherungsbeiträge, Wohlfahrtsausgaben usw., im Ganzen	32,4 „	24,5 „ „
folglich Reingewinn . .	86,5 (gegen	33,9 im Vorjahr)
inkl. Übertrag aus dem Vorjahr	9,4 „	6,9 „ „
zusammen	95,9 (gegen	40,8 im Vorjahr)

Die Krupp-Bilanz erreicht mit dieser Verdoppelung des Reingewinns die höchste Ziffer in der bisherigen Entwicklung des Unternehmens. Eine einzige Familie des Landes hat in einem Kriegsjahr über 95 Millionen rein verdient! Wäre die Waffenindustrie bei uns Staatsmonopol, wogegen sich natürlich alle Interessenten aufs Lebhafteste sträuben, dann würden diese Riesensummen der Gesamtheit zugute kommen. Wenn man jetzt zur Rechtfertigung solcher immenser Erträge in den Zeitungen betont, daß doch die Kruppschen Kanonen die Vorbedingung der deutschen Siege seien, so übersieht man bei dieser Argumentation völlig, daß dasselbe Unternehmen vor dem Kriege auch Kanonen an unsere Feinde geliefert hat, die jetzt ihre vernichtende Wirkung auch gegen unsere Soldaten kehren, daß also die Leistungsfähigkeit dieses wirtschaftlichen Unternehmens und der daraus in seine Taschen fließende Gewinn ein zweischneidiges Schwert sind.

Aber der im Vorhergehenden angegebene Gewinn ist in Wirklichkeit noch viel größer. Wir können das aus einer Stelle im Geschäftsbericht schließen, wonach die Ablieferungen im abgelaufenen Geschäftsjahr den 2½fachen Betrag des Gesamtabsatzes vom Vorjahr erreicht haben. Der Betriebsüberschuß betrug, wie wir sehen, 1913/14 rund 58½ Millionen. Das 2½fache sind 146 Millionen. Der diesjährige Betriebsüberschuß von 119 Millionen bleibt also mit rund 27 Millionen hinter dem in der Bilanz ausgewiesenen zurück. Diese 27 Millionen müssen also aus den laufenden Einnahmen bestritten und zu Abschreibungen verschiedener Art (neben den gesetzlich notwendigen) verwandt worden sein. Es sind Gewinnreserven für die Zukunft, in den Betrieb gesteckte Summen, die in der Bilanz gar nicht in die Erscheinung treten.

Aber außer dem Ausweis über den Riesengewinn enthält der Geschäftsbericht noch etwas anderes in hohem Maße Interessantes:

Die Familie Krupp beansprucht nämlich für sich keine höhere Prozentdividende als im Vorjahr, sie begnügt sich mit 25,8 Millionen gegen 21,6 Millionen im Jahre 1913/14. Im letzteren bezieht sich nämlich die 12%ige Dividende nur auf 180 Millionen Aktienkapital, im abgelaufenen Geschäftsjahr auf 215 Millionen und im nächsten Geschäftsjahr wird, wenn die 70 Millionen-Erhöhung vollständig eingezahlt ist, das Aktienkapital eine Höhe von 250 Millionen im Geschäftsbericht aufweisen. Die großen Anforderungen der Heeres- und Marineverwaltung haben schon jetzt einen derartigen Umfang angenommen, „daß die Ablieferungen für deutsche Rechnung im abgelaufenen Geschäftsjahr fast den 2½fachen Betrag des entsprechenden Gesamtumsatzes (In- und Ausland) im Vorjahre erreicht haben". Hätte man nun den Reingewinn nach Abzug der Abschreibungen Rückstellungen, Dotierungen zugunsten der Arbeiter, der Bezüge des Aufsichtsrats usw. ganz ausgeschüttet, dann hätten 47,4 Millionen zur Verfügung gestanden, also eine Dividende von 24%. Aber so ist man nicht verfahren. Zum ersten Male in der Geschichte dieses Unternehmens will die Verwaltung etwa die Hälfte dieser Summe 23,7 Millionen dem sozialen Zwecke der Kriegsfürsorge zuführen. Vielleicht steht die Entschließung dazu unter dem Druck der ungeheuren Blutopfer dieses Krieges. Vielleicht ist sie auch veranlaßt durch den Eindruck, den die fürchterliche Not der unteren Volksklassen auf jeden machen muß, der tiefer hinabblickt. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß die Akkumulation des Reichtums dieser Familie, die als die reichste in Deutschland gilt und in ihren Einnahmen selbst den Kaiser und die Bundesfürsten und die Industriemagnaten Oberschlesiens übertrifft, bereits auf einem Punkt angelangt ist, der nach dem Gesetz des Grenznutzens für eine Weitervermehrung nicht mehr unter der Wirkung so starker Antriebe steht, wie dies bei der Mehrung kleiner Vermögen und Einkommen der Fall zu sein pflegt. Wer vermöchte so tief in die Seele dieser kapitalistischen Riesenunternehmung einzu-

dringen, daß alle Motive für ihre Handlungen bloßgelegt würden? Aber liegt nicht im letzten Grunde in diesem wohlüberlegten Verfahren, Todeswerkzeuge und -maschinen herzustellen und mit einem Teil des daraus erzielten Gewinns zur Unterstützung und Aufrichtung derjenigen beizutragen, deren Familien durch dieselben dauernd geschädigt sind, ein durch keine Logik überbrückender innerer Widerspruch?

II.

Am interessantesten ist wohl die Befruchtung, die die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf durch den Krieg erfahren hat. Es handelt sich hier um die bekannte Ehrhardtsche Firma, die die Herstellung von Rohrrücklaufgeschützen zum Gemeingut der Technik gemacht hat, der es aber nicht gelang, sich gegen Krupp durchzusetzen und die infolgedessen jahrelang ihre Aktionäre ohne Dividende ließ. In der zum 25jährigen Jubiläum (1889—1914) herausgegebenen Denkschrift heißt es (S. 12): „Die mächtige Konkurrenzfirma war, angeregt durch unsere Erfolge, zur Durchbildung eines Geschützmodells mit langem Rohrrücklauf gelangt, und zwar mit Umgehung unserer Patente. Nunmehr konnte sie infolge ihrer Machtstellung große Aufträge einbringen, während wir leer ausgingen." Darin und in den großen Kosten, die mit der Einführung der Geschützfabrikation für das Werk verbunden waren, mag es gelegen haben, daß die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik seit 1900 keine Dividende auszahlte und ein paar Jahre später zur Ausgabe von Vorzugsaktien schreiten mußte, die aber auch lange Zeit dividendenlos blieben.

Nun ist der Krieg gekommen, dieses große „Schutzmittel gegen die Entartung der Rasse", wie die Verwaltung im Vorwort der genannten Denkschrift bemerkt — und wie man vielleicht im Hinblick auf die Erträgnisse hinzufügen kann — gleichzeitig auch Schutzmittel gegen die Verarmung der Aktionäre, und hat so reiche Erträgnisse ausgeschüttet, daß gleich für eine Reihe zurückliegender Jahre das Versäumte nachgeholt wird. Im letzten Geschäftsjahr, das vom 1. Oktober 1913 bis 30. September 1914 läuft, also nur zwei Kriegsmonate umfaßt, hat sich der Reingewinn nahezu verdoppelt: er ist von kaum 2 Millionen auf 3,5 Millionen gestiegen. Da nach dem Statut die Vorzugsaktien Anspruch auf Nachzahlung aus dem Reingewinn späterer Jahre haben, wenn und soweit in einem Jahre die Dividende unter 6% zurückbleibt, so wurden von diesem Reingewinn nunmehr 6% für die Jahre 1905/06, 1906/07, 1907/08 und 1908/09 verteilt. Die Stammaktien hingegen, deren Kapital nur ¾ Millionen gegenüber 11,550,000 Mark bei den Vorzugsaktien beträgt genießen eine Dividende von 4% ohne Nachzahlungsverpflichtung aus späteren Reingewinnen. So sind denn bei dieser Gesellschaft mit einem Schlage durch den Krieg auch frühere dividendenlose Jahre in rentenabwerfende verwandelt worden.

III.

Außer den Rheinmetallwerken sei schließlich der Abschluß der dem Loewe-Konzern zugehörigen Deutschen Waffen und Munitionsfabriken analysiert. Dieses große Rüstungsunternehmen hat mitten im Kriege seine Dividende von 32 auf 20% heruntergesetzt. Wer nur die Dividende betrachtet, könnte auf den ersten Blick vielleicht glauben, daß die Firma während des Krieges schlechtere Geschäfte gemacht hat als früher. Aber das Gegenteil ist der Fall. Der Bruttogewinn ist von 8 auf 10,2 Millionen und der Reingewinn einschließlich Vortrag von 5,8 auf 8,1 Millionen gestiegen. An Dividende werden dementsprechend für 1914 6 Millionen gegen 4,8 Millionen im Jahre 1913 ausgezahlt. Das prozentuale Sinken der Dividende ist aber weiter nichts als eine rechnerische Folge der im verflossenen Jahre vorgenommenen Kapitalverdoppelung. Diese erfolgte aus verschiedenen Gründen, vor allem wegen des Mangels an Geld infolge starker Vermehrung ausländischer Kreditoren. Dann aber auch in der ausgesprochenen Absicht, die Dividende zu applanieren. Das Aktienkapital stieg infolgedessen von 15 auf 30 Millionen. Die 15 Millionen junge Aktien wurden den alten Aktionären zu 107% angeboten, während der Kurs der alten Aktien bereits 1912 zwischen 406 und 575% schwankte, im nächsten Jahr zwischen 550 und 632,25 pendelte und vor Ausbruch des Krieges sich auf 300 stellte. In Wirklichkeit aber läßt die Bilanz der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken nicht erkennen, wie groß der wirkliche Gewinn ist. Er wird zwar auf über 8 Millionen angegeben, aber wie viel von diesem Überschuß bereits vorher zurückgestellt ist, erfährt man nicht. Der Geschäftsbericht bemerkt dazu nur, daß infolge der zurzeit unklaren Lage der ausländischen Beteiligungen, sowie wegen des Ausbleibens größerer Zahlungen einiger ausländischer Regierungen — das Unternehmen hat in Friedenszeiten immer 50—75% seiner Produktion an das Ausland geliefert — und endlich wegen der aus früheren Verträgen noch laufenden Lieferungsgarantien aus den Überschüssen von 1914 „angemessene Rückstellungen" vorgenommen wurden. Wie groß diese aber sind, erfährt man nicht. Daß es sich nicht um kleine Summen handelt, kann als sicher angenommen werden. 1913 wurden offen an Abschreibungen auf Beteiligungen 300,000 Mark ausgewiesen. Wir wissen auch nicht, wieviel auf neue Maschinen abgeschrieben wurde, die zweifellos einen großen Zugang während des Krieges erfahren haben. Ist doch die Arbeiterzahl von 8441 auf 12,000 gestiegen. In der Bilanz aber stehen sie nach wie vor in Memoria mit einer Mark. Ein weiterer Teil des Gewinns versteckt sich hinter den inneren Abschreibungen auf Erweiterungen und Verbesserungen. Ausgewiesen werden lediglich

die Abschreibungen auf Grundstücke und Gebäude. Auch die Vorstandstantième wird versteckt. Sie wird, obgleich das Statut es anders vorschreibt, bereits vorweg von dem Fabrikationsgewinn abgezogen. Die Tantième des Aufsichtsrats erhöhte sich von 366,270 auf 429,190 Mark.

Daraus ergibt sich, daß der Fabrikationsgewinn der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken nicht den Tatsachen entspricht, daß er viel höher ist und wir nur die durch innere Abschreibungen gekürzte Zahl erfahren. Wie Talleyrand gesagt hat, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, kann man von der Bilanz der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken sagen, dass sie dazu da sei, um die wirklichen erzielten Gewinne nicht zum Ausdruck kommen zu lassen.

Auch über die Beteiligungen erfährt man recht wenig: von der Waffenfabrik Mauser und den Dürener Metallfabriken nur, dass sie ebenfalls gut beschäftigt wären. Bekanntlich hat das erstere Werk einen Reingewinn von ca. 1½ Millionen, aus dem 20% Dividende gezahlt wurden (gegen 10% im Vorjahre). Das letztere zahlt von einem Reingewinn von 1,8 Millionen 12% wie im Vorjahr. Über das Schicksal der Fabrique Nationale d'Armes de Guerre in Herstal bei Lüttich, die noch für 1911/12 eine Dividende von 30% ausschüttete, erfährt man ebensowenig etwas, wie von der Compagnie Anonyme Française pour la Fabrication des Roulements à Billes D. W. F. in Gennevilliers. Beide Unternehmungen werden gar nicht erwähnt. Schweigsamkeit ist überhaupt das hervorragendste Kennzeichen des ganzen Geschäftsberichts.

Hermann Hesse und „Die Pazifisten".

Hermann Hesse hat in einem in der Wiener „Zeit" (7. November) erschienenen Feuilleton „die Pazifisten" angeklagt. Er warf ihnen, wahrscheinlich zum Gaudium ihrer zahlreichen Gegner, vor, daß sie in der Zeit des allgemeinen Blutens nicht aufhören zu reden und zu schreiben, statt zu lindern und die Wunden zu verbinden.

Vorerst sagt er über die Pazifisten lauter liebe Dinge. „Wie sie mitten zwischen dem Waffenlärm der halben Welt um ihre kleine, schöne Fahne stehen, wie sie mit dem Mut und der leisen Beschränktheit des wahren Idealisten ihre Blicke nicht auf das richten, was ist, sondern allein auf das, was sein wird, was sein soll, was einmal (!), später (!), irgendwann (!) zu verwirklichen ihr ‚Traumziel' (!) ist." Sie kamen zu ihm, die Menschen, die unter den Greueln und Opfern des Krieges zusammengebrochen waren, „Idealisten, die ihren ganzen Himmel hatten einstürzen sehen, Gläubige, deren innigste Träume gemordet waren". Eine solche Kennzeichnung der Pazifisten und des Pazifismus entspricht mehr dem Geschmack der ununterrichteten Masse als dem Wesen der Dinge, als dem Inhalt unserer Lehre. So haben vor dem Kriege der „Simplizissimus" den preußischen Leutnant, die „Fliegenden Blätter" den protzigen Kommerzienrat gezeichnet, wie hier der Träger eines bekannten Namens die „Pazifisten" darstellt. Aus der übertragenen Sprache in die Sprache des Alltags übersetzt, werden wir hier als Träumer skizziert, die winselnd und weinend die Zeichen der sogenannten „großen Zeit" nicht verstehen. Hermann Hesse hat sich, wie er erzählt, zu seiner Kritik über die Pazifisten infolge der zahlreichen Broschüren, Flugblätter, Kundgebungen, Einladungen, Aufforderungen entschlossen, die ihm von „pazifistischer Seite" seit Kriegsbeginn allwöchentlich zukamen. Daß die jetzt allenthalben hervorsprießenden Unternehmungen und Kundgebungen, die sich mit dem Frieden befassen, nicht immer den besten Eindruck machen, sei unumwunden zugegeben. Aber alles, was jetzt über den Frieden geschwätzt und gedruckt wird, als „Pazifismus" zu nehmen, ist — gelinde gesagt — im höchsten Grade unvorsichtig. Wird sich Herr Hesse bereit finden, auf Grund von Broschüren und Prospekten über Schwindsuchtspillen, Rheumatismus-Schnäpse, elektrischen Kraftgürtel und ähnliche Quacksalbereien einen Artikel über „Die Mediziner" zu schreiben? Wer Pazifismus von der Pazifisterei nicht zu unterscheiden weiß, sollte es unterlassen, sich öffentlich über den ersteren zu äußern. Hesse gibt offen zu, daß er sich über die Lehre gar nicht orientiert hat. Er meint, daß infolge der bei ihm zusammenströmenden Briefe, Blätter, Bücher, wenn er nichts anderes zu tun gehabt hätte, die Gelegenheit da gewesen wäre, den Pazifismus recht gründlich zu studieren. Er hat aber anderes zu tun gehabt. So zog er es vor, ohne gründliches Studieren, sich die Zeit zu nehmen, einen acht Spalten langen Artikel gegen „Die Pazifisten" zu schreiben und damit eine Bewegung, die der Menschheit gerade jetzt von größtem Nutzen sein könnte, nicht gerade zu fördern.

Der Tenor seiner Ausführungen liegt nämlich darin, daß diese „Pazifisten" jetzt angeblich ihre Pflicht versäumten. Daß sie unzeitgemäß sind und sich um Dinge kümmern, die sie und die Welt für den Augenblick nichts angingen. „Ich sah plötzlich", so führt Hermann Hesse aus, „diese Leute redeten, sie redeten und schrieben, sonst nichts. Sie redeten und schrieben, während Tausende in Qualen starben, während die Welt vor Angst aufschrie, während Kinder Heldentaten ausführten und Krieger Taten der Menschlichkeit vollbrachten!"

„Nein, es konnte nicht alles in Ordnung sein mit diesen Friedensbestrebungen, wenn sie so einfach weitergingen, ohne sich anzupassen, ohne vom Buchstaben abzuweichen, ohne das Predigen einmal durch Handeln zu unterbrechen. Es war nicht in Ordnung, es war etwas faul, etwas starr, etwas tot in diesem Ideal, das so selig klang und das so ruhig am blutendsten Leben vorüberging, ohne es zu sehen. Das vom

Frieden, vom Weltfrieden, vom Menschheitsbund war gut, war hübsch, war großartig, aber es war eine Lehre, es waren Worte, es war ein gedruckter Katechismus. Denn nirgends sah ich die Friedensfreunde ihr Ideal aufs Heute anwenden, nirgends sah ich andere Arbeit von ihnen als Reden und Schriften, als Anklagen wider die Welt und Verweisungen auf später. Herrgott, und dabei ging die halbe Welt unter, dabei floß Menschenblut in Bächen, dabei lagen Länder verwüstet und Städte zu Dutzenden in Trümmern! ‚Das alles wird später nicht mehr sein, wenn ihr unsere Lehre annehmet', so predigen die Friedensleute. Ja, meinetwegen. Aber wie könnt ihr an die Zukunft der Menschheit denken, wenn ihre Gegenwart aus tausend Wunden schreit? Wie könnt ihr, wenn ihr Menschenfreunde sein wollt, jetzt überhaupt etwas anderes tun als wir alle, die heute noch nicht Soldaten sind, als helfen, sammeln, geben, verbinden, trösten, aufbauen! Es gibt Millionen von Verwundeten auf der Welt, Millionen von Gefangenen, Millionen von Darbenden, Hunderttausende von Obdachlosen, es gibt Hülfsarbeiten und Organisationen jeder Art zur Abhülfe, es gibt Rote Kreuze, gibt Soldatenheime, gibt Invalidenstiftungen, gibt Lazarette, gibt Vereine für Gefangenenfürsorge, Vereine für die Hülfe bei Deutschen, bei Belgiern, bei Polen!"

Herr Hesse ist wenig über die Wirklichkeit unterrichtet, sonst hätte er diese Anschuldigung nicht vorbringen können. An seinem Wohnort in Bern hat z. B. das „Internationale Friedensbureau" seinen Sitz, das während des Krieges seine pazifistische Tätigkeit eingestellt hat (leider!) und seinen Arbeitsapparat, seine über die ganze Welt reichenden internationalen Verbindungen in den Dienst der Korrespondenzvermittlung für Gefangene und Zivilinternierte und des Aufsuchens von Vermißten und Evakuierten gestellt hat. Es hat nach einem im November d. J. veröffentlichten Bericht bis dahin über 15,000 Einzelfälle und über 100,000 Korrespondenzstücke erledigt. Die Deutsche Friedensgesellschaft in Stuttgart mit ihren zahlreichen Ortsgruppen, die Österreichische Friedensgesellschaft in Wien, die von der Frankfurter Friedensgesellschaft errichtete Kriegsauskunftsstelle „Rat und Hilfe", die von der Königsberger Friedensgesellschaft ins Leben gerufene „Zentralstelle für Ostpreußenhilfe", die vom „Kirchlichen Komitee für eine anglo-deutsche Verständigung" in Berlin errichtete „Zentralstelle für Ausländerhilfe" sind in ähnlicher Weise wie das Berner Friedensbureau umfangreich für die Linderung der Kriegsschäden tätig. In England haben die Pazifisten ein „Hilfskomitee für die Unterstützung in Not geratener Deutscher, Österreicher und Ungarn" errichtet, für das nach dem dritten Ausweis jener Vereinigung bei englischen Privatleuten über 750,000 Fr. gesammelt wurden. Aber auch in allen Ländern Europas haben sich zahllose pazifistische Organisationen in den Dienst der Kriegsfürsorge gestellt, so wie eine Menge einzelner Pazifisten in den verschiedenen Ländern unausgesetzt mit Kriegshülfeaktionen beschäftigt sind. Zahlreiche unserer Mitkämpfer in allen Ländern wirken freiwillig in Lazaretten, ganz abgesehen von jenen, die natürlich an der Front stehen und dort ihre Pflicht tun.

Hermann Hesse hat von alledem nichts gewusst. Er wird zugeben müssen, daß er sich geirrt hat, indem er solchen Vorwurf einer weiten Öffentlichkeit übergab, bei der er natürlich billigen Beifall geerntet haben wird. Denn nichts ist der Menge einleuchtender, als wenn man diejenigen ihrem Gelächter preisgibt, die den großen Willen bekunden, die Menschheit von dem Übel des Krieges zu befreien, was nach der Massenauffassung ohnehin etwas unsagbar Lächerliches ist.

Nun möchte ich aber Hermann Hesse und seiner zustimmenden Klientel gegenüber Eines hervorheben. All diese von Pazifisten geleistete Kriegshilfe hat mit dem Pazifismus nichts zu tun. Es ist private Tätigkeit, die die Bewegung nicht im geringsten berührt. Wenn sich heute ein Klavierfabrikant auf die Herstellung von Gewehrschäften legt, so wird man einsehen, daß dies eine momentane Anpassung an den Bedarf des Tages ist, die mit der Klavierfabrikation nicht das Geringste zu tun hat. Dasselbe muß man auch über die von pazifistischen Organisationen und einzelnen Pazifisten geleistete Kriegshilfe sagen. Die Forderung des Herrn Hesse ist ungerechtfertigt, auch wenn sie nicht trotzdem erfüllt wäre.

Unsere Lehre erstrebt Vorbeugung, nicht Linderung. Wir wollen nicht mildere Kriege, auch nicht kürzere. Wir wollen Kriege überhaupt vermeidbar machen. Die Kriegshumanisierung ist ein Notbehelf, der obendrein sehr wenig vermag. Der Krieg ist unmenschlich, und er wird durch den besten Willen nicht menschlicher. Der Schwerpunkt unserer Lehre liegt aber darin, den Glauben zu verscheuchen, als ob der Krieg ein unabwendbares Fatum, ein Naturgesetz wäre, gegen das es kein anderes Mittel gäbe als Pflästerchen zu bereiten, um es erträglicher zu machen. Wir müssen es immer nachdrücklicher in die Gehirne einprägen, daß der Krieg Menschenwerk ist, vermieden werden kann, wie er tausendfach auch schon vermieden worden ist, und daß wir uns nicht einem „Element der göttlichen Weltordnung" gegenüber befinden, sondern einem von Menschen begangenen Verbrechen an der Menschheit. Diese Grundanschauung berechtigt, ja verpflichtet alle, die die Wahrheit erkannt haben, auch während eines Krieges ihre volle Kraft der Arbeit für die künftige Vermeidung zu widmen. Der Krieg ist für uns die „Propaganda der Tat", die allerdings mehr die Köpfe erleuchtet als das von Hermann Hesse uns so sehr vorgeworfene „Schreiben und Reden". Aber wir dürfen nicht aufhören, zu schreiben und zu reden; denn für die Aufklärung der Geister gibt es kein anderes Mittel. Mit Handgranaten kann man keine Über-

zeugungen beibringen. In dieser Beziehung halte ich es nicht mit Hermann Hesse, sondern mit Max Nordau, der uns einmal zugerufen hat: „Als Schriftsteller glaube ich an die Macht des Wortes und an dessen Beruf, überlieferte Gesinnungen umzustimmen und neue bessere zu vertreten. Glaubte ich nicht daran, so hätte ich ja längst meine Feder zerbrochen. Schreiben und reden wir also unverdrossen gegen die Kriegsgreuel! Semper aliquid haeret, und allmählich werden wir die Regierungen und Völker wohl von Barbaren zu Menschen bekehren". *A. H. F.*

Aus meinem Kriegstagebuch. [1])

(Bruchstücke vom November und Dezember).

Bern, 16. November.

In der Broschüre „Volk oder Staat?" von Dr. Heinz Potthoff in Düsseldorf, die als 10. Heft der Deutschen Kriegsschriften erschienen ist, befindet sich folgende Stelle:

> „Und nicht das schärfste oder letzte Gegenmittel. Zweifelt jemand, daß die deutsche Heeresleitung auch zum äußersten Abwehrmittel greifen wird, ehe sie sich durch Aushungerung zwingen läßt, die siegreichen Heere aus Frankreich und Rußland zurückzurufen und einen Frieden zu schließen, der alle Früchte des schweren Ringens preisgibt? Nimmermehr! Dieses Äußerste aber heißt: Vertreibung der Millionen feindlicher Einwohner aus dem besetzten Gebiete, Tötung der Hunderttausende von Gefangenen, die an unseren Vorräten mitzehren. Das wäre furchtbar, aber unvermeidlich, wenn wir nicht anders durchhalten können."

Diese Äußerung ist ein Schandmal für Deutschland, und es bleibt nur die einzige Genugtuung, daß sie durch Helmut von Gerlach „(Welt am Montag", 8. November) eine gebührende Zurückweisung erfährt. — —

Die Schrecken des Winterfeldzuges machen sich in diesem Jahre um so mehr fühlbar, als selbst in unseren Gegenden der Winter schon so frühzeitig und scharf einsetzte, und weil zum größten Teil in unwirtlichen und hochbergigen Gegenden gekämpft wird. So in den berüchtigten Kältegegenden Rußlands, auf dem Hochgebirge der Tiroler Alpen und des Karsts, auf den Bergen des Balkans. Wer, der sein Leben und seine geraden Glieder behält, wird bei solchen Kämpfen seine Gesundheit behalten!

Und Trevelyan, der ehemalige englische Minister, spricht angesichts solcher Verhältnisse von der Möglichkeit, daß der Krieg sechs Jahre dauern könne. Ja, er betrachtet diese Schätzung noch als sehr sanguinisch. „Wie wird es eine solche Zeit hindurch uns und der übrigen Welt gehen?" fragt er in der Sitzung des Unterhauses vom 15. November. „Ein Erschöpfungskrieg bedeutet für uns ebenso wie für Deutschland den völligen unwiederbringlichen Ruin." Darin mag Trevelyan Recht haben. — Wir haben den europäischen Militarismus immer als eine Krankheit bezeichnet, die Europa befallen habe. Als der Krieg ausbrach, betrachteten wir das Ereignis als die akute Krisis, aus der sich die völlige Gesundung ergeben könne. Vielleicht haben wir uns darin getäuscht. Der Krieg ist am Ende nicht die Krisis, sondern der Auflösungsprozeß. Wir wohnen möglicherweise der Agonie unserer Kultur bei, die Zuckungen und Krämpfe sind der Tod!!

Und unweigerlich wird es so, wenn nicht im letzten Moment die Besinnung einkehrt. Es kann uns dann die Rettung kommen, wenn sich die Völker klar machen, was ihnen alles droht, wenn sie dem Irrlicht eines entscheidenden Sieges nachlaufen. Den gibt es nicht mehr; kann es nicht mehr geben. Entscheidender Sieg ist nur möglich bei voller Niederlage des Gegners. Einen der heutigen Gegner völlig niederwerfen zu wollen, setzt die eigene Vernichtung voraus. Deshalb ist ein solcher Sieg nicht möglich. Die Staaten führen den Krieg heute nur fort, weil sie diese Unmöglichkeit nicht begreifen. Und wenn ihnen nicht bald die Erleuchtung kommt, solange sie noch einen Zweck hätte, dann ist es das Ende Europas.

Bern, 23. November.

„Oh! Du mein Österreich . . .!" Die Melodie dieses Textes summt mir im Kopfe, seitdem ich heute in den Wiener Blättern auf ganzseitigen Inseraten die Ankündigung einer „Österreichisch-ungarischen Kriegs-Ausstellung" gelesen habe, die im Sommer 1916 im „k. k. Prater, Kaisergarten und anschließendem Gelände" stattfinden soll. Eine Kriegs-Ausstellung also! Was ist das? — Nach der Ankündigung soll sie umfassen:

A. Eine Ausstellung von Beutestücken und Siegestrophäen.

B. Eine Ausstellung jener Erzeugnisse der Industrie und des Gewerbes, die im Krieg Verwendung finden.

C. Eine Ausstellung von Werken der bildenden Kunst und von Erzeugnissen der Industrie und des Gewerbes, die auf den Krieg Bezug haben oder mit ihm im Zusammenhang stehen.

Die Ankündigung einer solchen Ausstellung ist — um es kurz zu sagen — etwas Unerhörtes!

Angesichts des blutenden Volkes wagt man es, eine Parade des Kriegsgeschäftes in-

[1]) Siehe die vorhergehenden Veröffentlichungen von „Aus meinem Kriegstagebuch" in „Die Friedens-Warte" 1914, Heft 8/9 und 10; ferner in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation, der „Friedens-Warte" XVII. Jahrgang 1915, Heft 1 — 9.

szenieren zu wollen. Der Krieg als Verbraucher, der Krieg als Geschäftemacher, der Krieg als Gönner, das soll g. zeigt werden, während es von Wichtigkeit wäre, den Krieg als Krankheit des internationalen Organismus, den Krieg als Verbrecher an der Menschheit darzustellen. Man wagt es, das Unglück in lieblicher Vergoldung zu zeigen und an dem Milliardengewinn der Kriegslieferanten ein nettes Geschäftchen anzuknüpfen, für das man obendrein die Hochdruckpresse der Gutgesinntheit und der sogenannten „Vaterlandsliebe" in Bewegung setzt. Man rechnet mit dem „dummen Kerl" von Wien, der in Hunderttausenden von Exemplaren zu jener Ausstellung strömen und sie bewundern wird. — Ich denke an eine andere Ausstellung, die uns vor einigen Jahren in Dresden gezeigt wurde. Es war eine Hygiene-Ausstellung im großen Stil. Sie zeigte die physischen Leiden der Menschen und ihre Bekämpfung. — Auch dort waren die Industrie und das Geschäft stark vertreten. Aber Handel und Wandel besaßen eine ganz andere Orientierung als dies in Wien der Fall sein soll. Es waren die Geschäftszweige aufgestellt, die sich die Bekämpfung des Übels zur Aufgabe gestellt haben, und nicht jene, die am Bestand und durch die Pflege des Übels profitieren. Eine Ausstellung von Industriezweigen, die von der Cholera, der Schwindsucht, dem Kretinismus profitiert, hätte man nicht zugelassen. Sie wäre auch gar nicht möglich gewesen; denn mit Ausnahme des Krieges hat sich die Menschheit überall zur Erkenntnis durchgerungen, daß Übel bekämpft werden müssen.

Eine Kriegsausstellung nach dem Grundsatz der Dresdener Hygiene-Ausstellung würden wir mit Freuden begrüßen; sie allein wäre am Platz, die Kriegsausstellung, die uns zeigt, wie der Krieg bekämpft werden muß, und warum er bekämpft werden muß. Man beauftrage mich nur, ein Programm für eine derartige Ausstellung auszuarbeiten; man würde staunen, welche interessanten Objekte, Bilder, Statistiken usw. darzustellen wären, und welch zukunftsreiche Perspektiven hier eröffnet werden könnten. Ein Geschäft für die Unternehmer wäre für eine solche Ausstellung nicht zu erzielen, aber ein um so größerer Gewinn für die Völker, für die Menschheit. Die Staaten sollten nur ein Partikelchen von den Milliardenkosten dieses Krieges hergeben, die Kosten einiger Stunden und dieses wohltätige Werk wäre ausführbar.

* * *

Was für ein dankbares Ausstellungsobjekt wäre z. B. jenes Rundschreiben, das mir gleichfalls aus Wien zugeht, worin ein seit 1873 bestehender Verein zur Errichtung von Kinderasylen milde Beiträge erbittet, um einige Kinder im Felde gefallener Väter unterbringen zu können. „Arme von großem Kummer bedrückte Frauen, deren Männer für die Ehre unseres Vaterlandes den Heldentod fanden, wenden sich flehentlich an uns um Aufnahme ihrer Kinder. Schwere Nahrungssorgen und die Unmöglichkeit, den verwaisten Kindern eine entsprechende Erziehung zu geben, lassen diese Bitte doppelt dringend erscheinen" usw.

Dieses Rundschreiben ist eine Dummheit, ist ein Skandal!

Eine Dummheit, weil man mit einem Suppenlöffel einen Fluß nicht ausschöpfen kann. Ein Skandal, weil ein Staat, der sechzig Millionen und mehr täglich für einen Krieg ausgibt, der durch die Vergebung von Kriegslieferungen Tausende neuer Millionäre geschaffen hat, es einfach nicht gestatten darf, daß irgend ein Wohltätigkeitsduseler der Welt verkündet darf, daß Frauen im Kriege gefallener Bürger von „schweren Nahrungssorgen heimgesucht werden" und sich der „Unmöglichkeit" gegenüber befinden, „den verwaisten Kindern eine entsprechende Erziehung zu geben". Der Nutzen, der durch ein solches Bettelgesuch erreicht werden kann, indem zehn oder fünfzehn von den Tausenden verwaister Kinder schließlich ein Unterkommen finden, ist in keinem Verhältnis zu der Schädigung des Ansehens des Staates, das dadurch bewirkt wird. Österreich-Ungarn kann es unmöglich mit seinem „Prestige" für vereinbar ansehen, daß die Opfer jenes Krieges durch Privatbettelei entschädigt werden sollen. Der mit Milliarden Krieg führende Staat muß die paar Millionen bereit haben, „arme, von großem Kummer bedrückte Frauen, deren Männer für die Ehre unseres Vaterlandes den Heldentod fanden", von diesem Kummer zu befreien!

Bern, 25. November.

Oh, du mein Österreich! — Gerade nach diesem unerhörten Bettelversuch, der eine Schande für ein Kulturland ist, kommt mir heute ein „Wiener Brief" des „Bund" (25. Nov.) zu Gesicht, der sich bemüht, die Verhältnisse in Wien in einer Art Dulliäh-Stimmung wiederzugeben. „So unglaublich es scheint", heißt es da, „das Geld ist in Hülle und Fülle vorhanden, denn man hat allseits sonst festliegende Werte zu mobilisieren verstanden, und das Geld setzt sich jetzt schon infolge der steigenden Nachfrage nach Arbeitern und wegen der vielfach erhöhten Preise weit rascher als sonst um." Also glänzend! Auch sonst geht es ausgezeichnet. Der Besuch der Theater und Konzerte „läßt nichts zu wünschen übrig. Sie sind fast stets voll, und dies gilt auch von den Restaurants, Cafés und Variétés". Also: kann es etwas Leichteres geben wie solch einen Krieg? Wo sind die Narren, die uns die Folgen eines Krieges stets so schwarz gemalt haben? — Daß die Caféhäuser voll sind, diese Stätten des Müssiggangs, diese Behelfe zur Betäubung des Elends und der Verzweiflung, ist mir kein Zeichen des Aufschwungs. Und, man denke: „Es dürfte wohl einzig dastehen, daß es einem Zeitungsunternehmen — der ‚Neuen Freien Presse' — gelang, mehr als fünf Millionen Kronen für die verschiedensten Wohltätigkeits-

institutionen zusammenzubringen." Sehr schön. Ein Rekord. Für das Blatt eine wunderbare Reklame, denn es zeigt, daß es auf die besitzenden Kreise mehr Einfluß hat als alle andern Wiener Blätter zusammen, die insgesamt kaum eine Million aufbrachten. Mehr bedeuten diese fünf Millionen nicht. In der Zeit, in der diese Summe zur Linderung der Not zusammengebracht wurde, hat der Krieg, der diese Not erzeugt, dreißig Milliarden gefressen, hat er solche fünf Millionen in zwei Stunden aufgezehrt. Was bedeutet diese Summe im Vergleich zu dem vorhandenen Elend? Hat man einen Berg verkleinert, wenn man einen Wagen voll Steine wegführt?

Bern, 29. November.

Der Geburtenrückgang in den Monaten April, Mai, Juni und Juli dieses Jahres beträgt nach der Statistik aus 24 deutschen Städten ein Fünftel im Vergleich zum Vorjahr. Dieses Manko eines Fünftels in Geburten auf die Dauer eines Jahres berechnet, gibt ein Minus von 400,000 Geburten. Auch diese Nichtgeborenen sind zu den Toten zu zählen, die der Krieg der deutschen Volkskraft raubt. Bei der Bilanz der Lebensvernichtung durch den Krieg dürfen diese Opfer nicht vergessen werden. Aber auch jene nicht, die fern von den Schlachtfeldern als indirekte Opfer fallen. Es wird eine erschreckliche Zahl sein, die uns entgegenstarren wird. Man wird einsehen, daß das „Stahlbad" des Krieges eigentlich ein Siedekessel ist, der den Leib des Volkes verbrennt. Wehe den Quacksalbern, die das Unheil angerichtet haben!

Zwei Briefe, die mich an einem Tage erreichten: Der eine: „Setzen Sie mich doch in die Lage, ein wenig Hoffnung zu gewinnen, daß ich doch vielleicht in absehbarer Zeit meinen lieben, braven Mann nach einer 15monatigen Trennung wiedersehen kann."

Der andere: Mutter Schlaganfall erlitten. Ärzte geben keine Hoffnung mehr. Könnte der in England internierte Sohn nicht auf Ehrenwort entlassen werden?

Die beiden Briefe bilden nur einen winzigen Ausschnitt aus dem millionenfachen Weh der leidenden Menschheit. Und keine Aussicht auf ein Ende dieses Wehs. Wohl jenen noch, die an die Unabwendbarkeit des Krieges, an seine Naturgesetzmäßigkeit glauben können. Wohl ihnen! In uns kocht die Empörung, weil wir die Drähte sehen.

Bern, 1. Dezember.

Grete Meisel-Heß schreibt im „Zeitgeist" (29. November) in einem „Die Ursache des Krieges" überschriebenen Artikel folgendes:

„Ursache dieses Krieges war die für alle europäischen Staaten zu gering gewordene Expansionssphäre, die Unmöglichkeit, die Völker der überfüllten Erdteile satt zu machen, ohne gegenseitige Übergriffe, und ohne daß ein Mensch dem andern und ein Volk dem andern die Lebensadern abzuschnüren sucht, — einer den andern an den Abgrund drängt. Wo aber nicht mehr genügend Nahrungsspielraum ist, da muß ein Bestreben nach dem Erwerb von Kolonien einsetzen, da kommt es zum Wettkampf über die Beherrschung der Meere, — da entsteht der Krieg."

Das ist grundfalsch und eine gefährliche Darlegung. Sie unterstützt den fatalistischen Glauben an die Naturgesetzlichkeit des Krieges und die Ohnmacht der Menschen ihm gegenüber. Der Krieg „entsteht" nicht! Er wird in Szene gesetzt. Wenigstens auf unserer Stufe der Entwicklung. Er war einmal der Kampf um den Futterplatz, wie die Jagd einst das Mittel dazu war. Aber die Jagd und der Krieg sind heute nur mehr atavistische Rudimente einer ehemaligen Notwendigkeit. Veranstaltungen, Sport. —

Und wenn Österreich Ende Juli 1914 sich mit Serbien über die strittigen Punkte des Ultimatums in Verhandlungen eingelassen, oder wenn Rußland eingewilligt hätte, daß der Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien lokalisiert geblieben wäre, wo wären die dem heutigen Krieg unterschobenen Motive geblieben? Wie wäre aus einem serbisch-österreichischen Krieg das Motiv der zu geringen Expansionssphäre, Kolonialdurst, Meeresherrschaft und so weiter herazusufinden?

Und wieso waren diese Motive nicht imstande, 1913 (nach dem Balkankrieg), 1905/1911 (während der Marokkokrise), 1875, 1897, 1900 (Faschoda), und bei den verschiedenen andern europäischen Krisen (1904 z. B. während des russisch-japanischen Krieges), sich geltend zu machen?

Nein, nein! Der Krieg „entsteht" nicht mehr aus Expansions- und ähnlichen Bedürfnissen, ist kein Kampf um den Futterplatz mehr. Man sucht ihn lediglich durch solche Motive zu rechtfertigen. Um den Futterplatz braucht man heute nicht mehr Krieg zu führen, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe die gesamte Erdoberfläche den entferntest angesiedelten Bewohnern nutzbar machen. Die Technik des Verkehrs ist der Regulator des Futters! Daß dieser Regulator nicht befriedigend funktioniert, wird durch die aus ganz anderen Gründen aufrechterhaltene und sorgsam gepflegte Institution des Krieges bewirkt. Nicht durch den Krieg als solchen, sondern durch das System, das mit ihm rechnet und droht, wodurch die Freiheit und die Möglichkeiten des Verkehrs unterbunden werden. Die bloße Bewahrung dieses Atavismus hemmt den längst dafür gefundenen Ersatz, sich zu betätigen und den Krieg überflüssig zu machen.

Es ist daher gefährlich, eine Notwendigkeit nachweisen zu wollen, die längst keine mehr ist, und eine Ohnmacht einem Übel gegenüber darzulegen, das ebenso durch Willensakt beseitigt werden kann, wie die Leibeigenschaft, die Inquisition oder die Sonntagsarbeit, wenn man nicht durch falsche Ursachenforschung diesen Willen schwächt.

Bern, 3. Dezember.

Russische Rote Kreuz-Damen sind in Wien angekommen, von wo aus sie die russischen Gefangenenlager in Österreich und Ungarn besichtigen werden, wie dies einige Damen der Monarchie in Rußland tun sollen. Man hat die Ankunft der Russinnen mit besonderer Liebenswürdigkeit und Höflichkeit umgeben. Sie wurden am Bahnhof von Vertretern des Kriegsministeriums — auch des Roten Kreuzes — begrüßt; später hat sie der Kaiser empfangen. Seltsam sticht dieses europäische Benehmen von den kriegerischen Maßnahmen ab, mit denen sich die Völker beider Staaten jetzt gegenseitig bearbeiten. Diese ritterliche Ausnahmebehandlung der Angehörigen von Staaten, mit denen man im Kriege ist, läßt den Krieg in seiner ganzen Schrecklichkeit erscheinen und einen Einblick in sein Wesen tun, wonach er immer mehr als Mache erscheinen muß. Wenn wir höflich sein können in diesem Fall, kann man den Grund nicht einsehen, warum man dies nicht auch vorher zum Zweck der Vermeidung der Katastrophe hätte sein können. Eines paßt zum andern nicht. Entweder wir sind Bestien, dann muß der Zwang, der uns dazu bringt, derartig sein, daß Ausnahmen nicht möglich sind; oder wir sind Kulturmenschen, dann ist der Zwang nicht vorhanden, der uns eine Zeitlang berechtigt, Bestien zu sein. Wir lassen ihn uns bloß einreden. —

Im Deutschen Reichstag ist eine Vorlage für die Besteuerung der Kriegsgewinne eingebracht worden. Das entspricht vollkommen dem sozialen Empfinden. Nur sollte ein solches Gesetz auch auf die Kriegsgewinne im Frieden ausgedehnt werden. Die patriotische Schwerindustrie macht ihr Geschäft hauptsächlich im Frieden, und trägt nicht wenig dazu bei, die Gefährdung des Friedens aufrecht zu erhalten. Auch hier wäre es angebracht, eine besondere Besteuerung einzuführen.

Bern, 6. Dezember.

Selbst Harden ist dieser Ansicht. In der „Zukunft" vom 4. Dezember schreibt er: „Wenn Friede geworden ist, wird eine der wichtigsten Aufgaben sein, die Zahl der ‚Kriegsinteressenten' zu mindern oder zu tilgen." Bravo! Überhaupt kann man bei Harden jetzt seine Wunder erleben. Vom „Wehrbeitrag" sprechend, fügt er in Klammer hinzu: „Ohne den vielleicht heute nicht Krieg wäre!" Ei! Ei! — Und daß die Kriegslasten des Reiches im März „in die siebzigste Milliarde steigen werden". Ist das derselbe Harden noch, der einst ausrief: „Wozu haben wir denn dieses Heer?" und der während der Balkankrisis in seinen Wiener Vorträgen warnte: „Lassen Sie sich ja nicht auf eine Konferenz locken!". — Wäre es nicht doch etwas vernünftiger (und billiger!) gewesen, den Hader Europas auf einer Konferenz auszugleichen, statt auf den Riesenschlachtfeldern des Westens, Ostens und Südens? —

Was will übrigens Naumann sagen, wenn er („Hilfe" Nr. 48) in einem Artikel: „Die Kunst, Frieden zu schließen", schreibt:

„Auch darf man nicht übersehen, daß selbst ein magerer Friede, wie am Ende des siebenjährigen Krieges der Hubertusburger Friede für alle Beteiligten war, einmal zur Notwendigkeit werden kann, ein Friede der Müdigkeit. Das, was Friedrich II. von Preußen damals mit nach Hause brachte, war geringer, als was seinen militärischen Wundertaten entsprochen hätte, und doch wird ihn kein besonnener Historiker tadeln, daß er seinen Namen unter eine Abmachung setzte, die ihn und seinen Staat nach heldenmütiger Verteidigung für die Zukunft gesund erhielt. Er konnte nicht wissen, ob bei weiter fortgesetztem Kampfe die Zeit für ihn arbeiten würde oder nicht."

Er fügt weiter hinzu:

„Das alles führen wir nicht in dem Sinn aus, als ob im gegenwärtigen Zeitpunkt der Zustand von Hubertusburg vorhanden wäre (was falsch sein würde, zu behaupten), sondern nur als ganz allgemeine geschichtliche Erinnerung daran, daß große Männer der Vergangenheit ein gewisses inneres Gefühl dafür gehabt haben, daß man den Frieden möglichst dann machen muß, wenn man noch gut bei Kraft und Atem ist. Es ist nicht nötig, und vor allem nicht möglich, alle Weltgeschichtswünsche auf einmal durchzudrücken."

Was soll dieser letzte Satz? Will er besagen, daß die Menschheit den Wahnsinn noch einmal erdulden wird, um eine Weltgeschichte zu drechseln, wie sie sich verschiedene Leute ausmalen? — Ich glaube, die solches erhoffen, täuschen sich.

Bern, 9. Dezember.

Die Ansprache des Papstes vom 6. d. M. tritt für die Beschleunigung des Friedens ein. Noch mehr: „Für einen dauerhaften und nicht nur für einen Teil der Kriegführenden Nutzen bringenden Frieden." Das ist aber die Forderung des Pazifismus, die sich der Nachfolger Christi hier zu eigen macht. Nun sollen sie uns wieder kommen, jene Kriegsanbeter, die der Welt durchaus weiss machen wollen, daß der Krieg ein „Element der göttlichen Weltordnung' sei. Das Oberhaupt der katholischen Weltkirche, das für das Wesen der göttlichen Weltordnung gewiß maßgebender ist, als der höchste General, denkt darüber anders.

Und Wilson hielt am 7. Dezember seine alljährliche Kongreßrede. Daraus entnehme ich folgende Sätze:

> „Die Eroberung und Unterwerfung fremder Länder liegen nicht in unserem Plan und entsprechen nicht unseren Prinzipien. Aber gerade weil wir die unbelästigte Fortentwicklung und die ungestörte Herrschaft unserer Grundsätze von Recht und Freiheit fordern, müssen wir es übel aufnehmen, wenn von irgend einer Seite ein Angriff gegen uns unternommen wird, wenn wir selbst nicht angreifen.

Wir bestehen auf der Sicherheit in der Verfolgung unserer selbstgewählten Linien nationaler Entwicklung. Wir tun mehr als das. Wir verlangen dies auch für andere. Wir beschränken unsere Begeisterung für individuelle Freiheit und freie nationale Entwicklung nicht auf Ereignisse, Bewegungen und Angelegenheiten, die uns allein betreffen. Wir empfinden es, wenn es irgend ein Volk gibt, das an der Beschreitung der gleichen Bahnen der Unabhängigkeit und des Rechtes behindert wird. Von Anbeginn an machten wir gemeinsame Sache mit allen Anhängern der Freiheit diesseits des Meeres und hielten es für richtig, daß unsere Nachbarn ebenso frei wären von aller fremdländischen Herrschaft.

Wir haben Amerika als ein Beispiel für unabhängige Völker und politisch freigesinnte Männer hingestellt. Aus diesen Gedanken heraus wuchs alle unsere Politik. Wir betrachten den Krieg nur als ein Mittel, um die Rechte der Völker gegen Angriffe zu behaupten, und wir sind ebenso leidenschaftlich auf der Hut gegen Bedrückung oder Diktatur innerhalb unserer eigenen Nation als gegen einen Angriff von außen. Wir wollen keine stehende Armee unterhalten, ausgenommen für den in Kriegszeiten wie in Friedenszeiten notwendigen Gebrauch, und wir werden immer darauf sehen, daß unsere militärische Friedensrüstung nicht größer ist als jetzt, und als sie zu den Zwecken nötig ist in Zeiten, wo keine Feinde gegen uns vorgehen."

Amerika, du hast es besser!

* * *

Maximilian Harden hat am 6. Dezember in Berlin einen Vortrag gehalten, in dem er u. a. folgendes sagte:

„Gegenwärtig sei die vollständige Besiegung eines der deutschen Hauptfeinde, ganz zu schweigen von der Gesamtheit, noch nicht geglückt; Deutschland habe zwar das in Anbetracht der Tatsache, daß eine Volksmasse von 120 Millionen es gegen eine Völkermasse von 800 Millionen erkämpft habe, Übergewaltige erreicht, daß der Krieg fast vollständig auf fremdem Boden ausgefochten würde. So viel das sei, sei es doch nicht der Sieg."

Das ist aber gerade das Furchtbare, daß diese ungeheuren Opfer noch nicht den Sieg gebracht haben. Wie viele Opfer werden dann noch nötig sein? — Hat man das bedacht? — Wenn es nun nicht gelingt, bald einen Kompromißfrieden zu schließen, wenn der Krieg wirklich bis zu Ende, d. h. bis zum vollen Sieg ausgefochten werden soll, dann stehen wir jetzt noch vor der schrecklichsten Phase des Krieges, gegen die die bisherige ein Kinderspiel war. In dieser neuen Phase wird Deutschland wirklich um seine Existenz kämpfen müssen, was zu Beginn des Krieges nicht der Fall war. Daß dann der Elan zur verzehrenden Flamme sich steigern wird, steigern muß, ist klar. Aber diese Flamme wird Europa vernichten. Der Sieger — wer er auch sei — wird auf einem Trümmerhaufen triumphieren. —

Bern, 12. Dezember.

Die Reichskanzlerreden vom 9. Dezember sind das Ereignis des Tages. Ich finde sie wenig glücklich. Sie bieten keine Anknüpfungspunkte, errichten eher ein kaudinisches Joch für die Gegner. So kommt man nicht zu einem Abschluß des wahnsinnigsten aller Kriege. Der Reichskanzler berief sich auch zu sehr auf Presseäußerungen der Gegner, worin erniedrigende Friedensbedingungen für Deutschland aufgestellt wurden. Er müßte wissen, daß die Presse heute nicht die Vertreterin der öffentlichen Meinung, sondern ein militärisches Kampfmittel ist.

Das Hauptbedenken, das die Reichskanzlerrede aufwirft, liegt darin, daß er die Annexionsbestrebungen zu teilen scheint. „Weder im Osten noch im Westen dürfen unsere Feinde von heute über Einfallstore verfügen, durch die sie uns morgen erneut schärfer als bisher bedrohen können." Das ist ein deutliches Bekenntnis zur Annexion. Das heißt dann auch Kriegsverlängerung. Denn heute sind die Gegner, trotz der deutschen Erfolge, noch nicht in einer Lage, daß sie darauf eingehen müßten. Es müßten also der künftigen Sicherung, wie man sich sie heute vorstellt, neue Opfer gebracht werden. Wie kann man überhaupt daran denken, den künftigen Frieden durch militärische Maßnahmen sichern zu wollen. Die Geschichte lehrt, daß kein Gegner unfähig war, nach einer erlittenen Niederlage, wieder Krieg zu führen. Es sei denn, daß man ihn vollständig vernichten und zerstückeln konnte. Das können die heutigen Kriegführenden auf keiner Seite erwarten. Sie müßten einsehen lernen, daß die beste Sicherung des künftigen Friedens für alle in einer Annäherung durch ein auf Recht und Gegenseitigkeit aufgebautes Staatensystem beruht. Jede Gewaltsicherung öffnet neue Einfallstore, wenn es ihr auch gelingt, die alten für den Augenblick zu verrammeln.

Der Friedensschluß könnte nur herbeigeführt werden durch die wirkliche Errichtung des Friedens, d. h. durch ein Abkommen, das nicht nur diesen Krieg beendigt, sondern auch jenen sogenannten Frieden, den wir bisher gehabt haben. Aber dazu scheinen die Verantwortlichen unter den Kriegführenden psychologisch nicht geeignet zu sein. Es müßten sich repräsentable Persönlichkeiten aller Länder finden, die die Bedingungen des künftigen Friedens in einem neutralen Land dauernd erörtern. Natürlich müßte die Auswahl dieser Personen einigermaßen Vertrauen erwecken. Es ist schade, daß das Berner internationale Friedensbureau gerade in diesem Augenblick versagt. Dieses Institut wäre berufen gewesen, einen solchen Areopag zu versammeln.

Die Kriegführenden müßten zu der Erkenntnis kommen, daß es überhaupt nicht möglich sein wird, den einen oder den andern Teil der

Gegner endgültig zu besiegen. Die Aufoktroyierung eines Friedensschlusses ist unmöglich. Das Ende des Krieges wird das Ergebnis gegenseitiger Konzessionen sein. Der Reichskanzler hat gesagt, daß die von der Entente zu gebenden Garantien um so mehr wachsen, daß Deutschland um so mehr fordern müsse, je länger und je verbitterter die Gegner diesen Krieg führen. Mir will scheinen, daß die Länge des Krieges die möglichen Ergebnisse für beide Teile verteuert und verringert, daß der höchste Gewinn in der Abkürzung liegt. Jeder Tag, der dem Wahnsinn abgerungen wird, ist unschätzbarer Vorteil.

Bern, 16. Dezember.

Ein Unstern waltet über diesem Berner Kongreß. Zuerst dessen Verhinderung. Nun sollte der internationale Zentralausschuß gestern hier zusammentreten, um über den späteren Zusammentritt zu beraten. Aber die deutsche Grenze ist gesperrt. Die meisten Delegierten können nicht herüber.

* * *

Ein seltsames Dokument ist das jetzt veröffentlichte Rundschreiben des Reichstagsabgeordneten v. Bonin. Er befürchtet eine neue Orientierung in der Richtung einer noch größeren Demokratisierung und Verjudung unserer öffentlichen Zustände". — „Wohin soll das führen?!" ruft er aus. „Soll nach dem Kriege der Zukunftsstaat mit jüdischer Spitze aufgerichtet werden?!" Die Reichsregierung lasse sich durch die Haltung der Sozialdemokratie und des Judentums täuschen. Sie scheine es „diesen Mächten" als ein Verdienst anzurechnen, daß sie die Milliarden bewilligt haben und im Kriege „anscheinend ihre Schuldigkeit tun". „Anscheinend" ist gut. Der edle Landrat a. D. fordert für die innere Gesundung unseres Volkslebens die Unschädlichmachung dieser Mächte. U. s. w.

Burgfrieden! — Das Indianertum lebt also noch immer im deutschen Volke. All das vergossene Blut vermochte es noch nicht wegzuspülen. Noch immer nicht? — Es ist höchste Zeit, daß man für diese Rothäute Reservationen schafft, damit die Ausdehnung der Kultur nicht mehr behindert werde.

Die „Kreuzzeitung" vom 1. Dezember beschäftigt sich mit meinem in der „Neuen Zürcher Zeitung" veröffentlichten Artikel über den „Mitteleuropäischen Staatenverein". Ich hatte dort ausgeführt, daß diese Neubildung, an der in Deutschland und Österreich-Ungarn mit voller Kraft gearbeitet wird, demokratisch orientiert werden müsste. In Deutschland wird die Einführung der Ministerverantwortlichkeit und die verfassungsmäßige Vermehrung der Reichstagswahlkreise, in Österreich ein Föderationsstatut, das die Ansprüche der Nationalitäten befriedigt, von nöten sein. Wenn das nicht geschieht, so erleben wir in dem geplanten mitteleuropäischen Staatenverein eine Neuauflage der „Heiligen Allianz", die sich das Europa des zwanzigsten Jahrhunderts noch weniger gefallen lassen wird als das des neunzehnten. Die „Kreuzzeitung" bemerkt dazu: „Aus den Zeilen des Herrn Dr. Fried liest man deutlich die Angst heraus, daß der künftige mitteleuropäische Wirtschaftsbund, dem nach seiner Ansicht sich auch Rußland in irgend einer Form angliedern wird, dereinst ein Hort christlich-monarchischer Gesinnung werden wird". Ich finde es unvorsichtig, diesen Wirtschaftsbund, in dem ja auch das Kalifenreich eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist, mit dessen Truppen wir jetzt „Schulter an Schulter" kämpfen, als einen Hort christlicher Gesinnung zu bezeichnen. Die neue „Heilige Allianz" wird sich schon dazu herbeilassen müssen, auf christlich-mohammedanischem Boden zu stehen.

Die „Kreuzzeitung" sucht dann nachzuweisen, daß die Demokratie nicht die beste Basis des Wirtschaftslebens sei, sonst müßte Frankreich die weitgehendste wirtschaftliche Entwicklung gefunden haben. Man vergißt, daß Frankreichs wirtschaftliche Rückständigkeit noch von der Nachwirkung des absolutistischen Systems beherrscht wird, während die wahrhaft demokratischen Staaten wie England und Amerika, die den Absolutismus schon länger überwunden haben oder nie von ihm beherrscht wurden, die wirtschaftliche Überlegenheit der Demokratie beweisen. Im übrigen kommt es ja gar nicht auf die Wirtschaft an. Ob das demokratische Regime den Magen und den Geldbeutel befriedigt, ist Nebensache. Daß die Ideale des wahren Menschentums ihre Befriedigung finden, das ist die große Forderung der Demokratie. Zu dieser Forderung gehört auch die Sicherheit des Friedens. Hätte bei den Zentralmächten die Demokratie geherrscht, der wahnsinnigste aller Kriege wäre niemals zum Ausbruch gekommen. In der Errichtung der Demokratie erblicken wir daher die realen Garantien des dauernden Friedens.

Bern, 17. Dezember.

Die heutigen Zeitungen enthalten folgendes Telegramm:

„Berlin, 16. Dez. (Wolff. Amtlich.) Wie das Wolffbureau von unterrichteter Seite erfährt, teilte die deutsche Regierung mit, sie sei bereit, den russischen Kriegsgefangenen die Feier des Namenstages des Zars am 6/19. Dezember zu gestatten, wenn es in Gegenseitigkeit den deutschen Kriegsgefangenen in Rußland freistehen würde, den Geburtstag des deutschen Kaisers festlich zu begehen. Wenn den deutschen Kriegsgefangenen unter dieser Gegenseitigkeit ermöglicht würde, einen Tag ihres gleichförmigen Gefangenenlebens festlich zu begehen, so wäre dies nur zu begrüßen".

Welch köstliche Erfindung eines Gutgesinnten, der gar nicht weiß, wie er mit solcher Anregung der Institution, der er nützen will, schadet. Nur an den Familienfesttagen der Staatsoberhäupter soll den Gefangenen das

„gleichförmige Gefangenenleben" erhellt werden? Just nur an dem einen Tag? — Wäre es nicht besser, wenn die Regierungen der beiden Monarchien feste Vereinbarungen träfen, dieses unselige Los der beiderseitigen „Untertanen" dauernd erträglich zu gestalten. Vorläufig geht es unseren Gefangenen in Rußland, wie ich aus zahllosen Privatberichten höre, elend. Es ist schon unerhört, daß man sie in das allen ungewohnte und allen schädliche Klima Sibiriens gebracht, sie Lebensbedingungen unterwirft, die bei der langen Dauer dieses Krieges die Lebenskraft aller brechen muß. Es ist der trockene Tod, den man ihnen bereitet. Daneben werden sie allen möglichen seelischen Torturen ausgesetzt. Ihr Briefverkehr mit den Angehörigen wird fast unmöglich gemacht. Liebesgaben kommen in den seltensten Fällen in ihre Hände. Die Nahrung ist unzureichend, wird ihnen oft strafweise vermindert, die Unterkunftsräume spotten oftmals jeder Beschreibung. Und mitten in dieses Elend tänzelt da Einer mit dem süßlichen Vorschlag hinein, diese Gequälten, durch gegenseitiges Übereinkommen, ein patriotisches, der Monarchenverehrung gewidmetes Fest feiern zu lassen. — Sichert unseren Söhnen das Leben und die Gesundheit, das erscheint uns wichtiger! — Und das dürfte ebenso möglich sein, wie ein patriotisches Festarrangement. —

Im Reichstag ist gestern die neue Zehnmilliardenforderung in der Kommission einstimmig bewilligt worden. Das Plenum wird ebenso einstimmig folgen. Damit sind 40 Milliarden für diesen Krieg bewilligt, dessen Ende unabsehbarer ist denn je. Ist der Begriff der Milliarde denjenigen, die sich daran gewöhnt haben, damit zu manipulieren, noch klar? Wird hier nicht mit etwas Unbekanntem gearbeitet, über dessen Wirkung man sich keine Rechenschaft zu geben vermag? Erst bis das Schwergewicht der Wirkung sich geltend machen wird, dürfte man erkennen, um was es sich handelt. Und wenn man diese Milliardenopfer mit den Ursachen vergleicht, die es gezeitigt haben, ist da die Frage nicht gestattet, ob Ursache und Wirkung im Einklang stehen; ob es nicht möglich gewesen wäre, diese Opfer zu vermeiden, und ob man alles getan hat — wirklich alles — das eine solche Vermeidung hätte herbeiführen können? Vierzig Milliarden! Vierzig Milliarden und kein Ende! Eine einzige hätte genügt, aus 65 Millionen Deutscher elendbefreite Geschöpfe zu machen. Das Wort Wahnsinn als Kennzeichnung dessen, das man Politik, das man Geschichte nennt, darf uns wahrlich nicht verwehrt werden!

Die Friedensformel der Gewaltpolitiker lautet: „Wir müssen Sicherheit erlangen, die uns einen dauernden Frieden verbürgt, es den Feinden unmöglich macht, uns noch einmal zu überfallen". — Unmöglich noch einmal! Also den „ewigen" Frieden! Wo sitzen die Utopisten? Die einzige Sicherheit liegt ja doch nur darin, die sogenannten Feinde zu Freunden zu machen. Vereinigen wir uns mit ihnen zur gegenseitigen Beglückung der Völker, und hören wir auf, durch unser Selbstsicherungsbestreben sie zu bedrohen. Dann haben wir Sicherheit und dauernden Frieden.

Bern, 19. Dezember.

Statt des für Mitte Dezember in Bern geplant gewesenen Studienkongresses für einen dauerhaften Frieden fanden vorgestern und gestern hier kombinierte Sitzungen des internationalen Vollzugsausschusses mit dem hiesigen Kongreßkomitee statt. Der Vollzugsausschuß war nur teilweise vertreten. Ein großer Teil der Mitglieder konnte wegen der Grenzsperre nicht erscheinen. Man arbeitete in spannungsvoller Erwartung der Grenzeröffnung. Als diese endlich am 17. eintrat, waren die fremden Delegierten schon nach Hause gereist. Man einigte sich für die unbedingte Durchführung des Kongresses in der Schweiz. Das Datum soll im geeigneten Moment bekannt gegeben werden. Sicherlich werden Zeitungsrowdies, die jetzt alles, was irgendwie mit dem Wort Frieden zusammenhängt als vogelfrei ansehen, hier wiederum Lügen, Spott und geistigen Unrat über die Vorgänge ausgießen. Von den an dem Nichtzustandekommen des Kongresses interessierten Gegnern werden sie dabei hilfreich unterstützt werden.

Die höhnende „Journaille" hat sich jetzt mit Allgewalt auf das Unternehmen des Amerikaners Ford geworfen, der mit einem eigens gecharterten Schiff, auf dem er eine Anzahl Pazifisten vereinigt hat, die neutralen Länder Europas bereisen will, um dort für Friedensvermittlung zu propagieren. Das Unternehmen mag vielleicht nicht sehr wirkungsvoll sein, die amerikanische Art der Aufmachung entspricht nicht immer dem europäischen Geschmack. Dennoch wird man den Willen achten müssen, der diesem Argonautenzug zugrunde liegt. Aber eine dem Gassengeschmack gegenüber immer dienstbeflissene Berichterstattung, neben der die ernste Presse nicht aufkommen kann, hat keine Achtung vor dem Wollen. Sie sucht lächerlich zu machen um jeden Preis. Es ist ein Friedensschiff mit Friedenskämpfern, ergo muß der Wirkung wegen erfunden werden, daß die Friedenskämpfer sich in den Haaren liegen. Das ist das Schema F für alle Friedensversammlungen. Man sollte meinen, es sei etwas abgedroschen. Keineswegs. Die mir vorliegenden Zeitungen bringen alle, lange Berichte über einen zwischen den Fahrtteilnehmern des Fordschiffes ausgebrochenen Kampf. Die Überschriften lauten: „Krieg auf dem Friedensschiff", „Der friedlose Friedensapostel" usw. Abgesehen davon, daß ja die ganze Nachricht den Stempel der freien Erfindung an sich trägt, beweist der Witz, der darin liegen soll, die völlige Unorientiertheit der Zeilenschmierer über das pazifistische Problem. Als ob der Pazifismus den Streit der Meinungen aus der Welt schaffen wollte, den

Konflikt überhaupt, und nicht lediglich die bewaffnete Kampfform zwischen Staaten.

Bern, 22. Dezember.

Die Reichstagssitzung vom 20. Dezember 1915 dürfte für die Entwicklung des Pazifismus von nicht geringer Bedeutung werden. In jener Sitzung wurde für die breite Masse derjenigen, die noch keinen tieferen Einblick in das Wesen der Dinge gewonnen haben, die Illusion von der Wohlstandsförderung der Kriege gründlich zerstört. Zu Beginn des Krieges konnte man so ziemlich allgemein die Andeutungen auf den künftigen Milliardensegen vernehmen, der nach dem Krieg Deutschland beglücken werde. Einige gingen in ihrer Zuversicht sogar so weit, die moralischen Nachteile dieses Goldregens zu bedauern. Und nun kommt der Staatssekretär der Finanzen und sagt uns: „Der Krieg wird unter allen Umständen, einerlei wie groß die Kriegsentschädigung ist, mit der wir natürlich rechnen, für uns kolossale steuerliche Lasten nach sich ziehen. Darum kommen wir nicht herum, darauf ist auch jeder bei uns gefaßt". Er deutete noch „andere Steuervorlagen" an, „die zurzeit noch bearbeitet werden". „Der deutsche Patriotismus muß dann das Geld hergeben, nicht nur für fünf Prozent, sondern in Form von Steuern, die keine Zinsen bringen". Das ist die Zukunft! Und der Abgeordnete Gothein entwickelte die Perspektive in folgenden Worten noch weiter:

„Das deutsche Volk wird nach dem Kriege eine Steuerlast zu tragen haben, wie sie bisher die ärgsten Pessimisten nicht für möglich gehalten haben. Es wird ganz unmöglich sein, diese Lasten durch indirekte Steuern und Monopole zu decken. Einkommen und Vermögen werden in weitestem Maße direkt steuerlich erfaßt werden müssen. Die Steuersätze werden ganz anders sein, als wir sie bisher gewöhnt waren. Wir werden uns darauf gefaßt machen müssen, daß, während wir jetzt vielleicht zwei Monate im Jahr für die Allgemeinheit arbeiten, wir in Zukunft vier oder fünf Monate für Reich, Staat und Gemeinden arbeiten müssen. Die gesamte Besteuerung wird bei den höchsten Einkommen nach dem Kriege auf 30 bis 40 Prozent steigen.... Wir werden unsere Lebenshaltung herabschrauben müssen, und zwar in allen Kreisen, denn es wird auch eine Ehrensache für die Reichen sein, den Luxus einzuschränken, namentlich den Luxus in der Ernährung und vielfach auch in der Wohnung. Gewaltige Aufgaben stehen uns bevor. Nur durch intensive Arbeit und ehrliche Hingabe, die im Frieden nicht zurückstehen dürfen hinter der Arbeit und der Hingabe im Kriege, wird das deutsche Volk die schwere Zeit nach dem Krieg überwinden können. Es kommt vielleicht wieder eine Zeit, wo wir uns großhungern müssen. Wir hoffen, daß dieser Krieg schließlich letzten Endes sich nicht als ein Niedergang für lange Jahrzehnte erweisen, sondern daß das deutsche Volk nach dem Kriege die Kraft haben wird, durchzuhalten bis zu einer wirtschaftlichen und kulturellen Höhe, auf die wir alle hoffen".

Also doch als ein Niedergang? Also wieder „hinaufhungern", also die Hälfte der Arbeit der künftigen Generationen für die Bezahlung dieses Krieges, also Einschränkung der Lebenshaltung? Also 30 bis 40 Prozent des Einkommens abgeben? Und dies alles sogar unter dem Gesichtswinkel des Siegers! Wie wäre die Zukunft erst im unausdenkbaren Fall einer Niederlage? — Weiß man auch was das heißt: vermindertes Einkommen, verminderte Vermögen, verminderte Lebenshaltung, schlechtere Wohnung? — Das heißt: niedergehaltene Initiative, geringerer Handel, weniger Wohlstand, verminderte soziale Fürsorge, mehr Krankheit, weniger Heilaussicht, größere Sterblichkeit, geringere Volksbildung, schlechteres Recht, kurz — Elend, Elend, Elend!

Und keiner hat angesichts dieser Zukunftsaussichten die große Frage gestellt: Warum das alles? Keiner! — Keiner hat es gewagt, zu erklären, daß ein System, das der Menschheit solche Notwendigkeiten auferlegt, ein wahnsinniges sei, mit dem gebrochen werden muß. Keiner hat das Wort in die Debatte geworfen, daß dieser Krieg, der selbst dem siegreichen Volke solche Zukunft bereitet, hätte vermieden werden müssen. Daß der Patriotismus, an den man jetzt zur Steuerzahlung und Vermögensabgabe appelliert, auch in vollem Umfang hätte angerufen werden müssen, als man aus Rücksicht auf das „Prestige" die schiedliche Lösung des österreichisch-serbischen Konfliktes ablehnte. Diese traurige Perspektive einer Beschränkung des Volkswohlstandes ist nur erträglich unter dem Gesichtswinkel der Naturgesetzmäßigkeit der Kriege und der Unvermeidbarkeit dieses Krieges. Da der Krieg kein Naturgesetz ist, sondern Menschenmache, und da dieser Krieg hätte vermieden werden können, so ist diese Zukunftsaussicht unerträglich.

Es ist ein trauriger Sieg, den an jenem Tage der Pazifismus durch die Propaganda der Tat errungen hat. Traurig, weil ein Eingehen auf seine vom reinsten Patriotismus eingegebene Lehre, der Menschheit dieses Exempel erspart hätte!

Wie oft hat man uns in Schriften und in Versammlungen, wenn wir den Krieg als Wohlstandsvernichter auch für den Sieger dargestellt haben, höhnisch darauf hingewiesen, daß der Wohlstand und der Aufschwung Deutschlands das Ergebnis des Krieges von 1870-71 war. Vergeblich war unser Einwand, daß die Ursache jenes Wohlstandes nicht der Krieg, sondern in erster Linie die Einigung der deutschen Stämme, die Ausschaltung des Krieges zwischen ihnen gewesen ist, und daß die Zeit von 70-71 in bezug auf die Verquickung und Interdependenz der Wirtschaft mit unserer

Gegenwart nicht mehr zu vergleichen sei. Der Krieg könnte, so wiesen wir nach, niemals mehr Mehrer des Reichstums werden, da sich die Verhältnisse grundlegend verändert haben. Es war vergebens. Die blinde Masse glaubte an die Reichtums- und Wohlstandsförderung durch den Krieg. Die Worte des Staatssekretärs Helfferich und des Abgeordneten Gothein vom 20. Dezember sind die Rechtfertigung für uns.

Wie hat man Bloch ausgelacht! Wie hat man Norman Angell bekämpft! Dämmert schon die Einsicht der „großen Täuschung"? Die Gelehrten der Kriegswirtschaft und der Kriegsfinanzpolitik lachten darüber. Und man glaubte ihnen. Man glaubt ihnen noch jetzt. Staatssekretär Helfferich berief sich in seiner Rede vom 20. Dezember auf sie, als er davon sprach, daß die neuen englischen Steuern gerade nur ausreichen, um die Verzinsung der Kriegsanleihe zu decken. Daß „dies so kommen würde bei dem gigantischen Ringen, das Europa durchgemacht hat, ist bei uns von den Leuten, die den Krieg finanziell vorzubereiten hatten, stets vorausgesehen worden". Im übrigen haben sich diese Propheten der Kriegsfinanz doch in allem getäuscht. Geheimrat Rießer, der angesehenste Kriegsfinanzmann, hat in seiner im Jahre 1909 erschienenen Schrift „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung" die Kosten eines Krieges für Deutschland mit 500 Millionen monatlich und 6½ Milliarden jährlich bemessen. Wir wissen heute, daß das Fünffache dieser Zahl richtig ist. Das Vorhersehen war nicht gerade die starke Seite jener Männer, und ihre Bekämpfung der pazifistischen Betrachtungen der Folgen eines Krieges erweist sich heute schon als irrig.

Bern, 25. Dezember.

Ich glaube, auch wir haben „die Sentimentalitäten verlernt." Der Gefühlsdruck des Vorjahres, der sich am Weihnachtsabend bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte, machte sich in diesem Jahre nicht mehr so geltend. Nicht daß ich das Leid vergessen hätte, das — hundertfach vermehrt — die Welt draußen erfüllt, nicht daß ich vergessen hätte, meine Gedanken hinauszusenden zu den Verwaisten, zu den Witwen, den ihrer Söhne beraubten Eltern, zu den Gefangenen in den Wildnissen Sibiriens und an andern Stätten, zu den in Konzentrationslagern Verdammten, zu den Truppen an der Front, den Verwundeten und Kranken in den Spitälern, zu den Krüppeln und Flüchtigen und zu den im Reichtum schwimmenden Nutznießern des Ruins. An alle habe ich gedacht, als die Lichter am Tannenbaum erglänzten und der altgewohnte Naivitätsrückfall wieder einmal dazu herhalten mußte, uns den allzuharten Greifbarkeiten der Gegenwart zu entrücken. Nur härter bin ich geworden. Man nennt es die Gewöhnung an den Krieg. Das scheint mir nicht zutreffend. Das Gefühl der Auflehnung gegen das Erlebte, der heilige Zorn gegen die Urheberschaft dieser Menschheitsschändung, das Pflichtbewußtsein den Aufgaben des großen Zukunftskampfes gegenüber, dies alles hat die Nerven gestählt, das Gemüt verhärtet, die kranke Seele durch Trotz gestärkt und ließ mich „die Sentimentalitäten verlernen." Und die Verse Konrad Ferdinand Meyers, die er uns vor 24 Jahren als Einleitungsworte für das erste Heft von „Die Waffen nieder!" schrieb, kamen mir im richtigen Moment wieder unter die Augen:

„Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde. —
Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
wird erblüh'n mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

* * *

Bern, 26. Dezember.

Wohlwollen ist das natürliche Empfinden jenen gegenüber, die uns nützlich sind, die in gemeinsamer Not mit uns zusammenstanden. Wohl wollen heißt, zu verstehen suchen. Gleichgültigkeit oder Haß führen uns dazu, nach Äußerlichkeiten zu urteilen, ohne deren innere Beweggründe zu erkennen, und die uns auffallenden Erscheinungen zu verurteilen. Der Haß verleitet uns überdies, das oberflächlich Wahrgenommene zu übertreiben und unsere Ablehnung zum Abscheu zu steigern.

Die Angehörigen der Zentralmächte überschütten sich gegenseitig und ihre Bundesgenossen mit Wohlwollen. Es ist eine Freude zu, sehen, wie sich alte Vorurteile lösen, wie man früher Verabscheutes jetzt zu verstehen und zu rechtfertigen sucht. Friedrich Naumanns Artikel-Reihe „Unsere Bundesgenossen und wir" ist ein typisches Beispiel dafür wie sehr wir wohl wollen können, wenn wir wollen. Wie achtungsvoll spricht er z. B. von den Türken. Wie wird ihre „militärische Erziehung" gerühmt, ihre „innere Kraft", die vor Jahrhunderten als die „erste große Militärmacht" galt, die sich anschickte, Europa in Besitz zu nehmen. Nur langsam gaben sie Stück für Stück ihres Besitzes auf — von der Wiener Türkenschanze bis zur Tschadaltschalinie — weil — nun weil „die Geschichte es so gewollt hat." Aber dieser Keim der Tüchtigkeit ist geblieben, und deutsche Militärkunst, die ihn richtig erkannt hat, entwickelte ihn, so daß das Staatsbewußtsein wieder aufloderte, und sie jetzt von Sieg zu Sieg führt. „Und wir haben mit steigender Bewunderung die Kraft dieses Staates kennen gelernt und sagen nun, nachdem wir euch so gesehen haben: das ist ein Bundesgenosse wie er sein soll.

Die Türkei ... ist ein Staat, der lebt und leben wird."

So spricht das Wohlwollen. Früher sprachen wir anders. In den Schulen lernten wir von osmanischen Horden, die unsere blühende Kultur bedrohten, daß mit ihrer Vernichtung vor Wien die europäische Kultur gerettet wurde. Wir sahen in den Türken das wurzelechte Eroberervolk, das nur von der Ausbeutung der Unterdrückten lebte und nie imstande war, die Eroberten zu assimilieren. In deren Loslösung erblickten wir schließlich nur das Walten der rächenden Gerechtigkeit, die diesen nur auf Gewalt beruhenden Erobererstaat durch Gewalt zugrunde gehen ließ. Nur zögernd und spät nahm man die Osmanen in die christliche Völkerrechtsgemeinschaft auf, und jedesmal, wenn ihr Gebiet im Krieg verringert wurde, erblickten wir darin einen Sieg des Christentums über den Halbmond. Wir beteiligten uns sogar recht lebhaft an der Stärkung dieser Siege, indem wir Bosnien und die Herzegowina und neuerdings Albanien diesem Staat, „der lebt und leben wird" entrissen.

So sprach die Gleichgültigkeit und der Haß. Ich will gar nicht entscheiden, wo hier unser Urteil der Wahrheit am nächsten kam. Ich will gar nicht darüber urteilen, ob wir gut tun, unser Schicksal mit dem Türkentum zu verbinden, und ob das deutsche Volk nicht höhere Aufgaben zu vollbringen hat als diese Vereinigung mit einem wesensfremden asiatischen Stamm, dessen Kultur beim besten Wohlwollen tief, tief unter der unseren steht. Ich will hier nur feststellen, zu welch menschlicher und kluger Betrachtungsweise man kommt, wenn man sich zum Wohlwollen entschließt und die Frage daran knüpfen, warum wir diese Methode des Urteils nicht auch auf andere Völker erstrecken können, die uns vielleicht doch noch näher stehen als das mohammedanische Kalifenreich?

Wenn wir Deutschen den Ruf der Türken „Staat wollen wir sein!" begreifen, wie sollte uns dieser Ruf bei den Belgiern nicht begreiflich erscheinen? Wenn wir das Türkentum ob seiner Geschichte zu entschuldigen vermögen, das Türkentum, das unserer Kultur nie etwas gegeben hat, außer jetzt Soldaten, wenn wir es ob all der Wesensfremdheit dennoch zu verstehen versuchen, warum wenden wir dieses Verfahren nicht mit allem Nachdruck gegenüber den Engländern an? Glaubt man, daß man nicht auch dem „perfiden Albion", dem englischen „Krämergeist", den Ruchlosigkeiten der angeblichen „Einkreisung" gegenüber ebenso zu einem Wandel unserer Auffassung gelangen kann, wie dem Großtürkentum gegenüber. Wir brauchen nur die Methoden des Wohlwollens anzuwenden und das uns so kultur- und wesensverwandte Volk der Briten kann unserer Seele ebenso nahegebracht werden wie man uns heute das der Osmanen nahe bringen will. Will! Das ist die Lösung des Problems. Wohlwollen erreicht man durch Wollen. Alle anderen Motive sind Humbug. Wir brauchten nur zu wollen, und wir vermeiden die Dissonanz, die in dem lächerlichen „Gott strafe England" und in dem so ernst sich gebenden „Gott segne die Türkei" liegt. Wir brauchen nur wohl zu wollen, und alle Völker, auf die wir heute Eisenhagel fallen und durch hunderttausend Tintenschmierer verunglimpfen lassen, werden uns ebenso nahe stehen, in ihren Fehlern ebenso verständlich und daher verzeihlich erscheinen, wie die Türken. Und bei Gott, es würde weniger Mühe kosten.

Bern, 28. Dezember.

Ist Friede in Aussicht? Ein anscheinend deutsch-offiziöser Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung" (Nr. 1800) entwickelt die deutschen Friedensbedingungen. Darin wird auf Annexionen verzichtet. Die Darlegungen könnten ganz gut die Grundlage für Verhandlungen bilden. Der Artikel ist im versöhnlichen Geist geschrieben. Er bezeichnet die dargelegten Grundzüge für einzuleitende Friedensverhandlungen, als solche wie sie „in gut orientierten deutschen Kreisen" gedacht werden und spricht von einer „dargebotenen Hand", die man nicht zurückstoßen solle. Es kann der Artikel nicht das Elaborat einer Privatperson sein. Wie es scheint, handelt es sich um den Versuch, vor Herbeiführung neuer, höchst blutiger Entscheidungen den Weg der Vernunft zu betreten. Wird er Erfolg haben? Mein Optimismus hat mich zu oft getäuscht. Aber in diesem Falle wage ich doch zu hoffen. Vielleicht!

Bern, 29. Dezember.

Der Artikel der N. Z. Z. erregt großes Aufsehen. Er bildet das allgemeine Gesprächsthema. Auch das heutige Dementi des Wolff-Bureaus schwächt seine Bedeutung nicht ab. Es wird bestritten, daß man darin einen von deutscher Seite ausgehenden Friedensfühler erblicken könne. Nicht bestritten wird, daß der Artikel die Ansichten gut unterrichteter deutscher Kreise wiedergebe, nicht bestritten wird der in jenen Ansichten enthaltene Verzicht auf Annexionen.

Mögen die Ententemächte jene Vorschläge auch für unannehmbar halten. Sie könnten dennoch die Grundlage für eine Erörterung abgeben. Weniger konnte Deutschland nach seiner heutigen strategischen Situation kaum verlangen. Die Hoffnungen der Entente, auch diese Bedingungen nicht erfüllen zu müssen, sondern vielmehr die ihren aufzuerlegen, liegen in der Zukunft. Es müßten noch eine halbe Million Menschenleben geopfert, das Risiko einer ganz neuen Kriegsphase eingegangen werden, um diesen Hoffnungen reale Unterlagen zu schaffen. Es lohnte sich daher wohl, auf die deutschen Vorschläge einzugehen. Die Entente wird dadurch nicht als besiegt gelten können. Ein Vertrag, der auf Grund jener Friedensvorschläge zustande kommen würde, trüge den Stempel eines Ausgleichs unbesiegter Vertragsteilnehmer. Dies um so mehr, als er im Hinblick auf die

künftige Organisation Europas und der anzubahnenden organisatorischen Friedenssicherung durch Gegenvorschläge noch bereichert werden könnte. Der Vorschlag in jenem Artikel könnte den Kampf auf ein Gebiet der Vernunft bringen. Er könnte dem grauenhaften Mord und der Vernichtung ein Ende machen, noch grauenhafterer und noch größerer Vernichtung vorbeugen.

Bern, 31. Dezember.

Die Friedenshoffnungen, die durch den Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung" angefacht wurden, erweisen sich als eitel. Die Vorschläge werden von Freund und Feind abgelehnt. Die Gehirne sind zu umnebelt, als daß sie zu erkennen vermöchten, daß es sich zunächst gar nicht um die Friedensbedingungen, sondern nur vorerst um den Beginn der Erörterungen handelt. Die Werkzeuge der Vernunft soll man nur erst in Anwendung bringen. Das ist die Hauptsache.

Hingegen: England, das ob seiner Freiheiten so stolze England, führt die allgemeine Wehrpflicht ein. Das ist ein Rückschritt der Kultur für alle, den wir diesem Krieg verdanken. Und ein böser Ausblick. Wenn England jetzt erst anfängt, sich für einen Kontinentalkrieg einzurichten, wie lange wird dieser dann noch dauern?

In Frankreich hat der Sozialistenkongreß sich in einer Resolution für die Fortsetzung des Krieges ausgesprochen bis zur Erlangung eines dauerhaften Rechtsfriedens. Sie gelangte mit der ungeheuren Mehrheit von 2736 gegen 76 Stimmen zur Annahme.

Das sind zwei Ereignisse, die nicht Frieden bedeuten, sondern Krieg. Fortsetzung des Krieges und erhöhte Erbitterung, erhöhte Vernichtung. Hunderttausende junger Männer sollen neuerdings geopfert werden. Das ist der Sinn dieser beiden Ereignisse, die das Kriegsjahr 1915 abschließen.

Im vorigen Jahr warf ich hier die Frage auf, ob der fürchterliche Krieg am Sylvestertag dieses Jahres beendet sein wird. „Für den, der zu ermessen versteht, wie groß die Erschütterungen sind, die diese fünf Kriegsmonate schon herbeigeführt haben, für den mag es immerhin fraglich erscheinen, ob die Sylvesternacht 1915 schon über ein vom Kriege befreites Europa sich niedersenken wird." — Fraglich. Und ich schloß doch hoffnungsfroh mit einem „vielleicht". Es ist ein feierlicher Ernst, der nach dem Ablauf dieses blutigen Jahres die Antwort auf den fragenden Zukunftsblick des Vorjahres gibt. Und man wagt es heute nicht, mit demselben Zweifel in die Zukunft des neu beginnenden Jahres zu blicken. Alles was kommen muß ist fürchterlich. Schon zu lange hat das Gemetzel gedauert; zu lange schon wurde Europa vernichtet. Unsere Generation kann auch von dem Frieden nichts mehr erhoffen. Mit einem Fluch für das Jahr, das von uns geht, das unserem Leben geraubt wurde, mit einem Fluch gegen die wahnwitzigen Arrangeure dieses Krieges schließe ich die Aufzeichnungen für 1915.

(Wird fortgesetzt.) *A. H. F.*

AUS DER ZEIT

Ernst Sieper.†

Kurz bevor diese Nummer unter die Presse geht, erreicht uns die Nachricht von dem Ableben Professor Siepers in München. Noch in der Oktobernummer dieser Blätter hatten wir die Freude, einen der Völkerverständigung gewidmeten Beitrag aus seiner Feder, „Weltkrieg und Wahrheit" betitelt, zu veröffentlichen. Sieper war ein ausgezeichneter Kenner Englands und als solcher ein hervorragendes Mitglied der anglo-deutschen Verständigungsbewegung, in deren Dienst er viele Jahre wirkte. Seinen Standpunkt konnte auch der Krieg nicht ändern. Er gehörte zur Eisernen Kolonne, deren pazifistische Gesinnung durch den Krieg nicht weggeblasen, sondern nur verstärkt wurde. Für die kommende Kampfzeit galt er uns als einer der Führer.

Unerwartet rasch ist diese Hoffnung zerstört worden. Nach ganz kurzer Krankheit starb Sieper — erst 52 Jahre alt — am 6. Januar. Ein schwer ertragbarer Verlust in dieser schweren Zeit.

Wir behalten uns vor, auf Siepers Wirken noch eingehender zurückzukommen.

Berner Studienkongreß.

Der für den 15. bis 18. Dezember nach Bern einberufene Vollzugsausschuß der internationalen Zentralorganisation zum Studium der Grundlagen eines dauerhaften Friedens konnte wegen Sperrung eines Teils der Grenzen nur unvollständig versammelt werden. Es waren Mitglieder aus sieben Ländern anwesend, die im Verein mit den Schweizerischen Kongreßkomitees folgende Beschlüsse gefaßt haben:

1. Es ist nicht die Aufgabe der Organe der Zentralorganisation oder des Studienkongresses, auf die Beschleunigung des Friedensschlusses Einfluß zu nehmen. Es sollten lediglich die Grundlagen einer künftigen internationalen Rechtsordnung, im Zusammenhang mit den praktischen Forderungen, deren Durchführung die Völker Europas nach dem Kriege im Interesse eines bessern Einverständnisses der Nationen verlangen müssen, auf breiter Basis

studiert, und die Resultate dieser Studien den Regierungen, sowie der öffentlichen Meinung unterbreitet werden.

2. Die Versammlung stellt mit Befriedigung fest, daß sich eine große Anzahl angesehener Persönlichkeiten aus zwanzig Staaten für die Teilnahme am Kongreß angemeldet und daß sich auch in den kriegführenden Ländern beider Gruppen ein reges Interesse und eine lebhafte Sympathie für die Arbeit des Kongresses manifestiert haben, so sehr ein Teil der Presse die Ziele und den Charakter des Kongresses verkannt zu haben scheint.

3. Sie stellt ferner fest, daß aus sieben Ländern bereits verschiedene Referate eingegangen und als Manuskripte in Druck gegeben worden sind. Aus sieben weitern Ländern sind Referate bestimmt zugesagt worden.

Sie beschließt, die solchergestalt begonnene Arbeit in der bisherigen Weise fortzusetzen, und zu diesem Zwecke internationale, wissenschaftliche Studienkommissionen für jeden Punkt des Programms zu bestellen, die sich zu besondern wissenschaftlichen Konferenzen vereinigen können.

5 Angesichts der gegenwärtigen außerordentlichen Paß- und Verkehrsschwierigkeiten ist die Versammlung zurzeit noch nicht in der Lage, das definitive Kongreßdatum festzusetzen. Sie wird dasselbe öffentlich und den angemeldeten Teilnehmern brieflich mitteilen, sobald der Zeitpunkt mit größerer Sicherheit bestimmt werden kann.

Aphorismen aus den Schriften des Erzherzogs Carl von Österreich.[1]) ⁂ ⁂ ⁂

Wenn Schwache und Unfähige Macht haben und noch dazu träge oder leichtsinnig sind, so entscheiden sie sich leicht zum Krieg. Sie greifen nach dem Schwert, um den gordischen Knoten zu zerhauen, welchen aufzulösen sie nicht genug Einsicht und Beharrlichkeit haben.

* * *

Vergleicht man das Resultat des glücklichsten Krieges mit den dazu aufgebotenen Mitteln, so zeigt sich, daß man meistens ein viel größeres mit geringerem Aufwand von Kraft auf gelinderen Wegen erreichen konnte.

* * *

Der Krieg, sagt man, liegt in der Natur, sowie der Hang zum Bösen. Aber bezeichnet nicht der Sieg im fortwährenden Kampfe über das Böse die Laufbahn des Tugendhaften? Und sollten wohl die Regenten eine andere gehen? Sollten sie nicht wenigstens bedacht sein, durch Bezähmung des feindseligen Hanges den Krieg zu vermeiden, statt ihn zu suchen?

* * *

[1]) Aus den sechsten Bande (S. 533 u. f.) seiner ausgewählten Schriften. Siehe auch „Friedens-Warte" 1913, 152 S. „Ein deutscher Feldherr über den Krieg".

Um einen ehrenvollen Frieden zu erhalten, biete man ihn dem Feind nach jedem erfochtenen Sieg an. Verwirft er den Vorschlag, so wird man dadurch berechtigt, von der Nation neue Anstrengungen zu fordern, welche durch wiederholte Siege doch endlich zu dem erwünschten Zweck führen müssen.

Brennus wurde durch Camillus geschlagen, weil er, nicht zufrieden mit dem errungenen Vorteile, sein Schwert in die Wagschale legend, noch größere forderte.

* * *

Durch die Abschaffung des Faustrechtes wurden die Privatrechte und die Kräfte der einzelnen auf die Beherrscher der Staaten übertragen.

Der Mißbrauch, den diese damit zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und Vergrößerungssucht machten, verursachte hauptsächlich die Stürme, welche seit 1788 Europa beunruhigten.

Sie können nicht vollenden, bis man allgemein den Gang der Politik nicht mehr ausschließlich der Berechnung seiner Kräfte, sondern den Grundsätzen der Moral unterordnen wird, und davon sind wir am 1. Jänner 1815 noch sehr weit entfernt.

* * *

Die übermäßig zahlreichen Armeen sind eine Plage der Menschheit und veranlassen den Untergang der Staaten.

* * *

Unwissenheit und Eigenliebe verleiten die Menschen, alle Ereignisse, welche ihnen unerwartet und verderblich sind, außerordentlichen Ursachen zuzuschreiben; daher mußte bei ungebildeten Heeren der Verrat stets die Schuld ihrer Niederlage tragen.

* * *

Es ist ein Widerspruch, Beleidigungen durch Beleidigungen zu rächen. Man findet sich nämlich durch die Erkenntnis des Strafbaren einer Handlung veranlaßt, eine ähnliche zu begehen, und sich durch selbe ebenfalls herabzuwürdigen.

Die wahre Rache liegt darin, Großmut gegen den Beleidiger zu üben: denn dadurch erhebt man sich weit über ihn, findet Befriedigung und Beruhigung.

Einige Beschlüsse von der Hauptversammlung der Deutschen Friedens-Gesellschaft (6. und 7. November 1915 in Leipzig). ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂

1. Friedensziele.

Die Deutsche Friedensgesellschaft sieht den Augenblick nahe, in dem es möglich ist, dem gegenwärtigen schrecklichen Kriege unter Wahrung der wohlverstandenen Interessen des deutschen Volkes ein Ende zu machen.

Diese wohlverstandenen Interessen fordern die dauernde Sicherung des deutschen Volkes und der übrigen zivilisierten Völker gegen die Wiederkehr eines Krieges.

Der abzuschließende Friede soll die politischen wirtschaftlichen und nationalen Interessen des

deutschen Volkes sicherstellen und ihm die seiner kulturellen Bedeutung entsprechende Geltung unter den gleichberechtigten Gliedern der Völkergemeinschaft gewährleisten.

Der Friede soll aber auch trotz der grenzenlosen Verbitterung, die jetzt weite Kreise der kriegführenden Staaten beherrscht, die Grundlagen für eine bleibende Rechts- und Kulturgemeinschaft der Völker erneuern und sichern.

Beiden Forderungen widerspricht das trotz des Verbotes der Erörterung der Kriegsziele von manchen Seiten vertretene Verlangen von Annexionen innerhalb Europas, bei denen der Wille der Bevölkerung vergewaltigt werden soll. Die Durchführung dieses Verlangens würde die unveräußerlichen Rechte fremden Volkstums verletzen und die innere Entwicklung Deutschlands mit Einfügung einer feindseligen Bevölkerung in unheilvolle Bahnen lenken, würde unsere jetzigen Gegner zu politischem und wirtschaftlichem Kampfe zusammenschweißen, würde die Gefahr eines Vergeltungskrieges heraufbeschwören und damit die wirtschaftliche und nationale Entwicklung Deutschlands ständig gefährden.

Diese Gesichtspunkte sollen und müssen beim Friedensschluß leitend sein.

Die Deutsche Friedensgesellschaft ersucht die Reichsregierung, öffentlich zu erklären, daß sie bereit ist, auf diesen Grundlagen in Friedensverhandlungen einzutreten, so bald und so oft sich dazu eine geeignete Gelegenheit bietet.

2. Danksagung an den Papst.

Die Deutsche Friedensgesellschaft spricht dem Papste Benedikt XV. ihren wärmsten Dank aus für seine Bemühungen um die Sache des Friedens und für die herrlichen Worte der Enzyklika vom 8. September 1914, die bei einem großen Teil der Bevölkerung aller Länder einen starken Widerhall gefunden haben.

Sie dankt dem Papste für den Einfluß, den seine Worte auf die Predigten der katholischen Geistlichkeit ausgeübt haben, und sie hofft, da es ihm gelingen möge, in demselben christlichen, friedliebenden Sinne auch auf die katholische Presse aller Länder und auf die Regierungen einzuwirken, um dadurch zu einer baldigen Beendigung dieses entsetzlichsten und blutigsten aller Kriege beizutragen.

3. Kriegshetze.

Die Deutsche Friedensgesellschaft erneuert angesichts der Erfahrungen des gegenwärtigen Kriegs ihre Anklage gegen die rücksichtslose Verfolgung wirtschaftlicher Interessen, gegen die eigensüchtige Tätigkeit des Rüstungskapitals und gegen die verhetzende Wirksamkeit eines großen Teils der Presse aller Nationen.

Dieses Treiben trägt zum erheblichen Teil die Verantwortung für den Ausbruch und die Verlängerung des Krieges und für die ihn überdauernde gegenseitige Verbitterung der Völker.

4. Aufhebung der Zensur für die Erörterung der Kriegsziele.

Die Deutsche Friedensgesellschaft fordert nach 15monatlicher Dauer des Krieges und angesichts der jetzigen Kriegslage die endliche Aufhebung der Zensur für die Besprechung der Kriegsziele.

Auf diesem Gebiete die Freiheit des Wortes zu gewähren, ist für Deutschland um so dringender geboten, als seit Monaten die wildesten Annexionsforderungen in zahlreichen Tageszeitungen, Zeitschriften und Broschüren vertreten werden und dadurch eine Irreführung der öffentlichen Meinung entstanden ist, die für die Gestaltung der Zukunft unseres Vaterlandes eine große politische Gefahr bedeutet.

Angesichts der ungeheuren Opfer, die alle Kreise unseres Volkes während des Krieges gebracht haben, ist es eine Forderung primitivster Gerechtigkeit, daß die Freiheit des Wortes endlich für alle Kreise gewährt wird.

5. Unterdrückte Völker.

Die Versammlung spricht ihre Sympathie allen unterdrückten und mißhandelten Völkern aus, insbesondere den Armeniern und den russischen Juden. Sie appelliert an das Gewissen aller Regierungen, um im Interesse der Menschlichkeit Abhilfe zu schaffen.

6. Jugenderziehung.

Die Hauptversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft beauftragt die Geschäftsleitung, einen besonderen Ausschuß einzusetzen, der sofort Schritte tun soll, um den gefährlichen Bestrebungen zur Militarisierung der Jugend entgegenzuarbeiten und deren Erziehung im pazifistischen Sinne zu fördern.

LITERATUR U. PRESSE.

Kurze Mitteilungen.

David Starr Jordans kürzlich erschienenes Buch „War and the Breed; the Relation of War to the Downfall of Nations" wird in der Übersetzung von Frau Dr. Hoesch-Ernest demnächst im Verlag von Orell Füßli in deutscher Ausgabe erscheinen. — Die hier kürzlich besprochene Schrift von Prof. Munroe Smith, „Der Widerstreit zwischen militärischer Strategie und Diplomatie zu Bismarcks Zeiten und danach" ist jetzt (deutsch) bei Payot & Cie. in Lausanne erschienen. Preis 30 cts. — Der kürzlich vom Herausgeber dieser Blätter vor der Freistudentenschaft in Zürich gehaltene Vortrag über „Die Forderung des Pazifismus" erscheint soeben als Broschüre im Velrag von Orell Füßli. Preis 60 Cts.

Besprechungen.

Der Schweizer Volkswirt. Monatsschrift für Handel, Verkehr, Steuerwesen, Sozialpolitik und praktische Geschäftsorganisation. Herausgeber:

Walter Eggenschwyler. Verlag: Art. Institut Orell Füßli in Zürich. Heft 3. Dezember 1915. 50 cts.

Das Dezemberheft dieser Zeitschrift gibt sich als „Friedensnummer". Es war ursprünglich als Gabe für den im Dezember in Bern abzuhaltenden Studienkongreß gedacht. Aber auch durch dessen Vertagung hat die Nummer an Wert nichts verloren. Man findet darin folgende Aufsätze: W. Eggenschwyler, Erwünschter Friede und wahrscheinlicher Friede. — Dr. Alfred H. Fried, Die Einwände gegen eine zwischenstaatliche Organisation. — Vittoria Pagliano, Le causa impersonali della guerra. — W. E., La guerre et le matérialisme historique. — Ein Verherrlicher des Krieges. — usw.

O. Umfrid, Weltverbesserer und Weltverderber. Eine Sammlung von Kriegsaufsätzen. 8⁰. Zürich 1916, Orell Füßli. 104 S. 2 Mk.

Umfrids Kriegsaufsätze gehören zu jenen wenigen Erzeugnissen der Tagesliteratur, die die „schwere Zeit" überdauern und zu einer wirklich „großen Zeit" hinüberleiten werden. Ein Mann wie Umfrid ist sich de Pflicht bewußt, die ihm heute obliegt, wenn er mit Aufsätzen an die Öffentlichkeit tritt. „Der Menschheit Würde" ist heute den Pazifisten anvertraut. Keiner weiß sie so treu zu wahren, wie unser Stuttgarter Mitkämpfer. Ein Fahnenträger, der den Wert des Sinnbildes kennt, das er mit dem Arm hochhält. Seine neue Schrift wird die Getreuen sammeln und neue Anhänger zu uns führen. Einzelne Aufsätze der vorliegenden Sammlung sind den Lesern dieser Blätter bereits bekannt. Sie sollten nicht versäumen, auch die andern kennen zu lernen und für die Weiterverbreitung der Schrift Sorge zu tragen. Damit werden sie die Welt verbessern und vor ihren Verderbern schützen. *F.*

Books on the great War. An annoted Bibliography of Literature issued during the European Conflict. By F. W. T. Lange & W. T. Berry. Preface by R. A. Peddie. Vol. I, II und III. gr. 8⁰. London 1915, Grafton & Co. 61, 51 und 87 S. Leinwandbände.

Der vorliegende Versuch einer Bibliographie des großen Krieges reicht bis Ende Juli 1915. Er dürfte ungefähr dreitausend Titel umfassen. In erster Linie ist die Literatur des englischen Sprachgebietes berücksichtigt, es sind aber auch Veröffentlichungen in deutscher, französischer, holländischer und spanischer Sprache aufgenommen worden. Das Gegenstände-Verzeichnis umfaßt ungefähr 160 Abteilungen. Aus der Reichhaltigkeit der Kriegsliteratur in den ersten zwölf Monaten der Katastrophe kann man erkennen, welchen Umfang diese Literatur dereinst annehmen wird, bis die Geister erst ruhiger geworden und die Kämpfer zurückgekehrt sein werden.

Dr. P. von Mathies, Die katholische Moral als Grundlage für die vom Hl. Vater gewünschten Friedensaktionen. 8⁰. Freiburg, Canisiusdruckerei, 1915. 45 S.

Ein katholischer Priester, der als Sohn eines Hamburger Senators geboren wurde und gegenwärtig als Schweizer Bürger das Amt eines Studentenseelsorgers an der Universität Zürich versieht, hat vor kurzem ein kleines Schriftchen veröffentlicht, das weit über die Flut der Kriegsschriften hinausgeht. Im Gegensatz zu jenen Geistlichen, die in der allgemeinen Erregung dem Chauvinismus unterlegen sind, lehrt er, daß der Priester die Pflicht habe, auch die Vaterlandsliebe christlich zu verklären. „Sein heiliges Amt, seine Weihe verbieten es ihm, an Kundgebungen teilzunehmen, durch welche die christliche Gerechtigkeit und Liebe verletzt wird. Er wird in Kriegszeiten die Kämpfenden an ihre Pflichten gegen Gott und gegen Cäsar mahnen, er wird die Kranken und Verwundeten ermutigen, die Daheimgebliebenen zu trösten suchen, er wird auf seine Weise, als Feldgeistlicher oder Lazarettgehilfe dem Vaterlande dienen, er wird mit Herz und Kopf bei der Sache sein und sich bemühen, allen, die seiner bedürfen, alles zu werden — aber er wird niemals, auch im Dienste des Staates nicht vergessen, daß er als Apostel des Friedensfürsten die Kriegsbegeisterung nicht zu unterstützen braucht und an einer eigentlichen Kriegshetze gar nicht teilnehmen darf, ja, daß es unter Umständen eine Pflicht sein kann, die Mächtigen zu ermahnen, daß auch für sie die Gesetze der Religion in Geltung bleiben. Man tritt dem Klerus als solchen nicht zu nahe, wenn man bedauert, daß einige seiner Vertreter in den kriegführenden Ländern in Wort und Schrift einen zu lärmenden Patriotismus an den Tag gelegt haben. Im allgemeinen erwartet man doch, daß jeder katholische Priester und jeder evangelische Geistliche eher vom Kampfe abmahnen als zur Vernichtung des Nächsten mit anfeuern sollte. Man kann sehr wohl die Soldaten ihre Pflicht gegen das Vaterland lehren und sich doch von weltlichen Kundgebungen fern halten. Man kann es, weil jedermann begreifen muß, daß das geistliche Amt seiner Natur nach kein kriegerisches ist. Wir Geistlichen müssen einen erleuchteten Patriotismus fördern, einen blinden Chauvinismus freimütig tadeln. Tun wir das, so bilden wir schon dadurch den Kern einer künftigen internationalen Friedenspartei".

Auf diese Weise wird „allmählich jene Friedenspartei zu Worte kommen, die im Heere wie in der Zivilbevölkerung aller Länder zahllose geheime Anhänger hat. Die um jeden Preis weiter Krieg führen wollen, bilden nirgends die Mehrzahl. Sie haben freilich das Heft in der Hand".

„Lasset uns nicht müde werden, trotz aller Ablehnungen von rechts und links, immer aufs neue für die Friedensliga zu werben. Wenn auch keine Diplomaten und Feldmarschälle zu uns halten: Gott wird mit uns sein, wenn eine kleine, aber täglich wachsende Schar den Mut hat, offen zur Friedensaktion des hl. Vaters zu stehen".

Möchten diese Worte, die Prälat Mathies (S. 31 ff.) auch an die Nichtkatholiken richtet, die ja heute ohnedies mehr als je geneigt sind, ihre Blicke nach Rom zu richten, überall Beherzigung finden! Prof. *Lammasch*.

Eingegangene Druckschriften.[1]) ⁂ ⁂ ⁂ ⁂

(Besprechung vorbehalten.)

The American Journal of International Law, Supplement to.

Diplomatic Correspondence between the United States and belligerent Governments relating to neutral Rights and Commerce. Lex. 8°. New York. Juli 1915. Volume 9. Special number. XIII u. 397 S.

Bulletin of the Pan American Union. (Washington). October.

Aus dem Inhalt: Nineteenth International Congress of Americanists. — Members of the International High Commission. — Topics for Pan American Conferences. — usw.

Avenarius, Ferdinand,

Das Bild als Verleumder. Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung. Mit 72 Abbildungen. 151. Flugschrift des Dürerbundes. gr. 8°. München, O. J. Georg D. W. Callwey. 74 S. M. 1.20.

Börner, Wilhelm,

Werdet Helden! Ein offener Brief in der Kriegszeit an die deutschen Kinder. 8°. München, 1916 C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 26 S. 80 Pf.

Bratter, C. A.,

Die armenische Frage. 8°. Berlin SW. 11., 1915. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 40 S. 50 Pf.

Broeksmit, Frederika H.,

Der Weg zum Frieden. Sonder-Abdruck aus „Internationale Rundschau". 1. November 1915 Von S. 375 bis S. 383.

Hoesch-Ernest, Dr. Lucy,

Patriotismus und Patritiotis. Erweiterter Sonder-Abdruck aus „Internationale Rundschau". 6. Heft. 5. Oktober 1915. 8°. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 30 Cts.

Eggenschwyler, Walter,

Das schweizerische Finanzproblem und die Wege zu seiner Lösung. gr. 8°. Zürich, 1915. Schweizer Zeitfragen. Heft 46. Art. Institut Orell Füßli. 103 S. 2 Fr.

Motta, Bundespräsident,

Vaterland, nur dir! Drei Reden. kl. 8°. Zürich O. J., Art. Institut Orell Füßli. 30 S. 30 Cts.

Ders.,

Sieben Reden. gr. 8°. Zürich 1916. Schweizer Zeitfragen. Heft 48. Art. Institut Orell Füßli. 44 S. 1 Fr.

Repplier, Agnes, und White, J. William,

Deutschland und die demokratische Welt, der eigentliche Gegensatz. Ansichten zweier Durchschnittsamerikaner. Eine Erwiderung an Herrn Dr. Dernburg. gr. 8°. Lausanne, O. J. Payot & Cie. 31 S. 20 Cts.

Ritter (Winterstetten), Dr. Albert,

Der organische Aufbau Europas. 8°. Berlin SW 11. 1916. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 68 S. 80 Pf.

Seignobos, Prof. Ch.,

1815—1915. Vom Wiener Kongreß bis zum Krieg von 1914. Aus dem Französischen übersetzt von Jacques Hatt. 8°. Lausanne, O. J. Abhandlungen und Dokumente über den Krieg. Payot & Cie. 40 S. 50 Cts.

Wiese, Leopold, von,

Gedanken über Menschlichkeit. 8°. München und Leipzig, 1915. Dunker & Humblot. 126 S. gbd. 3 M.

Whitridge, F. W.,

Das Urteil eines Amerikaners über den europäischen Krieg. Neue Ausgabe, genehmigt vom Verfasser und Verleger (E. P. Duttou & Co.). gr. 8°. Lausanne, O. J. Payot & Cie. 23 S. 20 Cts.

Winther, Prof., Dr. Fritz, und Winther-Feldten, Hanna.

Frauendienst. Ein Vorschlag zur praktischen Durchführung des weiblichen Dienstjahrs. gr. 8° München, O. J. Ernst Reinhardt. 18 S. 50 Pf.

Guilbeaux, Henri,

Pour Romain Rolland. gr. 8°. Genf, 1915. J. H. Jeheber. 64 S.

Organisation centrale pour une paix durable.

Une paix durable. Commentaire officiel du programme-minimum. 4°. La Haye (1915) 51 Theresiastraat. XV und 48 S.

Rolland, Romain,

Au-dessus de la mêlée. 8°. Paris und Neuchâtel. 1915. Paul Ollendorff und Attinger frères. 163 S. 2 Fr.

Kingsley, Darwin P.,

Democracy vs. Sovereignity. An after-dinner response. Delivered November 18th, 1915, at the 147th annual banquet of the chamber of commerce of the State of New York. 8°. New York, Waldorf-Astoria. O. J. o. V. 14 S.

Myers, Denys P.,

Arbitration Engagements now existing in treaties, treaty provisions and national constitutions. Compiled with notes. kl. 8°. Boston, 1915. World Peace foundation. Pamphlet Series. October Vol. V. No. 5, Part. III. Published bimonthly by the World Peace foundation. (40 Mt. Vernon Street). 40 S. Kostenlos.

Official Documents

concerning neutral and belligerent rights issued sinceAugust 4th, 1914. Sinking of the „Lusitania", and attacks upon other ships. kl. 8°. Boston 1915. World Peace foundation. Pamphlet Series. October. Vol. V. No. 5. Part. II. Published bimonthly by the World Peace foundation. (40 Mt. Vernon street.) 199 S. Kostenlos.

[1]) Alle hier verzeichneten Druckschriften können ausser durch den Buchhandel auch durch die Geschäftsstelle der Deutschen Friedensgesellschaft, Stuttgart, Werfmershalde 18, bezogen werden

VERLAG: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

Weltverbesserer und Weltverderber

Eine Sammlung von Kriegsaufsätzen von O. UMFRID

Vizepräsident der deutschen Friedensgesellschaft

VIII, 104 Seiten, 8° Format. 2 Fr. (Mk. 1.80)

Die Schrift ist durchrauscht von dem gewaltigen Brausen des Weltkrieges und spiegelt die tiefe Erschütterung wider, die das Gemüt der Besten unter den Schlägen dieses furchtbaren Gewitters durchbebt. Aus dem Zusammenbruch des Alten aber sieht der Verfasser die neue Welt in verjüngter Gestalt und im Morgenlicht einer bessern Zeit sich erheben. Es ist die Werdelust einer neuen sieghaften Weltanschauung, die in ihm lebt und die ihren Niederschlag in diesen Aufsätzen gefunden hat, ein unerschüttertes Hoffen auf die Zukunft, der alles heilenden Menschenliebe und Gerechtigkeit, ein Sehnen und Verlangen nach religiöser, sozialer und politischer Neugestaltung, wie sie glühender nicht gedacht werden kann. Dabei ist das Buch durchaus sachlich gehalten. Weit entfernt von aller Schwärmerei zeigt die Schrift namentlich in ihrem letzten Abschnitt in aller Nüchternheit das, was werden soll und werden kann. Frei von jeder moralischen Entrüstung über die sogenannten Feinde findet sie nur in einem Fall den Ton scharfer sittlicher Ablehnung, nämlich dann, wenn sie es mit den Weltverderbern zu tun hat, mit den Pessimisten und Dunkelmännern, den Kriegshetzern und Scharfmachern, die Europa in den Abgrund hineingestürzt haben und es immer aufs Neue an den Rand vernichtender Strudel führen wollen. Den Weltverderbern stellt die Schrift die viel angefochtenen Weltverbesserer gegenüber, deren Ehrenrettung sie versucht. Wer den Glauben hat, dass Natur und Menschheit korrigibel sind, der mag sich von diesem Büchlein zeigen lassen, in welcher Weise korrigiert werden muss, wenn man künftige Zusammenbrüche vermeiden will.

Die Forderung des Pazifismus

Vortrag, gehalten vor der Zürcher Freistudentenschaft

von Dr. ALFRED H. FRIED

30 Seiten 8° Format :: Preis 60 Cts. :: Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich

Die neue Schrift *Alfred H. Frieds* ist die Wiedergabe eines Vortrages, den der Verfasser im Dezember vorigen Jahres vor der Zürcher Freistudentenschaft gehalten hat. Sie bildet in ihrer sachlichen Kürze eine übersichtliche Zusammmenfassung der modernen Friedenslehre. Die heute überall zur Erörterung stehenden Probleme der Kriegsüberwindung werden darin prägnant dargelegt.

Der Verfasser widerlegt die Irrtümer der Gewaltanbeter, die das aus der Anarchie gezeugte Mittel der Rüstungen als Sicherungswerkzeug des Friedens betrachten. Er bekämpft die Anschauung, als sei der Krieg eine Naturerscheinung oder gar ein „Element der göttlichen Weltordnung". Der Krieg ist Menschenwerk und kann durch Willensakt beseitigt werden. Dass er keine Wohltat, noch ein „Stahlbad" für die Völker ist, beweisen die Vorwürfe der Schuld, mit denen sich die Staaten gegenseitig überhäufen. Wer Gutes verursacht, wird sich dessen rühmen. Der Krieg ist nicht der Vater, sondern der Vernichter aller Dinge.

Als die Hauptforderung des Pazifismus wird die durch regulierte Gewalt beherrschte zwischenstaatliche Ordnung bezeichnet. Regulierte Gewalt ist Recht. Der Verfasser bekämpft die utopischen Vorschläge gewisser Pazifisten, die einen Weltstaat konstruieren wollen. Er legt ihnen gegenüber das *Kriterium der sozialen Utopie* dar. Nicht die technische Konstruktion vermag Menschheitsorganisationen zu bilden, sondern die allmähliche Entwicklung vorhandener Lebenskräfte. Der Pazifist darf nicht Techniker sein, er hat lediglich die Aufgaben des Züchters zu erfüllen. Nicht die Streitschlichtung ist das Wichtigste, sondern die Regulierung des normalen Zusammenlebens, wodurch der unvermeidliche Konflikt einen veränderten Charakter erhält, so dass er durch Mittel der Vernunft lösbar wird. Der Konflikt ist nur deshalb der Anlass zum Krieg, weil er aus der gegenwärtig noch vorherrschenden zwischenstaatlichen Anarchie hervorgeht. Er wird friedlichen Lösungen zugänglich sein, sobald er sich aus einer geordneten Lebensgemeinschaft der Staaten ergibt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Inhaltsverzeichnis der beiden letzterschienenen Nummern

der

„Blätter für zwischenstaatliche Organisation, der Friedens-Warte XVII. Jahrgang". 1915

Heft 8

Der Berner Kongress. — Die Demokratisierung der auswärtigen Politik. Von Dr. *Friedrich Curtius.* — Strategie und Diplomatie. Von Prof. Dr. *Munroe Smith.* — Weltkrieg und Wahrheit. Von Prof. *Ernst Sieper.* — Geistiges Elend. Von *Hermann Fernau.* — Wer freut sich des Krieges. Von Privatdozent Dr. *Oskar Jaszi.* — Zur Annexionsfrage. I. Eine Eingabe an den Reichskanzler. — II. Sollen wir annektieren? (Die Schlussfassung der „Kritischen Denkschrift", die der Bund „Neues Vaterland" dem Reichskanzler und den Mitgliedern des Reichstags übermittelte). — Kriegsbereitschaft und Kriegsgefahr. Von *W. Eggenschwyler.* — Die Vorbereitung des künftigen Friedens. XVII. Nationaler Frauen-Ausschuss für dauernden Frieden (Deutschland). XVIII. Französische Sektion des Internationalen Frauen-Ausschusses für dauernden Frieden. XIX. Frauenweltbund zur Förderung internationaler Eintracht. — Aus meinem Kriegstagebuch. (Bruchstücke vom September). — Aus der Zeit: „Feldgraue" Theorie. — Wehbergs Brief an Kohler. — Kurze Mitteilungen. — Kongress-Kalender. — Literatur und Presse.

Heft 9/10

(Letztes Heft des Jahrganges 1915): Ein Jahrhundert organisierter Friedensarbeit in den Vereinigten Staaten. Von *Arthur Deerin Call.* — Krieg und sittliche Unvollkommenheit der Menschennatur. Von *Hans Fülster.* — Hassen sich die Völker? Von Oberamtsrichter *E. Dosenheimer.* — Die Fehlidee des Nationalitätenprinzips. Von *O. Umfrid.* — Burgfriede. Offener Brief an Dr. Gertrud Bäumer. Von *Minna Cauer.* — Die Friedensbestrebungen der französischen Freimaurer. Von *Oswald Wirth.* — Die grössere Täuschung. Von *W. Eggenschwyler.* — Zeitgemässe Erinnerungen an Bluntschli. Von Gerichtsassessor a. D. Dr. *Hans Wehberg.* — Aus meinem Kriegstagebuch. (Bruchstücke vom Oktober und November). — Aus der Zeit: Eine Kundgebung des nationalen Frauen-Ausschusses für dauernden Frieden. — Vertagung des Berner Studienkongresses. — Thomas Prichard Newmann †. — Esperanto und Pazifismus. — Das Londoner Hilfskomitee. — Literatur und Presse.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Friedensbewegung

von **Alfred H. Fried**

Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. 1913

Band 1.

Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung

I. Abschnitt: Die Grundbegriffe der Friedensbewegung. — *II. Abschnitt:* Die realen Grundlagen der Friedensbewegung. — *III. Abschnitt:* Die Organisation des Weltfriedens. — *IV. Abschnitt:* Streitlösung ohne Gewalt. — *V. Abschnitt:* Das Haager Werk.

X und 269 Seiten. **Mk. 3. —**

Band 2.

Geschichte, Umfang und Organisation der Friedensbewegung

VI. Abschnitt: Die Geschichte der Friedensbewegung. (*A.* Bis zum Wiener Kongress. — *B.* Vom Wiener Kongress bis zur ersten Haager Konferenz. — *C.* Von der ersten Haager Konferenz bis zur Gegenwart (1912). — *VII. Abschnitt:* Die Friedensbewegung und ihre Organe. (*A.* Institutionen, Gesellschaften, Stiftungen, Zentralstellen usw., die der Friedensidee dienen. — *B.* „Wer ist's?" des Pazifismus 330 Biographien. — *C.* Führer durch die pazifistische Literatur.) — Sachregister. — Personenregister.

492 Seiten. **Mk. 5. —**

Beide Bände (771 Seiten) in einen eleganten Halbfranzband gebunden Mk. 10. —

Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus

von **Dr. h. c. Alfred H. Fried.** 32 Seiten. **50 Pfg.**

F R

XVIII. Jahrgang

Nr. 2. / Februar 1916
/ Jedes Heft 80 Cts.

DIE FRIEDENS-WARTE

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried

INHALT

Zur Erörterung der Friedensbedingungen. Von einem deutschen Politiker. / Herr v. Bloch und der gegenwärtige Krieg. Von Alexander Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst. / Die pan-amerikanische Union und der Friede. Von John Barrett, Washington. / Kritisches zu „Mitteleuropa". Von Franz Mannheimer, Berlin. / Die Schuld der Frau am Krieg. Von Elsbeth Friedrichs, Basel. / Wirkt der Krieg belebend auf die Kunst? Von Hermann Fernau, Basel. / Dem Staatsbankrott entgegen. Von W. Eggenschwyler. / Krieg und Wissenschaft, Philosophie etc. — und geordnetes Denken. Von Dr. E. Hurwicz, Berlin. / Aus meinem Kriegstagebuch. / Aus der Zeit: Neutrale Präliminarien für Friedensverhandlungen. / Ernst Sieper †. / Kurze Mitteilungen. / Literatur und Presse.

Friedens-Warte-Verlag
Art. Institut Orell Füssli, Zürich

Die Friedens-Warte erscheint im allgemeinen monatlich. — **Bezugspreis** bei direkter Postzusendung oder durch den Buchhandel: Fr. 8.— oder Mark 8.— für den Jahrgang; Fr. 4.— oder Mk. 4.— für den halben Jahrgang. Einzelhefte 80 Cts. oder 80 Pfge. (Ohne Gewähr des richtigen Eintreffens in den kriegführenden Ländern.)

Herausgeber: **Dr. Alfred H. Fried.**

Alle Zuschriften (Redaktion wie Versand betreffend) sind an das *Art. Institut Orell Füssli, Zürich*, Bärengasse 6, zu richten.

Zahlungen an den Verlag können geleistet werden:

a) durch Postanweisung,

b) durch Einzahlung auf Post-Scheck-Konto: Für *Deutschland* Leipzig Nr. 17,844, für *Österreich* Wien Nr. 145,116, für die *Schweiz* Zürich Nr. VIII, 644.

Man bezieht durch alle Buchhandlungen wie direkt durch den Verlag.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Mitarbeiter der letzten Jahre:

Exz. Graf **Albert Apponyi**, Budapest. — Geh. Kommerzienrat **Georg Arnhold**, Dresden. — Geh. Rat Prof. **v. Bar** †, Göttingen. — **De Jong van Beek en Donk**, Haag. — Reichstagsabgeordneter **Eduard Bernstein**, Berlin. — Dr. **Diedrich Bischoff**, Vorsitzender des Vereins deutscher Freimaurer in Leipzig. — Geh. Rat Prof. **Lujo Brentano**, München. — **William Jennings Bryan**, ehem. Staatssekretär der Vereinigten Staaten, Washington. — Senator **E. T. Burton**, Washington. — Dr. **Richard Cahén**, Berlin. — **Andrew Carnegie**, New York. — Dr. **Friedrich Curtius**, ehem. Präsident des Direktoriums und des Oberkonsistoriums der Kirche A. K., Strassburg i. E. — Oberamtsrichter **E. Dosenheimer**, Ludwigshafen a. Rh. — **Frederik van Eeden**, Bussum (Holland). — **W. Eggenschwyler**, Schaffhausen. — Reichstagsabgeordneter Prof. **Richard Eickhoff**, Remscheid. — Prof. Dr. **Rafael Erich**, Helsingfors. — **Herbert Eulenberg**, Kaiserswert. — **Walter Federn**, Wien. — **Hermann Fernau**, Paris. — Prof. **F. W. Förster**, München. — Reichstagsabgeordneter **L. Frank** †, Mannheim. — Pastor **Francke**, Berlin. — **Elsbeth Friedrichs**, Basel. — Früherer Oberst **Richard Gaedke**, Berlin. — Päpstlicher Prälat Dr. **Alexander Gießwein**, Mitglied des ungarischen Reichstags, Budapest. — **Rudolf Goldscheid**, Wien. — Reichstagsabgeordneter **Georg Gothein**, Breslau. — **Henry S. Haskell**, New York. — **Carl Hauptmann**, Schreiberhau. — Justizrat Dr. **Adolf Heilberg**, Breslau. — Privatdozent Dr. **OskarJaszi**, Budapest. — Universitäts-Präsident **David Starr Jordan**, Leland-Stanford Universität (Kalifornien). — Privatdozent Dr. **Paul Kammerer**, Wien. — **Ellen Key**, Alvastra. — Prof. Dr. **W. Kinkel**, Giessen. — Prof. Dr. **Halvdan Koht**, Kristiania. — Prof. Baron **S. A. Korff**, Helsingfors. — Dr. **M. Kronenberg**, Berlin. — Hofrat Prof. Dr. **Heinrich Lammasch**, Salzburg. — Geh. Rat Prof. **Lamprecht** †, Leipzig. — **Chr. L. Lange**, Sekretär der interparlamentarischen Union, Kristiania. — Bürgermeister **Carl Lindhagen**, Stockholm. — **Louis P. Lochner**, Chicago. — Landrat Freiherr **Marschall v. Bieberstein** †. — **Edwin D. Mead**, Boston. — **Olga Misar**, Wien. — **R. Moe**, Sekretär des Nobel-Komitees, Kristiania. — Dr. **F. Müller-Lyer**, München. — Prof. **Otfried Nippold**, Bern. — Kapitän zur See a. D. **L. Persius**, Berlin. — Prof. **Robert Piloty**, Würzburg. — Exz. **Ernst Freiherr von Plener**, Wien. — Gräfin **Hedwig Pötting** †, Wien. — Prof. **L. Quidde**, München. — Prof. **D. Martin Rade**, Marburg. — Prof. Dr. **Redlich**, Mitglied des Reichsrates, Wien. — Prof. **Paul S. Reinsch**, Peking. — Prof. Dr. **Max Schneidewin**, Hameln. — Prof. **Walter Schücking**, Marburg. — Dr. **Max Seber**, Dresden. — Pastor **F. Siegmund-Schultze**, Berlin. — Prof. **Ernst Sieper** †, München. — Prof. **Munroe Smith** von der Columbia-Universität in New York. — Baron **Lage von Stael-Holstein**, Stockholm. — Dozent Dr. **Oskar Stillich**, Berlin. — Dr. **Karl Strupp**, Frankfurt a. M. — **Bertha von Suttner** †, Wien. — Reichstagsabgeordneter Dr. **Albert Südekum**, Berlin. — Stadtpfarrer a. D. **O. Umfrid**, Stuttgart. — Prof. **Max Verworn**, Bonn. — Prof. **A. Vierkandt**, Berlin. — Deputierter **Edward Wawrinsky**, Stockholm. — Gerichtsassessor a. D. Dr. **Hans Wehberg**, Düsseldorf. — **Andrew D. White**, Präsident der Cornell-Universität, Ithaca, N. Y.

Zur Erörterung der Friedensbedingungen.

Von einem deutschen Politiker.

Die „Neue Zürcher Zeitung" bringt in ihrer Nummer vom 21. Januar c. unter der Überschrift „Zu den Friedenserörterungen" einen Artikel, welcher dadurch von Interesse ist, dass er aus der grossen Zahl von Zuschriften, welche der „N. Z. Z." aus Anlass des in ihren Spalten erschienenen und in der Presse des Auslandes viel besprochenen Artikels „Friedensgedanken" zugegangen sind, zwei veröffentlicht, welche ihrer Auffassung nach gewissermassen den Typus der sich gegenüberstehenden Meinungen (ententefreundlichen und vierverbandsfreundlichen) darstellen.

Die im Sinne der Entente geschriebene Kundgebung weist den, ihrer Meinung nach in dem Artikel „Friedensgedanken" enthaltenen Vorwurf energisch zurück, als seien es die Ententemächte, die „Alliierten", die allein Schuld hätten an der Fortdauer des Krieges. Sie gibt zwar zu, dass nicht nur die Regierungen, sondern auch die nichtoffiziellen Kreise der Entente von Friedensverhandlungen nichts wissen wollen, fügt aber hinzu, es sei wichtig, auch die Gründe kennen zu lernen, warum heute noch niemand auf Seiten der Entente von Friedensverhandlungen etwas hören wolle. Und nun setzt sie auseinander, daß die Deutschen im Irrtum seien, wenn sie nach der heutigen Kriegslage sich für die Sieger hielten. Zum Beweise dessen führt sie an, die rasche Niederwerfung Frankreichs sei nicht geglückt, Russland sei ebenfalls noch nicht zu Boden geworfen und England könne von Deutschlnad nie besiegt werden. Was könne Deutschland noch von einer weiteren Entwicklung des Krieges erhoffen? Nichts. Im Gegenteil, es habe mehr zu befürchten.

Warum will nun die Entente keinen Frieden? Weil sie fürchtet, wenn sie jetzt Frieden schliesse, werde es nur ein Scheinfrieden werden, denn Deutschland werde von neuem rüsten, um bei der nächsten günstigen Gelegenheit unter besseren Bedingungen den Krieg von neuem zu beginnen. Die Entente wolle aber einen dauerhaften Frieden, sie müsse Garantien haben gegen die Wiederholung solcher Vorfälle, wie der jetzige Krieg. Merkwürdig, wie hiess es doch in der Rede des deutschen Reichskanzlers? Deutschland müsse Garantien haben gegen die Wiederholung einer Koalition wie die jetzige, damit endlich der Frieden ein dauernder werde! Also beide Gegner wollen ein und dasselbe, einen dauernden Frieden, nur die Garantien, die sie fordern, sind verschiedene. Welches die von Deutschland zu fordernden Garantien sein sollen, hat der Reichskanzler nur andeutungsweise ausgesprochen; die Entente sieht, dem Artikelschreiber zufolge, eine Sicherheit für den dauernden Frieden erst dann, wenn die Alliierten „ihr Ziel, Achtung vor dem Recht", erkämpft hätten. Und dieses wiederum könne erst erreicht werden, „wenn die Ursache dieses Krieges, das militaristische System mit seinem Rüstungswesen, durch diesen Krieg gründlich ad absurdum geführt worden sei." Das werde erst der Fall sein, wenn die Welt erkannt habe, dass es, selbst mit einem so mustergiltig organisierten Heere wie das deutsche, unmöglich ist, einen wirklichen Sieg zu erringen. Erst dann werde das Vertrauen in völkerrechtliche Verträge wieder zurückkehren, wenn Deutschland sich zur Selbsterkenntnis durchgerungen habe, daß es nicht der Sieger sei, erst dann könne man anfangen, vom Frieden mit dem Gegner zu reden.

Schält man aus der Hülle von Phrasen den eigentlichen Kern heraus, was bleibt übrig? Die Entente will noch nicht auf Friedensverhandlungen mit ihren Gegnern, insbesondere mit Deutschland eingehen, nicht etwa, weil sie die Hoffnung hat zu siegen, — davon ist mit keinem Worte die Rede —, sondern weil man sich auf deutscher Seite als den Sieger aufspiele, was nicht den Tatsachen entspreche!

Die Entente verlangt ein Anerkenntnis, ein Versprechen von seiten Deutschlands,

daß es sich nicht mehr „vor den Neutralen als Sieger aufspielen", werde. Dann würden auch „die moralischen Faktoren wieder an Gewicht gewinnen" und dann werde „die Stunde gekommen sein, wo man wieder vom Frieden reden könne". — Also auf den Schein kommt es der Entente an, auf Worte; die Tatsachen können bestehen bleiben. Wenigstens ist davon keine Rede. Das wäre einmal eine ganz neue Friedenstechnik. Wahrhaftig, wenn weiter nichts verlangt wird, wenn um diesen Preis der Beginn der Friedensverhandlungen zu erlangen wäre, ich ginge, wäre ich an Stelle des Vierbundes, auf diesen Vorschlag, so grotesk er ist, mit Vergnügen ein.

Aber ist das wirklich der eigentliche, wahre Grund, warum die Entente auf Friedensverhandlungen nicht eingehen will? Sollten nicht die eigentlichen Gründe ganz andere sein? Und warum sagt sie sie nicht? Sollten sie am Ende etwa derart sein, daß sie das helle Tageslicht nicht gut vertragen, bei den Neutralen nicht, und vielleicht auch nicht bei ihren eigenen Völkern?

Lange kann sie aber dieses System der Geheimniskrämerei wohl schwerlich mehr fortführen, denn auch die Lammsgeduld hat ihre Grenzen. Dafür machen sich schon in verschiedenen der kriegführenden Länder Anzeichen bemerkbar.

Wäre es nicht auch für Deutschland und seine Alliierten bald Zeit, mit ihren Friedensbedingungen oder Kriegszielen herauszurücken? Gerade weil es sich in einer derartigen Kriegslage befindet, daß ihm ein solches Vorgehen nie als Schwäche ausgelegt werden könnte, hingegen es den Gegner nötigen würde, seinerseits, und wenn es selbst nur negativ ist, in eine öffentliche Diskussion einzutreten, braucht es kein Bedenken zu tragen, eine diplomatische Konversation zu beginnen. Aber auch aus deutschen Kreisen hört man immer wieder, der Moment zur Erörterung der Friedensbedingungen sei noch nicht da.

Aus dieser Scheu vor der Öffentlichkeit bei allen kriegführenden Regierungen geht so recht hervor, wie schwer sie sich an eine neue Technik bei dem Beginn der Friedensverhandlungen gewöhnen wollen, so viel sie auf hundert andern Gebieten im Verlauf des Krieges schon haben umlernen müssen. Aber es wird alles nichts helfen. Auch hier wird man um das Umlernen nicht herumkommen.

Oder sollte der Grund der Schweigsamkeit und Zurückhaltung am Ende der sein, daß der Krieg allmählich zum Selbstzweck geworden ist? [1]) Wenn man den in der „N. Z. Z." wiedergegebenen ententefreundlichen Artikel liest, möchte man es beinahe glauben.

In dem Artikel vom 22. Januar, welcher die Fortsetzung desjenigen vom Tage vorher enthält, bringt die „N. Z. Z." nun einige „Vorschläge von deutscher Seite"; sie bemerkt aber gleich dazu, daß deren Ursprung nicht offizieller Natur sei, daß sie vielmehr wohl aus sogenannten „deutschvölkischen" Kreisen stammten. Diese Bemerkung wäre kaum nötig gewesen, denn die in diesen Vorschlägen enthaltenen Bedingungen sind derart extravagant, daß sie kaum mehr ernst zu nehmen sind. Wenn wirklich in Deutschland derartige Ideen eine größere Anhängerschaft hätten, so wäre das höchst bedauerlich und würde auf einen Mangel an psychologischem Verständnis schließen lassen, der erschreckend wäre. Es wäre dann an der Zeit, daß alle vernünftigen Leute dem energisch entgegenarbeiteten. Ich will nicht auf die Einzelheiten näher eingehen, ich möchte mir nur erlauben, daraus zu zitieren, daß danach u. a. nicht nur Belgien und überhaupt keines der besetzten Territorien von Deutschland wieder herausgegeben werden dürfe, daß der Kongostaat ebenfalls deutsch werden, daß England Ostafrika, Rhodesia, Walfischbai, Sansibar, Somaliland und die oberen Nilländer an Deutschland herausgeben, der südafrikanischen Union die volle Unabhängigkeit gewähren, Cypern, Aden, Ägypten an die Türkei zurückgeben müßte, daß Rußland nicht nur sämtliche Ostseeprovinzen, Polen und alle von den deutsch-österreichischen Truppen besetzten Gouvernements, sondern noch eine ganze Reihe anderer Provinzen mit vielen Millionen Einwohnern verlieren würde usw. usw., ebenso auch Frankreich nicht nur ein großes Stück von dem jetzt durch die deutsche Armee besetzten Territorium, sondern auch das Kongogebiet und Marokko (!) herausgeben müßte.

[1]) In seiner Reichstagsrede vom 6. Februar 1888, als Bismarck von Bulgarien spricht, sagt er: „Dieses Ländchen zwischen Donau und Balkan ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, um daran die Konsequenz zu knüpfen, um seinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann; man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat." Heute ist die politische Konstellation allerdings eine ganz andere und auch Bismarck würde wohl Bulgarien nicht mehr als eine quantité negligeable behandeln, aber was den Schlußsatz des obigen Zitats betrifft, so möchte man, wenn man sich fragt, was eigentlich bei einer längeren Fortsetzung des Krieges herauskommen könne, fast glauben, dass er auch heute zutrifft.

Ähnlich übertrieben sind auch alle übrigen Forderungen.

Man sieht aus diesen wenigen Zitaten, welche Kluft die beiden Kundgebungen trennt.

Wenn sie die Meinung der sich gegenüberstehenden Regierungen wiedergeben würden, wären die Aussichten, in absehbarer Zeit zum Frieden zu gelangen, hoffnungsloser denn je. Zum Glück sind es nur Privatmeinungen. Freilich ist nicht außeracht zu lassen, daß sie weitverbreitet sind, und es ist deshalb notwendig, sie im Auge zu behalten und bei jeder Gelegenheit zu bekämpfen.

Jeder, der den Wunsch hat, dem Kriege ein baldiges Ende zu machen, hat m. E. nichts anderes zu tun, als dahin zu wirken, daß die kriegführenden Staaten sich der neuen Friedenstechnik bedienen und endlich mit ihren Forderungen ans Tageslicht treten, damit die Völker selbst in der Lage sind, auch ihre Meinung zur Geltung zu bringen, wie es ja auch der Reichskanzler v. Bethmann in einer Rede dem deutschen Volke versprochen hat. Die Scheu vor einer öffentlichen Diskussion der Friedensziele in der Presse ist gegenstandslos geworden, nachdem ja doch einmal die Besprechung derselben in den neutralen Zeitungen begonnen hat. So wie sie jetzt vor sich geht, ist sie aber mehr schädlich als nützlich, da man fortwährend im Dunkeln tappt und über Friedensbedingungen diskutiert, von denen man nicht weiß, wer sie aufgestellt hat, und ob sie auch nur im entferntesten irgend eine reale Basis haben. Eine solche Diskussion kann aber nur zu Mißverständnissen führen und die Verbitterung womöglich vermehren. Das muß vermieden werden.

Herr v. Bloch und der gegenwärtige Krieg.

Von Alexander
Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Die englische Zeitschrift „The Economist" enthält einen sehr interessanten Artikel, der sich mit der Frage beschäftigt, ob die in dem berühmten Werk von Bloch über den Krieg enthaltenen Voraussagungen durch den bisherigen Verlauf des gegenwärtigen Krieges gerechtfertigt worden sind. Der Artikel beantwortet die Frage in bejahendem Sinne, indem er ausführt, daß die Schlüsse, zu denen Herr v. Bloch nach eingehendem, gewissenhaftem und erschöpfendem Studium gekommen sei, in geradezu erstaunlichem Maße durch den Lauf der Ereignisse in dem gegenwärtigen Kriege gerechtfertigt worden seien.

Es dürfte vielleicht für die Leser der „Friedenswarte" von Interesse sein, zu sehen, wie Bloch, den der englische Artikel ausgiebig zitiert, dies ausführt. Der Artikel bringt aus der Vorrede des Blochschen Werkes die Stelle, in der davon die Rede ist, was eintreten würde bei einem Versuch, die Differenzen zwischen Deutschland-Österreich einerseits, Frankreich-Rußland anderseits durch den Krieg zu schlichten. Er zitiert die Worte Blochs: „Zunächst wird eine Schlächterei in einem derartig gegen früher vergrößerten Maßstabe entstehen, daß es nicht möglich sein wird, genügend Truppen in den Kampf zu schaffen, um eine ausschlaggebende Entscheidung herbeizuführen. Man wird es versuchen, in dem Glauben, daß man noch unter den alten Bedingungen fechte, man wird aber eine derartige Lektion erhalten, daß man den Versuch für immer aufgeben wird. Dann, anstatt eines Krieges, den man ausficht bis zu seinem bitteren Ende und einer Reihe von entscheidenden Schlachten, wird man eine lange Periode von immer größer werdender Anspannung aller Hilfsmittel der Kriegführenden bekommen. Der Krieg, anstatt eines Kampfes von Hand zu Hand, in dem die Kämpfenden ihre physischen und moralischen Kräfte messen können, wird eine Art von Dauerprüfung werden, in dem keine Armee Herr über die andere werden kann; beide Armeen werden sich gegenüber stehen bleiben, sich bedrohend, aber nicht in der Lage, durch einen endgiltigen Angriff eine Entscheidung herbeizuführen. Es wird einfach die allmähliche Umwandlung in den bewaffneten Frieden in einem verschärften Maßstabe werden. Damit verbunden sein wird eine totale Störung jeden Handels und Gewerbes und ein Abschneiden von allen Quellen der Versorgung, die allein es der Allgemeinheit ermöglichten, die Last dieses bewaffneten Friedens zu ertragen. Es wird eine Vergrößerung der Ausgaben zugleich mit einer Verminderung der Quellen, aus denen diese Ausgaben bestritten werden können, entstehen. Die Zukunft des Krieges ist — nicht Kampf, sondern Hungersnot, nicht Töten von Menschen, aber Bankrott der Staaten und ein vollständiger Zusammenbruch der ganzen sozialen Organisation."

Der Verlauf der Dinge zeigt, daß die Gefahr vorhanden ist, daß die Voraussage Blochs sich erfüllt.

Sehr merkwürdig ist auch, was Bloch betr. des Schützengrabenkrieges voraussagt, und der Artikelschreiber macht mit Recht darauf aufmerksam. Bloch sagt, im nächsten Kriege werde jeder Soldat eingegraben sein. Es wird ein Schützengrabenkrieg werden. Das erste, was jeder Mann zu tun haben wird, wenn ihm sein Leben lieb ist, wird sein, sich einzugraben und einen Erdwall so hoch wie möglich zu errichten, um sich vor dem Hagel von Geschoßen zu schützen, der die Luft erfüllen wird.

Er weist darauf hin, daß schon Napoleon I. gesagt hat, alle Grabenarbeit sei eine langsame Arbeit und folglich, wenn man sich bei jedem

Vorgehen eingraben müsse, werde man nur langsam vorwärts kommen. Die Schlachten würden Tage dauern (in Wirklichkeit dauern sie jetzt Monate!) und am Ende wird es noch sehr zweifelhaft sein, ob ein entscheidender Sieg überhaupt gewonnen werden kann. Es ist viel wahrscheinlicher, meint Bloch, daß in Zukunft beide Seiten den Sieg für sich in Anspruch nehmen werden.

Endlich sagt er: Durch den nächsten Krieg, wenn es allen Warnungen zum Trotz doch dazu kommen sollte, wird nichts anderes bewiesen werden, als daß der Krieg unmöglich geworden ist, es sei denn natürlich, daß sein Zweck Selbstzerstörung ist. Natürlich sei es auch in Zukunft möglich, daß Staaten sich und ihre Nachbarn in die furchtbarsten Katastrophen stürzen, die den Umsturz aller zivilisierten und geordneten Staatswesen zur Folge haben. Aber wenn er sage, der Krieg sei in Zukunft unmöglich, meine er, daß es in Zukunft für einen modernen Staat unmöglich sein werde, unter modernen Bedingungen den Krieg bis zu einem Ende zu führen, wo der Gegner durch die Gewalt der Waffen auf dem Schlachtfelde besiegt wird. Mit anderen Worten, er hält einen entscheidenden Krieg für ein Ding der Unmöglichkeit, noch sei ein Krieg möglich, der nicht auch für den Sieger die Konsequenz habe, daß seine Hilfsquellen zerstört und sein ganzes Staatswesen ruiniert sein werde. Krieg sei in Zukunft gleichbedeutend mit Selbstmord. Bloch setzt dann auseinander, wie gigantisch die Zahlen der in einem modernen Krieg verwendeten Truppen sein würden, wie schwierig ihre Bewegung und ihre Ernährung sein werde, im Gegensatz selbst zu den größten Heeren des Altertums, die nichts als Horden waren, an das einfachste Leben gewöhnt. Er führt aus, wie riesige Fronten jede zukünftige Schlacht haben und welche Konsequenzen für die Zufuhr von Nahrung und Munition daraus entstehen würden und wie schwierig es sein werde, so große Heeresmassen zum Zusammenwirken zu bringen.

Der Artikelschreiber verfehlt nicht, Bloch recht zu geben, indem er auf die Fehler der Engländer in Neuve Chapelle, Ypern und Loos hinweist. Des weitern zitiert er die folgende Stelle aus Bloch:

„Es ist einfach erschreckend, wenn man sich das Schauspiel von Millionen von Männern vorstellt, von denen die Hälfte in aller Eile, sei es vom Acker, sei es aus der Fabrik, dem Bergwerk etc. herbeigerufen und unter das Kommando von Offizieren gestellt wurden, von denen kaum einer auf 100 jemals im Feuer gestanden und von denen die Hälfte in mehr oder weniger altmodischen taktischen Schulen ausgebildet worden sind. Aber selbst das ist nicht das Schlimmste. Selbst wenn alle diese Offiziere bei Beginn des Krieges genügend waren, so wird der Krieg kaum ein paar Wochen gedauert haben und die Mehrheit dieser Offiziere wird abgeschoßen sein."

Der Artikelschreiber bemerkt dazu, daß, als der Krieg begann, in der englischen regulären Armee sich etwa 10,000 Offiziere befanden, bis zum 9. November v. J. hatte England schon 21,317 Offiziere verloren, wovon 6940 tot und 2067 verwundet sind.

Bloch kommt dann auf die Unmöglichkeit des Zukunftskrieges vom ökonomischen Standpunkt aus. Der deutsch-französiche Krieg habe sieben Monate gedauert, aber es sei keine Hoffnung, daß in Zukunft ein ähnlicher Krieg so schnell durch Kampf enden werde. Der Krieg der Zukunft werde nicht durch Kämpfe, sondern durch Hungersnot beendigt werden (S. XXXVIII Vorrede).

Die Notwendigkeit für die Verlängerung des Krieges ist, nach Blochs Ansicht, durch die Tatsache bedingt, daß in Zukunft der Krieg den Charakter einer Belagerung annehmen werde. Der Effekt, den diese Tatsache auf das dabei beteiligte Menschenmaterial haben werde, werde unheilvoll sein. Man müsse nicht vergessen, daß die Verluste in diesem Kriege furchtbar sein werden und daß der moderne Mann viel weniger imstande ist, dergleichen auszuhalten als seine Vorfahren. (Darin hat sich B. geirrt, im Gegenteil, der moderne Soldat hat sich weit ausdauernder und widerstandsfähiger erwiesen.) Dann wird es eine Prüfung an Ausdauer, Geduld bei Entbehrungen, Standhaftigkeit bei Niederlagen usw. geben, und, fährt er fort, „die Männer an der Front werden sehr bald zur Untätigkeit verurteilt sein und da wird die Frage entstehen, wie lange werden die zu Hause physisch und moralisch in der Lage sein, die Männer an der Front mit dem Nötigen zu versorgen". Er führt aus, wie enorm die Kosten eines Krieges bei dem gigantischen Maßstab sein werden, in dem er geführt werden muß, wie schwierig die Ernährung der Heere sein wird. Die Eisenbahnen würden nicht nur mit Beschlag belegt, sondern desorganisiert werden. (Letzteres war ein Irrtum, nur in Rußland scheint diese Voraussage vollkommen zuzutreffen.) Und diese Schwierigkeiten werden sich nicht nur beim Heere, sondern auch bei der Zivilbevölkerung erheben.

„Jeder große Staat werde sich zu Kriegszeiten in der Lage einer belagerten Stadt befinden, und der Faktor, der bei allen Belagerungen ausschlaggebend ist, werde auch den modernen Krieg entscheiden. Die Soldaten mögen noch so tapfer kämpfen, die letzte Entscheidung werde in den Händen der Hungersnot liegen."

„Glauben Sie mir", wiederholt er, „je mehr man sich die äußersten politischen und sozialen Konsequenzen des modernen Krieges in aller Ruhe vor Augen hält, desto deutlicher erkennt man, daß, wenn überhaupt ein Krieg noch möglich sein sollte, er allein möglich ist, wie ich schon früher nachgewiesen habe, um den Preis des Selbstmordes." (SS. XXIX n. I. Vorr.)

Im allgemeinen, so führt er aus, sei es hoffnungslos, von einem Appell an die Waffen die Beilegung einer Streitigkeit zu erwarten. Erstens

weil bei diesem Gerichtshof keine endgiltige Entscheidung herbeigeführt werden kann, zweitens weil die Kosten des Prozesses für beide Parteien ruinös sein würden, denn der Krieg ist gerade durch die Vervollkommnung seiner Prozeßführung und die Kostspieligkeit seiner Methoden nicht mehr geeignet, irgend eine Entscheidung herbeizuführen. Er kann die Parteien ruinieren, aber er ist immer dem ausgesetzt, daß seine Entscheidung endlos hinausgeschoben wird.

Was England betrifft, so lenkt der Artikelschreiber des „Economist" die Aufmerksamkeit seiner Leser besonders auf den folgenden Ausspruch Blochs: „Auch hier, falls England in einen Krieg verwickelt werden sollte, wird der entsprechende Faktor nicht eine Entscheidungsschlacht sein, sondern der Zwang der Not, der Mangel an Nahrung, — kurz die unvermeidlichen ökonomischen Folgen jedes großen Krieges bei dem gegenwärtigen Stand der Zivilisation (S. LX. Vorr.). Seine Schlußfolgerungen sind das Ergebnis eines sehr eingehenden Studiums der sozialen, ökonomischen und sonstigen Faktoren in den hauptsächlichsten Ländern Europas.

Es ist interessant, aus dieser Zusammenstellung von Zitaten aus dem Blochschen Werke zu beobachten, wie richtig Bloch vorausgesehen hat, wenn er von der Dauer des Krieges sprach, von der Größe der dabei zur Verwendung kommenden Heeresmassen, der enormen Höhe der Kosten usw.; ja selbst den Schützengrabenkrieg hat er genau vorhergesagt, und wenn er sagt, daß der moderne Krieg ein Festungskrieg sein wird und die Staaten in einem modernen Kriege belagerten Festungen gleichen werden, hat er ebenfalls vollkommen das Richtige getroffen. Das beweisen die Tatsachen schon jetzt.

In einem Hauptpunkt hat er sich allerdings geirrt, er hat die Ausdauer, sowohl die physische wie die moralische, der Menschen in einem modernen Kriege unterschätzt. Aber wer hat das nicht getan? Wer hätte noch vor zwei Jahren es für möglich gehalten, daß Männer schon gereifteren Alters, die man direkt aus ihren Privatberufen wegreißt und ins Feld schickt, ein derartiges Maß von Strapazen, Leiden und Entbehrungen ertragen und solche unvergleichlichen Leistungen vollbringen könnten, wie sie tatsächlich bei allen kriegführenden Völkern geleistet worden sind. Wie weit seine Voraussagungen noch eintreffen werden in bezug auf den bevorstehenden Ruin der kriegführenden Staaten bei einem langen Kriege, und daß es weder Sieger noch Besiegte geben werde, ist heute noch nicht entschieden. Nach der bisherigen Entwicklung der Dinge sieht es aber fast jetzt schon so aus, als ob er auch darin recht behalten werde, wenn die Völker nicht eine Lehre aus dem bisherigen Verlauf ziehen und rechtzeitig dem wahnwitzigen Unternehmen der gegenseitigen Zerfleischung ein Ende machen sollten. Leider scheint nicht viel Hoffnung dafür vorhanden zu sein.

Die pan-amerikanische Union und der Friede.

Von John Barrett, Direktor
des pan-amerikanischen Bureaus in Washington.

Wenn ich sage, daß es zahlreiche Personen gibt, die der Meinung sind, die pan-amerikanische Union ist die größte und praktischste offizielle Organisation der Welt für die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen den Staaten, wiederhole ich nur, was mir von hervorragenden Staatsmännern nicht nur Nord- und Südamerikas, sondern auch Europas und Asiens wiederholt geschrieben wurde. Erst neulich übermittelte mir einer der einflußreichsten Männer Großbritanniens die Nachricht, daß bei einer Beratung des englischen Kabinetts unter Zustimmung aller Anwesenden die Bemerkung gemacht wurde, daß, wenn in einer der europäischen Hauptstädte, etwa in London, Paris, Berlin oder Wien ein pan-europäisches Bureau seit langem bestanden hätte, das auf der gleichen Grundlage und zu dem gleichen Zwecke organisiert und in ähnlicher Weise geleitet worden wäre wie die pan-amerikanische Union in Washington, es niemals einen europäischen Krieg gegeben haben würde.[1])

*) Anmerkung des Herausgebers der Friedens-Warte: Mit eigenartigen Empfindungen hat mich diese Bemerkung berührt. Seit Jahren bin ich für die Gründung einer nach dem Muster der pan-amerikanischen Union gestalteten pan-europäischen Union und eines damit zusammenhängenden pan-europäischen Bureaus eingetreten. Ich habe eine derartige Vereinigung, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die besonders gearteten europäischen Verhältnisse keine schematische Nachahmung der großen amerikanischen Schöpfung gestatten, später als „Zweckverband Europa" bezeichnet und entsprechend ausgeführt. In einem so betitelten Artikel schrieb ich 1912 („Friedens-Warte", XIV. Jahrgang, S. 81): „Vielleicht ist gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen, den Vorschlag zur Schaffung einer pan-europäischen Union, oder, wie es besser genannt wird, eines „Zweckverband Europa" in den Vordergrund der Erörterungen zu stellen. Wir stehen vor einer entscheidenden Wendung in der europäischen Politik. Wenn die anglo-deutsche Verständigung zustande kommt, ist Europa reif und bereit zur Kooperation, ist der Friede auf diesem Erdteil dauernd gesichert. Das wäre der Zeitpunkt, wo die erleuchtete Regierung eines großen Staates zum Sammeln blasen und die zerwühlten und zerrütteten Verhältnisse auf diesem alten Kulturboden dadurch völlig sanieren könnte. Es wäre dies eine Aufgabe, die des Deutschen Reiches würdig wäre und dessen Erfüllung dem deutschen Volke mehr Erfolg bringen könnte als ein siegreicher Krieg. Es wäre ein Friedenspfand, das Deutschland ganz Europa bieten würde, wenn es die Initiative ergreifen wollte zur Organisierung des „Zweckverband

Wer mit dem wirklichen Wesen der panamerikanischen Union als betriebsames internationales Amt nicht vertraut ist, deren Vergangenheit, gegenwärtige Geschichte und Ergebnisse nicht kennt, dem mag dies als eine ganz ungewöhnliche Behauptung erscheinen. Jene aber, die ihre Arbeit und ihre Entwicklung beobachtet und ihren Einfluß auf die Staaten der westlichen Halbkugel studiert haben, werden weniger überrascht sein. Wenn nur einer der Skeptiker einmal einer der regelmäßigen Monatssitzungen des Verwaltungsrates der panamerikanischen Union beiwohnen, wenn er den Erörterungen lauschen könnte, die sich rings um den Verwaltungstisch entspinnen, wenn er sich vertraut machen würde mit den Beschlüssen, die dieser Rat gefaßt hat, und das umfangreiche Werk für Handel, Freundschaft, Verständigung und praktische Solidarität zwischen amerikanischen Staaten verstehen könnte, das die pan-amerikanische Union in den letzten zehn Jahren durchgeführt hat, er würde über deren Eigenschaft als großer Friedensfaktor weniger Skepsis und mehr Enthusiasmus zur Schau tragen.

Es ist zweifellos ein eindrucksvoller Anblick, zu sehen, wie sich infolge eines internationalen Abkommens allmonatlich die Bevollmächtigten von einundzwanzig Staaten, Vertreter von hundertundachtzig Millionen Menschen, im selben Hause, im selben Saal und um denselben Tisch versammeln und dort mit voller Offenheit, Aufrichtigkeit und Freundlichkeit Fragen erörtern, die den Frieden und die Wohlfahrt der westlichen Halkbugel berühren. An der Spitze der Tafel sitzt als Ex-officio-Vertreter der Staatssekretär der Vereinigten Staaten, der seine Regierung im Rate der pan-amerikanischen Union vertritt. Rechts von ihm befindet sich der Stuhl des Botschafters von Brasilien, ihm zur Linken der des Botschafters von Chile und weiter um den Tisch herum die Sitze der Botschafter und Gesandten nach ihrem Rang geordnet. Aber auch die Gesandten der kleinen Staaten, wie Salvador, Panama und Uruguay haben bei den Beratungen gleich so viel zu sagen und genießen bei den Abstimmungen und Beschlüssen dieselbe Autorität wie der Staatssekretär der Vereinigten Staaten und die Gesandten von Argentinien, Brasilien und Chile. Seit neun Jahren wohne ich in meiner Eigenschaft als Exekutivbeamter der panamerikanischen Union diesen monatlichen Sitzungen bei, die vom Frühherbst bis zum Spätfrühling regelmäßig stattfinden, wobei ich in dieser langen Periode wohl kaum zwei oder drei dieser Sitzungen versäumt habe, und ich kann sagen, daß ich keine kenne, die nur mit dem leisesten Mißton geendet hätte. Hingegen ist mir manche Sitzung in Erinnerung, bei der Fragen delikatester Natur zur Erörterung standen und wobei mehrfach Schritte unternommen wurden, die für den Frieden der amerikanischen Staaten von höchstem Einfluß waren.

Dies veranlaßt mich zu einer Feststellung, die alle für die Friedenssache interessierten Menschen auf der ganzen Welt wohl überraschen dürfte, die aber so sehr der Wahrheit entspricht, daß sie meiner Ansicht nach allgemein bekannt werden muß. Es ist nämlich meine innerste Überzeugung, daß, wenn nicht der Einfluß der panamerikanischen Union in ihrer internationalen Organisation gewesen wäre, wie sie durch ihren alle Staaten der westlichen Halbkugel vertretenden Verwaltungsrat zum Ausdruck kommt, die Vereinigten Staaten heute in einem langen und undankbaren Krieg mit Mexiko verwickelt wären, wobei sie sich die Sympathien und die Unterstützung der andern amerikanischen Republiken verscherzt hätten. Dem möchte ich noch hinzufügen, daß die pan-amerikanische Union zweifellos vor einer Reihe von Jahren einen Krieg zwischen zentralamerikanischen Republiken verhindert hat, der für diese ebenso unheilvoll gewesen wäre, wie es der lange Revolutionskrieg für Mexiko geworden ist. Indirekt hinderte sie auch durch ihren moralischen Einfluß mögliche Kriegsverwicklungen zwischen einigen andern Republiken.

Welche andere offiziell unterstütze und durch eine große Staatengruppe aufrechterhaltene Organisation kann einen solchen Erfolg aufweisen? Berechtigen diese angeführten Tatsachen nicht schon allein, die pan-amerikanische Union in der Friedensbewegung der Welt eine Stellung einzunehmen, die durch die Dankbarkeit aller friedensliebenden Menschen in allen Ländern unterstützt werden sollte?

Europa", mit dem Sitz eines europäischen Bureaus in Berlin, das dadurch von der Reichshauptstadt zur Hauptstadt Europas avancieren würde."

Außer jenem Artikel siehe ferner: Meine Schriften „Panamerika", 1911, und „Kurzgefaßte Darstellung der pan-amerikanischen Bewegung", 1912, meinen Artikel „Das pan-europäische Bureau", in „Friedens-Warte" 1909, S. 181, die Enquête „Das pan-europäische Bureau im Lichte der Völkerrechtswissenschaft" in der „Friedens-Warte" 1909, S. 221 ff. und das Kapitel „Der Zweckverband Europa" in meiner Schrift „Europäische Wiederherstellung", 1915.

Allerorten haben die Friedenstechniker anerkannt, daß es für die Stabilisierung des Friedens kein praktischeres Mittel gibt als die Entwicklung inniger Bekanntschaft und wahrer Freundschaft zwischen den Völkern verschiedener Nationen. Dies bewirkt das pan-amerikanische Bureau durch eine ungeheure Korrespondenz, die es in englischer, spanischer und portugiesischer Sprache mit Regierungen, Bürgern, Instituten und führenden Persönlichkeiten der einundzwanzig amerikanischen Republiken führt, durch seine illustrierte Monatsrevue, die, in englischer, spanischer, portugiesischer und französischer Sprache erscheinend, nicht mehr die Nachfrage nach Exemplaren befriedigen kann, durch seine zahlreichen Berichte, Broschüren und eine große Auswahl von gedruckten Daten, durch seine eine Sammlung von vierunddreißigtausend Bänden Amerika-Literatur umfassende Columbus-Erinnerungs-Bibliothek, durch seine nahezu zwanzigtausend photographische Abbildungen aller Republiken umfassende Sammlung, durch seinen Lesesaal, auf dessen Tischen sich die führenden Zeitschriften aller amerikanischen Staaten befinden, durch den überwältigenden Eindruck seines prachtvollen Palastes, den der größte französische Architekt der Gegenwart beschrieb als „die Verbindung von Schönheit und Zweckmäßigkeit, wie sie bei keinem andern Bau der Welt vorkommt". Durch diese und viele andere Mittel leistet dieses Bureau heute ein praktisches Friedenswerk, das das Interesse, die Unterstützung und auch die Begeisterung eines jeden Menschen auf der weiten Erde verdient, der das Ende des Krieges zwischen den Völkern zu sehen wünscht.

Zweifellos stehen wir vor einer machtvollen Ära pan-amerikanischer Freundschaft und pan-amerikanischen Verkehrs. Es hat sich jetzt eine umfassende Wertschätzung des Pan-Amerikanismus geltend gemacht, die für die Entwicklung eines besseren Verständnisses zwischen den amerikanischen Staaten Wunder leistet. Die Tatsache, daß der Präsident der Vereinigten Staaten den Pan-Amerikanismus zum Ausgangspunkt seiner ersten Botschaft an den Kongreß gemacht hat, ist ein Beweis der neuen Lebensbedingungen, die über uns kamen. Überdies muß hervorgehoben werden, daß die große europäische Kriegswolke mächtig zur Entwicklung pan-amerikanischer Solidarität beigetragen hat, weil jener furchtbare Kampf mehr als irgendein anderes internationales Ereignis seit Erlaß der Monroe-Botschaft von 1823 bewirkte, daß die amerikanischen Staaten sich ihrer Unabhängigkeit und der Notwendigkeit ihres Zusammenhalts für den Frieden und das Gedeihen der westlichen Halbkugel bewußt wurden. Die vielleicht am meisten befriedigende Entwicklung der gegenwärtigen Zunahme des Pan-Amerikanismus liegt in der allmählichen Entwicklung der Monroe-Doktrin zu einer pan-amerikanischen Doktrin. Dies bedeutet, daß die Regierungen und Völker Latein-Amerikas ebenso fest, sowohl mit ihren moralischen wie physischen Kräften für die Souveränität und Integrität der Vereinigten Staaten eintreten werden, wenn diese durch einen äußeren Feind angegriffen werden sollten, als die Vereinigten Staaten unter den gleichen Umständen für deren Souveränität und Integrität eintreten würden. Diese Entwicklung der Monroe-Doktrin zu einer pan-amerikanischen Doktrin dürfte sogar einen mächtigen Einfluß darauf nehmen, daß der gegenwärtige internationale Kampf zum Frieden führt und daß später der Friede in der Welt bewahrt wird. Wenn alle amerikanischen Staaten durch solche Bande des gegenseitigen Interesses so verbunden sein werden, daß sie einander nicht bekämpfen können, noch wollen, so werden sie durch Beispiel und Einfluß sicherlich jene Stärke und Macht erlangen, die sie befähigen werden, auf den Weg zur Erhaltung eines dauernden Friedens zwischen allen Völkern voranzugehen.

Kritisches zu „Mitteleuropa".

Von Franz Mannheimer, Berlin.

Mehr als andere Kriegsveröffentlichungen ist gerade Naumanns „Mitteleuropa" charakteristisch für das politische Denken der Zeit, oder sagen wir lieber: der geistigen Führer des Augenblicks. Was die Macht errang, soll der Verstand rechtfertigen, was ziellos begann, Vernunft in ein System bringen. Verstreut war die Parole schon da und dort gegeben: Mitteleuropa gegen Rand-Europa, nicht nur in diesem Kriege sondern auch nach ihm; hier aber wird sie methodisch und dabei mit einem so starken Eigenglauben vorgetragen, daß der Unkundige leichter verführt wird als durch flüchtige Zeitungsandeutungen. Daß es dennoch sehr einseitige und anfechtbare Wahrheiten sind, denen er folgt, einseitig im dreifachen Sinne: weil sie sich äußeren Geschehnissen bloß anschmiegen, statt sie durch Grundsätze zu meistern, weil sie ferner sich lediglich auf die Erfolge und Pläne der eigenen Partei stützen, statt auf das

Beste des europäischen Ganzen zu schauen, weil sie endlich über den ökonomischen und militärischen Zwecken die humanen und kulturellen vernachlässigen — das alles merkt er nur schwer. Grund genug, scharf hinzuschauen und hart anzuklopfen, ob die Fundamente des mit so viel Beredsamkeit aufgeführten Gebäudes tragfähig, die Räume wohnlich sind.

* * *

Man erinnert sich an desselben Verfassers „Demokratie und Kaisertum", dieser geistreichen, aber äußerlichen Verkoppelung älterer und jüngerer geschichtlicher Strebungen, wobei die jüngere, an den Wagen der älteren gefesselt, notwendig als bloßes Anhängsel nachschleifen mußte. Genau so ergeht es hier der überstaatlichen Kulturidee „Europa" gegenüber dem alten Machtstaat; Europa könnte nur werden in erster Linie als Kultur-, nicht als Machtbund, „Mittel-Europa" aber ist vor allem eine „Schützengraben"- und auch wirtschaftlich eine Kampfgemeinschaft. — Aber noch eine zweite Erinnerung viel peinlicherer Art wird wach. Es gab vor einem halben Jahrhundert in Deutschland einen Theologen, der die Welt allzu „liebgewann" (wie der Apostel Paulus es nennt) und aus der Behäbigkeit des gebildeten Kleinbürgers einen „neuen Glauben" machte. Es gibt heute in Deutschland einen politischen Prediger, der großbürgerliche Weltmachtsinteressen zu einem „sozialökonomischen Bekenntnis" formte. Gewiß ist gegenüber dem Stubengelehrten David Friedrich Strauß der Politiker Naumann die lebendigere und ungleich bedeutsamere Persönlichkeit, aber der Vorgang ist ganz der gleiche, ja die Ähnlichkeit erstreckt sich bis auf gewisse stilistische Eigenheiten. Die Gefahr für die deutsche Innerlichkeit dagegen, die daraus erwächst, ist heute noch größer als nach 1870.

Gleich der Anfang löst trübe Ahnungen aus. „Nur im Kriege sind die Gemüter bereit, große umgestaltende Gedanken in sich aufzunehmen ..." Wie denn? Wären etwa Christentum, Reformation, Aufklärung, Sozialismus keine großen Gedanken, da sie unglücklicherweise sich nicht im Schlachtlärm die Seelen erobert haben? Und die deutsche Einheit, auf deren kriegerische Verwirklichung Naumann anspielt, war sie nicht lange vorher, gleich jenen mächtigsten geistigen Neuerungen Idee, Hoffnung und ihren Bekennern zuweilen Martyrium? Und wie steht es in dieser Hinsicht mit der mitteleuropäischen Einigung; wurde und wird sie von Menschen menschlich gedacht, erfleht, erlitten? Zugegeben aber, daß der Krieg Gedanken wenigstens zuweilen flügge macht, ist nicht gerade dieser Gewaltige von alters geneigt, ihnen eine sehr einseitige Flugrichtung mitzugeben? Gerade wer wie Naumann mitten „im Krieg" vor den Schreibpult tritt, sollte sich erst fragen, ob er denn auch innerlich — über dem Krieg steht, wie ein rechter Lenker über seinem Gespann.

Naumann versucht eine Art kulturgeographischer und eine breiter angelegte geschichtliche Begründung. Er zitiert Cecil Rhodes Wort, daß wir immer mehr „in Erdteilen" denken, er fordert die Leser auf „Karten" zur Hand zu nehmen. Aber er selbst, statt in seinem Erdteil, also europäisch, zu denken, begnügt sich mit „Mitteleuropa", das bis heute noch kein Erdteil wurde. Und gar die Karten zeigen zwar Deutschland mit seinen Randländern als die Mitte Europas, Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Serbien dagegen, die er mit ihm zum mitteleuropäischen Block vereinigen will, als ein davon getrenntes, schon mehr der Peripherie zugekehrtes System; und während beispielsweise das eine Gebiet sich in der Hauptsache von Norden nach Süden abdacht und entwässert, streben beim andern die Donau wie die Gebirge im Mittel nach Südosten. Nicht zu gedenken der kulturellen Unterschiede, die Naumann selbst hervorhebt, ohne die einzig mögliche Folgerung daraus zu ziehen: daß zwar im Ganzen Europa, aber auch nur in ihm, Deutschland und der Südosten zusammengehören, als Sondergebiete dagegen nicht mehr als etwa Deutschland und jenes Frankreich, in dem er, sehr zu Unrecht, schon eine englische Beute, ein zweites „Portugal" sieht.

Wie steht es mit der geschichtlichen Rechtfertigung Mitteleuropas? In den Wolken über Antwerpen und den Karpathen sieht das siegtrunkene Auge unseres Führers „Rosse und Reiter" aus den Tagen des mittelalterlichen deutschen Reiches, das er mit „Mitteleuropa" gleichsetzt, um das neue Mitteleuropa dann als Fortsetzung des alten hinzustellen. Nun, er kennt ja die großen Dome eben dieses vergangenen Reiches. Wer in sie in diesen Tagen lauscht, dem künden sich gleichfalls Geschlechter von ehedem, doch mit ganz anderen Zeichen. Tritt ein und horch: aus tausenden unsichtbarer Lippen tönt Klage um die ehrwürdigen steinernen Zeugen eines geistigeren Zeitalters (trotz aller Roheit im einzelnen), die der eisernen Vernichtung preisgegeben sind, wenn, im Gefolge einer langen Spaltung Europas, weitere Weltkriege den Erdteil heimsuchen sollten. Schau um dich: da stehen sie selbst die Bürger des alten Reiches, das durchaus nicht bloß „Mitteleuropa" sein wollte (geschweige ein südöstlich orientiertes), sondern Mitte und Haupt der gesamteuropäischen Christenheit und „Weltmacht" auch nur unter Berufung auf diesen seinen „heiligen" römischen Rechtstitel; und stehen also zuhauf in den Domen und knien und bitten — um Sieg? Gewiß, doch um einen solchen, der Deutschland nicht aus Europa hinaus und nach Asien hineintreibe; und auch darum vielleicht bitten sie, daß es nicht den schlimmen Fehler des alten Reiches, die allzu einseitige Festlegung auf Italien, dem Balkan und der Türkei gegenüber wiederhole. Naumann hat recht: der „Naturton der Geschichte selbst muß gefunden werden", aber auch er kann es nur, wenn man unbefangen hinhört. Dann aber rät uns die Geschichte zweierlei: einmal die humanen und geistigen Werte den wirtschaftlichen und militärischen

überzuordnen und — was genau gesehen dasselbe ist — zum Ganzen Europa zu stehen; sodann Europa nicht einseitig und nicht mit Gewalt schaffen zu wollen. Das Ziel, das sich das Mittelalter setzte, war keineswegs irrig; es scheiterte aber, weil es im Geistigen und damit auch in irdischen Dingen noch unklar dachte und zum Schwert griff, wo das Gebet versagte. Ähnlich brach auch das napoleonische Europa bald zusammen, weil es unrichtig gedacht und gewaltsam gefügt war. Wie wird es Mittel-Europa ergehen?

Sehr richtig fordert Naumann ein „neues Staatsbewußtsein" als Grundlage seines Staatenbundes. Wie es aber erzogen bei so fragwürdigen kulturgeographischen und geschichtlichen Gemeinsamkeiten? Namentlich in Österreich-Ungarn mit seinem Nationalitätenstreit! Ob hier die empfohlene „freundlichere Denkweise gegenüber nationalen Minderheiten", „Nationalitätenduldung", „allmähliche Loslösung der Nationalitäten vom Wirtschafts- und vom Militärstaat", und ähnliche Rezepte eines weitherzigen Staatsegoismus in der Art des 18. Jahrhunderts genügen werden, um die drohende Gegenbewegung gegen die geplante Verstärkung der deutschen (und ungarischen) Vormacht zu hindern, erscheint doch sehr traglich. Die gesamten Verhältnisse weisen viel mehr auf den oft geforderten selbständigen Bund der Donauvölker, als auf einen mitteleuropäischen Großstaat im Sinne Naumanns hin. Daran werden auch alle Zeitungsschreiber und alle Barden, die Naumann zur Entflammung von „mitteleuropäischem" Patriotismus aufruft, wohl nichts ändern. Man kann vom Rhein singen und von der Donau und von ihren großen Ländern und von — Europa; aber „Mitteleuropa" — darauf finden wir nicht Vers noch Strophe.

Das führende „mitteleuropäische Wirtschaftsvolk" sind die Deutschen. Was ist echt und groß am deutschen Volke? Das Kapitel, das jene Überschrift trägt, sieht den Hauptvorzug des deutschen Menschen im Organisationstalent, in dem Vermögen, sein Einzel-Ich in das Gesamt-Ich unpersönlicher Veranstaltungen „einzuschieben" und will diesen Zug künftig noch steigern. Wer nicht „Verbandsbauer", Mitglied der einen und überallseienden Gewerkschaft, Bekenner der alleinseligmachenden „Wirtschaftskonfession" werden will, mag zu den „Individualistenvölkern" auswandern. Seltsam, daß Naumann das Zeitbefangene dieses Gedankenbildes nicht bemerkt, nicht ahnt, daß auch jemand, der keineswegs altmodisch, „handwerkerlich" denkt, noch zu den „romantischen Anschauungen des Adels und der Geistlichkeit" sich bekennt — nur in ihnen nämlich sieht er seine Gegner —, der vielmehr die Maschine bejaht und liebt, diesem Ideal des Betriebsmenschentums — denn das ist es — widersprechen könnte. Und doch muß gerade dies die Aufgabe der nächsten Zeit sein, den Menschen wieder über die Maschine zu erheben zu neuer Freiheit und Innerlichkeit, den Deutschen aber vor allem. Naumann empfiehlt den adligen „Romantikern" den nützlichen deutschen Werkbund" — uns dünkt wider die Machtromantiker" seiner Art wäre ein Menschenbund augenblicklich notwendiger.

Das neue Deutschland wird „sozialistisch" organisiert sein. Natürlich nicht unter der von Marx erträumten „Diktatur des Proletariats", sondern — naumännisch — unter der „Diktatur der von den Nächstbeteiligten beratenen Staatsämter". Es werden Staatssyndikate „mit Arbeitersicherung" gebildet, derart, daß der Staat gegen ein bestimmtes Steuersoll einem Unternehmerkonzern ein Produktionsmonopol verleiht; Vertreter der Arbeiter dürfen im Verwaltungskörper sitzen — ob sie sich wirklich für einen verhüllten Staatskapitalismus hergeben werden, der das heutige Profitsystem grundsätzlich bestehen läßt, die schöpferische Kraft des einzelnen aber noch mehr der Allgewalt großer Trusts unterstellt? Selbstverständlich wird in der „staatlichen Vorratswirtschaft" auch der Mensch auf Vorrat produziert — unter stiller Staatsbeteiligung in Form erhöhter Gehälter für alle Beamten, (und wer ist in jenem System nicht Beamter?). „Schafft Kinder" — ruft Naumann den Frauen zu — „das ist militärisch und wirtschaftlich die Voraussetzung alles Gedeihens." „Schafft Menschen", wollen wir ihm antworten, nicht für staatskapitalistische Großbetriebe und Großkriege, sondern damit sie selbst und die Welt ring um in friedlichen, gemeinmenschlichen Werken immer menschlicher und immer göttlicher werden.

Gleich der wirtschaftlichen drängt nach Naumann auch die politische Entwicklung zum „Großbetrieb". Zwischen Nationen und Menschheit schieben sich die Staatenbünde oder „Wirtschaftsprovinzen" ein, deren er außer Mitteleuropa drei kennt: Großengland, Amerika und Rußland — und „konstruieren sich ihren Kampf." Man kann sie als „Vorstufen" zu jener Menschheitsorganisation ansehen, an der sich das Christentum vergeblich versuchte („weil es das Höchste und Feinste am Menschen organisieren wollte, ehe seine wirtschaftlichen Bedürfnisse organisiert werden konnten"), und ebenso in anderer Form, doch mit demselben Mißerfolg Philosophie, Freihandelslehre und Sozialismus — doch ist jene optimistische Meinung „Privatsache". — In der Tat wenn der Staat gänzlich eigensüchtigem Macht- und Gewinnstreben unterstellt werden soll, dann muß ja wohl die Sache der Menschheit noch mehr als bisher „Privat"-sache werden. Die „Staatenbünde" wollen auch die Friedensfreunde, aber sie wollen sie als organische, den natürlichen geographischen Bedingungen und kulturellen Zielen der Menschheit angepaßte Gebilde, was weder „Mitteleuropa" noch „Groß-England" sind, nicht als mechanische Kampfgrößen. Und wenn das Christentum vor allem solidarische Gesinnung in alle Herzen pflanzen und so die Menschheit einen wollte, so war das kein methodischer

Fehler; nur Theorie und Praxis jener Solidarität waren mangelhaft, nicht der Vorrang der „Liebe" vor dem Wirtschaftsegoismus. Wogegen der Glaube an die „Menschheitlichkeit" von bloßen Machtorganisationen aller Aberglauben schlimmster ist.

Bemitleidenswerte Neutrale, die ihr „auf Grund vergangener Größe und beachtlicher Leistungen" (!), noch gern als eigene Mittelpunkte gelten möchtet und es gar nicht wißt, daß ihr euch nur deshalb „neutral" nennt, weil ihr, „Asteroiden", „zu keiner Sonne gehört!" Ihr habt fürder nur die Wahl zwischen Isoliertheit und Anschluß an eine der „Großsouveränitäten", denn „die Weltparole ist ausgegeben" (!) ... und: wer ihr zeitiger folgt wird bessere Zukunftsbedingungen „erlangen" als der Zögernde. Im übrigen hilft ein kleiner Zollkrieg der Freiwilligkeit nach, reden „Wirtschaftserfahrungen" besser als Worte. Ein Glück nur, daß euch Europa trotz Naumann brauchen wird, ja wenn ihr als Opfer des Wirtschaftswahnes eine Weile verschwunden wäret, euch wiedererfinden müßte als Organe des kulturellen und politischen Ausgleichs, der Versöhnung und vielleicht sogar der Kontrolle der Großen.

„Mager, aber kräftig" — so wäre nun „Mitteleuropa" gegründet, inmitten einer Welt, die unter „Schützengrabengedanken" und „Unterseebootgedanken" stehen wird, und — fügen wir hinzu — unter Profitgedanken. Ob die lange Linie Ostende—Bagdad dauernd militärisch haltbar sein wird, mag ein anderer beurteilen. Einstweilen lockt außer der Industrialisierung Südosteuropas die der Türkei und vielleicht Rußlands (dessen Anschluß an Mitteleuropa Naumann allerdings ablehnt, für das aber allerhand Sympathien bestehen), lockt vor allem der europäisch asiatische Handelsweg. Wie aber weiter? Auch das übrige Außereuropa wird nun von Fabriken durchsetzt, die Rohstoffländer werden mehr und mehr gleichzeitig Industrieländer und übernehmen, wie schon heute teilweise die Vereinigten Staaten, von Jahr zu Jahr mehr die wirtschaftliche Führung der Erde. Europa, Mitteleuropa einbegriffen, mag sich in ein Museum verwandeln! „Zukunftsorgan?" Aber heißt das — bleiben wir einmal bei der Ökonomie — ökonomisch denken, die längst erkannte Gefahr abwarten, statt ihr beizeiten zu wehren, durch Selbstbesinnung auf neue Lebensziele und Lebensordnungen? Wenn der Krieg, statt Europa zu spalten, doch dies bewirken könnte!

Durch alle kriegführenden Länder geht heute der Ruf nach Demokratisierung der auswärtigen Politik, nach Reform der Diplomatie im Sinne größerer Offenheit und Öffentlichkeit. Man sollte denken, daß ein demokratischer Geist sich dem nicht ganz entziehen könnte. Weit gefehlt. Um Gotteswillen keine „Kronrechte" anrühren, das wäre der sicherste Weg, „Mitteleuropa" zu verhindern. Auch sonst bleibt verfassungsmäßig alles beim Alten, bis auf ein paar Militär- und Wirtschaftskommissionen. Freilich — wie sollte auch ein Parlament funktionieren in einem Staatenbund der, abgesehen von Deutschlands Verhältnis zu Deutsch-Österreich, auf technischen Berechnungen ruht? Man muss aber immer wieder die Gegenfrage stellen: Ist ein solcher Bund, abgesehen von Krieg und Kriegsfall, für längere Zeit überhaupt haltbar? Wenigstens in der Gegenwart mit ihren erwachten und erwachsenen Völkern?....

Man mißverstehe uns nicht: nicht das halten wir am mitteleuropäischen Plane für verfehlt, daß Österreich-Ungarn erhalten, gestützt, gekräftigt werden soll. Welcher Deutsche wollte es an Rußland ausliefern, welcher wahrhafte Europäer es von der politischen Karte streichen? Gegen den Fortbestand und Ausbau des militärischen Bündnisses liesse sich mithin nichts einwenden, solange auf der andern Seite nicht der Vierverband gleichfalls abrüstet. Auch nichts gegen die indirekte wirtschaftliche und kulturelle Unterstützung der Deutschen in der ganzen Monarchie. Der „Schützengraben-" und Wirtschaftsbund, der seine Spitze dauernd, auch nach dem Kriege gegen das übrige Europa kehren soll, bei dessen Einrichtung schon frivol mit neuen Weltkriegen gerechnet wird — gegen ihn wenden wir uns um jenes menschheitlichen Interesses willen, das verlangt, daß Deutschland sich nicht aus Europa entferne, daß es ihm vielmehr in Gedanken und Werken treu bleibe — trotz alledem.

* * *

Die Geschichte ist indes kein rein logisches Geschehen und alle Kritik einer aus wenig Wahrheit und viel Irrtum gemischten politischen Forderung muß zum guten Teil unfruchtbar bleiben, so lang halbblinde Kräfte noch so übermächtig Seelen und Hände beherrschen wie heute. Es bleibt der Trost, daß die Unvernunft sich früher oder später gegenseitig so sehr lähmen muß, daß Allvernunft als die einzige Rettung erscheint. Aber den Weg dahin fliessen noch viele Wässer, aus Tränen geboren, und also kann es auch niemand verwehrt sein, um des europäischen Menschen willen zu hoffen, daß vielleicht doch noch, ehe es zu weiteren Katastrophen kommt, aus Mittel- wie aus Randeuropa endlich werde ein einiges — Ganz-Europa.

Die Schuld der Frau am Kriege.

Von Elsbeth Friedrichs, Basel.

„Die Frau hat nicht entfernt ihre Schuldigkeit getan,
Dem Weltkrieg vorzubeugen
und sie tut sie auch jetzt nicht! Wilh. Förster.

Die Menschheit pflegt einen großen Respekt zu haben vor den Aussprüchen der sogenannten Weltweisen; aber sie müssen womöglich dem Zeitalter angehören, das wir als das antike

Kulturzeitalter bezeichnen, das gibt ihrer Wirksamkeit erst die rechte Perspektive. Zwar verurteilt man einen Gelehrten heutzutage nicht mehr zum leiblichen Tode, wie die Zeitgenossen es dem ersten Vollethiker Sokrates taten, ich sage, man verurteilt heute nicht mehr einen Gelehrten zum leiblichen Tode, wenn er in seinem hohen Alter als Prediger der Ethik auf die Mitwelt zu wirken sucht, ja wenn er seine ganze Wirksamkeit sogar der einen ethischen Idee, der Schaffung des Völkerfriedens hingibt, die Verwirklichung dieser Idee dadurch erhebend zu einer conditio sine qua non, zur Grundlage der Entwicklungsmöglichkeit der Ethik überhaupt; aber man hört doch auch nicht auf ihn, man findet seine Rede schön, wenn gerade Zeit und Stimmung ihre Wirkung unterstützen, ohne jedoch von dem Ernst und der Wahrheit seiner Mahnung sich aufrütteln und zu Taten antreiben zu lassen. Nun vereinigt Wilhelm Förster den tiefsten Ernst seiner Forderungen mit der größten Milde; um so schwerer muß sein Vorwurf diejenigen treffen, gegen die er gerichtet ist; denn er stellt einfach eine Wahrheit, eine traurige Wahrheit fest, gegen die eine Auflehnung oder Nichtbeachtung eine schwere Unterlassungssünde ist. Wenn nun obenstehende Worte von ihm ausgesprochen worden sind, so ist ja schon der Ausbruch und das Weiterwüten des gegenwärtigen Krieges Beweis genug für die Wahrheit seines Ausspruches. Man stelle sich doch einmal vor, die eine Hälfte der Menschheit, die Frauen, hätte wirklich ihre Schuldigkeit getan in der einheitlichen, unentwegten und konsequenten Bekämpfung der dem Kriege zugrundeliegenden Zustände, sie hätten in corpore ihre Schuldigkeit getan etwa wie die eine Frau, Berta von Suttner, man stelle sich dies intensiv vor, und man wird nicht umhin können, zuzugeben, daß wirklich das unausdenkbar furchtbare Drama der Gegenwart der Menschheit erspart worden wäre. Dies zu bezweifeln, würde eine Beleidigung der Würde des weiblichen Geschlechtes sein, es würde einer Bankerotterklärung der Ansprüche des Weibes auf menschliche Vollwertigkeit gleichkommen. Welch eine ungeheure Schuld also ruht auf uns, und wahrlich, wer unter uns diese Schuld erkennt und wirklich fühlt, muß in logischer Gedankenfolge zu dem Ausrufe kommen: All das Blut, die Schmach und das Elend dieser Zeit komme über uns, wenn wir nicht endlich, endlich uns erheben alle wie eine und uns organisieren zu dem großen Heere, welches berufen ist, den Kampf zu führen für das, was ja unser eigenstes Wesen ausmacht: Menschenliebe, Menschenwürde!

„Die Frau hat nicht entfernt ihre Schuldigkeit getan, dem Kriege vorzubeugen ...“ Darauf antwortet in einer von sittlichem Ernst getragenen Zeitschrift, im „Schweizer Frauenheim“, eine Frauenrechtlerin: „Eine harte Anklage, die wohl in sich zu gehen und den Blick zurückzuwenden auffordert ...“ Aber die Verfasserin kommt zu dem Resultat, daß die Berechtigung dieser Anklage nur zum Teil erwiesen werden könne, schon aus dem einen Grunde, weil die europäische Frau zur politischen Stimmlosigkeit verdammt wäre und dadurch in eine Tatenlosigkeit verfalle, die an Resignation grenze ... Politisches Stimmrecht! Ach würde denn wohl das, wenn es der europäischen Frau schon vor Jahrzehnten vor Ausbruch des Krieges verliehen worden wäre, ein Mittel gewesen sein, die Missordnung, wie sie innerhalb jedes Staates und im Verkehr der Staaten miteinander herrscht, und damit den Krieg zu beseitigen? Politisches Stimmrecht haben ja auch die Sozialdemokraten, und dennoch, selbst wenn auch sie dasjenige Stimmrecht hätten, das sie verlangen, hätte es in ihrer Macht gelegen, diesen Krieg zu verhindern? Daß der Frau das volle, ungeschmälerte Bürgerrecht auf jedem Gebiete des Gemeinschaftslebens zukommt, ist selbstverständlich, weil es eine einfache Forderung der Gerechtigkeit bedeutet, aber der Kampf für den Völkerfrieden ist so ungeheuer viel mehr und wichtiger, auch sittlich größer als derjenige des Stimmrechtlertums — dessen Erreichung ja übrigens mit den Fortschritten auf jenem größeren Kampfesfelde von selbst kommt, — daß sie sich nicht auf ihre politische Machtlosigkeit berufen können. Sie tun das so gern, weil sie sich daran gewöhnt haben, in der Erreichung dieses einen Zieles die Erlösung der Welt von allen möglichen Mißständen zu erwarten, und diejenigen, die jahraus jahrein so eifrig bestrebt waren, frauenstimmrechtlerisch tätig zu sein, scheinen dabei gar nicht erwogen zu haben, daß ja das gesamte politische System der modernen Staaten grundverkehrt, unmoralisch und ungerecht ist, daß es nicht etwa vom Gedanken des Staaten- oder gar Menschheitswohles getragen wird, sondern lediglich dem egoistischen Parteiinteresse und außer politisch der Ehr- und Gewinnsucht gewisser im Hintergrund verborgener Mächte dient. Das ist ja gar kein Boden für eine segensvolle politische Wirksamkeit der Frau als solcher, die doch ihre Kraft an bessere Aufgaben zu setzen berufen ist. Aber leider hat in Deutschland das Frauenrechtlertum schon seit geraumer Zeit ihr Schifflein mehr und mehr in das Fahrwasser der elenden Parteipolitik eingelenkt. Utilitätspolitikerinnen anstatt Vertreterinnen des Ideals! Wer das beobachtete, mit Schmerz beobachtete, konnte wohl die Hoffnung aufgeben, daß die Frauen zu gewinnen seien für eine planmäßige Friedensarbeit. Nicht entfernt taten sie ihre Schuldigkeit, sie haben diese Schuldigkeit ignoriert oder — verlacht, und gefunden, daß sie viel Besseres und Wichtigeres zu tun hätten, als sich um die Friedensarbeit zu kümmern. Es ist etwa erst sechs oder sieben Jahre her, da wurde, unterstützt von Frau Minna Cauer, wohl zum erstenmal an einem in Berlin tagenden Frauenkongreß der wohlbegründete Antrag um Bildung einer pazifistischen Kommission gestellt und — glatt abgelehnt! Diese Versuche wurden nicht aufgegeben, jede Gelegenheit, Generalversammlung, Kongresse und andere Tagungen wurden benutzt, um die Frauen zu einer

zielbewußten Arbeit um das Banner des Pazifismus zu scharen, es gelang nicht. Man sehe sich die Begründungen der Ablehnungen an: Noch sei die Zeit dazu nicht gekommen, das Stimmrecht müsse erst erkämpft sein. Das sei Männerarbeit und nicht Frauensache! Die nötige Finanzierung müsse zunächst garantiert sein! Man könne an größere pazifistische Frauenverbände nicht denken, wenn nicht zuerst einige angesehene, in der vornehmen Gesellschaft angesehene Frauen z. B. mindestens Geheimrätinnen geworden seien, die mit ihren Namen an die Spitze träten!.... Eine kleine, kleine Anzahl deutscher Frauen (natürlich rede ich von den in öffentlicher Wirksamkeit stehenden weiblichen Persönlichkeiten und weiß wohl, daß die Menge der in stiller Häuslichkeit lebender hochgemuten und von ernstem Wollen erfüllten Frauen vielleicht nicht so klein gewesen sein mag) eine kleine Anzahl deutscher Frauen war vom Willen beseelt und sah die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Aufgaben wohl; aber da hinderte der traurige Geist der Zwietracht zumeist, die Möglichkeit einer großen, die deutsche Frauenwelt umfassenden Friedensorganisation. Diese Frauen haben denn auch jetzt während des Krieges sich nicht abschrecken lassen von dem Bewußtsein, die geschmähte Minderheit zu bilden, sie haben in schwerster gefahrvoller Stunde gesinnungsgetreu den ersten festen Schritt getan zum Anfang der pazifistischen Arbeit der Frau. Freilich ist der Zwiespalt dadurch vor aller Augen offenbar geworden, die Zwietracht in Gestalt der „gesamten bürgerlichen Frauenbewegung" hat jener kleinen Minderheit ihr „Kreuzige" ausgesprochen. Also die gesamte bürgerliche Frauenbewegung! Ich frage, ist Wilh. Förster nicht völlig berechtigt zu seinem zweiten wie zu dem ersten Vorwurf, wenn er sagt: ... und sie tut sie auch jetzt nicht?" „Nicht mitzuhassen, mitzulieben sind wir da!" So sprachen die Besucherinnen des Haager Kongresses, und sind es auch leider, ach, so wenige, zunächst war es ja nur eine, die Antigone der weiblichen Friedensarbeit, deren Erscheinung, je weiter der Tod sie ihren Geschlechtsgenossinnen entrückt, um so hehrer und klarer vor ihrem Geiste dastehen wird und in freudigem festen Glauben sagen: „Ich bin euch vorangegangen auf der Bahn, welche dem weiblichen Geschlechte vorgezeichnet ist, ich habe es gekonnt, und ihr alle werdet es können und dereinst vollbringen, die Ethisierung des Gemeinschaftslebens auf dieser Erde."

Die Ethisierung der Politik! Dies war die erste Bedingung, welche Bertha von Suttner den Zeitgenossen stellt. Alle müssen daran arbeiten, namentlich aber die Frauen; denn das ist ihr Weg, den sie nie verlassen dürfen. Wie sie das anfangen sollen, ohne das politische Bürgerrecht zu besitzen? Es gibt eine Macht, vor der die von wenigen monopolisierte Gewalt der Politik sich doch schliesslich beugen muß, das ist die Macht der öffentlichen Meinung. Diese können und sollen die Frauen schaffen und auf der Höhe halten. Aber um das mit Erfolg zu tun, dazu ist es nötig, daß man sich klar macht, was man will, daß man eins ist in diesem Willen, — es ist der Wille zur Vernunft, zum Guten — daß man eins in diesem Willen wird durch zielbewußte Zusammenarbeit, daß man diesen Geist über der Kinderstube, über der Schulstube, über der Domestiken- und der Arbeitsstube, über der Geselligkeit und dem engeren Familienverkehr walten läßt, daß man ihn täglich entgegensetzt der langsam wühlenden Arbeit einer Hetzpresse und ähnlichen Erscheinungen auf dem Büchermarkt, daß man der unwürdigen Bewunderung des äußeren Glanzes und Schimmers militärischen Standes steuert, und die Vertreter der Soldatenklasse gesellschaftlich dort einreiht, wo ihre geistige Qualität neben anderen Bildungsgenossen den menschlichen Verkehr veredeln und schmücken kann. Wichtiger, viel wichtiger noch ist für die Frau das Gebiet des wirtschaftlichen Weltlebens. Wenn man die Augen geschlossen hat vor den eklatanten Erscheinungen im Wirtschaftsleben der Völker, wie sie sich seit dem industriellen Aufschwunge immer verheerender für das Wohlsein der Volks- und bürgerlichen Kreise zeigten, gesteigerten Volksreichtum vorgaukelten und die Güter dieser Erde mit immer größerem Erfolg monopolisierten, wenn man die Augen geschlossen hatte und den Dingen ihren Lauf ließ, so hat doch endlich der Ausbruch dieses Krieges, den man einen wirtschaftlichen nennt, bewiesen, wie die Mächte im Hintergrunde, die kapitalistischen Mächte schaffen und weben am Webstuhl der Zeit, wie wir sie jetzt haben! Hier Umwandlungen herbeizuführen, das wird wohl die pazifistische Grundaufgabe der Frau sein. Wachsame Augen konnten sich, wie gesagt, schon seit langer Zeit über die verheerenden Folgen der Anarchie, die im Welthaushalt der Menschheit ebensogut wie im politischen Völkerverkehr herrscht, informieren, die Literatur, welche darüber vorlag, war zahlreich, vielseitig und überzeugend genug; jetzt aber bedarf es des geschriebenen Wortes ja kaum, in nackter Häßlichkeit steht der kapitalistische Götze da und verschlingt seine Opfer: Blut, Ehre, Gold! Die Methode, diesen Götzen unschädlich zu machen, ist längst gefunden und mit Erfolg in Angriff genommen worden, wir haben nicht nötig, uns erst dafür auszurüsten und zu lernen, wir müssen nur zu verstehen suchen, alte Vorurteile überwinden und die Zusammenhänge erfassen, dann ist die Arbeit nicht schwer. Man hat ja überall längst die Wege geebnet, nur liegen sie noch viel zu einsam da. Werden sie nach dem Kriege rüstig beschritten von den Massen derer, die bisher blind und taub für die Stimme der Zeit auf ihren eigenen kleinen Seitenpfaden pilgerten, so wird sich die Menschheit eine neue Erde zimmern, auf der Gerechtigkeit und Glück herrschen. Wann das Ziel erreicht wird, ob es in unabsehbarer Ferne liegt oder schon aus verhältnismäßiger Nähe winkt, das ist ja gleich, die Arbeit selbst, die treue Pflichterfüllung, das Streben nach —

wonach? sagen wir nach dem Lichte der Vernunft, Bertha von Suttner rief den Frauen zu: nach der Güte! Das allein ist ja schon ein Lebenswert, der das Glück jedes rein egoistischen Eigendaseins übertrifft. Das Verbundensein mit den besten der Zeit, das Emporziehen immer größerer Massen von Mitstreiterinnen, der unverbrüchliche Glaube an den Sieg dieses großen Kulturkampfes, das ist die Pflichterfüllung, der sich bisher noch die bei weitem größere Hälfte der Menschheit und besonders der Frauen entzogen hat, und dafür erleiden wir jetzt die Buße!

Aber nun muß es anders werden. „...Aus Millionen Hirnen auf der ganzen Erde zuckt das Denken empor, bricht die Schicksalsfrage auf: ob es so kommen mußte, ob es so bleiben muß? Und schon schwillt zu einem ehernen Echo die Verneinung dieser Frage an, stärker und stärker, alle Geister erweckend und mit sich fortreißend: Nein!" So schließt Alfred H. Fried sein nach Ausbruch des Krieges erschienenes Werkchen „Europäische Wiederherstellung". Er, der spezielle Mitarbeiter und Freund Bertha von Suttners, hat nicht das Steuer seines von den furchtbarsten Gewalten bedrohten Schiffleins verloren, er predigt im Gegenteil mit um so größerer Siegeszuversicht den Glauben an die große Sache. So hätte auch Bertha von Suttner gehandelt, so steht auch der greise Wilhelm Förster da.

Wirkt der Krieg belebend auf die Kunst.

Von Herm. Fernau, Basel.

Diese Frage ist zu allen Zeiten von den Bewunderern des Krieges bejaht worden. Kein geringerer als Proudhon hat den kategorischen Satz aufgestellt, daß die Kunst den Krieg erfinden müßte, wenn er nicht existierte, so nötig hat sie ihn. Zweifellos hat er recht, wenn er dies damit zu beweisen sucht, daß er die ersten künstlerischen Betätigungen der Menschheit auf den Krieg zurückführt. Die ersten Kunstwerke der Menschheit sind allerdings vom Kriege eingegeben worden und haben ihn zum Gegenstand. Aber wenn Proudhon weiter behauptet, daß die Jahrhunderte der Siege auch die Jahrhunderte der Meisterwerke sind, daß die besiegten Völker ganz wie die Sklaven und Krämer keine Kunst haben und daß Nordamerika zum Beispiel einen guten Krieg brauche, um sich zur künstlerischen Leistungsfähigkeit und zu einer Religion des Ideals aufzuschwingen, dann erscheinen uns solche Behauptungen im Lichte der Tatsachen doch als leichtfertige Sophistereien.

Niemand wird zum Beispiel behaupten wollen, daß die glänzenden Siege Napoleons besondere französische Kunstleistungen inspiriert hätten. Andererseits sehen wir zu der gleichen Zeit in dem besiegten Deutschland Leute wie Goethe, Schiller und Beethoven wirken, deren künstlerische Betätigung wenig oder gar nicht von den militärischen Niederlagen ihres Landes beeinträchtigt wurde. Die künstlerische Glanzperiode Deutschlands, das Zeitalter der Herder, Klopstock, Wieland, Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven usw. fällt just in die Zeit der deutschen Niederlagen von Valmy bis Jena. Die deutschen Siege von Leipzig und Belle-Alliance haben uns keine Wiedergeburt dieser Glanzperiode bringen können.

Wenn es richtig wäre, daß besiegte Völker kunstarme Völker sind, dann hätten in dem 1813/14 besiegten Frankreich keine namhaften Künstler mehr erstehen können, wogegen Preußen, Österreich und Rußland davon hätten voll sein müssen. Aber just das Gegenteil ist der Fall: Im Frankreich der 30er und 40er Jahre sehen wir Leute wie Victor Hugo, George Sand, H. de Balzac, Lamartine, Musset, Dumas, Chopin, Ingres, Delacroix, Courbet usw. auftauchen, denen wir im Deutschland der gleichen Periode höchstens einige Musiker von Weltruf an die Seite stellen können. Die künstlerische Tätigkeit der besiegten Nation erlitt also durch die militärische Niederlage nicht nur keine Einbuße, sondern war lebhafter und universeller wirkend als im Lande des Siegers. Denn der mit dem militärischen Sieg in Deutschland zur Herrschaft gelangte Geist Metternichs hemmte jede freie Kunstentfaltung und trieb unsere besten Künstler ins Ausland.

Nach 1870/71 erleben wir ein ähnliches Schauspiel. Die größte militärische Niederlage, die Frankreich jemals erlebt hatte, lähmte durchaus nicht die künstlerische Tätigkeit der Nation. Maupassant, Anatole France, Zola, Dégas, Pissaro, Millet, Manet, Monet, Cézanne, Rodin usw. sind Leute von Weltruf und Söhne eines besiegten Volkes. Gewiß haben wir nach 1870 auch in Deutschland künstlerisch mehr geleistet als nach den Befreiungskriegen. Immerhin sind wir im Gebiete der Kunst nicht tonangebend geworden, wie man es (gesetzt, die oben erwähnte Theorie sei richtig) nach drei ruhmreich geführten Kriegen hätte erwarten können.

Wenn wir von der Vergangenheit übergehen auf unsere kriegsschwangere Gegenwart, dann finden wir in ihr durchaus keine besseren Beweise für die Behauptung, daß der Krieg und der Sieg die Produktionen der Kunst günstig beeinflusse. Es hat bei Ausbruch des heutigen Krieges nicht an Stimmen gefehlt, die ihn allenthalben bejubelt und als einen Erneuerer aller Energien gepriesen haben. Ja, in gewissen Wiener Blättern konnte man lesen, daß der Krieg endlich, endlich dem Elend der Kunst ein Ende bereiten, daß er die Dichter, Maler und Musiker aus der Banalität des Alltags und von ihren kleinen Ideechen fortreißen werde hinauf in die höheren Regionen großer Gedanken und universeller Meisterwerke.

Bis jetzt warten wir vergebens auf die versprochene Hochflut künstlerischer Glanzleistun-

gen. Wie in der Tat sieht seit Kriegsausbruch die Wirklichkeit im Gebiete der Kunst aus? Hat er uns, der nun schon länger als ein Jahr in Europa wütet, neue Künstler entdecken helfen? Besitzen wir bereits einige aus dem Kriege geborene Meisterwerke?

Daß ich nicht wüßte! Ich lebe im Gegenteil unter dem peinlichen Eindruck, daß die Kriegsproduktionen unserer großen und größten lebenden deutschen Dichter bei weitem nicht an ihre Friedensproduktionen heranreichen. Ich habe einige Kriegsgedichte von Hauptmann, Sudermann, Dehmel, Falke usw. gelesen, die mir ein Kopfschütteln abnötigten. Wer sich in der Not der Zeit noch ein wenig Kritik und Vornehmheit bewahrt hat, wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß solche vom Patriotismus, Völkerhaß, Eroberungswahn und Überlegenheitsdünkel inspirierten Gedichte nicht eben als Kunstwerke gelten können. Ich bin überzeugt, daß unsere heutigen Kriegsbarden (zu denen, wie gesagt, die ersten Namen Deutschlands gehören) ihre Kriegslyrik und -musik in den Abgrund der Hölle verwünschen werden, sobald ihnen ihr kühler Künstlerverstand wiedergekommen sein wird. Denn erstens stehen ihre vom Krieg inspirierten Schöpfungen im schreienden Gegensatz zu ihren früheren Werken; und zweitens müßte man an der Kunst überhaupt verzweifeln, wenn in Zukunft solche Gedichtsammlungen wie zum Beispiel der „Heilige Krieg" als Modelle gelten sollten. Die Mitarbeiter dieser Anthologie (Rich. Dehmel, die beiden Hauptmann, Gustav Falke, Ludwig Thoma, Eulenberg, Flaischlein, Hart, Holz usw.) mögen gute, sehr gute Patrioten sein, aber sie zeigen sich uns hier nicht als Künstler im allgemein menschlichen Sinne. Der Krieg hat ihren Horizont verengert, ihr Empfinden vergröbert und aus Fackelträgern der Menschheit Bänkelsänger der pangermanistischen Idee gemacht. Verhängnisvolle Wirkung der Kriegspsyche.

Aber vielleicht wird das, was der heutige Krieg an Meisterwerken inspiriert, erst nach dem Kriege zum Vorschein kommen? Es ist allerdings möglich, daß der Krieg uns nachträglich noch einige Künstler und Kunstwerke beschert. Aber es ist tausend gegen eins zu wetten, daß sie nicht mehr dem Kriege, sondern dem Frieden und der Menschlichkeit ihr Lied singen werden. Solche Kunstwerke aber, die aus der Not der Zeit entstanden sind und die Sehnsucht nach dem Himmel schildern, weil die Hölle das Los der Menschen war, könnten wir entbehren. Wenn die Kriege und Revolutionswirren, die einen Goethe inspirierten, „Hermann und Dorothea" zu dichten, nicht stattgefunden hatten, so daß wir diese herrliche Dichtung nicht besäßen, dann wäre Goethe doch Goethe, und die Menschheit hätte ein Unglück weniger zu beklagen. Insgleichen glaube ich, daß, wenn heute ein neuer Goethe oder Heine irgendwo in einem Schützengraben steht, er auch ohne den Krieg seinen Weg finden würde.

Es gibt freilich Leute, die den Nachtigallen die Augen ausstechen mit der Behauptung, daß sie zur Nachtzeit ihre schönsten Lieder singen und daß man sie folglich künstlich mit Nacht umgeben müsse. Solche Leute sind rohe Zyniker, und wer, wie gewisse Wiener Journalisten, den Krieg deshalb preist, weil er da und dort eine künstlerische Veranlagung weckt und zur Produktivität aufrüttelt, der gleicht diesen Zynikern. Denn die Lieder der geblendeten Nachtigall sind Anklagen und machen mich nicht froh. So sind auch Werke wie „Hermann und Dorothea" oder die auf den Krieg bezüglichen Dichtungen der Stendhal, Vigny, Maupassant, Zola usw. im Grunde Anklagen für die Menschheit. Sie schildern das menschliche Elend und sind Spiegel für die menschliche Gefühlsniedrigkeit. Soll man nur deshalb die Hölle auf Erden wünschen, damit einer sich finde, der aus Höllenqualen heraus seinen Jammer und seine Sehnsucht nach dem Himmel kundgebe? Jeder vornehm denkende Mensch wird solche Zumutungen empört von sich weisen.

Wenn es wahr ist, daß wir dem Kriege, namentlich im Altertum, manche Heldengedichte und sonstige Kunstschöpfungen verdanken, so ist es ebenso wahr, daß die damalige Kriegführung und die gesamte ideelle Seite antiker Kriege in der modernen Welt vollständig verschwunden sind. Im Altertum gab es noch Heldentum, Ritterlichkeit, Gewandtheit, Fechtkunst, ehrlichen Kampf Mann gegen Mann, das heißt Dinge, an denen sich ein Homer inspirieren konnte. Wo sind sie heute? Man frage nur die aus den Schützengräben zurückkehrenden Krieger. Dem modernen Krieg fehlt jede Romantik und Ritterlichkeit. Wer ihn als Künstler darstellen will, muß eine besondre Begabung für die Schilderung des Grauenhaften und Furchtbaren besitzen. Im besten Falle also könnte der moderne Krieg eine Geburtsstätte für jene halbpathologische Kunst werden, die uns gruseln macht; er wäre etwas für Leute wie Hoffmann, Grabbe, Baudelaire, Edgar Poe, das heißt für Genies, deren Kunstempfinden nicht in der Natur wurzelt, sondern die das Gewaltsame, Bizarre, Greuliche, Wahnsinnige und Dämonische lieben. Wäre das Überhandnehmen dieser ungesunden, widernatürlichen Kunst ein Vorteil? Man kann es bestreiten.

Dem gesund empfindenden Künstler bietet der Krieg freilich noch andere Inspirationen: Die große mystische Idee, die Einigkeit der Nation vor der Gefahr, das spontane Verzichtleisten auf kleinliche Bestrebungen zugunsten des bedrohten Ganzen, das heroische Ertragen des Schmerzes, der „heroische Lebensstil", das Gesamtempfinden der „großen Zeit", die „majestätische Offenbarung von Naturkräften" usw. usw., das alles sind zwar mehr oder weniger Dinge, denen die innere Gesundheit und Natürlichkeit fehlt, die aber immerhin Motive für künstlerische Schöpfungen abgeben können. Und doch sind, wenn wir näher hinsehen, auch diese Motive im Grunde kleinlich, so daß ein

vornehmer Kopf sie nicht gern zum Gegenstand eines Kunstwerkes machen wird. Die Kriegsdichtungen der Goethe, Maupassant, Zola usw. sind erstens nicht ihre besten Werke und zweitens sind sie von jeder nationalen Phrase und chauvinistischen Vaterlandsliebe frei. Denn der wirkliche Künstler weiß, daß er niemals die Menschheit in seinen Werken übersehen darf. Tut er es dennoch (und das tut jeder, der die Kunst in den Dienst des Vaterlandes stellt), dann klassiert er sich selbst damit in die Reihe der Künstler zweiter Ordnung.

* * *

Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß die Kunst vom modernen Krieg nicht nur nichts zu erwarten hat, sondern daß er ihr häufig genug sehr gefährlich wird. Die Zeiten, wo Krieg und Kunst in Wechselbeziehungen zueinander stehen konnten, sind heute vorüber. Nur Geister zweiter Ordnung sind durch den Krieg zu vorübergehender künstlerischer Berühmtheit gelangt. Große Künstler haben den Krieg von jeher gemieden. Er störte sie, und während die Welt vom Kanonendonner erdröhnte, zogen sie sich gern in idyllische Schöpfungen zurück. Denn jede echte Kunst bedarf der inneren Sammlung, die vom Landsknechtgesang der patriotischen Gasse nur zerstreut wird. Dadurch, daß der Krieg die Gemüter aufwühlt, neue Zustände und Probleme schafft, wirkt er auf den wahren Künstler nicht produktiv, wie viele meinen, sondern er hilft nur am Triumphe kleiner Geister, deren Kunst eigentlich nur Patriotismus ist.

Einen Vorteil bringt der Krieg allerdings der Kunst, aber nur wenige haben Gefühl dafür: Der Krieg ist nämlich ein Prüfstein für intellektuelle Größe. Er scheidet die Bänkelsänger von den Dichtern, die Rhetoriker von den Denkern, die Salonmenschen von den Charakteren und die Patrioten von den Weltbürgern. Dieses eigenartige, indirekte Ergebnis des Krieges ist von enormer Wichtigkeit. So wissen wir heute zum Beispiel, wie es mit dem Weltbürgertum derer steht, denen wir bereits einen Ehrenplatz in der Walhalla der Menschheit eingeräumt hatten. Mit stillem Schmerze werden wir ihre Standbilder jetzt wieder entfernen müssen, denn Künstler und Denker, die über einem Krieg ihr Gewissen und ihr Ideal von gestern verlieren, gehören ins Zeughaus und nicht in die Menschheitswalhalla.

Daß uns der Krieg im Jahrhundert der Denkfreiheit das Fehlen jeder mannhaften Weltbürgerlichkeit zeigen, daß er uns dieses Sedan des künstlerischen Ideals bringen mußte, das hat uns unsagbar traurig gestimmt.

Dem Staatsbankerott entgegen?

Von W. Eggenschwyler, Schaffhausen.

Nichts ist bezeichnender für die völlige Abhängigkeit der führenden deutschen und französischen Staatswissenschaftler von den Wünschen ihrer Regierungen, als die Sorgfalt, mit der sie bis heute der wichtigsten und dringendsten Frage der ganzen Kriegswirtschaft und Kriegsfinanz aus dem Wege gegangen sind: der Frage, ob sich in den kriegführenden Staaten ein wenigstens partieller Staatsbankerott noch verhüten lasse.

Die Wenigen, die das Unentrinnbare eines solchen Schicksals einsehen, tun das im stillen Kämmerlein, legen sich wohl auch ein paar persönliche Ersparnisse beiseite, fahren aber nichtsdestoweniger fort, in der Öffentlichkeit, durch Schule und Presse, für die Kriegsanleihe Stimmung zu machen, ihren Mitbürgern die Finanzierung des Krieges als das glänzendste und produktivste Geschäft zu empfehlen.

Und doch liegen die Dinge im Grunde so einfach, daß an der Unaufrichtigkeit dieser Gelehrten kaum zu zweifeln ist: Wer im Staat nicht einfach einen unerschöpflichen Geldsack sieht, der muß heute einsehen, daß die Völker in nie gesehenem Masse von ihrem Kapital zehren, eine unverantwortliche und nicht wieder gut zu machende Verschwendung treiben — und folglich einer schwer vorstellbaren Verarmung, einem an längst vergangene Zeiten erinnernden Massenelend entgegengehen.

Und selbstredend wird dieses Elend um so größer, je mehr die ganze Nation ihre Spargelder den produktiven Anlagen entzieht und dem Staate zum Zwecke der Kriegführung vorschießt. Das Papiergeld, das der Staat bei dieser Gelegenheit in Umlauf setzt, ersetzt die ihrer Erschöpfung entgegengehenden Vorräte an Vieh, Feldfrüchten, Stoffen, Maschinen, Geräten, Rohstoffen aller Art nie und nimmer. Wohl vermag die rapide Geldentwertung und das daherige Gleichbleiben oder Wachsen der Geldeinkommen der Menge die wirkliche Verarmung noch eine Zeitlang zu verheimlichen. (Die meisten Menschen glauben sich ja bereichert, wenn sie nur über mehr Geld verfügen, ohne Rücksicht darauf, was sie mit diesem Geld kaufen können.) Aber schon die rapide Preissteigerung (in Deutschland im Mittel 80—100, in der Schweiz 20 Prozent seit Kriegsbeginn) läßt auf einen ungeheuren Gleichgewichtsbruch zwischen der Zahl der umlaufenden Wertzeichen (Geld, Noten, Schatz- und Darlehenskassenscheine usw.) und dem realen Gütervorräten schließen, die allein den Volkswohlstand ausmachen.

Was muß nun geschehen, wenn der reale Volksreichtum stetig zurückgeht, während der

Geldbedarf der Regierungen stetig steigt? Schon heute müssen wir ja von seiten Frankreichs, Deutschlands, Rußlands usw. für die Zukunft mit einem mindestens doppelt so hohen Budget rechnen wie vor dem Krieg. Anstatt 4—5 Milliarden wird es fortan überall 8—10 im Jahre ausmachen und nicht viel weniger wird der Geldbedarf der Städte und Provinzen wachsen. Sollte der Krieg — was nicht unwahrscheinlich ist — noch ein Jahr dauern, so müßte jeder Großstaat fortan einzig zur Verzinsung und Amortisation der Kriegsschuld und zur Entschädigung und Unterstützung der direkten Kriegsopfer etwa so viel ausgeben, wie vorher sein ganzes Budget betrug, nämlich eben 4—5 Milliarden im Jahre.

Und dieser Betrag wurde vor dem Kriege von angesehenen Finanzmännern aller Länder als das Maximum dessen betrachtet, was man den Steuerzahlern zumuten könnte!! Wie soll dem werden, wenn nun der reale Gütervorrat jedes Volkes und damit seine Steuerkraft um 25 bis 30 Prozent zurückgeht? Verdoppelung des Geldbedarfs bei gleichzeitigem Rückgang der Steuerkraft um ¼ oder ½, das bedeutet im letzten Grunde eine Steigerung der Steuerlast um gegen 200 Prozent.

Und da sich die europäischen Großstaaten nur noch im Einverständnis mit den volkstümlichen Parteien regieren lassen und diese eine höhere Belastung der großen Menge entschieden verweigern werden, so bleibt den Regierungen von Morgen gar nichts anderes übrig, als entweder zur Konfiszierung der grossen Vermögen zu schreiten oder aber den Staatsbankerott zu erklären, d. h. den gutmütigen Staatsgläubigern nur einen Teil dessen zurückzugeben, was sie dem Staat vorgeschossen haben.

Um das zu verhüten, wären überall so enorme Vermögens- und Einkommensteuern erforderlich, daß den unternehmenden und produktiven Personenklassen keine andere Wahl bliebe als die der Auswanderung.

Der Staat wird sich also vor die Wahl gestellt sehen, entweder die unternehmenden Klassen und den produktiven Reichtum durch Steuern von 40 und 50% des Einkommens zu vertreiben oder aber die Guthaben seiner (größtenteils der Rentnerklasse angehörenden) Gläubiger zu kürzen. Sowohl die demagogischen Tendenzen der neueren Finanzpolitik als die Notwendigkeit, den werbenden Reichtum und die arbeitenden Klassen zu schonen, werden ihn schließlich auf den letztern Weg, den der Belastung des Rentnertums, drängen, also zum partiellen Staatsbankerott.

Daran zu zweifeln, haben wir um so weniger Veranlassung, als die Staaten ja bereits auf dem besten Wege sind, sich diesen Ausweg zunutze zu machen. Ein verkappter Staatsbankerott ist — wiewohl das arglose Publikum sich noch nicht davon Rechenschaft ablegt — in den meisten Staaten bereits im Gang. Überall zahlt ja der Staat nur in einem sehr entwerteten Gelde zurück, was er in vollwertigem Gelde entlehnte! Zum Glück reicht aber der Scharfsinn des Untertans zur Aufdeckung dieses Betrugs selten aus, da ja der Staat seine Falschmünzerei mit allen nur erdenklichen patriotischen Beschönigungen zu umgeben weiß. Die Schuld an der Geldentwertung trägt ja in den Augen des Volkes stets der Feind, wohl auch der die Preise in die Höhe treibende Spekulant oder Heereslieferant, niemals aber die tugendhaften Personen, die an der Spitze der Staatsgeschäfte stehen.

Es gibt übrigens eine Form des Staatsbankerotts, die nicht nur den wenigsten Bürgern zum Bewußtsein kommen dürfte, sondern zudem für die nationale Wirtschaft einige nicht unerhebliche Vorteile, z. B. die Verhütung eines die Geschäftswelt ruinierenden Preisfalls mit sich brächte. Angenommen, das Geld eines Landes habe beim Friedensschluss 50% seiner Kaufkraft eingebüsst, so brauchte die Regierung ja nur dieser Geldentwertung durch Gesetzesmaßregeln definitiven, rechtlichen Charakter zu verleihen (etwa die Goldeinlösung im dazu erforderlichen Verhältnis zu reduzieren), um sich auf die eleganteste und unauffälligste Art eines Teils ihrer Schulden zu entledigen.

Indem 1000 Mark zur Zeit des Friedensschlusses nur noch so viel wert sind, wie 500 Mark beim Kriegsbeginn, schuldet der Staat seinen Gläubigern nun tatsächlich gerade noch halb so viel wie zuvor. Er braucht also seine Schulden im Grunde gar nicht zu reduzieren, er braucht sie nur am abermaligen Wachsen zu verhindern, indem er einem Steigen des Geldwertes vorbeugt.

Das wird nach Beendigung des Krieges um so leichter sein, als die Geldentwertung und das Bedürfnis zur Schuldenreduktion in allen europäischen Großstaaten ungefähr gleich stark sein werden. Die Furcht, keine neuen Kreditgeber zu finden, wird kaum einen Staat zurückhalten, da ja das verfügbare Leihkapital ohnehin aufgebraucht sein wird und zudem keine Konkurrenz von seiten soliderer Staaten zu befürchten ist.

Fraglich ist einzig, ob sich die Staaten mit dieser verkappten Schuldenkürzung begnügen oder aber zu einer förmlichen Insolvabilitätserklärung schreiten werden. Da die große Mehrzahl der Staatsanleihen nicht zu Anfang des Krieges, sondern in dem bereits stark entwerteten Gelde der Jahre 1915 u. f. aufgenommen wird, so würde sich auf dem beschriebenen Wege höchstens 20 oder 25% der Schulden annullieren lassen. Doch gibt ja die Besteuerung der großen Vermögen den Staaten ein bequemes Mittel in die Hand, ihre Schulden auf ebenso unauffälligem Wege noch mehr zu kürzen.

Krieg und Wissenschaft, Philosophie etc. — und geordnetes Denken.

Von Dr. E. Hurwicz, Berlin.

Wohl kein anderer Denker hat mit der gleichen Schärfe, wie Spinoza, die Bedeutung erfaßt, die die Affekte und das mit ihnen verbundene verworrene („inadäquate") Denken im Leben der Menschheit besitzen. Und wenn er, der religiösen Grundidee seiner „Ethik" gemäß, uns vorzugsweise die individualpsychologische Anwendung seiner Lehrsätze zeigt, so bietet uns die Gegenwart ein großzügiges Bild ihrer völkerpsychologischen Konsequenzen. „Wir streben, von einem Dinge, das wir hassen, all das zu bejahen, wovon wir uns vorstellen, daß es das Ding in Trauer versetzt, und umgekehrt das zu verneinen, wovon wir uns vorstellen, daß es das Ding in Freude versetzt. — Hieraus sehen wir, wie leicht es geschehen kann, daß der Mensch von sich und von einem Dinge, das er liebt, mehr hält, als recht ist, und umgekehrt von einem Dinge, das er haßt, weniger hält, als recht ist" (Ethik, Teil III: Von den Affekten, Lehrsatz 26) — oder: „Wer sich vorstellt, von einem anderen gehaßt zu werden, und dabei glaubt, dem anderen keine Ursache zum Haß gegeben zu haben, wird diesen anderen wiederhassen" (Lehrsatz 40), — muten uns diese Sätze nicht sehr gegenwärtig an? „Im anderen Fall '— heißt es in der „Anmerkung" zum letzteren Satze —, „wenn er sich vorstellt, gerechte Ursache zum Haß geboten zu haben, wird er in Scham versetzt werden. Allein dieser Fall kommt selten vor," setzt der köstliche Spinoza hinzu. Und endlich ein Satz, der sogar unmittelbar in die Völkerpsychologie einschlägt: „Wenn jemand von einem Angehörigen irgend einer anderen Klasse oder eines fremden Volkes in Freude oder Trauer versetzt worden ist, unter Begleitung der Idee von ihm unter dem allgemeinen Namen dieser Klasse oder dieses Volkes als der Ursache, dann wird er nicht bloß diesen einen, sondern auch alle anderen Angehörigen derselben Klasse oder desselben Volkes lieben oder hassen" (Lehrsatz 46). Die so modernen Sätze Spinozas betreffend den Haß könnte man durch die Beobachtungen der Psychologie des täglichen Lebens ergänzen, unter denen nur die folgende eine besondere Bedeutung zu besitzen scheint: Fühlen wir uns durch die Handlung eines anderen betroffen, so sind wir in der großen Mehrzahl der Fälle entschieden geneigt, unser absprechendes Urteil nicht nur auf die betreffende Handlung, auf den betreffenden Charakterzug oder seelischen Komplex, sondern unmittelbar auf die ganze psychische (ja recht oft auch physische!) Persönlichkeit dieses anderen auszudehnen. Aus einer vernunftgemäßen Teilreaktion wird eine starke affektbetonte Gesamtreaktion. Diese Erscheinung, die man zu einer psychischen Gesetzmäßigkeit erheben könnte (sagt doch auch Spinoza, daß die Menschen notwendigerweise Affekten unterworfen sind), scheint mir eine grundlegende Bedeutung für die Erklärung jener Lawine von gegenseitigem Haß, Erniedrigung und Verspottung der Gesamtkultur zu besitzen, die sich, neben dem vor sich gehenden rein strategischen Kampfe, zwischen den im Kampfe stehenden Nationen ergoß. Wenn wir aber von jemandem eine Selbstbeherrschung erwarten konnten, so waren es die sogenannten Intellektuellen und Vertreter der Wissenschaft. Die klare letzteren vorgezeichnete Lösung konnte doch vernunftgemäß nur so lauten: „gebt dem Kriege, was des Krieges ist, und der Wissenschaft, was der Wissenschaft ist." Daß aber auch jene Personengruppen in den verschiedenen Ländern sich in den Kampf hineingemischt und dem physischen Kampf den geistigen hinzugefügt haben, ist nicht nur ein Mangel an Selbstbeherrschung, nicht nur ein Verbrechen an der Menschheit, weil dadurch die durch den Krieg entstandene Kluft künstlich noch erweitert wurde, kurz nicht nur ein beschämendes, sondern auch ein ergötzliches Schauspiel. Man kann sich in der Tat eines Gefühles der Komik nicht erwehren, wenn man sich die Kuriosität ausmalt, mit der die Diplomaten, die den Krieg als eine politische Notwendigkeit in Szene gesetzt haben, nachträglich von den Gelehrten von seiner genau übereinstimmenden religiösen, philosophischen, wissenschaftlichen usw. Notwendigkeit erfahren. Denn auf dem Boden jener großen Begriffsverwirrung sind gar mannigfache Erzeugnisse des Affektdenkens emporgewachsen. So mußte z. B. Hofprediger Dryander gegen die Wiederauferstehung der längst entschwunden geglaubten einzelnen Nationalgötter als gegen einen Rückfall in die heidnische Theologie protestieren. Und wenn der Beobachter der „Österreichischen Rundschau" in seiner Überschau feststellte, daß in den verschiedenen Ländern es vorwiegend Naturwissenschaftler waren, die sich an der Kampagne ihrer anderen Kollegen nicht beteiligt haben, so mag hierin wohl die Gewöhnung jener ersteren an ein methodisches Denken nicht zuletzt mitgespielt haben.

Ist aber — so kann eingeworfen werden — die geschilderte psychische Erscheinung nicht eine naturnotwendige, und muß nicht eben in allen analogen Fällen jenes inadäquate Denken, jene Begriffsvermengung eintreten? Sagt nicht Spinoza selbst, die Menschen seien naturnotwendig Affekten unterworfen? Auf diese Fragen ist zu antworten, daß wir (abgesehen von der zuletzt erwähnten Gelehrtenkategorie) im Leben einschlägige Fälle kennen, wo das Denken und Fühlen die Grenzen der Teilreaktion nicht überschreitet. Dieser Fall ist verwirklicht sogar bei einer Art des Kampfes, nämlich beim Duell. Man mag am Duell noch so vieles aussetzen, man wird aber nicht abstreiten können, daß es sehr häufig wirklich die Austragung eines Streites bedeutet, nach der sich die Gegner aussöhnen; es zeigt somit die Fähigkeit des mensch-

lichen Geistes, innerhalb der rein sachlichen Grenzen der mit Recht oder mit Unrecht als einzigen Ausweg erkannten Entscheidung durch physische Gewalt zu bleiben. Aber noch weiterhin: der gegenwärtige Krieg selbst hat uns dieselbe Fähigkeit nachgewiesen. Ist es nicht äußerst bezeichnend, daß die Führer der im Kampfe miteinander liegenden Heere, daß die im Felde Stehenden, wie aus zahlreichen in den Zeitungen veröffentlichten Unterredungen und Zuschriften hervorgeht, daß all diese im unmittelbaren physischen Kampf miteinander liegenden Menschen, von denen man doch prima vista die heftigsten Ausbrüche der Gehässigkeit erwarten konnte, vielmehr sich als die verläßlichsten Träger der sachlichen Objektivität herausgestellt haben? In dieser Sachlichkeit liegt aber ein guter Teil der Hoffnung für die Zukunft. Sie müßte über die Kreise der Strategen hinaus in die breiten Kreise der Völker übergehen. Es dürfte doch wohl hoffentlich keine Übertreibung sein, die zahllosen Opfer des Krieges nicht als etwas Nebensächliches, sondern als zu seinem Wesen Gehörendes zu betrachten? Es wäre schon ein großer Gewinn, wenn die Ansicht, daß die gegenseitige Vernichtung das Wesen des Krieges ausmacht, innerhalb der Intellektuellen sich Bahn brechen würde. Dann wäre vielleicht jene Erscheinung ausgeblieben, die einen bekannten Philosophen verzweiflungsvoll ausrufen ließ: „Der geistige Begriff Europa existiert nicht mehr." Sollte aber diese adäquate Erkenntnis vom Kriege sich dem Gehirn der Menschheit einbrennen, sollte man mit dem Satz von Klausewitz: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik durch Mittel der Gewalt", wirklich Ernst auch in der Erkenntnis vom Wesen des Krieges machen, so wären wir einen Teil Weges zum Frieden näher.

Aus meinem Kriegstagebuch. [1])

(Bruchstücke von Januar 1916.)

Bern, 2. Januar 1916.

„Immerhin tritt in der Frage nach der Notwendigkeit dieses Krieges die subjektive Betrachtungsweise schon ein Stück zurück, und die geschichtliche beginnt, sich geltend zu machen. Aber auch diese Frage ist ein Kind jenes ethischen Gefühls, das es nicht lassen kann, mit dem Weltgeschehen zu rechten und das Urteil der Historie zu schelten. Über die eigentlichen Ursachen des Krieges vermag ihre Beantwortung uns keinen befriedigenden Aufschluß zu geben. Diese werden wir viel eher erhalten, wenn wir den Weltkrieg etwa wie ein gewaltiges Naturereignis (Aha!!) ansehen, entstanden aus Ursachen, die wir zum Teil kennen und die zwar im ganzen Ergebnisse des menschlichen Willens sind, die aber in ihrer Vielgestaltigkeit und Wucht zu mächtig waren, als daß sie noch von den Händen hätten gemeistert werden können, die zur Verfügung standen, um den Weltbrand zu wehren."

So stand es zu lesen im Neujahrsartikel der „Frankfurter Zeitung", im ersten Morgenblatt, am ersten Januar 1916. Auch hier der Versuch, durch mystische Redensarten über die Veranstaltung dieses Krieges hinweg zu täuschen. Das österreichische Ultimatum war also ein Naturereignis, die Ablehnung der Verlängerung der Frist ein Erdbeben, die verschiedenen Diplomaten der elf Tage Naturgewalten. Wenn die Worte Oxenstiernas an Richtigkeit auch nichts eingebüßt haben seitdem sie gesprochen wurden, ist man heute noch mehr berechtigt zu sagen: „Du hast keine Ahnung, mein Sohn, mit welchem Aufwand man den Mangel an Verstand, der die Welt regiert, zu verdecken sucht." Wo die Blöße zu arg und deutlich wird, dekretiert man eine Naturgewalt. Genau wie jene amerikanischen Pastoren den göttlichen Willen zur Sklaverei dadurch zu beweisen suchten, indem sie behaupteten, daß Gott den Neger nicht gleichzeitig mit dem Menschen schuf und durch die schwarze Hautfarbe als Sklaven kennzeichnen wollte.

Ferdinand Avenarius hat sich ein Verdienst erworben mit der Herausgabe der Schrift „Das Bild als Verleumder". Es sind 72 Abbildungen darin enthalten als „Beispiele und Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung." Furchtbare Verleumdungen und Entstellungen, auf die ich in diesem Tagebuch auch bereits hingewiesen habe. (19. März 1915. „Bl. f. zw. Org." 1915, S. 113.) Avenarius erklärt im Vorwort, daß er auch „verleumderische Fälschungen bildlicher Dokumente durch Deutsche genau ebenso rücksichtslos veröffentlichen" werde. Ich glaube nicht, daß man ihm (abgesehen von der Witzblattpresse, die Unerhörtes leistet) mit Material wird dienen können. Vielleicht aus Österreich, wo die illustrierte Presse noch sehr tief steht. Aber nach einer Richtung wird auch in Deutschland — um mit Avenarius zu sprechen — „die Grundlage gefälscht des Fühlens, des Urteilens, der Entschlüsse". Ich sage „auch" in Deutschland; denn hier im neutralen Land kann man beobachten, wie diese Fälschung einfach durch die unlogische Logik des Krieges bei jedem Volk bedingt wird. Ich meine die Beschränkung der bildlichen Darstellungen über den Krieg in Presse und Kino nur auf schöne Episoden hinter der Front. Wenn man sich diese Bilder ansieht, muß der Krieg als eine Art lustige Karnevalsgeschichte erscheinen. Nur hier und da werden uns Zerstörungen gezeigt, die der „Feind" verursacht hat. Als ob überall nur der „Feind" der Zerstörer wäre. Im allgemeinen merkt man die Absicht, den Krieg als eines der liebenswürdigsten Ereignisse zu zeigen.

[1]) Siehe die vorhergehenden Veröffentlichungen von „Aus meinem Kriegstagebuch" in „Die Friedens-Warte" 1914, Heft 8/9 und 10, in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation, der Friedens-Warte XVII. Jahrgang" 1915, Heft 1—9, ferner in „Die Friedens-Warte" 1916, Heft 1.

— Das ist Fälschung. Wir wollen im Zeitalter der Momentphotographie und der Kinographie die wahrheitsgetreue Darstellung des Krieges in seiner ganzen Fürchterlichkeit. Anders „wird hier das Bild der Dinge gefälscht ... auch die Grundlage gefälscht des Fühlens, des Urteilens — der Entschlüsse". Und, um weiter mit Avenarius zu reden, „so, daß dann in der Welt der Wirklichkeiten unter falschen Voraussetzungen auch gehandelt wird." Zeigt uns den Krieg, wie er ist. Wir brauchen das zu seiner Bekämpfung, zur — Abschreckung. Aber eben deshalb verbietet man es ja. Sapienti sat. — Aber für den Nichtweisen brauchten wir die Gewalt des Bildes.

Avenarius' verdienstvolles Unternehmen sei uns ein Anfang. Wir wollen es fortsetzen. Aber nicht nur das verleumderische Bild. Das verleumderische Wort bietet eine noch reichere Auslese. Mit seiner kurzen Bilderbroschüre hat Avenarius hier an der wichtigen Frage der Hetzpresse gerührt, der wir dieses Blutbad zu danken haben. Welche Aufgabe für den Dürerbund, hier fest hineinzugreifen. Wir Freunde der Völkerverständigung und der internationalen Rechtsordnung wollen mitarbeiten. Aber mit Beispielen von allen Seiten, ohne nationale Prüderie! Die „Technik der Völkerverhetzung" muß international dargelegt werden.

Bern, 3. Januar.

Aus den Neujahrskundgebungen Kaiser Wilhelms und des Präsidenten der französischen Republik — beide Kundgebungen waren an die betreffenden Heere gerichtet — leuchten mir zwei Sätze besondess entgegen:

Kaiser Wilhelm: „Noch strecken die Feinde von West und Ost, von Nord und Süd in ohnmächtiger Wut ihre Hände nach allem aus, was uns das Leben lebenswert macht".

Der Präsident: (Durchhalten); „denn jedermann hat erkannt, daß der Einsatz dieses Krieges ein furchtbarer ist, daß es nicht allein unsere Würde, sondern unser Leben gilt".

Um das Leben und dessen Werte geht es also nach beiden Äußerungen. Das mußte man wissen, als der Krieg begann. Hat man bei Kriegsbeginn alles getan, um dieses Ringen um das Leben vermeidbar zu machen? Noch mehr, hat man in den Jahrzehnten des drohenden Krieges wirklich alles versucht, um Sicherungen zu finden gegen ein Unheil, das das Leben der Nationen zu beeinträchtigen vermag? Verbohrte man sich nicht in die trügerische Hoffnung, daß die Vorbereitung des Krieges die beste Garantie gegen den Krieg selbst sei, während es nichts Natürlicheres gegeben hätte, als das Gemeinschaftsinteresse, das alle Staaten an der Vermeidung eines Daseinskampfes hatten, in den Dienst der Kriegsverhütung zu setzen? Das war es, was wir aus tiefstem patriotischem Empfinden heraus gewollt haben. — Man hörte uns nicht.

Wird man künftig auch nicht hören wollen? Ich hoffe doch. Viele Anzeichen sprechen dafür:

Vor den Delegierten des pan-amerikanischen wissenschaftlichen Kongresses sprach Elihu Root am 30. Dezember in San Francisco. Er wies auf die Gebrechlichkeit des Völkerrechts hin, das sich im europäischen Krieg so ohnmächtig erwies. Nach Beendigung der Feindseligkeiten, so führte er aus, müßten alle Kulturnationen gemeinsame Maßnahmen ergreifen, auf daß die Welt fortab durch ein Weltgesetz regiert werde, das die Rechte und Freiheiten der Völker und nicht die ehrgeizigen Ziele ihrer Regierenden zum Ausdruck bringe. Jeder Staat, der sich diesem Gesetz nicht unterwirft, soll als außerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft stehend angesehen werden.

In einem Neujahrsartikel des „Berliner Tagblatt" (1. Jan. 1916) vertritt der frühere Staatssekretär Bernhard Dernburg pazifistische Gedanken. Er bemängelt die Haltung Deutschlands gegenüber dem Haager Konferenzwerk, die „Deutschland nicht den Ruf der Ehrlichkeit sondern der Rauflust eingetragen" hat. Er weist auf die Notwendigkeit hin, daß Deutschland Kriegsverhinderungsverträge im Sinne der von Bryan vorgeschlagenen eingehe und stellt die hohe Bedeutung der sogenannten dilatorischen Behandlung zwischenstaatlicher Konflikte in den Vordergrund. „Sie gäbe Zeit zur Besinnung und zur Vermittlung, und daran hat es vielleicht im August 1914 überall gefehlt." Es ist erfreulich, daß dies jetzt offen gesagt werden kann. Als „Sanktion" für die Erfüllung von Schiedsurteilen weist er auf die alte pazifistische Forderung des Verkehrs- und Handelsboykotts hin, und bezeichnet diese als zu jenen Mitteln gehörig, „die erwogen werden müssen, wenn man die Frage des Kanzlers aufgreift, wie man in der Zukunft einem ebenso sinnlosen wie verderblichen Kriege vorbeugen kann".

Zum Schluß bemerkt Dernburg in richtiger Erkenntnis der Dinge: „Es ist nicht die Macht, die hinter den Verträgen steht, die ihren Wert bestimmt, sondern die Treue und Gewissenhaftigkeit derer, die sie abschließen, und die Treue und Gewissenhaftigkeit der Nation, die sie trägt..." Er hätte noch hinzufügen können, daß der Wert der Verträge auch bestimmt wird durch die Erkenntnis ihrer realen Wertwirkung. Man wird nach diesem Kriege vielleicht besser als vorher annehmen können, was gehaltene Verträge in Mark und Pfennigen bedeutet haben und bedeutet hätten.

So drängt allenthalben die pazifistische Lehre an die Oberfläche. So wird sie Einfluß nehmen auf die künftige Geschicke des Erdteils, der Welt. Wenn diese Erkenntnis nur nicht so teuer bezahlt werden müsste, und wenn es alsdann nicht vielleicht zu spät ist.

Bern, 4. Januar 1916.

Prof. Zorn hat in „Tidens Tegn" neuerdings Prof. Collin in Kristiania erwidert. Die Erwiderung ist auszugsweise in der „Köln. Zeitung" vom 27. Dezember wiedergegeben.

Darin verteidigt Zorn die Haltung Österreich-Ungarns gegen Serbien und bestreitet, daß

durch die österreichisch-ungarische Forderung einer Teilnahme an der Rechtssprechung über den Fürstenmord in Serajewo die Souveränität Serbiens in brutaler Weise geknechtet worden wäre.

Der große Völkerrechtsgelehrte und Mitarbeiter an den Haager Konferenzen schreibt wörtlich:

„Die geforderte Teilnahme bezog sich.... nicht auf die Urteilsfällung, sondern nur auf die Führung der Untersuchung... Die Forderung war mit nichten eine Knechtung der Serbischen Souveränität, sondern nicht mehr als eine besondere Anwendung des Gedankens der zwischenstaatlichen Untersuchungskommissionen, wie sie die Haager Schiedsgerichtskonventionen im Titel III vorgesehen haben, und es wäre Rußland ein leichtes gewesen, Serbien zur Annahme dieser Forderung zu veranlassen".

Das ist wahrhaftig ein starkes Stück. Ein starkes Stück von einem Kenner der Haager Abmachungen. In der Tat: Eine internationale Untersuchungskommission im Sinne der Haager Abmachungen wäre das geeigneteste Mittel gewesen, den österreichisch-serbischen Konflikt ohne Blutvergiessen zu lösen. Zorn hat die Farbbücher schlecht studiert und die wichtigsten Punkte darin vergessen. Mit solchen Argumenten wird er feindlich gesinnte Ausländer nicht überzeugen.

Bern, 6. Januar.

„Es scheint mir an der Zeit, den Internationalismus der Sozialdemokratie mit positiven Einsichten zu erfüllen und zu positiven Zielen der internationalen Rechtsordnung hinzuleiten. Gerade das müsste ihre besondere Sendung sein. Sie vor allem muß der brutalen Verwilderung des Völkerrechts mit allen ihren moralischen Machtmitteln entgegenarbeiten und wird so am wirksamsten dem künftigen Friedenswerk vorarbeiten". So schließt Karl Renner einen völkerrechtlichen Aufsatz „Freie Meere und offene Tür" betitelt, in der Wiener „Arbeiterzeitung" vom 11. Januar.

Das ist es, was wir Pazifisten schon längst ersehnten. Die Sozialdemokratie hatte für unsere positive Arbeit für die Festigung und den Ausbau der zwischenstaatlichen Organisation kein Verständnis. Sie lächelte ob unserer Propaganda, ob unserer Kongresse, sie beteiligte sich nicht an den Arbeiten der Interparlamentarischen Union und widmete den Vorgängen auf den Haager Konferenzen keine Aufmerksamkeit. Bei allen diesen Arbeiten handelte es sich um die Förderung „positiver Ziele der internationalen Rechtsordnung". Das wird nun künftig hoffentlich anders werden. Wir werden bei unserer Arbeit im Bunde stehen mit der grossen Volkspartei und werden dabei umso eher die Halben des Geheimratspazifismus vermissen können.

Bern, 16. Januar.

Eine Pause von zehn Tagen in den Eintragungen. In der Zwischenzeit vieles erlebt und gesehen. Die „Zürcher Nachrichten" nannten mich als den Verfasser des Aufsehen erregenden Artikels „Friedensgedanken" in der „Neuen Zürcher Zeitung". „In eingeweihten hiesigen Kreisen weiß man, (die Korrespondenz war aus Wien datiert), daß der Verfasser ein Herr Alfred Hermann Fried ist..." Weiß man! — Und „ein Herr" A. H. F. Der Schreiber, der das so genau „weiß", hat offenbar meinen Namen noch nie gehört. Er bemüht sich ferner, dem Leser eine Charakteristik meiner Person zu geben, die Heiterkeit erregen könnte. Ich stehe jenem Artikel aber ebenso fern wie der Erschaffung der Welt. Wer offene Augen hat, mußte das sofort erkennen. Er enthält nicht die geringste pazifistische Andeutung. Die Vorschläge beschränkten sich auf die Länderverteilung, kurz, auf jenen Frieden, der von dem pazifistischen Friedensbegriff so himmelweit verschieden ist, wie eine Kuh von einer Mohnblume. [1]) Dennoch ging diese Nachricht durch die gesamte Presse. Mein Dementi jedoch nicht. Das blieb unterwegs stecken. Der Vorfall hat mich wieder über den unheilvollen Einfluß der Presse belehrt, über die Gewissenlosigkeit, mit der haltlose Kombinationen als Tatsache ausgegeben werden, und wie jeder Landstreicher die Möglichkeit besitzt, unter dem Schutz der Anonymität zu beleidigen und zu verleumden.

* * *

Zwei Tage (11.—13.) in Zürich gewesen. Viele Leute gesprochen. — — — Mein Artikel, „Die Technik des Friedensschlusses", am 13. in der „Neuen Zürcher Zeitung" erschienen. Scheint stark zu interessieren. Zahlreiche Zuschriften.

Bern, 17. Januar.

Die „Kreuzzeitung" (14. Januar) leistet sich unter dem Schutze des Burgfriedens die Schändung einer Toten. Aus einzelnen, offenkundig unverstandenen Sätzen aus den „Randglossen vom Februar und März 1914 der Baronin Suttner, aus der der natürlich anonym bleibende Verfasser — er zeichnet als J. Wn. — eine „österreichische Offizierswitwe" (!!) macht, wird versucht „die gefährliche Verstiegenheit der Friedensengel" darzulegen. Es lohnt sich kaum, auf das feige Machwerk näher einzugehen. Nur um zu zeigen, welche Perfidien unter dem Schutze des „Burgfriedens" möglich sind, sei über den Artikel — er betitelt sich „Gefährliche Friedensfreunde" — hier folgendes erwähnt. Als den Kern aller Friedensarbeit bezeichnet der edle Anonymus die Eitelkeit. „Man war als Vertreter hoffnungsreicher Hochziele und hehrer

[1]) Meine Tagebucheintragungen darüber vom 28., 29. und 31. Dezember konnten mißverstanden werden. Ich erachtete die in jenem Artikel enthaltenen Bedingungen keineswegs als geeignete Grundlagen des Friedens, sondern nur als Grundlagen für eine Erörterung. Das erschien mir als das Erfreuliche daran, und das habe ich ausdrücken wollen. Ich ging von dem Gedanken aus, daß auf jene Vorschläge Gegenvorschläge folgen könnten und schließlich ein Kompromiß, der den Dauerfrieden begründen würde.

Menschheitsgedanken immer im Mittelpunkt gedruckter Erörterungen, man schrieb und verfaßte Friedenserklärungen, man veranstaltete Versammlungen und besuchte festliche Zusammenkünfte, bei denen es nicht wenig hoch herging; der geschäftige Draht trug die Namen der Teilnehmer nach allen Richtungen der Windrose, und empfing man dann zu allem Überfluß, dank dem lärmenden Gebaren, noch den Nobelpreis, dann war das Geschäft (!) richtig. Dann hatte das nebelhafte Ziel, für das man im tönenden Wortschwall und in heisser Leidenschaft kämpfte auch noch einen nützlichen Hintergrund." Was soll man zu einem Menschen sagen, der solches zu schreiben, was zu einem Blatte, das in dieser Zeit, die alle Warnungen der Friedensarbeiter so bitter und blutig bestätigt, solches zu drucken wagt.

Eitelkeit als Triebfeder der Friedensarbeit! Das müssen schlechte Rechner sein, die da auf ihre Kosten zu kommen suchen. Bei den Vertretern und Verkündern des Krieges ist da mehr zu holen. Die Friedensbewegung hat keine Ämter zu vergeben, keine Orden und Titel, sie arbeitet nicht mit den Milliarden der Kriegsparteien und Rüstungsfirmen. Der Nobelpreis? — Nun in den fünfzehn Jahren seines Bestandes wurden 17 Personen, die zehn verschiedenen Nationen angehören, damit ausgezeichnet. Sämtliche im Alter von 50—80 Jahren, nach 20- bis 50jähriger Arbeit. Das sind wahrhaftig geringe Chancen für Spekulanten. Das hätte sich ja der Anonymus selbst ausrechnen können, wenn er überhaupt seine Behauptung hätte begründen wollen. Ihm war es aber sichtlich nur darum zu tun, die „gefährlichen" Leute, die für den Frieden der Völker arbeiten, in der Öffentlichkeit herabzusetzen, sie zu verleumden, damit ihnen ihr verderbliches Werk um Gottes Willen nicht gelinge! Ausspeien!

Bern, 18. Januar.

Montenegro bittet um Frieden! — Das ist die Nachricht, die gestern hier einige Sensation machte, als sie bekannt wurde. Im ungarischen und im deutschen Reichstag hat sie sogar brausenden Jubel ausgelöst. Täuschen wir uns nicht: Die Sensation und der Jubel galten nicht dem Ereignis, das an sich nicht von großer Tragweite ist, sondern der Hoffnung, die es kräftigt. Der Hoffnung, daß eines Tages die Nachricht von einem allgemeinen Frieden so auftauchen wird. Nach den zahlreichen Kriegserklärungen die erste Friedensbereitschaft. Das läßt das Ereignis wichtiger erscheinen als es ist.

Bei näherer Betrachtung ist aber auch die dadurch erweckte Hoffnung trügerisch. Man ist eher berechtigt, entmutigt zu sein. Das Ereignis zeigt, welcher Art ein Sieg sein muß, um den Frieden zu erzwingen. Und trotz der anderthalbjährigen Dauer des Krieges, trotz der großen Erfolge der Zentralmächte, ist bei ihnen von einem derartigen Sieg über die Hauptgegner keine Spur. Alles weist hingegen darauf hin, den Abschluß des Krieges nicht von einem Sieg zu erwarten, wie er dem kleinen Montenegro gegenüber erreicht wurde, sondern von einem Kompromiß.

Bern, 19. Januar.

Die Freiheit der Meere ist eine der ersten Forderungen für die Deutschland kämpft. Und die Wiener Blätter legen die Eroberung des Lovcen als die Errichtung eines Gibraltars in der Adria aus. Die offiziöse „Wiener Allgemeine Zeitung" schrieb sogar, daß die ungehinderte Teilnahme der österr.-ungarischen Flotte an der Aktion gegn den Felsen von Cattaro beweise, daß die Adria „unser Meer" ist. Diese Besitzanzeige wird man nach dem Kriege natürlich durch neue millionenschwere Schiffe erhärten wollen. Wie reimt sich das zusammen: „Freiheit der Meere" und „unser Meer"? — Wir wollen überhaupt keine neuen Gibraltars, sondern wollen die alten abschaffen.

Dieser Krieg wird aufräumen müssen mit den verschiedenen Schlagworten der Politik, zu denen in erster Linie die Idee von der Vorherrschaft einzelner Staaten in gewissen Meeren gehören. Die „Freiheit der Adria" ist an dem Tag gesichert, wo man sie von Kriegsschiffen aller Nationen gesäubert haben wird. Die Anschauungen über den Wert der Flotte dürften nach diesem Krieg einer Revision unterzogen werden. Bislang hat sich keine Flotte, außer die der englischen Insel, bezahlt gemacht. Die Kriegsereignisse sind durch die teuren Großkampfschiffe nicht im geringsten beeinflußt worden. Österreichisch-ungarische Schiffe haben zwar an der Eroberung des Lovcen entscheidend mitgewirkt. Hätte aber die Niederwerfung Montenegros nicht auch durch Aushungerung erfolgen können? Einige Unterseeboote hätten dies in kurzer Zeit bewirkt. Und sicherlich unter geringeren Opfern. Nach Berichten von Kriegsberichterstattern hätte die Eroberung des Lovcen den Österreichern nur 153 Tote gekostet. Diese Zahl erscheint bedenklich niedrig. Man wird sie später mit den Angaben des Generalstabswerkes vergleichen müssen. Auch die Angabe der selben Quelle, wonach der Verteidiger „mindestens die vierfache Zahl von Toten zu beklagen hat", erscheint bedenklich. Bisher waren es immer die Angreifer, die die größten Verluste erlitten haben. Wieso diese Umstürzung der Regel?

Der Lovcen ist ein Sinnbild dessen, um was gekämpft wird. Um militärische Machtstellung in einem Zustande der Anarchie, den man sich auch nach dem Kriege als gegeben vorstellt. Für uns besteht das einzige Kriegsziel in einer zwischenstaatlichen Ordnung, in der militärische Machtstellungen keine Bedeutung mehr haben sollen. Wir erstreben eine den Frieden sichernde Rechtsordnung und ein Gibraltar des Völkerrechts.

Bern, 20. Januar.

Etatsdebatte im preußischen Abgeordnetenhaus, Kampf um das Wahlrecht in Preußen und

Friedensbetrachtungen. Die alten Töne und der alte Geist.

Der konservative Führer Dr. v. Heydebrand findet das gegenwärtige preußische Wahlrecht, das sechs Siebentel der Wähler entrechtet, „geradezu ideal". Er versteigt sich zu einer, fast talmudisch klingenden Bemerkung: „Die Thronrede stellt dem preußischen Volk und den preußischen Einrichtungen ein geradezu glänzendes Zeugnis aus". Wozu dann das Wahlrecht ändern, meint er, wenn alles so gut ist. Dr. v. Heydebrand sagt, die Regierung widerspräche sich da selbst. „Wär' der Gedanke nicht so verflucht gescheit, man wär' versucht, ihn höllisch dumm zu nennen". Die Regierung war mit dem Volk zufrieden. Das Volk aber nicht mit der Regierung. Deshalb verlangt es eben sein Wahlrecht. Das sieht der Junker nicht ein. — Der Minister des Innern, v. Loebell, sprach viel über die Wahlreform und von der Entschlossenheit der Regierung, sie durchzuführen. Andeutungen über ihren Umfang unterließ er. Aber die Tendenz, zu einem Kompromiß zu gelangen, statt zu einer vollen Erfüllung der demokratischen Forderungen geht doch zu sehr aus den Worten hervor, mit denen der Minister die Hoffnung ausdrückt, daß die Regierung „alle Parteien an ihrer Seite finden wird, wenn sie dem Abgeordnetenhaus für seine Beratungen die gesetzgeberische Unterlage unterbreitet". Alle Parteien? Wenn der Führer der gegenwärtig größten die gegenwärtige Wahlreform für „geradezu ideal" erachtet! Wie wird der Mittelweg aussehen müssen, wenn er auch dieser Partei genehm sein soll?

Den Fortschrittsparteien sucht der Minister ihre Argumente zu schwächen. Das Wahlrecht soll lediglich geändert werden, weil „die umstrittene Frage", den „kostbaren Gewinn der Kriegszeit", die „Freimütigkeit der Parteien" stören könnte. Das Wahlrecht soll also nicht geändert werden, weil es ein Unrecht ist, weil es nicht mehr vereinbar sein kann mit der Tatsache, daß jeder die Pflicht haben soll, sich totschiessen zu lassen für den Staat, aber nicht jeder das Recht, auf die Führung der Geschicke des Staates Einfluß zu nehmen. Das scheint der Regierung Nebensache zu sein, die Erhaltung eines Kriegsgewinnes die Hauptsache. Und Minister v. Loebell beugt vor, daß nicht die fordernden Parteien das Wahlrecht etwa als Entgelt für die Leistungen im Kriege beanspruchen, indem er sagt: „Sollte der Gedanke aufkommen, als bedeute die Lösung dieser Frage so etwas wie ein politisches Entgelt für die patriotische Pflichterfüllung ... so weise ich diesen Gedanken ganz entschieden zurück. Die Pflichterfüllung gegenüber dem Vaterlande trägt ihren Lohn in der Befriedigung des eigenen Pflichtbewußtseins. Politische Berechnungen für Vaterlandsliebe gibt es nicht." Das ist vollkommen richtig. Nur darf man sich nicht durch das Wort Vaterland irreführen lassen und sich darunter lediglich eine Summe von Quadratkilometern vorstellen. Das Vaterland ist nichts ohne seinen Inhalt an lebendigem Volk, und die Pflichten, die jedes Mitglied dieses Volkes den andern gegenüber hat, beschränken sich nicht nur auf die Regierten, sondern auch auf die Regierenden. Nicht als Belohnung für geleistete Pflichterfüllung ist das Wahlrecht zu fordern, sondern als endliche Erfüllung einer bislang unterlassenen Pflicht. Und wenn diese Erfüllung gerade jetzt während des Krieges gefordert wird, so geschieht es nur, um die himmelschreiende Unstimmigkeit auszugleichen, die in der grandiosen Pflichterfüllung auf der einen und jener unterlassenen Pflichterfüllung auf der andern Seite liegt. Nicht von Belohnung, Herr Minister, ist die Rede, sondern von Wiedergutmachung!

Die Friedensbetrachtungen während der Etatsdebatte bieten noch weniger hoffnungsfrohe Aussichten als die Erörterungen über die Wahlreform. Minister v. Loebell hat es für gut befunden, das deutsche Volk wieder nach alttestamentarischem Muster als ein „auserwähltes" hinzustellen. „Das deutsche Volk muß sich mit Blut und Eisen einen Weg bahnen zur Erfüllung seiner weltpolitischen Bestimmung".

Das ist gefährlichste Ritterromantik, Herr Minister. Diese Bestimmung ist Phantasie einiger verwirrt gewordener Darwinisten und politischer Kraftmeier. Das, was sie hier als ein Axiom aufstellen, ist die Theorie des Weltanarchismus, ist die Politik des Anrempelns und Stänkerns. Das deutsche Volk muß sich keinesfalls diesen Weg bahnen. Es muß vielmehr in Gemeinschaft mit den andern gleichberechtigten Kulturvölkern, durch die Mittel der Zusammenwirkung und des Ausgleichs zu einer Organisation zwischen den Staaten gelangen und ohne das teure Blut seiner Kinder und ohne das kaltbrutale Eisen zum höchsten Glück emporschreiten. Haben anderthalb Jahre Weltkrieg und eine Million erschlagener Deutscher die Unhaltbarkeit solcher Anschauungen nicht genügend dargetan? Hat sich nicht gezeigt, daß diese Wegebahnung den Widerstand einer Welt hervorruft und Blut auf Blut, Eisen auf Eisen und — in logischer Folge —Elend auf Elend häuft?

Es muß uns doch zu denken geben, wenn wir unsere Feinde immer wieder von der künftigen Ordnung eines organisierten Europas, von einem auf Recht gegründeten Frieden reden hören und nur bei uns immer wieder diese alten Gewalttiraden vernehmen, deren Verteidiger durch diesen Krieg wahrlich genügend Bankrott erlitten haben. Man höre doch endlich auf, mit dieser prahlenden burschikosen Gesinnung, mit der gefährlichen Blut- und Eisenmähr. Die brechenden Augen unserer Toten verdammen sie.

Der Minister sprach davon, „daß der preußische Staat mit seiner historisch gerechtfertigten Eigenart und Gestaltung erhalten bleibt", darüber zu wachen sei die Pflicht der Regierung, „denn sie fühlt sich mit dieser Aufrechterhaltung vor der Weltgeschichte verantwortlich". Diese Eigenart des preußischen Staates, sich nur auf Blut und Eisen zu verlassen, und sich einen Weg zu bahnen ohne Rücksicht auf jene, die die Welt

ebenfalls benützen wollen, wird vor dem Tribunal der Weltgeschichte keine Anerkennung erfahren. Die Stunde zeigt auf zwischenstaatliche Gemeinschaft, und wer da noch vom Wegebahnen durch Blut und Eisen spricht, der predigt Anarchie. Durch diese angeblich „historisch gerechtfertigte Eigenart" wird die Geschichte von der Einkreisung Deutschlands auch dem deutschen Volke genügend verständlich gemacht.

* * *

Bern, 21. Januar.

Die Verhandlungen des deutschen Reichstags über die Zensur haben kein erquickliches Bild über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse im Deutschen Reich geliefert. Über arge Mißstände wurde da geklagt. Das Schlimmste ist, daß einzelne Redner ihre Sorge für Wiederherstellung von Recht und Freiheit für die Zeit nach dem Kriege durchblicken ließen. Der Regierungsvertreter (Ministerialdirektor Lewald) sah sich zu der Erklärung veranlaßt, es sei „die Ansicht des Reichskanzlers, daß mit Friedensschluß alle einschränkenden Maßnahmen außer Kraft treten sollen". Das Wort „Ansicht" scheint mir hier nicht sehr glücklich gewählt zu sein. Ansichten können geändert werden, auch Reichskanzler können wechseln. Die Selbstverständlichkeit, die in dieser Ankündigung liegt, hätte etwas uneingeschränkter ausgedrückt werden müssen. Zumal trotz allseitiger Klagen der Parteien während des Krieges doch alles beim Alten bleibt. Die Aussicht, daß die politische Bevormundung nach dem Krieg aufhört, ist jetzt die einzige Hoffnung.

Die gefährliche Mystik der Alldeutschen kommt in einer Rede des konservativen Abgeordneten Oertel zum Ausdruck, wenn er sagt: „Unser letztes Kriegsziel ist die Erfüllung und Erreichung des weltgeschichtlichen Zieles, das ein Höherer dem deutschen Volk gesteckt hat. Dieses Ziel erreichen wir nur, wenn wir das Deutschtum wirklich durchzusetzen verstehen." Hier wiederum die Idee vom „auserwählten Volk". Mit dieser Mystik kann man jedes Verbrechen und jede Dummheit rechtfertigen. Ihre Vertreter machen sich ungeheurer Versündigung gegen Volk und Menschheit schuldig. Das Deutschtum „durchsetzen"! Mit Blut und Eisen zur höheren Ehre Gottes! Diese Leute sind mit Blindheit geschlagen; sie haben noch immer nichts gelernt aus diesen grauenvollen achtzehn Monaten des Weltkrieges. Mit solchen aber, die da wähnen, die Deutschen haben für ihre Blut- und Eisenarbeit einen überirdischen Auftrag zu erfüllen, kann man die Welt nicht organisieren. Sie sind die Gefahr für den Frieden. Sie müssen, sie müssen verschwinden!

* * *

Kleine Lichtblicke aus einigen Notizen: Bei der Schlußsitzung des Kongresses der holländischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die im Januar in Amsterdam stattfand, sprach Camille Huysmans, der Sekretär der internationalen sozialistischen Zentrale über die Internaionale. „Die Internationale ist nicht tot," rief er unter dem Beifall der Anwesenden aus, „die Internationale ist niemals gestorben, denn sie kann nicht sterben, solange es eine internationale Arbeiterpartei gibt. Die Internationale ist tot, sagen die einen, weil sie nicht imstande gewesen ist, den Krieg zu verhindern. Die Antwort darauf ist sehr einfach. Die Internationale hat in der Beziehung voll ihre Pflicht getan, aber sie hatte noch nicht die Macht, um den Krieg verhindern zu können. Andere sagen: Die Internationale ist tot, weil die deutschen Sozialdemokraten für die Kriegskredite gestimmt haben. Auch das ist kein Argument. Die abweichende Haltung irgendeiner Gruppe braucht noch nicht die Vernichtung des ganzen Organismus zur Folge zu haben. Ist die katholische Kirche tot, weil deutsche Katholiken gegen belgische Katholiken gekämpft haben?"

Eine andere Mitteilung besagt, daß in Amsterdam eine internationale Ausstellung von Kriegszeichnungen eröffnet wurde. Deutsche, Franzosen, Engländer, friedlich nebeneinander.

Dann: Deutschland und England haben der dänischen Regierung erklärt, daß sie die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiete der internationalen Meeresforschung fortzusetzen gedenken.

Diese kurzen Notizen erinnern mich an den Schlußakt des Karl Hauptmann'schen Tedeums „Krieg", wo die übriggebliebenen Krüppel über den Schutt der Verwüstung wieder den Lerchengesang und den Rosenduft wahrzunehmen beginnen. Sie muten mich an, wie die Ahnung einer fernen Zeit. Wird alles wieder einmal vernünftig sein?

* * *

Aber für heute ist selbst der kurze Friedenstraum, der uns die Übergabe Montenegros vorgegaukelt hat, wieder zerronnen. Nikita hat die Verhandlungen mit Österreich-Ungarn wieder abgebrochen und rüstet zum Widerstand. Was werden unsere Wiener Leitartikler anfangen, die die feine Witterung des Montenegriners gepriesen haben, daß er, den Sieg der Zentralmächte als sicher ansehend, seinen Frieden mit ihnen machte? Soll man ihm jetzt eine neue Witterung andichten?

* * *

Bern, 23. Januar.

Eine herzerquickende Geschichte lese ich in der (Wiener) „Arbeiterzeitung" vom 21. Januar. Sie sei hier festgehalten:

„Held und Händler. Eine Berliner Zeitung erzält: In einem dicht besetzten Abteil dritter Klasse des D-Zuges Berlin-München spielte sich dieser Tage folgende Szene ab: Man spricht vom Kriege. Eine schwarz gekleidete Frau beginnt zu schluchzen. Sie hat den Mann und den ältesten Sohn im Felde verloren. Ihr Jüngster und nunmehr Einziger steht vor Ypern. Da zwängt sich ein gut gekleideter Herr im militärpflichtigen Alter, den funkelnden Brillanten am Finger

und ebensolchem in der Krawattennadel, schimpfend in das Abteil. In der zweiten und ersten Wagenklasse sei kein Unterkommen mehr zu finden und auch jeder Platz des Speisewagens besetzt. Man rückt zusammen und macht ihm Platz. Er entfaltet ein Zeitungsblatt und studiert eifrig den Anzeigenteil. Ein Soldatentransport fährt singend vorüber. Die Dame in Trauerkleidung beginnt aufs neue zu schluchzen. „Ja, der Krieg, ich hab' auch meinen Mann draussen in Rußland. Wenn's nur endlich Friede gäbe", sagt eine junge Frau. Grinsend sieht der Mann vom Zeitungsblatt auf und spricht: „Wir müssen alle durchhalten, werteste Frau! Schließlich machen wir doch alle ein Geschäft! Sie erhalten doch auch Kriegsunterstützung, und Ihr Mann wird Ihnen dazu seine Löhnung schicken, denn draußen braucht er sie ja nicht!" Und dann mit einem vielsagenden Lächeln fortfahrend: „Von mir aus könnte der Krieg noch zehn Jahre dauern!" Ein bärtiger Feldgrauer, das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloch, der die ganze Zeit stumm zum Fenster hinausgesehen hat, erhebt sich wortlos, drängt sich auf den kriegsmutigen Händler zu und haut ihm ohne ein Wort zu sagen, rechts und links ein paar kräftige Ohrfeigen herunter, daß ihm der Hut zum Fenster hinausfliegt. Allgemeines Bravo! Der Handelsmann aber räumt schleunigst das Feld. So geschehen zwischen Jena und Probstzella, 2.30 Nachmittags am 10. Januar des Kriegsjahres 1916..."

Die Arbeiterzeitung fügt hinzu:

„Was nützt eine Ohrfeige, wo so viele sie verdienen würden?"

* * *

Gestern den Besuch des jungen Fürsten L. Interessantes Gespräch über die Zukunft und die Friedensmöglichkeiten. Ich bezeichnete es als großen Fehler, daß alle offiziellen und offiziösen Äußerungen über die Friedensbedingungen seitens der Zentralmächte nur ein Gewaltergebnis des Krieges ins Auge fassen, während umgekehrt ähnliche Äusserungen der Entente eine künftige europäische Rechtsordnung in den Vordergrund stellen. Hier wird wiederum ein Imponderabilium übersehen. Unvergleichlich größer wäre der Eindruck auf die Neutralen, wenn auch die Zentralmächte neben der Forderung berechtigter Äquivalente für die errungenen militärischen Vorteile ihre Bereitschaft zur Mitwirkung an einer europäischen Staatenordnung verkünden würden. Ich bin auch der Ansicht, daß eine derartige Erklärung die Friedensbereitschaft bei der Entente erleichtern würde. Dieser Gesichtspunkt muß jetzt nachdrücklichst vertreten werden.

* * *

Im Dezemberheft von „La Paix par le Droit" beschreibt Baron d'Estournelles de Constant in einem Artikel seine erste Aeroplanfahrt' die er im August v. J. (1915) von Créans nach Paris unternommen hat. Eine Stelle hat mich darin besonders berührt. D'Estournelles erwägt während der Fahrt, wer ihm eine solche Möglichkeit noch vor sechs oder sieben Jahren vorausgesagt hätte. Damals, als er vor dem Senat die Luftschiffahrt verteidigte und so viel Skepsis antraf. „Ich erwartete dennoch dieses Wunder und erträumte dabei noch ein anderes. Diese Träume vermengten sich und gestalteten sich zu einem einzigen. Ich träumte, daß Deutschland und Frankreich dem Ansporn des allgemeinen Fortschritts nicht werden widerstehen können, auf daß die beiden Länder ihre Interessen durch wechselseitige Konzessionen sicherer als durch einen Krieg entsprechen würden. Ich glaubte, und glaube es noch, daß es sich gelohnt hätte, sein ganzes Leben zu geben, damit dieser Traum Wirklichkeit werde. — Die Vorkämpfer der Luftschiffahrt triumphierten. Ich scheiterte."

* * *

In den „Dokumenten des Fortschritts" (Januarheft) weist der Abgeordnete Gothein nach, daß es bei den Lasten, die der Krieg erzeugt unmöglich sein wird, noch die Lasten eines erneuten und verstärkten Rüstungswettbewerbes zu tragen. „Es wird ihnen nichts übrig bleiben, als sie wesentlich einzuschränken. Und kommt ihnen die Einsicht nicht gleich nach dem Krieg, so wird sie die wachsende Finanznot im Frieden zeitigen. Der gegebene Weg dafür ist der der internationalen Verständigung über die Einschränkung des Rüstungsbudgets. Wozu man sich vor dem Krieg nicht entschließen wollte, das wird hinterher die Not erzwingen". — Wenn man bedenkt, daß die Routiniers durch den Bankrott des Rüstefriedens nicht belehrt, nach diesem Kriege von verstärkten, ja verdoppelten Rüstungen träumen, klingen diese Worte aus dem Munde eines Politikers trostreich.

* * *

Bern, 26. Januar.

Der berühmte Artikel „Friedensgedanken' in der „Neuen Zürcher Zeitung" hat im selben Blatt (21. Januar) „von einer Seite her, die mit dem Gedankengang der Entente ziemlich vertraut ist", eine Erwiderung erhalten. Meiner Vermutung nach ist X. der Verfasser. Jedenfalls sind die darin enthaltenen Äußerungen auch die seinen. Eine Stelle daraus lautet:

„Der künftige Friede muß ein dauerhafter Friede sein, der sich nicht auf der Macht des Stärkeren, sondern auf der Achtung vor dem Recht, vor Sitte und Humanität aufbaut. Für dieses Ziel glauben heute die Alliierten zu kämpfen und bevor es erreicht ist, kann von Friedensverhandlungen keine Rede sein. Dieses Ziel wird erst dann erreicht sein, wenn die Ursache des jetzigen Krieges, das militärische System mit seinem Rüstungswesen durch diesen Krieg gründlich ad absurdum geführt sein wird. Wenn die Welt erst einmal erkannt haben wird, daß man selbst mit einem Heer, das so mustergültig organisiert ist, wie das deutsche, einen wirklichen Sieg über den Gegner nicht erfechten kann, dann

wird dieses System durch sich selbst gerichtet dastehen. Und dann wird man auch den moralischen Faktoren wieder die Beachtung schenken, die sie verdienen. So lange diese Voraussetzungen nicht erfüllt sind, hat es also keinen Zweck, von Friedensverhandlungen zu reden".

Ich sehe nicht ein, daß der Krieg unbedingt weiter geführt werden müsse, um die Untauglichkeit des bisherigen Systems der zwischenstaatlichen Beziehungen zu erhärten. Wenn man ernstlich will, kann dieser Beweis heute schon erbracht werden. Darum heißt es, auf beiden Seiten, die Erkenntnis für die Situation zu erwecken. Der Wille wird dann schon kommen. Und das beste Mittel zur Erweckung dieser Erkenntnis erscheint mir das Reden über Friedensverhandlungen. Überhaupt das Reden! Denn mit dem Schießen allein kommt man nicht weiter.

Durch das Reden über die Möglichkeiten des Friedensschlusses kann man dahin gelangen, das schwerste Friedenshindernis zu überwinden, nämlich den notwendig umnebelten und erbitterten Geisteszustand der im Kriege befindlichen Völker allmählich zu klären und diese für Vernunfterwägungen zugänglich zu machen. Das Mißtrauen, das heute zwischen den Kämpfern herrscht, ist begreiflich. Aber so lange es überwiegt, kann an eine Beendigung des Krieges, ehe der letzte Jüngling Europas unter der Erde liegt, ehe die letzte Kulturgrundlage verschüttet, die letzte Münze unserer Urenkel verausgabt ist, nicht gedacht werden. Man muß es zu erschüttern suchen. Und man erschüttert es nur, indem man immer und immer wieder dagegen anrennt.

Die kriegführenden Staaten haben natürlich das Vertrauen zu einander verloren. Eine Regierung glaubt der andern nicht. Die Zentralmächte glauben nicht daran, daß die Entente den künftigen Frieden auf der Achtung vor dem Rechte aufbauen will. Sie erblicken darin nur einen auf Blendung der Neutralen berechneten Vorwand. Die Entente erblickt wiederum in den Friedenszielen der Zentralmächte den Willen zur Vorherrschaft und den Anfang der Unterjochung aller andern. Indem nun beide Mächtegruppen, von ihrem Mißtrauen geleitet, für die Fortsetzung des Krieges eintreten, geben ihm beide einen erneuten Präventivcharakter. Er gilt für jeden der Kriegführenden als Mittel der Vorbeugung für die dem Gegner zugeschriebene Absicht.

Man muß aber über die von der Kriegspsyche beherrschte Logik der Kriegführenden hinauskommen. Man muß über das berechtigte Mißtrauen auf die Logik der Menschen die Hoffnung auf die Logik der Dinge setzen. Dann bieten sich einem Aussichten und Erkenntnisse von so zwingender Gewalt, daß ein Abschluß des Krieges in kurzer Frist nicht ausgeschlossen erscheint, wenn es gelingt, nur einigen führenden Personen in Europa diese Erkenntnis beizubringen.

Von dem Waffenergebnis dieses Krieges erwarte ich für keine der kriegführenden Parteien etwas Großes. Das wahrhaft Große erwarte ich jedoch von der Rückwirkung des Krieges auf die künftige Gestaltung des Lebens der europäischen Völker. Man soll doch nicht glauben, daß die Wirkung eines derartigen Ereignisses an dem Tag aufhören wird, wo man mit Tinte und Papier sein Ende dekretiert. Die Radiumwirkung solcher Erscheinungen macht sich noch durch Jahrhunderte geltend, und muß ferner so umgestaltend, so umwälzend auf das Denken der Zeitgenossen einwirken, in dessen Folge derart ihr Handeln beeinflussen, daß wir uns einem ganz neuen Abschnitt der Menschheitsentwicklung gegenüber befinden werden. Die Reformation und die Revolution, die Entdeckung Amerikas und die Erfindung der Buchdruckerkunst haben nicht im entferntesten jene Umwandlung vollzogen, den die Rückwirkung dieses Ereignisses ausüben wird. Wenn die Menschheit erst dazu gelangt, den Schaden zu besehen, der angerichtet wurde, wenn sie erst die Rechnung präsentiert erhalten wird, die auf das Konto der Volkswirtschaft, der Menschenökonomie, der Biologie, der allgemeinen Moral und Kultur aufgelaufen ist, wenn sie erst von der Psychose des Kampfes, von den Hemmungen der Zensur, von der Pflicht zur unbedingten Gutgesinntheit befreit sein wird, und die Hände — soweit sie ihr geblieben — wieder für andere Instrumente, denn jene, die dem Mord und der Zerstörung dienten, wird verwenden können, dann wird eine Umwertung der maßgebenden Werte, eine Umwälzung der Ideen, eine Neueinschätzung der Institutionen, ein Beseitigen, ein Errichten, ein Sichern sich vollziehen, das binnen kurzem Welt und Menschheit in einen gegen früher vollständig veränderten Aspekt zeigen wird. Die Friedensängste, die sich heute breit und wichtig machen, und um deren Willen man bereit ist, neue Millionen kostbaren Lebens zu opfern, weitere Vernichtung zu unternehmen, werden von dem Piedestal des neu erwachten, neu geformten Geistes lächerlich kleinlich erscheinen. Die Welt wird ja erst dann beginnen, sich zu formen, die Menschheit erst dann, sich zu finden, bis der epileptische Krampf, der heute Europa erschüttert, überwunden sein wird.

Die Wirkung der Ereignisse wird gar nichts, die Rückwirkung alles sein. Und mit diesem Faktum muß gerechnet werden, wenn man daran geht, die Zukunft zu zimmern. Es gibt eine Heterogenität der menschlichen Handlungen. Immer ein Anderes, von den Menschen nicht Beabsichtigtes, entspringt ihrem Tun. Auch aus ihren Fehlern und Missetaten. Es wird ein Anderes aus dieser Katastrophe kommen. Deshalb soll man sich nicht einreden, man müsse erst diese oder jene Erscheinung oder Einrichtung überwinden, und glauben, dieser vorgefassten Idee noch weitere Opfer bringen zu müssen. Man stelle dabei die umwälzende Kraft der Ereignisse selbst in Rechnung, die Befreiung und Ordnung bringen werden, wenn es den Verirrten erst gelungen sein wird, den Lauf des Unheils abzuschneiden.

Bern, 27. Januar.

Ein Briefstoß mit verschieden gearteten Äußerungen: Aus Leipzig: „Dr. Frieds Hefte sind unser Trost und Stab in dieser schweren Zeit . . ." Aus Wiesbaden: „Ich habe mich gleich auf das Tagebuch gestürzt. Es war mir, als ob alles, worüber ich in den letzten Wochen gegrübelt habe, und was mich bedrückt hat, auf einmal in Worten vor mir ausgesprochen wurde." Aus Jena: „Ich stimme mit Ihren Anschauungen absolut nicht überein, sondern halte sie für geradezu verderblich. Sie leben in einer Welt des Traums und sind blind für die wirklichen Verhältnisse dieser Welt. Nur ein Phantast kann glauben, daß sich Kriege durch internationale Abmachungen beseitigen lassen. Der Schwache muß sich mit Füßen treten lassen. (Beispiele: Griechenland, im geringeren Maße die Schweiz.) Also suche jeder Staat sich so stark wie möglich zu machen."

Das Letzterwähnte schrieb ein Universitätsprofessor. Ihm wird niemals vor seiner Logik bange werden. Aber uns! Aber den Toten, den Krüppeln, den Vermißten! Wenn sich der Schwache mit Füßen treten lassen muß, so kann ihn nur die Macht des Rechtes vor diesem Los retten. Wir liefern uns ans Messer, wenn wir bei jener andern Theorie bleiben. Denn jeder Starke findet einmal seinen Stärkeren. Möge sich nie zeigen, wie „verderblich" dieses Jenenser Professors Anschauungen sind.

Bern, 28. Januar.

Anderthalb Jahre! Die Fristen gehen immer mehr in die Länge. Zusammenfassende Betrachtungen hat man zu Anfang nach einigen Wochen, nach drei Monaten angestellt. Dann kam der Tag des ersten Halbjahrs, und man wunderte sich, daß der Krieg noch immer andauerte. Und dann der Abschluß des zweiten Halbjahrs. Man war entsetzt. Jetzt haben wir das dritte Halbjahr erreicht. Man ist nicht mehr erstaunt, kaum noch entsetzt. Man fängt an, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und in den Gedanken sich hineinzuleben, daß man überhaupt erst jetzt am Anfang stünde. Das Papier hat das Gefühl erstickt. Solange hat man die öffentliche Meinung für die Erfassung des Unfassbaren dressiert, daß sie den Ausnahmezustand für die Norm zu nehmen befähigt wurde, sowie sie vorher den Zustand des latenten Krieges mit seinem Wahnwitz des Wettrüstens als etwas Normales hinnahm. Das ist aber doch nur eine Täuschung. In Wirklichkeit hat man die öffentliche Meinung nicht gewandelt — man hat sie beseitigt. Wir haben gar keine öffentliche Meinung mehr. Der Krieg konnte sich in seiner unerträglichen Schreckhaftigkeit nur vollziehen, wenn man jenes Ventil verrammelte. Und um diese Maßnahme nicht erkennbar zu machen, hat man ein äußerlich ähnliches Ventil aus Pappe errichtet, das man als öffentliche Meinung bezeichnet. Kriegslist, wie der künstlich nachgemachte vierte Mast der „Emden". Die Verdichtung der Einzelempfindungen und Einzelgedanken zu einer potenzierten Gesamterscheinung wurde unmöglich gemacht. Millionen Impulse, die, konzentriert und gebunden, eine ungeheure, unbezähmbare Macht bilden würden, wurden zum Einzeldasein verurteilt und damit zur Ohnmacht. Die militärische Organisation ist — und dies in allen Ländern — die vollkommenste, die es gibt. Sie, die nur mit der Masse zu wirken vermag und sich souverän über das Individuum hinwegsetzt, das für sie gar nicht vorhanden ist, sie versteht es gleichzeitig, die Konzentrationskraft der Ideen und Gefühle lahm zu legen und die Massenerscheinung der öffentlichen Meinung in ihre Atome aufzulösen. Aber es ist doch nur befristete Wirkung. Für einen bestimmten Zweck befristet. Das Leid, die Empörung, die Entschlossenheit zur künftigen Vermeidung, all dies lebt und wird in der Isolierung fett gemästet. All dies ist da und wächst, ist Kraft, die nicht verloren geht, die eines Tages ihre Verbindungen wieder finden und mit ungeahnter Wucht ihr Recht fordern wird. Dies irae!

Auf diesen natürlichen Vorgang der Wiederherstellung der öffentlichen Meinung setze ich meine Hoffnung für die Zukunft. Sie erscheint mir wichtiger als Garantie der Dauer und Festigkeit des künftigen Friedens als die mächtigsten Grenzgebirge, Grenzfestungen oder Pufferstaaten.

Darum erscheint es mir als das Wichtigste, nicht den Krieg ausbrennen zu lassen wie einen Benzintank, der nun einmal Feuer gefangen hat, sondern ihn sobald wie möglich zu ersticken, damit die lebendigen Kräfte der Vernunft wieder zur Aktion gelangen können. Unter ihrem Einfluß wird sich das Schicksal eines neuen Europa gestalten. Die Rückwirkung des Krieges wird das Große vollbringen, niemals der Krieg selbst.

Und einstweilen leiden die Millionen weiter: jeder für sich, nichts ahnend von dem andern, unbewußt des Umfangs und der Tiefe dieses allgemeinen Leides.

So las ich gestern eine Schilderung von der Flucht des Serbenvolkes, nur ein paar Zeilen daraus:

„Hinter der Stadt erhebt sich ein Hügel, hinter den es zu flüchten galt. Eine einzige Straße führte darüber, auf der nun der grauenvolle Zug des Entsetzens selbst und des unfaßlichsten Elends prozessierte. Handkarren, Wagen, Pferde, Menschen, ächzten unter Kleidern, Kissen, Decken, Haushaltungsgegenständen, Provisionen. Flugapparate überstrichen diesen Kreuzgang und ihre Bomben rissen das Kind von der Mutter, die Mutter vom Kind, ließen die Pferde zusammenbrechen, die Wagen zersplittern. Was fiel, mußte weggeräumt werden, um dem endlosen Zug das Weitergehen zu gestatten, wurde in den Kot, den Schlamm der ehemaligen Wiesen und Äcker geworfen. Krepierte Pferde streckten längs des Weges ihre Beine zum Himmel, müde Menschen blieben liegen, und bisweilen überholte uns ein Zug Verwundeter, erschöpfter Soldaten, der Hauch des Todes blies uns an, schaute uns ins Gesicht."

Wer vermag sich das Grauenhafte nur vorzustellen. Aber die vom Papier erstickte „öffentliche Meinung" sagt: Recht geschieht ihnen, den Fürstenmördern. So reden geputzte Damen in eleganten Teesalons, geschniegelte Herrchen in der Eisenbahn. So preßt sich aus den Hirnen jenes chemische Unratprodukt, das durch die große Retorte der Zensur erzeugt wird. Volta hat die Schenkel eines toten Frosches zum Zucken gebracht, die Zensoren lassen die Hirnmembrane von Zeitgenossen arme Bauernweiber und neugeborene Kinder an dem Mord von Sarajewo als schuldig erkennen.

Anderthalb Jahre! Und was haben sie vollbracht! Wie ärmlich nimmt sich das Menschenwirken von anderthalb Jahrtausenden dagegen aus. Es ist doch eine „große Zeit". Eine Menschheitsperiode, die in wenigen Monaten aus den alten Kulturstätten dieser Erde einen Schindanger zu bereiten vermochte, ist zumindest nicht als „klein" zu bezeichnen.

Bern, 31. Januar.

In der Nacht vom 29. zum 30. Januar ein Zeppelin-Raid über Paris. Dreizehn Bomben. Neun Häuser eingestürzt. Bis jetzt festgestellt 24 Tote und 28 Verletzte. Vielleicht Vergeltung für den Flieger-Raid über Freiburg, der am Abend des 27. Januar stattfand. Nun schreien die französischen Journale abermals nach Vergeltung. — Wozu?

Im Oktober 1907, als die ersten gelungenen Versuche mit den Zeppelin-Luftschiff bekannt wurden, schrieb Bertha v. Suttner in der „Friedens-Warte" (1907, S. 193): „Die Bewunderer der verbesserten Kriegsmittel vergessen immer nur, daß sie den Gegnern die gleichen Vorteile bringen und daher die eigenen paralysieren. Was beiden Seiten dabei sicher ist, sind die erhöhten Schrecken und — erhöhten Budgets. Man denke sich einmal die allgemeine Einführung von Luftflotten, Lufttorpedos, Luftminen... Schlafende Vernunft, — was braucht es denn noch, um dich zu wecken?" — — Schläft die Vernunft so fest, daß auch die platzenden Fliegerbomben hier und dort sie nicht zu wecken vermögen? — Ist sie am Ende tot? —

* * *

Ein trauriges Produkt eifriger Gutgesinntheit ist die Schrift des Zürcher Pfarrers Dr. Adolf Bolliger, „Tatsachen" betitelt, mit der das „Sendschreiben der französischen Protestanten der neutralen Staaten" beantwortet wird.

Man müßte einen Band schreiben, um das Heftchen zu widerlegen. Das haben andere bereits getan. Wie sehr aber diese Überanstrengung von Gutgesinntheit, der Sache, der sie dienen will, schadet, ergibt sich aus der darin enthaltenen offenen und unverhüllten Darlegung des Präventivcharakters dieses Krieges. So unbedingt hat das bis jetzt noch keiner zugegeben.

Da heißt es auf S. 23 u. f.:

„Und nun die Deutung der Ereignisse vom Juli und August 1914. Da liegt vor: Österreichs in dem berüchtigten Reitpeitschenstiel abgefaßtes Ultimatum an Serbien, das, wenn nicht Zeichen und Wunder geschehen, den Weltbrand herbeiführen mußte (!). Gewiß war die deutsche Regierung Mitwisserin (!). Die österreichische Regierung konnte in einer Sache von solchem Belang die deutsche Regierung nicht in Unwissenheit lassen. Darüber kann unter klardenkenden Menschen nicht diskutiert werden. — Die verhindernden Zeichen und Wunder blieben aus. Wohl hat der deutsche Kaiser mit dem Zaren liebe, feine Worte über Isolierung des österreichisch-serbischen Konfliktes und einiges andere ausgetauscht. Er hat, wenn auch recht spät, in Wien Nachgiebigkeit gegenüber Serbien empfohlen (hier fügt der Verfasser folgende Anmerkung an: „Das gehört zum diplomatischen Handwerk, damit vor dem Volk, das nachher so ungeheure Lasten zu tragen hat, der Schein gewahrt bleibt, es seien schlechthin alle Mittel versucht worden, die Katastrophe zu verhüten" (!!). Er hat alles getan, nur das Eine und Einzige nicht, was den Krieg verunmöglicht hätte. Er hat in Wien nicht erklärt, daß man sich an den serbischen Zugeständnissen müsste genügen lassen, im andern Fall verneine er den casus foederis und lasse Österreich die Folgen allein tragen. (!!) Warum wurde dies klar gegebene und unfehlbare Mittel nicht gebraucht? Meines Erachtens darum nicht, weil die deutsche Regierung den Krieg wollte, in Übereinstimmung mit der österreichischen wollte. Also käme ich doch schließlich mit Ihnen, französische Brüder, zu einem Verdammungsurteil über die deutsche Regierung? Mit nichten. Sie mußte den Krieg wollen. Das Nichtwollen wäre Verbrechen gewesen. (!!!!) Wieso? Nun, der Krieg, der große, gegen die drei verbündeten Großmächte war unvermeidlich (!). Das war längst ohne besondern Scharfsinn zu erkennen. (Diese Behauptung ist eine der „Tatsachen" des Herrn Pfarrers.) Bei dieser Sachlage gebot die Klugheit (die Klugheit?!) unerbittlich, die relativ günstigste Stunde zu wählen und die Wahl nicht dem übermächtigen Gegner zu überlassen. (Ein starkes Stück, jetzt, wo der Krieg nach achtzehn Monaten noch kein Ende erkennen läßt, von der „Klugheit" der Wahl zusprechen. Um wieviel hätte es denn schlimmer sein können, wenn man abgewartet hätte, ob die eigene Zukunftsberechnung über die Unvermeidlichkeit dieses Krieges stimmt?)

„Die Rechnung war für Deutschland außerordentlich einfach. Die gegenwärtige Stunde ist uns für den schrecklichen, aber ganz unvermeidlichen Krieg günstiger als das nächste oder andernächste Jahr. Denn in zwei Jahren wird Rußland seine strategischen Bahnen fast vollendet und seine Rüstung wesentlich verbessert haben; Frankreich wird seinen dritten Jahrgang wohlausgebildet unter den Waffen haben; ein hochbetagter Herrscher, der die auseinander-

strebenden Völker Österreichs zusammenhält, wird in zwei Jahren die Augen vielleicht geschlossen haben, und so wird der einzige zuverlässige Bundesgenosse schwächer sein als heute. Wir haben eine gute Ernte, und die finanzielle Rüstung ist auch gut. Also ist das schreckliche Wagnis zur Stunde Pflicht. Eine sehr triftige Gelegenheit zum Losschlagen hatte der Weltlauf herbeigeführt. Ich rede von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers. Also!

Deutschland nahm mutig das Odium der Kriegserklärung auf sich. Es war der Form nach ein Offensivkrieg, der Sache nach ein Defensivkrieg. Denn die Offensive war in diesem Falle die beste Defensive. Es war ein Präventivkrieg zur Defensive; denn wer über einen übermächtigen Gegner siegen will, muß seinem Schlag zuvorkommen im Augenblick, da es ihm nicht passt. Alles in Ordnung, nach Regeln der Weisheit und Sittlichkeit in Ordnung! Ihre Anklage, liebe Mitprotestanten, trifft Deutschland nicht. Es hat gehandelt, wie es bei der wesentlich durch Frankreich herbeigeführten Weltlage zu seiner Rettung handeln mußte."

Diese Offenheit wird der deutschen Regierung nicht angenehm sein. Der Geist, der sich in der ganzen Broschüre breit macht, ist haarsträubend. Ahnt der gute Verteidiger des Präventivkrieges nicht, daß man auf Grund seiner Darlegungen der deutschen Regierung die schwersten Vorwürfe wird machen können.

AUS DER ZEIT

Neutrale Präliminarien für Friedensverhandlungen.

A. **Grundsätze des künftigen Friedens,** über die sich die Parteien vor Eintritt in die Friedensverhandlungen, — vorbehaltlich der Modalitäten — einig sein sollten.

1. Wiederherstellung Belgiens — vorbehaltlich der Frage 15.
2. Unverletzlichkeit der europäischen Gebiete von Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn — vorbehaltlich der Frage 16.
3. Autonomie für Finnland, die baltischen Provinzen und Kongreß-Polen, in irgendeiner Form, sei es in voller Unabhängigkeit, vielleicht unter internationaler Garantie, sei es in Anlehnung entweder an Rußland oder an andere Staatswesen.
4. Einverleibung serbisch-mazedonischer Gebiete in Bulgarien.
5. Gewährleistung für die Rechte nationaler Minderheiten in national gemischten Staaten.
6. Rückgabe — oder auch Tausch — und Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes in Afrika.
7. Durchführung des Grundsatzes der „offenen Tür" für alle Kolonien.
8. Freiheit der Meere unter internationaler Garantie.
9. Verstärkung der internationalen Garantien für die Erhaltung des Friedens; Ausbau der Haager Institutionen in der Richtung obligatorischer Schiedsgerichtsbarkeit und organisierter Vermittlung.
10. Internationale Vereinbarungen über eine allgemeine, gleichmäßige und gleichzeitige Beschränkung der Rüstungen.

B. **Offene Fragen,** über die vor Eintritt in die Verhandlungen ein Einvernehmen, auch ein grundsätzliches, nicht zu bestehen braucht.

11. Die serbische Frage, der Ausgleich zwischen den Ansprüchen der serbischen Nationalität und den Ansprüchen Österreich-Ungarns.
12. Das Schicksal Albaniens.
13. Die Ansprüche Griechenlands und Rumäniens.
14. Das Schicksal Kiautschaus und die andern ostasiatischen Fragen.
15. Ansprüche einzelner Mächte auf besondere Garantien für ihre politischen, wirtschaftlichen und militärischen Interessen außerhalb ihrer eigenen Staatsgebiete.
16. Ansprüche einzelner Mächte auf besser gesicherte militärische Grenzen; strategische Grenzberichtigungen.
17. Ansprüche der verschiedenen Mächte auf Kriegsentschädigung.

Ernst Sieper †.

Über Ernst Sieper, dessen Tod wir in der vorigen Nummer gemeldet haben, veröffentlicht Prof. Fr. W. Förster in der „Bayrischen Staatszeitung" einen kurzen Nachruf, dem wir folgende Stellen über Siepers Lebensarbeit entnehmen:

„Diese Arbeit, der sich Sieper bis zum Ausbruch des Krieges mit hingebendem Eifer widmete, erwuchs unmittelbar aus langjähriger praktisch-pädagogischer Arbeit in England, aus seinen zahlreichen Beziehungen zu den leitenden Männern des Landes, aus all seinem gründlichen Eindringen in

die Eigenart britischen Wesens. Sieper erkannte bei all diesen Studien, wie ausserordentlich schwer es dem Ausländer ist, dem Ganzen englischer Kultur wirklich gerecht zu werden, wie leicht er einseitig vom Guten geblendet oder ebenso einseitig von den Kehrseiten abgestoßen wird, und wie lange man braucht, um wirklich zu einer objektiven Würdigung dessen zu kommen, was im englischen Wesen von hohem Werte für die allgemeine Kultur ist, und welche Seiten trotz ihrem verführerischen Äußern deutlich als Gefahr erkannt und bezeichnet werden müssen. Sieper war davon überzeugt, daß in vielen Beziehungen englisches und deutsches Wesen, englischer Individualismus und deutsche Organisationskraft zu gegenseitiger Ergänzung bestimmt seien — trotz allen großen Interessengegensätzen bei der Teilung der Erde. Es war bei ihm nicht bloß Idealismus, sondern gerade eine genaue Kenntnis des englischen Weltreiches, die ihn zu der festen Überzeugung brachte, daß jene Interessengegensätze viel zu kompliziert seien, um durch kriegerische Entscheidungen jemals wirklich geklärt und geordnet werden zu können. Aus diesem Grunde, und nicht bloß aus wissenschaftlich-kulturellen Interessen heraus, wurde er der eifrigste Förderer des englisch-deutschen Verständigungswerkes.

Da kam der Krieg, Siepers Lebenswerk schien zerstört, er gehörte zu den gänzlich „Unzeitgemäßen"; zeitgemäße akademische und nichtakademische Haßgesänge hatten nun das Wort. Sieper aber blieb auch während des Krieges davon durchdrungen, daß bei aller berechtigten Auflehnung des deutschen Wesens gegen einen gewissen englischen Welthochmut und Weltegoismus dennoch die krasse deutsch-englische Verfeindung nur eine vorübergehende Malaria sein könne; er verkannte nicht, daß jetzt noch die Waffen zu sprechen hätten, aber er hielt daran fest, daß eine deutsch-englische Verständigung kommen müsse — oder die europäische Führung der Menschheit verloren gehe.

Niemand wäre geeigneter gewesen, einer solchen von ihm erhofften künftigen Einigungsaufgabe zu dienen, als Ernst Sieper selbst. Er war gerade in den maßgebenden englischen Kreisen stets als echter deutscher Mann von universeller Bildung hochgeehrt und geliebt; er hat vielen einflußreichen Leuten Verständnis für deutsches Wesen eröffnet und blöde Mißverständnisse zerstreut — sowie es auch noch an den Tag kommen wird, was er in aller Stille für die Aufklärung des amerikanischen Volkes selbstlos und unermüdlich gearbeitet hat."

Kurze Mitteilungen.

Herr Fred. Bajer ersucht uns, mitzuteilen, daß die Zeitungsnachricht, wonach er sich in Kopenhagen der Ford-Expedition angeschlossen habe, falsch sei. Es war Bajers ältester Sohn, Asfred Bajer, der mit der Ford-Gesellschaft nach dem Haag reiste. — Am 20. Januar starb in Paris Raffaelo Raqueni, der 1849 in Florenz geboren wurde. Er wirkte lange Jahre in der pazifistischen Bewegung und war den Besuchern der Weltfriedenskongresse eine bekannte Erscheinung. — Man beachte folgende sehr bedeutende Artikel: Max Adler, Über Kriegsethik, „Der Kampf" (Wien), Heft 1; Ellen Key, Zur Frage der künftigen Wiederversöhnung der Völker, „Dokumente des Fortschritts", Januar 1916; (Eggenschwyler), Weniger Staat!, „Der Schweizer Volkswirt", Januar 1916; Henri Lichtenberger, La France et l'Alsace Lorraine, „La Revue Politique internationale", Nr. 18.

LITERATUR U. PRESSE.

Besprechungen.

Hermann Fernau, Gerade weil ich ein Deutscher bin! Eine Klarstellung der in dem Buche „J'accuse" aufgerollten Schuldfrage. 8°. Zürich, 1916. Art. Institut Orell Füssli. 75 S. Fr. 1.25.

In dieser Schrift wendet sich der Verfasser eingehend gegen drei Broschüren, die gegen das bekannte Buch „J'accuse!" in Deutschland und in der Schweiz erschienen sind, wie gegen einige darüber erschienene Artikel. Er findet sie „nicht nur juristisch haltlos, sondern ihrer ganze Tonart nach überhaupt albern." Dies bedauert er, weil er „als Deutscher lebhaft wünscht, dass man „J'accuse" rechtschaffen und objektiv widerlege, das heißt die Schuldlosigkeit der deutschen Regierung an diesem Kriege unanfechtbar beweise, statt sie nur immer zu behaupten."

Abgesehen von diesem Wunsche nach Klarstellung der Schuldfrage nimmt der Verfasser in sechs Thesen ausführliche Stellung zu der Frage über Ursachen und Anlässe von Kriegen überhaupt wie des gegenwärtigen Krieges im besonderen und sucht dafür allgemeine Grundsätze aufzustellen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen sind folgende sechs Sätze:

1. Der Krieg ist in der modernen Welt ein Verbrechen; seine Anstifter sind Verbrecher im strafrechtlichen Sinne des Wortes.

2. Das zur Verhandlung stehende Verbrechen ist in der Zeit vom 23. Juli 1914 bis 1. August 1914 begangen worden; „Vorgeschichten" haben daher im besten Fall den Wert mildernder Umstände.

3. Daß ein imperialistischer Eroberungskrieg, wie „J'accuse" die gegenwärtige Weltkatastrophe qualifiziert, im modernen Europa das gigantischste Verbrechen darstellt, das menschliche Phantasie sich ausdenken kann, bedarf für uns Pazifisten und Demokraten keiner weiteren Erörterungen. Aber auch die bloße Idee eines objektiv notwendigen oder subjektiv geglaubten, das heißt vorgeschützten Präventivkrieges verdient die schärfste Zurückweisung und Brandmarkung als einer Theorie für Verbrecher und solche, die es werden wollen.

4. Betonung der Tatsache, daß der Krieg niemals durch unbefleckte Empfängnis entsteht, sondern aus dem Willen zur Macht einzelner.

5. Außerachtlassung aller patriotischen Vorurteile und vorschriftsmäßigen Gesinnungen;

Untersuchung im Namen Europas und des universellen Rechtsgewissens der Völker.

6. Das Wohl der Völker als einzig zulässige Diskussionsbasis und höchstes Ziel.

Ich halte es für einen Fehler, wenn Fernau der „Vorgeschichte" keine Bedeutung beimißt. „Die Vorgeschichte des Krieges", so heißt es auf Seite 42 „gehört überhaupt nicht zur Diskussion". Dies widerspricht sowohl der von ihm eingehaltenen Analogie eines Strafverfahrens gegen „Verbrecher" wie auch der im Buch „J'accuse" eingeschlagenen Methode einer strafgerichtlichen Untersuchung. Die moderne Strafrechtspflege räumt der „Vorgeschichte" eines Verbrechens einen breiten Raum ein. Denn sie allein ermöglicht ihr, den Verbrecher zu verstehen und den Einfluß des „Milieus" auf seine Tat kennen zu lernen. Wie weit diese Erkenntnis dem Verbrecher selbst zugute kommt oder ihn belastet ist Nebensache. Ihr Wert liegt in der dadurch gebotenen Möglichkeit, die Gesellschaft vor Wiederholung der ihr bereiteten Schädigung zu schützen. Und bei dem im Buche Fernaus angeregten Verfahren muß dieser Gesichtspunkt in erster Linie stehen. Das Geschehene läßt sich auch hier nicht mehr ungeschehen machen, aber indem wir den Werdegang der Ereignisse aufklären, kommen wir in die Lage, künftigen Versuchen vorzubeugen. Nur der Gedanke an die Nutzanwendung in der Zukunft gibt den Nachforschungen in der Vergangenheit einen Zweck, und aus diesem Grunde müssen wir mit allem Nachdruck die Wichtigkeit der „Vorgeschichte" dieses Krieges betonen. Dies um so mehr, als gerade diese „Vorgschichte" die schwache Seite von J'accuse" ist, was dessen Bekämpfer mit feiner Witterung herausfühlen. Sie begnügten sich alle damit, diese schwache Stelle zu bekämpfen.[1])

Aus dieser Gleichgültigkeit gegenüber der Vorgeschichte gelangt Fernau dazu (S. 54) einen in meinem Buch „Europäische Wiederherstellung" gemachten Ausspruch zu bekämpfen, wobei ich den gegenwärtigen Krieg bezeichne als „die logische Folge jenes Friedens, den wir besaßen". Der Krieg ist ihm niemals „eine logische Folge" oder ein „notwendiges Ergebnis", sondern ein Wille. Ich habe über die Freiheit des Willens andere Anschauungen als Fernau, wenn er mich auch deshalb als einen Anhänger von „nichtssagenden Theorien" und als einen „katzbuckelnden Metaphysiker" bezeichnet (S. 62) und mich sogar zu den „Zuhältern der Kriegsfurie" (ebenda) rechnet. Ich nehme ihm das weiter nicht übel und setze diese Entgleisungen auf das Konto jener Leidenschaftlichkeit, mit der das ganze Buch geschrieben ist, der wir aber auch viele schöne, manchmal erhebende Stellen verdanken. Aber wenn der Krieg ein Wille sein kann, wenn, wofür den Beweis zu liefern es Fernau in erster Linie ankommt, der Kriegsvirus in dem „Macht- und Mutwillen einzelner auf Grund rückständiger Verfassungen mit absolut politischer Macht ausgestattet gebliebenen Persönlichkeiten" liegt, so bedingt dies einen Zustand, in dem diese Einzelnen jene Macht üben und jenen ausschlaggebenden Willen anwenden können. Dieser Zustand ist das Primäre! Ganz recht hat Fernau, wenn er (S. 58) sagt: „Nicht Imponderabilien, Zeitströmungen, Götter oder Völker setzen die Lunte in Brand, die zu den Explosivstoffen führt, sondern einzelne Menschen." Aber wie kämen sie in die Lage, Unheil anzurichten, wenn nicht schon die Explosivstoffe da wären? Wo kommen diese her, durch welches Versäumnis wurden sie nicht fortgeschafft? Das ist notwendig zu wissen. Denn wenn der anzündende Verbrecher auch entdeckt und bestraft sein wird, wird sich doch kein Jota an der Gefahr einer Wiederholung des Verbrechens geändert haben, wenn wir diese grundlegenden Fragen nicht geklärt haben. Und nur aus diesem Grunde habe ich in meinem Buche auf jene tieferen Ursachen hingewiesen, auf „den Frieden, den wir besaßen", weil es mir nicht allein um Rache, sondern um Hilfe zu tun ist.

Diese Einwände sollen aber die Bedeutung des Fernauschen Buches keineswegs abschwächen. Es ist eingestandenermaßen nicht für Leser geschrieben, die so differenzieren. Es ist aus dem Zorn der Zeit heraus verfaßt und will anscheinend auch nur auf jene wirken, die von diesem Zorn erfaßt sind. Es scheint mir ein frühes Vorzeichen jener Literatur zu sein, die in dichten Schwärmen nach dem Kriege kommen und den zurückgehaltenen Schmerzens- und Wutschrei, der heute in ihrem Denken und Empfinden gefesselten Millionen dröhnend ausstoßen wird. Es ist voll von schlagenden Bemerkungen und Aufrichtigkeiten, die heute um so eher ans Herz greifen, als man sich bei der Uniformierung aller geistigen Äußerungen derartigen Tönen schon längst entfremdet hat.

F.

[1]) Im Januar 1893 — also vor 23 Jahren — schrieb Bertha von Suttner: „Es wird eben heute schon allgemein empfunden, daß dieser Wille (der Wille zum Kriege) verbrecherisch ist, was man nicht einsieht, ist dies: daß die Kriegserklärung die akute, die ewige Kriegsvorbereitung und stillschweigende Kriegssanktion aber die chronische Form desselben Verbrechen ist."

demain. Pages et documents paraissant le 15 de chaque mois. 1re année. 15 janvier. Genève, 28, rue du marché. J. H. Jeheber, éditeur. Henri Guilbeaux, directeur. Einzelhefte fr. 1.25. 12 frs. für den Jahrgang.

Eine in französischer Sprache geschriebene Zeitschrift für die Völkerverständigung und für die Wiederherstellung — oder wie der Herausgeber in der Einleitung betont: für die Herstellung Europas nach dem Kriege! Herstellung unter Hinweglassung des alten Materials. Die alten Materialteile werden immer von Keimen und schädlichen Mikroben wimmeln. Das Programm des neuen Unternehmens ist in folgenden Sätzen Henri Guilbeaux's deutlich ausgedrückt: „In unserer dynamischen und internationalen Zeit ist es keineswegs mehr möglich, eine oder mehrere Nationen zu isolieren oder einzukreisen. Diejenigen, die heute die heftigsten und entschiedensten Erklärungen unterzeichnen, werden die ersten sein, die ihre Verbindungen wieder aufnehmen werden. Wir,

die wir Menschen geblieben sind, wir müssen die Wiederaufnahme der offenen, intelligenten, herzlichen und fruchtbaren Beziehnngen vorbereiten zwischen den Völkern, die heute durch Schützengraben und Stacheldraht künstlich und verbrecherisch getrennt sind. Deshalb werden wir aus unserer Sprache den Haß verbannen, den eine feile Presse und gewisse skrupellose, herz- und geistlose Journalisten verbreiten."

Der Herausgeber hat schon vor dem Kriege für die franko-deutsche Verständigung gearbeitet, und, indem er jenen Plänen, denen an beiden Seiten des Rheins so viele edle und kluge Menschen anhingen, treu blieb, hat er seine beste Legitimation für das jetzt unternommene so unendlich schwierige Werk erbracht. Als sein ständiger Mitarbeiter steht sein großer Landsmann Romain Rolland an seiner Seite. Dieser von der französischen Presse so viel geschmähte Rolland, dessen vernünftiges Buch „Au-dessus de la mêlée" bei seinem ersten Erscheinen in Frankreich dennoch auf den ersten Hieb 15,000 Käufer fand.

Wir begrüßen das französische Bruderblatt, das gleich uns in dieser schweren Zeit das Banner der Vernunft hochhalten und das Palladium der Menschlichkeit hinüberretten will für die Kommenden, auf das Herzlichste, als eine Tat, die morgenrotgleich das Herannahen einer neuen glücklichen Periode verheißt.

Die erste vorliegende Nummer bringt außer dem bereits erwähnten Einleitungsartikel des Herausgebers, Aufsätze von Romain Rolland, Forel, M. Swanwick und einen bisher unveröffentlichten Brief Tolstois. In der „Faits, Documents et Glosses" finden sich zahlreiche Hinweise auf die Regungen des besseren Teiles der Menschheit, wie diese in Frankreich und Deutschland sich bemerkbar machen. *F.*

Eingegangene Druckschriften.[1]) ⁂ ⁂ ⁂ ⁂

(Besprechung vorbehalten.)

Weltwirtschaftliches Archiv. Zeitschrift für allgemeine und spezielle Weltwirtschaftslehre. Herausgegeben von Prof. Dr. Bernhard Harms in Kiel. gr. 8°. Jena, Gustav Fischer. 7. Band, Heft 1.

Aus dem Inhalt: Lammasch, über Otlets Buch „La fin de la guerre".

Zeitschrift für Völkerrecht. Herausgegeben von Prof. Jos. Kohler, Berlin, und Prof. Max Fleischmann, Königsberg. gr. 8°. Breslau 1916, J. U. Kerns Verlag (Max Müller). IX. Band, 3. Heft.

Aus dem Inhalt: Geheimrat Dr. Julius von Wlassics, Die Kriegsgefangenen und das internationale Recht. — Dr. Karl Strupp, Der belgische Volkskrieg und die Haager Landkriegsordnung. — Prof. Josef Kohler, Die Neutralität Belgiens und die Festungsverträge. — usw.

Revue générale de Droit international public. gr. 8°. Paris 1915, A. Pédone. November-Dezember, Nr. 6.

Aus dem Inhalt: Prof. J. Basdevant, Le traité franco-espagnol du 27 novembre 1912, concernant le Maroc. — Etats-Unis d'Amérique, Brésil, Chili et République argentine. — usw.

European War, The, The New York Times Current history. A monthly magazine. gr. 8°. New York January 1916. Published by the New York Times Company, Times Square. Von S. 613 bis S. 814.

Aus dem Inhalt: Count Khuen-Héder-vary, Austria-Hungary still lives. — Bethmann-Hollweg, Germany invincible and secure. — Woodrow Wilson, The State of the nation. — Théodore Roosevelt, Criticism of the Presidents Message. — Prof. Sieper, The duties of patriotism. — usw.

Asquith, Rt. Hon. H. H.,

Der Krieg, seine Ursachen und seine Mahnung. Sechs Reden des britischen Ministerpräsidenten. (August/Oktober 1914.) gr. 8°. Lausanne, O. J., Payot & Cie. 42 S. 20 Cts.

Beck, James M.,

Die Doppelallianz gegen die Triple-Entente. gr. 8°. Lausanne, O. J., Payot & Cie. 35 S. 20 Cts.

Bédier, Prof. Joseph,

Deutsche Verbrechen durch deutsche Dokumente bewiesen. Aus dem Französischen übersetzt von A. Rosa. 8°. Lausanne, O. J. Abhandlungen und Dokumente über den Krieg. Payot & Cie. 40 S. 50 Cts.

Bericht

der Kommission zur Untersuchung der von deutschen Truppen verübten Gewalttätigkeiten. Eingesetzt von der Regierung Seiner Britannischen Majestät unter dem Vorsitz von The Rt. Hon. Viscount Bryce, O. M., ehem. britischer Botschafter in Washington. gr. 8°. Lausanne, 1915. Payot & Cie. 72 S. 40 Cts.

Berichte

über die Verletzung des Völkerrechts in Belgien. Nebst Auszügen aus dem Pastoralbriefe Ihrer Eminenz des Kardinals Mercier. Vorwort von Staatsminister J. van den Heuvel. Mit 5 Taf. gr. 8°. Lausanne, 1915. Amtliche Kommission der belgischen Regierung. Payot & Cie. XXXVIII und 138 S. 2 Fr.

Bolliger, Dr. Adolf,

Tatsachen. Das Sendschreiben der französischen Protestanten an die Protestanten der neutralen Staaten beantwortet. kl. 8°. Emmishofen 1916, Evangelische Buchhandlung. 31 S. 25 Cts.

Bröger, Karl,

Kamerad, als wir marschiert. Kriegsgedichte. gr. 8°. Jena 1916, Eugen Dieterichs. 47 S.

Das Ziel. Aufrufe zu tätigem Geist. Herausgegeben von Dr. Kurt Hiller. gr. 8°. München und Berlin 1916, Georg Müller Verlag. 222 S.

[1]) Alle hier verzeichneten Druckschriften können außer durch den Buchhandel auch durch die Geschäftsstelle der Deutschen Friedensgesellschaft, Stuttgart, Werfmershalde 14, bezogen werden.

Elsner, Dr. Leo,
Jedem das Seine. Eine völkerrechtliche Studie. 8°. Wien-Leipzig 1915, Anzengruber Verlag Brüder Suschitzky. 19 S.

Bryce, James,
Neutrale Völker und der Krieg. gr. 8°. Lausanne, O. J., Payot & Cie. 16 S. 10 Cts.

Church, S. H.,
Antwort auf den Appell deutscher Gelehrter an die zivilisierte Welt. (Neu herausgegeben mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und der Eigentümer der „New York Sun".) gr. 8°. Lausanne, O. J. Payot & Cie. 19 S. 10 Cts.

Der Krieg.
Ein Vor- und Rückblick. Bericht dreier Reden, gehalten von dem Ersten Lord der Admiralität Winston Churchill (im Unterhaus, am 27. Nov. 1914) dem Kriegsminister Earl Kitchener (im Oberhaus am 26. Nov. 1914) und dem Finanzminister David Lloyd George (im Unterhaus, am 17. Nov. 1914). gr. 8°. Lausanne, O. J., Payot & Cie. 31 S. 20 Cts.

Durkheim, Prof. E.,
„Deutschland über alles". Die deutsche Gesinnung und der Krieg. Aus dem Französischen übersetzt von Jacques Hatt. 8°. Lausanne, O. J. Abhandlungen und Dokumente über den Krieg. Payot & Cie. 51 S. 50 Cts.

Fisher, H. A. L., Vizekanzler der Universität Sheffield,
Der Wert kleiner Staaten. gr. 8°. Lausanne, O. J. Payot & Cie. 23 S. 10 Cts.

Fried, Dr. Alfred H.,
Die Forderung des Pazifismus. Vortrag gehalten vor der Freistudentenschaft in Zürich. 8°. Zürich 1916. Art. Institut Orell Füßli. 30 S.

Jost, Karl,
Volkslehrbuch der internationalen Hilfssprache. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. A. Forel. 8°. Zürich 1915, Grütlibuchhandlung. 110 S. 2 Fr.

Lanson, Prof. Gustave,
Deutsche Kultur, russische Menschlichkeit. Aus dem Französischen übersetzt von Ad. Hanhardt. 8°. Lausanne O. J., Payot & Cie., 31 S. 50 Cts.

Lersch, Heinrich,
Herz! Aufglühe dein Blut! Gedichte im Kriege. gr. 8°. Jena 1916, Eugen Diederichs. 116 S.

Massingham, H. W.,
Wie England dazu kam, Belgien zu helfen. Abdruck aus „The Nation" vom 3. Oktober 1914. gr. 8°. Lausanne, O. J., Payot & Cie. 11 S. 10 Cts.

Murray, Prof. Gilbert,
Ist Krieg je berechtigt? gr. 8°. Lausanne O. J., Payot & Cie. 22 S. 10 Cts.

Nothomb, Pierre,
Das Märtyrertum Belgiens. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von A. Dietrich. 8°. Lausanne, O. J., Payot & Cie. 62 S. 50 Cts.

Europäische Krieg, Der, in aktenmässiger Darstellung. Deutscher Geschichtskalender. Oktober. 8°. Leipzig 1915, Felix Meiner. Von S. 557 bis S. 730.

Norton, Roy,
Der Friedensfreund. gr. 8°. Lausanne, O. J., Payot & Cie. 18 S. 10 Cts.

Popper-Lynkeus, Josef,
Nach dem Kriege! Ein Auszug aus dem Werke: Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage, eingehend bearbeitet und statistisch durchgerechnet. Zusammengestellt von Walther Marcus. gr. 8°. Dresden 1915, Carl Reißner. 71 S. 70 Pfg.

Prince, Dr. med. Morton,
Die amerikanische Auffassung des Krieges gegenüber der deutschen. gr. 8°. Lausanne, 1915. Payot & Cie. 31 S. 20 Cts.

Reichen, Albert,
Die Hilfstätigkeit der Schweiz im Weltkrieg. 8°. Zürich 1916. Der Samariterdienst der Schweiz im Weltkrieg. Heft 1. Art. Institut Orell Füßli. 30 S. 60 Cts.

Reiß, Prof. R.-A.,
Wie die Österreicher und Ungarn in Serbien Krieg führten. Persönliche Beobachtungen eines Neutralen. Aus dem Französischen übersetzt von Jacques Hatt. 8°. Lausanne, O. J. Abhandlungen und Dokumente über den Krieg. Payot & Cie. 51 S. 50 Cts.

Stöcker, Dr. phil. Helene,
Geschlechtspsychologie und Krieg. Sonderabdruck aus dem Publikationsorgan des Bundes „Die neue Generation". 11. Jahrgang, 9. Heft. Kriegshefte des Bundes für Mutterschutz Nr. 3. 8°. Berlin W. 15. 1915. Osterheld & Co. 16 S. 30 Pfg.

Weiß, Prof. André,
Die Verletzung der Neutralität Belgiens und Luxemburgs von seiten Deutschlands. Aus dem Französischen übersetzt von S. Stahl. 8°. Paris, O. J. Abhandlungen und Dokumente über den Krieg. Librairie Armand Colin. 40 S. 50 Cts.

Wrangel, F. v.,
Die Kulturbedeutung Rußlands. Vortrag, gehalten vor der Zürcher Freistudentenschaft. 8°. Zürich 1916, Art. Institut Orell Füßli. 67 S. 1 Fr.

Discours prononcés à la Douma et au Conseil d'Empire sur la situation du peuple juif en Russie. Traduit par Gustave Brocher. 8°. Lausanne 1915, F. Rouge & Cie. (rue Haldimand 6). 64 S.

Grotius. Annuaire international pour l'année 1915. 8°. Haag 1916, Martinus Nijhoff. 200 S.

Horowitz, M. D.,
Essai d'une proposition de paix. L'organisme des états-tampons gardiens de la paix. gr. 8°. La Haye 1915, Martinus Nijhoff. VIII u. 120 S.

Lange, Chr. L.,
The American peace treaties. Full texts of treaties with an introduction and a commentary. gr. 8°. Kristiania 1915, Interparliamentary Union. H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard). 80 S.

VERLAG: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

Gerade weil ich Deutscher bin!

Eine Klarstellung der in dem Buche „J'accuse" aufgerollten Schuldfrage

:-: Von **Hermann Fernau** :-:

75 Seiten. * 8° Format. * Preis 1.25

Seit Beginn des Weltkrieges ist es wohl das erste Mal, dass ein deutscher Schriftsteller die laute Forderung aufstellt, man müsse die Schuldfrage an diesem Kriege so untersuchen „wie unsere grossen Denker es uns gelehrt haben", das heisst sachlich, mit juristischer Unparteilichkeit und wissenschaftlicher Objektivität. Da diese Schuldfrage in einem für Deutschland anklagenden Sinne, aber mit juristischer Meisterschaft von dem Buche „J'accuse" aufgerollt worden sei, da J'accuse eine gewaltige Verbreitung und Wirkung in der Welt gehabt habe, so gilt es, die Thesen dieses anklägerischen Buches ebenso aktenmässig zu widerlegen als sie aktenmässig aufgebaut sind. Auf keinen Fall darf deutscherseits das Buch totgeschwiegen oder fortgeschimpft werden; denn darin läge eine Selbstanklage.

Fernaus These, dass der Krieg weniger aus Ideen, Zuständen usw. entsteht, sondern in erster Linie aus dem Willen und Verschulden Einzelner, ist ebenso kühn als unbestreitbar. Er betont daher, dass Europa erst dann im Sinne eines dauernden Friedens organisationsfähig wird, wenn vorerst diese persönliche Schuldfrage aktenmässig festgestellt und die Nutzanwendung aus ihr gezogen wird.

Mit seiner wuchtigen und doch eleganten, geistreichen Sprache gehört Fernaus Schrift wohl zu dem eigenartigsten und kühnsten, was die deutsche Kriegsliteratur bisher hervorgebracht hat. Seine Ausführungen werden die Zustimmung aller derer finden, die den Krieg als ein Verbrechen wider die Kulturmenschheit ansehen und mithelfen wollen an der endlichen Begründung eines Friedens ohne Furcht und Waffen. Dieses Ideal kann nicht erreicht werden, solange wir die eigentlichen Kriegsursachen nicht beim richtigen Namen nennen.

Der Samariterdienst der Schweiz im Weltkrieg

Heft 1.

Die Hilfstätigkeit der Schweiz im Weltkrieg

Von **Albert Reichen,** Pfarrer in Winterthur

30 Seiten, 8° Format, mit 2 Abbildungen. Preis —. 60.

Man hört und liest beinahe täglich da und dort von der Liebestätigkeit der Schweiz im Weltkrieg, von Verwundetenzügen, Kriegsgefangenenpost, Aufsuchung der Vermissten, Hilfsstellen für Kriegsgefangene, Durchzug der Internierten und Evakuierten, Hilfsstellen für Kriegsgeiseln usw. Aber was man hört und liest, sind einzelne, gelegentliche, kleine Bemerkungen und Mitteilungen, während man sich auch in weiteren Kreisen gewiss gerne ein deutlicheres Bild von dieser Hilfstätigkeit machen möchte. Diesem Wunsche kommen eine Reihe von kurzen, volkstümlichen und billigen Darstellungen entgegen, die unter dem Gesamttitel „Der Samariterdienst der Schweiz im Weltkrieg" erscheinen.

Das vorliegende erste Heft bildet gleichsam die Einleitung der Sammlung. Es bietet einen Überblick über das Wichtigste der internationalen Hilfstätigkeit der Schweiz. Der zeitgemässe Inhalt und die lebendige Schilderung erwecken den Wunsch, es möchte das kleine Heft, das auch äusserlich gut ausgestattet ist, in den weitesten Kreisen des Volkes gelesen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Inhaltsverzeichnis der beiden letzterschienenen Nummern der „Blätter für zwischenstaatliche Organisation, der Friedens-Warte XVII. Jahrgang". 1915

Heft 8

Der Berner Kongress. — Die Demokratisierung der auswärtigen Politik. Von Dr. *Friedrich Curtius.* — Strategie und Diplomatie. Von Prof. Dr. *Munroe Smith.* — Weltkrieg und Wahrheit. Von Prof. *Ernst Sieper.* — Geistiges Elend. Von *Hermann Fernau.* — Wer freut sich des Krieges. Von Privatdozent Dr. *Oskar Jaszi.* — Zur Annexionsfrage. I. Eine Eingabe an den Reichskanzler. — II. Sollen wir annektieren? (Die Schlussfassung der „Kritischen Denkschrift", die der Bund „Neues Vaterland" dem Reichskanzler und den Mitgliedern des Reichstags übermittelte). — Kriegsbereitschaft und Kriegsgefahr. Von *W. Eggenschwyler.* — Die Vorbereitung des künftigen Friedens. XVII. Nationaler Frauen-Ausschuss für dauernden Frieden (Deutschland). XVIII. Französische Sektion des Internationalen Frauen-Ausschusses für dauernden Frieden. XIX. Frauenweltbund zur Förderung internationaler Eintracht. — Aus meinem Kriegstagebuch. (Bruchstücke vom September). — Aus der Zeit: „Feldgraue" Theorie. — Wehbergs Brief an Kohler. — Kurze Mitteilungen. — Kongress-Kalender. — Literatur und Presse.

Heft 9/10

(Letztes Heft des Jahrganges 1915): Ein Jahrhundert organisierter Friedensarbeit in den Vereinigten Staaten. Von *Arthur Deerin Call.* — Krieg und sittliche Unvollkommenheit der Menschennatur. Von *Hans Fülster.* — Hassen sich die Völker? Von Oberamtsrichter *E. Dosenheimer.* — Die Fehlidee des Nationalitätenprinzips. Von *O. Umfrid.* — Burgfriede. Offener Brief an Dr. Gertrud Bäumer. Von *Minna Cauer.* — Die Friedensbestrebungen der französischen Freimaurer. Von *Oswald Wirth.* — Die grössere Täuschung. Von *W. Eggenschwyler.* — Zeitgemässe Erinnerungen an Bluntschli. Von Gerichtsassessor a. D. Dr. *Hans Wehberg.* — Aus meinem Kriegstagebuch. (Bruchstücke vom Oktober und November). — Aus der Zeit: Eine Kundgebung des nationalen Frauen-Ausschusses für dauernden Frieden. — Vertagung des Berner Studienkongresses. — Thomas Prichard Newmann †. — Esperanto und Pazifismus. — Das Londoner Hilfskomitee. — Literatur und Presse.

Friedenswarte XVIII. Jahrgang 1916.

Heft 1.

Bismarcks Werk im Licht der grossdeutschen Kritik. Von Prof. Dr. *Friedrich Wilhelm Förster,* München. — Krieg und Charakterveredlung. Von *H. von Beaulieu.* — Über den Sinn dieses Krieges. Von Graf *Hermann Keyserling.* — Kriegsgewinne grosser Rüstungsunternehmungen in Deutschland. Von Dr. *Oscar Stillich,* Berlin. — Hermann Hesse und „die Pazifisten". — Aus meinem Kriegstagebuch. — Aus der Zeit: Ernst Sieper †. — Berner Studienkongress. — Aphorismen aus den Schriften des Erzherzogs Carl von Oesterreich. — Einige Beschlüsse von der Hauptversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft. — Literatur und Presse.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Friedensbewegung

von **Alfred H. Fried**

Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. 1913

Band 1.

Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung

I. Abschnitt: Die Grundbegriffe der Friedensbewegung. — *II. Abschnitt:* Die realen Grundlagen der Friedensbewegung. — *III. Abschnitt:* Die Organisation des Weltfriedens. — *IV. Abschnitt:* Streitlösung ohne Gewalt. — *V. Abschnitt:* Das Haager Werk. — X und 269 Seiten. Mk. 3.—.

Band 2.

Geschichte, Umfang u. Organisation der Friedensbewegung

VI. Abschnitt: Die Geschichte der Friedensbewegung. (*A.* Bis zum Wiener Kongress. — *B.* Vom Wiener Kongress bis zur ersten Haager Konferenz. — *C.* Von der ersten Haager Konferenz bis zur Gegenwart (1912). — *VII. Abschnitt:* Die Friedensbewegung und ihre Organe. (*A.* Institutionen, Gesellschaften, Stiftungen, Zentralstellen usw., die der Friedensidee dienen. — *B.* „Wer ist's?" des Pazifismus 330 Biographien. — *C.* Führer durch die pazifistische Literatur.) — Sachregister. — Personenregister. 492 Seiten. Mk. 5.—.

Beide Bände (771 Seiten) in einen eleganten Halbfranzband gebunden Mk. 10.—

341.05
F R
Pol. sci

XVIII. Jahrgang

Nr. 3. / März 1916
Jedes Heft 80 Cts.

DIE FRIEDENS-WARTE

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried

INHALT

Eine Erwiderung auf Professor Natorp. / Was „richtet" die Weltgeschichte. Von Prälat Dr. Paul v. Mathies, Zürich. / Ein Fundamentalirrtum zeitgeschichtlicher Diskussion. Von Dr. Edward Stilgebauer, Zürich. / Eine Friedenskundgebung in Budapest. / Der Wille zur Ignoranz. Von Paul Bertram. / Aus den Erinnerungen eines Achtzigjährigen. / Wie weit dürfen unsre Zukunftswünsche sich erstrecken? Von Ministerialrat Jonkheer Dr. B. de Jong van Beek en Donk, Haag. / Die Vorbereitung des künftigen Friedens. / Professor Vierkandt über den „wissenschaftlichen Pazifismus". / Das alte und das neue System der Friedens-

(Fortsetzung umstehend)

Friedens-Warte-Verlag
Art. Institut Orell Füssli, Zürich

Die Friedens-Warte erscheint im allgemeinen monatlich. — **Bezugspreis** bei direkter Postzusendung oder durch den Buchhandel: Fr. 8.— oder Mark 8.— für den Jahrgang; Fr. 4.— oder Mk. 4.— für den halben Jahrgang. Einzelhefte 80 Cts. oder 80 Pfge. (Ohne Gewähr des richtigen Eintreffens in den kriegführenden Ländern.)

Herausgeber: **Dr. Alfred H. Fried.**

Alle Zuschriften (Redaktion wie Versand betreffend) sind an das *Art. Institut Orell Füssli, Zürich*, Bärengasse 6, zu richten.

Zahlungen an den Verlag können geleistet werden:
a) durch Postanweisung,
b) durch Einzahlung auf Post-Scheck-Konto: Für *Deutschland* Leipzig Nr. 17,884, für *Österreich* Wien Nr. 145,116, für die *Schweiz* Zürich Nr. VIII, 640.

Man bezieht durch alle Buchhandlungen wie direkt durch den Verlag.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

„Die Friedens-Warte" ist das Organ des modernen, wissenschaftlich und politisch orientierten Pazifismus, der nichts zu tun hat mit den Fantasiegebilden vom sogenannten „ewigen" Frieden, vom „Allerweltsfrieden", oder gar mit dem „Frieden um jeden Preis". Sie bekämpft jenen Dilettantismus, der sich mit kunstvollen Konstruktionen für ein Weltstaat-System abmüht, in das die Staaten hineingezwängt werden sollen.

„Die Friedens-Warte", die früher auf die Gefahren hingewiesen hat, die das System der Staatenanarchie notwendig zeitigen muß, und die – wenn auch vergeblich – die Wege gezeigt hat, durch deren Benützung die Gefahr hätte verhütet werden können, wird nach dem Kriege den ernsten Aufgaben dienen, die die notwendig werdende *Wiederherstellung Europas und dessen Neugestaltung* mit sich bringen werden. Sie wird an dem **Abbau des Hasses mitarbeiten, die zerrissenen Fäden der internationalen Zusammenarbeit anknüpfen helfen, das Vertrauen von Staat zu Staat, die Verständigung von Volk zu Volk zu stärken bemüht sein.** Sie wird ferner eintreten

für die Öffentlichkeit und Demokratisierung des diplomatischen Dienstes,
für den Ausbau des Haager Werkes,
für ein vernünftiges Maß der Rüstungen,
für die Stärkung des Völkerrechts, soweit es sich um das Friedensrecht handelt und unter Bekämpfung des sogenannten „Kriegsrechts",
für den Ausbau überstaatlicher Organe und Ämter,
für die Entwicklung der internationalen Verkehrsfreiheit,
für die Förderung der Weltwirtschaft,
für die Trennung von Nation und Staat,
für die Bekämpfung des Chauvinismus und
für die Züchtung eines europäischen Friedensgeistes.

(Fortsetzung von der Titelseite)

sicherung. Aus meinem Kriegstagebuch. / Aus der Zeit: Klas Pontus Arnoldson †. / Die Österreichische Friedensgesellschaft. / „Würdelos". / Literatur und Presse.

Eine Erwiderung auf Professor Natorp.

Der Begriff eines „wissenschaftlichen Pazifismus", den Natorp zum Ausgangspunkt seines Artikels im „Kunstwart" (2. Oktoberheft 1915) macht, ist im letzten Jahrzehnt entstanden als Ausdruck einer tiefer begründeten, mehr durchdachten, nur mit dem Möglichen rechnenden Methode zur Einschränkung der Gewaltanwendung innerhalb der Staatenbeziehungen, an Stelle der früher überwiegenden rein gefühlsmäßigen Arbeits- und Betrachtungsweise. Um eine Schädigung der Gegenkrieg-Bewegung hintanzuhalten, und namentlich, um den durch den Weltkrieg erzeugten neuen Kräftezuwachs dieser Bewegung in nützliche Bahnen zu leiten, habe ich kürzlich die Gründung einer „Deutschen Gesellschaft für wissenschaftlichen Pazifismus" in die Wege geleitet, zu deren Mitarbeit sich bereits eine Reihe hervorragender Gelehrter der verschiedenen Wissenszweige bereit erklärte, unter denen sich auch Prof. Natorp befindet.

Um „wissenschaftlichen Pazifismus" handelt es sich dabei, und nicht um „pazifistische Wissenschaft". Letzteres ist sicher ein Unding, wie Natorp behauptet. Aber „wissenschaftlicher Pazifismus" ist ebenso sicher kein Unding. Er bedeutet nichts anderes als für die mannigfaltigen Probleme der Friedenslehre die Zuhilfenahme wissenschaftlicher Erkenntnis, wie diese auf den Gebieten der Biologie, der Gesellschaftslehre, der Psychologie, der Ethik, Erziehungskunde, der Rechtswissenschaft, Wirtschaftslehre und Geschichte bereits gezeitigt wurde, und die weitere Ausgestaltung und Anordnung der auf diesen Gebieten zu leistenden Arbeit im Dienste und in der Richtung des pazifistischen Zentralproblems.

Der „wissenschaftliche Pazifismus" richtet sich in erster Linie gegen jenes Dilettantentum, das den Krieg durch gute Ratschläge und die Aufstellung bestimmter Gesellschaftsregeln für die Staatenwelt glaubt unverzüglich beseitigen zu können, das ferner der naiven Meinung lebt, es läge lediglich an dem Fehlen solcher Organisationsnormen, daß die Menschheit von dem größten aller Übel bis jetzt noch nicht befreit werden konnte. Diesen „Konstrukteuren" gegenüber habe ich schon seit langem mein „Kriterium der sozialen Utopie" aufgestellt, worin ich den grundlegenden Unterschied zwischen der Methode des technischen Fortschritts und der Methode des sozialen Fortschritts klarlegte. Der Kern meiner Darlegungen liegt darin, daß der Mensch soziale Gebilde ebensowenig schaffen kann, wie natürliche. Da er jedoch den natürlichen Entwicklungsprozeß zu beschleunigen und so zu beeinflussen vermag, daß er veredelte Produkte erzielt, vermag er auch den Entwicklungsgang der Gesellschaft zu beschleunigen und derart zu beeinflussen, daß sich allmählich gewisse vervollkommnete und veredelte Formen des sozialen Zusammenlebens daraus ergeben. Wir können eine Staatenordnung nicht dekretieren; aber zu ihr erziehen können wir. Wir können die Staatengesellschaft so veredeln, wie wir ein Pferd oder einen Apfel veredeln können. Der wissenschaftliche Pazifist will nicht Techniker sondern Züchter sein. In dieser Lehre scheinen mir und anderen die Grundlagen für einen wissenschaftlichen Pazifismus gegeben, scheint uns besonders ein Schutzdamm der pazifistischen Bewegung gegen den sich breit machenden Dilettantismus zu liegen, der um so nachdrücklicher bekämpft werden muß, als er der im allgemeinen noch mit großer Skepsis aufgenommenen pazifistischen Lehre den Kredit zu rauben sich eignet. Die von mir geplante Gründung einer „Deutschen Gesellschaft für wissenschaftlichen Pazifismus" soll gar nichts anderes sein als eine Reichsbank der Idee, die durch die Goldansammlung der zeitgenössischen, im Sinne des Pazifismus wirkenden Wissenschaft den Kredit des Pazifismus in Deutschland regulieren und heben soll.

Nun kommt aber zu meiner Überraschung Natorp und bekämpft etwas als „wissenschaftlichen Pazifismus", was mir gerade als dessen gegebenes Gegenteil gilt; nämlich jenen utopischen Konstruktionismus, dessen

Überwindung allen ernsten Pazifisten am Herzen liegt. „Frieden zu machen", nennt Natorp die „Forderung des Pazifismus", einen Gedanken, den ich aber mit ihm ablehne. Und indem er in eine „kurze Prüfung der pazifistischen Vorschläge" eingeht, führt er das ganze vom „wissenschaftlichen Pazifismus" verabscheute Programm just jener Konstruktionisten an, jene „Ratschläge zum Frieden", deren pilzähnliche Fruchtbarkeit wir Pazifisten selbst beklagen, und alle jene dilettantischen Forderungen nach Abrüstung, Schiedsgericht für alle Streitfälle, internationale Exekutivgewalt und ähnlichen schönen Dingen, gegen die wir selbst tagtäglich auftreten müssen. Mit der Bekämpfung dieser Ideen bin ich mit Natorp völlig eines Sinnes, ihr habe ich seit Jahren den Hauptteil meiner Arbeit gewidmet. Das Unglück liegt nur darin, daß Natorp nicht weiß, daß d a s nicht der Pazifismus ist, der Anspruch auf Beachtung machen darf, daß kein vernünftiger Pazifist mehr diesen Hirngespinsten nachläuft, daß das vor allem n i c h t „wissenschaftlicher Pazifismus" ist, sondern der krasseste Dilletantismus, gegen den sich ja keine Lehre, keine Bewegung wehren kann, mit dem aber nicht verwechselt zu werden, jede ernste Bewegung einen Anspruch erheben darf.

Wenn sich Natorp mit dem Pazifismus etwas näher bekannt gemacht und sich nicht damit begnügt hätte, das Schreiende und Glänzende für das Echte zu nehmen, dann hätte er gesehen, wie sehr diese Lehre doch schon entwickelt ist, und manche von ihm vorgebrachte Bedenken hätte er gelöst gefunden. So betrachtet er das Problem der zwischenstaatlichen Ordnung doch zu sehr vom Gesichtspunkt der heute noch vorherrschenden Anarchie, und nur dadurch kommt er dazu, die Ordnung als etwas Untaugliches, ja Utopisches zu betrachten, während in Wirklichkeit die Anarchie, die wir jetzt in ihren letzten Folgeerscheinungen beobachten können, das Unmögliche, das Unhaltbare darstellt. Der internationale Rechtszustand ist nicht unter allen Umständen zu verwerfen, nicht für alle Zeiten als unmöglich anzusehen, weil er unter der Herrschaft der Anarchie unanwendbar ist. Natorp meint — und hier mit Recht —, was wäre eine Rechtsordnung, die, wie es im gegebenen Fall sich zeigen würde, nur eine gänzliche Wehrlosmachung Deutschlands und seiner Verbündeten durch die andern Mächte bedeuten würde. Das Prinzip der Majorisierung wäre für die Zentralmächte heute die Gefahr. Natürlich! Aber wo hat der ernste Pazifismus jemals eine solche Forderung gestellt? N i c h t u m d i e M e h r h e i t h a n d e l t e s s i c h d i e s e m, s o n d e r n u m A u s g l e i c h. Nicht auf Überwindung durch Abstimmung gründen wir unsere Hoffnung auf die endliche Ausschaltung von Kriegen, sondern auf die gegenseitige Kompensation der Ansprüche durch Überredung, durch den Versuch, auf dem Wege der Vernunft zu einem erträglichen Schluß zu kommen. A l l e p a z i f i s t i s c h e n M i t t e l b e r u h e n a u f d e m G r u n d s a t z d e s A u s g l e i c h e s. Auch das Schiedsgericht ist nicht durch Mehrheitsbeschluß aufgezwungenes Urteil, sondern Lösung durch Übereinkommen. (Sofern es dabei zu einer Abstimmung kommt, ist diese nur ein bestimmtes Mittel des jedem Schiedsverfahren vorhergehenden A u s g l e i c h s!) Ebenso sind die internationalen Untersuchungskommissionen, die Vermittlungsaktionen und die guten Dienste, schließlich die Konferenzen und Kongresse nichts anderes als A u s g l e i c h s v e r f a h r e n. Niemals soll durch diese Mittel eine Minderheit majorisiert werden, vielmehr sollen die durch Gegensätze getrennten Parteien dadurch für die Vorteile des do ut des und durch die Erwägung der Risiken einer gewaltsamen Austragung von Konflikten im Vergleich zu den vielleicht geringen Vorteilen für eine gewaltlose Übereinstimmung gewonnen werden.

Der große Fehler bei der Kritisierung des Pazifismus liegt aber auch darin, daß man die Mittel des friedlichen Ausgleichs immer in ihrem Verhältnis zu den gegenwärtigen aus der Anarchie geborenen Konflikten betrachtet. Hiebei muß man selbstverständlich zu einem non liquet kommen, wenn man die großen Interessenkonflikte im Auge behält. Das zeugt aber von einem bedauerlichen Mißverstehen unserer Lehre. Wir haben stets dargelegt, daß es nicht die Aufgabe des Pazifismus ist, Einrichtungen zu schaffen, die imstande wären, a l l e heutigen Staatenkonflikte zu lösen; s e i n e H a u p t a u f g a b e b e s t e h e v i e l m e h r d a r i n, d i e S t a a t e n k o n f l i k t e s o z u g e s t a l t e n, d a ß s i e d u r c h R e c h t s e i n r i c h t u n g e n l ö s b a r w e r d e n. Man darf nicht sagen: hier ist die heutige Staatenanarchie mit ihren, die Existenz aller bedrohenden Sonderinteressen und ihren demgemäß hervorgehenden Kämpfen auf Leben und Tod, und hier sind die Mittel der friedlichen Beilegung, die selbstverständlich bei dem Charakter solcher Konflikte versagen müssen. Man darf aber sagen, hier ist ein Übel, das furchtbar und für die Dauer unerträglich ist. Versuchen wir, es zu mildern, indem wir seine Ursachen be-

einflussen. Das vermögen wir, indem wir allmählich die heutige Staatenanarchie zu einem auf Vernunft begründeten Zustand wandeln. Ich sage: allmählich, weil es widersinnig wäre, die Staaten unvermittelt in eine Ordnung hineinzwängen zu wollen. Man vermag aber, sie in diese Ordnung hineinleben zu lassen. Nicht durch Zwang, sondern durch Erweckung und Aufklärung der Menschen und durch Klarlegung der erhöhten Interessen aller an der Ordnung. Es geht nicht an, zu glauben, man könne eine im rasenden Lauf einherbrausende Lokomotive nicht anders aufhalten als durch eine mechanisch von außen her auszulösende Katastrophe. Man kann diese gewaltige Wucht zum Stehen bringen, indem man von innen das Ventil zieht. Bekämpfung der Ursache (der Anarchie), nicht Wandel der Symptome (direkte Ersetzung der Gewalt durch Ausgleich) ist die Methode des organisatorischen Pazifismus, der mit dem pazifistischen Dilettantismus nichts gemein hat. Pazifismus heißt nicht Frieden um jeden Preis, Frieden per nächsten Donnerstag, sondern Aufklärung über die Grundlagen des zwischenstaatlichen Zusammenlebens und Erziehung der Völker, dadurch der Regierungen, zu einer Umwandlung dieses Zusammenlebens. Diese Erziehungsarbeit wird es bewirken, daß die heute aus der Anarchie geborenen Fragen, die Frage um Sein oder Nichtsein eines Volkes, gar nicht mehr gestellt sein werden. Die allmählich sich ausbreitende zwischenstaatliche Ordnung wird die heute aus der Anarchie geborenen Konflikte nicht mehr aufkommen lassen. Diese werden immer mehr ihren Charakter derartig ändern, daß der Ausgleich leichter und schließlich auch die rechtliche Lösung möglich sein wird. Aber diese Umwandlung muß erarbeitet, gezüchtet und beschleunigt werden. Dies ist nicht unmöglich, wie die Geschichte lehrt, und dies ist vor allen Dingen die Aufgabe des wissenschaftlichen Pazifismus.

Es geht füglich nicht an, aus der gar nicht in Betracht kommenden Folgerung, daß ein Mehrheitsbeschluß für Gerechtigkeit keine Gewähr biete, sich, wie Natorp es tut, damit abzufinden, daß der „Krieg wenigstens das wahre Kräfteverhältnis" feststellt. Richtig ist das wohl; aber gleichen wir dann noch einer Gemeinschaft vernünftiger Wesen, wenn wir uns damit zufrieden geben wollen? Erstens ist das ein schwacher Trost, denn er verheißt weder Recht noch Sicherheit. Zweitens soll man aber nicht vergessen, wie eine Gesellschaft entarten, wie sie von ihren ureigentlichen Bestimmungen abgelenkt werden muß, wenn sie weiß, daß nur das Kräfteverhältnis im Kriege ihren Bestand sichern kann. Der Krieg wird bei ihr nie aufhören, wohl aber die Verfolgung ihres natürlichen Lebenszwecks; denn sie wird keinen andern mehr kennen als jenen, bei der schließlichen Kraftprobe zu bestehen. Sie wird alles unterdrücken müssen, um Gewaltmittel anzuhäufen und wird schließlich an dem Bestreben, ihre Einrichtung zu sichern, notwendig zu Grunde gehen.

Auch mit dem Aberglauben muß aufgeräumt werden, daß Pazifismus nur Streitschlichtung erstrebt. Der Krieg ist das Entscheidungsmittel der Anarchie. Um ihn zu vermeiden, kann nicht an Stelle des Krieges unvermittelt ein anderes Schlichtemittel gesetzt werden. Es muß vielmehr eine andere Lebensordnung errichtet werden, aus der anders geartete, nicht mehr aus der Anarchie geborene, Konflikte entstehen, wodurch das Mittel des Krieges einfach hinfällig wird. Diese Umwandlung der zwischenstaatlichen Lebensordnung ist sicher keine Utopie. Zunächst haben die Menschen trotz des uralten Stammbaums des Krieges, diesen doch einzuschränken verstanden. Die Einschränkung beruht auf nichts anderem als auf einer allmählichen Wandlung in der Lebensordnung der Staatengesellschaft; sie ist der Beweis der Möglichkeit der endgiltigen Überwindung des Krieges. Überdies wird gerade der gegenwärtige Krieg die Erkenntnis zeitigen, daß der Krieg kein taugliches Mittel zur Streitlösung mehr ist. Er wird einen drastischen Anschauungsunterricht für unsere Lehre bilden, die man vorher so oft mißverstanden hat, aber nach dem Kriege umso besser begreifen wird. Er wird dazu führen, manches Mittel, das wir empfohlen haben, zu erproben, da man ja einsehen wird, daß die Wiederholung eines solchen Krieges, ja nur die bloße Möglichkeit einer Wiederholung, doch nur ein Selbstmord wäre. Wenn einst die Erregungen des Augenblicks geschwunden sein werden, wird man daran gehen, Sicherungsmittel einzuführen, die solchem Unheil mit aller Kraft vorbeugen sollen. Mit Schönheitspflästerchen wird man sich dabei nicht begnügen können. Man wird vielmehr versuchen, etwas Grundlegendes zu schaffen. Der Europäer wird sich die Frage vorlegen, wieso es kommt, daß sein Eigentum in allen zivilisierten Staaten des Erdkreises gegen fremde Eingriffe geschützt ist, daß aber sein Leben, das Leben seiner Kinder jede Stunde in Gefahr stehen, durch die mehr oder weniger große Begabung einiger Diplomaten

preisgegeben zu werden. Man wird versuchen, das Schicksal von Individuen und Völkern nicht von der Entscheidungsfähigkeit eines halben oder eines ganzen Dutzend Menschen abhängig sein zu lassen, und wird vielleicht doch einiges Gewicht auf die pazifistische Forderung legen, alle zwischenstaatlichen Streitfälle vor allem einer dilatorischen Behandlung zu unterziehen, statt den strategischen Forderungen nach raschen, kriegerischen Eingriffen Gehör zu schenken. Man wird versuchen, die unleugbar bei den Völkern selbst in umfangreicher Weise vorhandene Kriegsabneigung in den Dienst der Sicherungsmaßnahmen zu stellen, man wird die Zweischneidigkeit der Rüstungen, die Unlogik des unbeschränkten Rüstungswettbewerbes erkennen und das Dogma der unantastbaren staatlichen Souveränität über Bord werfen. Man wird einsehen, daß gerade in der Anarchie die äußeren Eingriffe in das Leben des einzelnen Staates viel nachhaltiger, zahlreicher und daher unerträglicher sind, wie in einer zu erstrebenden Ordnung, wo jeder Staat seine eigene Macht gegen fremde Pflichten wird austauschen können. Und das Erstreben, Studieren, Herbeiführen all solcher Einrichtungen, das bildet die Forderung des Pazifismus, um die die Welt, nach dieser Krisis, die sie jetzt durchläuft, nicht mehr wird herum kommen können.

Man wird sich auch nicht mehr damit abfinden können, die Völker seien zu ewigem Haß und zu ewiger Vernichtung verdammt. Die Erkenntnis wird sich durchbrechen, daß Haß erzeugt und ebenso das Gegenteil davon — nicht Liebe; aber Vertrauen für einander — erzeugt werden kann. Haß, Mißtrauen, Neid sind die untrennbaren Attribute des sogenannten kriegerischen Geistes, der bei dem eigenen Volke stets als Tugend, bei den andern ebenso folgerichtig als Laster betrachtet wird. In der Bekämpfung dieses Mißstandes, in der Überwindung des Hasses, Verscheuchung des Mißtrauens, Aufklärung über Zwecklosigkeit des Neides liegen ebenfalls Mittel, durch die von der Anarchie zur Ordnung hinübergeleitet werden kann.

Aber das Wichtige ist, den Willen zur Beseitigung des Krieges zu bekunden. Nicht mit nörgelnder Kritik dient man der Sache, nicht mit einem alle Kräfte lähmenden Pessimismus. Dadurch wird das ungeheure Erziehungswerk, das nötig ist, um die Welt zu befreien, nur verzögert. Erkennen wir doch endlich den Ernst der Zeit. Die zerfetzte, um ihr Lebensglück betrogene Menschheit schreit nach Brot, und wir dürfen ihr nicht Steine geben. „Die Menschheit muß den Krieg überwinden lernen. Es ist nicht wahr, daß der ewige Friede ein Traum sei, und noch dazu kein schöner, es muß, es wird eine Zeit kommen, die den Krieg nicht mehr kennt, und diese Zeit wird gegenüber der unserigen einen gewaltigen Fortschritt bedeuten." So schrieb mir aus dem Schützengraben vor Arras, drei Wochen vor seinem Kriegstod, ein deutscher Edelmann[1]), der den Krieg in seiner grauenhaften Wirklichkeit gesehen hat. Die Menschheit — wenigstens soweit sie zivilisiert ist — kann den Krieg überwinden. Man muß ihr dazu helfen. Die Utopisten des ewigen Krieges, die sich bequem von der Mechanik der Dinge treiben lassen, übernehmen eine schwere Verantwortung, wenn sie jetzt, wo es sich nicht nur um die Existenz einer Nation, sondern um die Bevölkerung und Weltstellung unseres Erdteils, um den Bestand unserer Kultur handelt, den Ausblick auf die Küste verhindern wollen, von der uns allein Rettung winkt.[2])

A. H. F.

Was „richtet" die Weltgeschichte?

Von Prälat Dr. Paul v. Mathies, Zürich.

Die Weltgeschichte, hat man gesagt, sei auch das Weltgericht. In einem besonderen Sinne erscheint sie als das Weltgericht über — Einseitigkeiten. Rassenhochmut; Herrenmenschentum; dynastische Hauspolitik; Verlangen nach einer Hegemonie auf dem Festlande oder einer unbestrittenen Suprematie auf allen Weltmeeren; das Bestreben, Handelsprodukte und Verkehrswege zu monopolisieren; die verschiedenen Formen des religiösen, staatsrechtlichen, sozialen, ökonomischen, nationalen Fanatismus — sind es nicht alles Einseitigkeiten, über welche die Weltgeschichte immer wieder ihr vernichtendes Urteil spricht?[3]) Nicht bloß eine offenkundige und offenbare Verletzung fremder Rechte schafft uns Feinde. Das tut ebenso die rücksichtslose, blinde, einseitige Betonung der eigenen Rechte. Jus summum saepe summa est malitia, lesen wir bereits beim alten Menschenkenner Terenz. Die meisten Fehden unter Privatpersonen, die meisten Kriege unter den

[1]) Freiherr Marschall von Biberstein, Hauptmann im ersten Garderegiment zu Fuß. Siehe seinen Aufruf „An die Völker germanischen Bluts!" „Friedens-Warte" Nr. 11/12, 1914.

[2]) Dieser Aufsatz wurde im November 1915 auf Verlangen des Dr. Avenarius für den „Kunstwart" geschrieben. Daß er dort bis jetzt nicht erscheinen konnte, war nicht die Schuld des Herausgebers jener Revue.

[3]) Vergl. das Wort Christi: „Ihr wisset nicht, wes Geistes ihr seid" und die ganze Stelle Luk. 9. 54—56.

Völkern entstehen durch schroffe Betonung einseitiger Rechte. Und gerade weil es nicht das offenbare Unrecht, sondern ein überspanntes Recht ist, für das man sein Schwert aus der Scheide reißt, wird es jeder Regierung so leicht, mit Hilfe einer gefügigen Presse ein ganzes Volk in kürzester Zeit derart für eine Politik zu begeistern, daß es willig oder sogar freudig die größten Opfer an Gut und Blut bringt. Der gegenwärtige Weltkrieg offenbart uns eine auf den ersten Blick paradox erscheinende Tatsache: alle Völker, hüben wie drüben, sind überzeugt, daß sie für „die gerechte Sache" kämpfen. Von den „Überzeugungen" der Regierungen und Diplomaten rede ich hier nicht. Ich habe die Massen im Auge, die regiert werden. Der Gedanke, daß die Völker, die man nicht zur Abstimmung über Krieg und Frieden zugelassen hat, wenigstens nicht bewußter Weise für den Sieg des Unrechts kämpfen, hat immerhin etwas Erlösendes: man braucht sich also nicht viele Millionen kriegsbegeisterter Kulturmenschen als eine blutgierige Apachenhorde vorzustellen. Im Gegenteil: die Mehrzahl der Kriegsteilnehmer kämpft für eine „heilige Sache". Und ganz unheilig ist die Sache keiner Nation. Daß man überall auch von dem eigenen Recht reden kann, wenigstens in einigermaßen plausibler Weise, das macht die ganze Kriegsbegeisterung — und sogar die ganze Kriegsbereitschaft Europas — einigermaßen plausibel. Das eigene Recht zu verteidigen oder zu erstreiten, ist offenbar wiederum ein — Recht. Handelt es sich um das Recht eines ganzen Volkes, so ist der Kampf um's Recht volkstümlich — patriotisch. Ein Verzicht auf dieses Recht erscheint als Schwäche, als Feigheit, als Verrat — ist unpatriotisch.

Soweit wäre alles verständlich und klar. Wenn man aber bedenkt, daß eine Regierung mit Hilfe der Presse — d. h. der Presse-Inspiration und der Preßzensur — sozusagen im Handumdrehen einem ganzen Volke eine ganz bestimmte „Rechtsauffassung" insinuieren kann, so wird das ethische Problem wieder unklar und schwierig. Und noch dunkler wird es, wenn wir uns sagen müssen: Schon in der Schule werden die Vorbedingungen geschaffen, welche es überhaupt ermöglichen, daß Millionen gebildeter und gesitteter Menschen in einem Augenblicke gegen Millionen anderer gebildeter und gesitteter Menschen, mit denen sie bisher gemeinsam geistige und materielle Werte schufen, vom wütendsten Hasse erfüllt werden. Wir wollen uns klarer ausdrücken: schon bei der Erziehung verfallen wir auf eine verhängnisvolle Einseitigkeit: wir überspannen die an und für sich edle und notwendige Vaterlandsliebe. Aus einem Rechte auf das eigene Volkstum entwickeln wir ein Unrecht gegen unsere Mitmenschen. Eine heilige Pflicht gegen die Heimat unserer Geburt oder unserer Wahl entstellen wir zur Karrikatur des Übermutes und der Selbstgerechtigkeit. Aus der selbstverständlichen Tatsache, daß wir die eigene Mutter am innigsten lieben, pressen wir gleichsam die sophistische Doktrin, man müsse die Mütter fremder Leute hassen. Der eigene Patriotismus gilt uns zur Entschuldigung, so oft wir vergessen, daß die Menschen jenseits der Grenzpfähle — auch Menschen sind, wie wir. Menschen wie wir und vielleicht Christen wie wir!

Eine pazifistische Aktion wird m. E. daher bei der Jugenderziehung einsetzen müssen. Will man die Zahl oder wenigstens die Allgemeinheit und Grausamkeit der Kriege vermindern, so muß man die Jugend eine vernünftige, d. h. eine von Einseitigkeiten befreite Vaterlandsliebe lehren. Freilich wird man mit einer einzigen Generation noch nichts erreichen. Eine ganze Reihe von heranwachsenden künftigen Bürgern und Bürgerinnen, ja vielleicht ein ganzes Jahrhundert neuer Jungmannschaften muß mit dem innersten Wesen des Christentums und den Anforderungen gesunder Menschlichkeit vertraut gemacht werden, bis es möglich sein wird, Weltpolitik in höherem Sinne zu treiben, mit der Barbarei früherer Jahrhunderte aufzuräumen und — abzurüsten, d. h. alle Unstimmigkeiten und Uneinigkeiten zwischen den Nationen durch ad hoc gewählte Schiedsrichter oder ständige Schiedsgerichtshöfe entscheiden zu lassen. Kriegslust wird dann als barbarischer Atavismus gelten.

Statt eines blinden Patriotismus muß eine erleuchtete Vaterlandsliebe gelehrt und gepflegt werden. Diese mag nach wie vor in dem Leitsatze gipfeln: „Für dein Vaterland sollst du jederzeit eintreten". Ein anständiger Mensch wird ähnlich auch für seine Familie jederzeit eintreten. Ihrer Ehre, ihrem Wohlergehen, ihrer Freiheit wird er mit seiner Person, mit seinen Talenten, mit seiner gesamten Habe zu Hilfe eilen. Das alles ist loyal. Er wird aber der eigenen Familie wegen keine Ungerechtigkeit gegen fremde Familien begehen dürfen. Dabei würde die Loyalität sofort aufhören. Er wird ferner gegen ihn oder gegen die eigene Familie begangenes Unrecht nicht durch Gegenangriffe vergelten, sondern wird die Übeltäter vor das unparteiische Ehrengericht oder vor die öffentlichen Gerichte ziehen. Darauf beruht der allgemeine Friede innerhalb eines Staatsverbandes. Blutrache, Faustrecht und dergl. sind aus einer zivilisierten Rechtsordnung verbannt. Weshalb sollte es nicht möglich sein, auch eine zwischenstaatliche Rechtsordnung zu begründen? Man wird das freilich kaum durch Kongresse von „Menschenfreunden aus allen Himmelsgegenden" erreichen. Solche Kongresse können vorläufig nur anregend und aufklärend wirken — darum soll man sie nicht verspotten! — aber ihren Vollwert werden sie erst gewinnen, nachdem man mehrere Generationen heranwachsender Staatsbürger zu einem vernünftigen Patriotismus erzogen hat. Jeder Chauvinismus, jeder überspannte Nationalismus, aller krankhafte Rassendünkel muß vom Erzieher als Menschenfeindlichkeit und Unsittlichkeit gebrandmarkt werden. Die Anschauung, daß der Ausländer oder

Fremde als solcher minderwertig sei, muß man als eine Art Hexenwahn verlachen. Allerdings wird der Spott, der ja eigentlich eine negative Waffe ist, allein nicht gar viel gegen solch bornierte Vorurteile ausrichten. Positive Bildung ist das beste Heilmittel gegen menschenfeindliche Anwandlungen.

Freilich verstehen wir unter positiver Bildung mehr als eine mit dem nötigen Fach- oder Berufswissen verbundene gesellschaftliche Bildung. Es gehört dazu auch wahre Herzensbildung. Diese zu fördern, wird es niemals eine bessere Methode geben, als auf ein innerlich zu erfassendes Christentum hinzuwirken, auf eine Religiosität, die sich vorzüglich in den Werken geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit äußert. Die Erziehung muß auf die weltumfaßende Liebe des göttlichen Erlösers, auf das weitherzige und großzügige Wesen seiner Apostel und aller bedeutenden Geister in der Kirche besondern Nachdruck legen. Die Religion darf nirgends rein politischen Staatsinteressen dienstbar gemacht werden. Sie soll die Seelen und die Sitten läutern. Sie darf — als neutestamentliche Religion — kein „auserwähltes" Volk mehr kennen. Ihre Bekenner müssen sich vor jeder Form des Byzantinismus und der Menschenvergötterung hüten. Das Bewußtsein von der Gotteskindschaft aller Menschen ist mit allen Mitteln zu stärken. Dieses in Verbindung mit der Überzeugung von der allgemeinen Erlösungsbedürftigkeit aller Menschen wird uns vor Selbstüberhebung und sog. Rassenhochmut bewahren. Eine gesunde Ethik wird daneben immer wieder betonen, daß der Staat um des Menschen willen da ist und nicht der Mensch um des Staates willen. Solche Erkenntnis ist vielerorts verdunkelt worden, und auch die Statolatrie dürfte eine der vielen Quellen des Unfriedens in der europäischen Völkerfamilie sein.

Ferner hat m. E. die wahre Herzens- und die höhere Geistesbildung in den letzten Jahrzehnten unter der einseitigen Betonung der Vorteile eines technischen Fachwissens nicht unbedenklich gelitten. Ist es nicht gerade die Technik (im weitesten Sinne dieses Wortes), die den kriegführenden Mächten eine so grausamraffinierte Kampfweise ermöglicht? Alle sog. „Errungenschaften der Neuzeit" sind in den Dienst der Riesenmetzelei gestellt worden. Freilich — wir wollen gerecht abwägen! — auch in den Dienst der Sanitätskolonnen und der Lazarette. Aber das eigentlich Charakteristische dieses langwierigen Weltkrieges ist und bleibt doch die — man möchte fast sagen „satanische" — Ausbeutung unseres gesamten technischen Wissens und Könnens. Mögen die kommenden Geschlechter, zumal die Pädagogen, allen Scharfsinn darauf verwenden, wie man eine richtige Synthese zwischen den technischen Fortschritten und den sog. Geisteswissenschaften zustande bringe! Wir glauben, die humanistischen Studien werden wieder zu neuem Leben erwachen müssen, soll die zukünftige Welt vor der gefährlichen Einseitigkeit einer bloß technischen Ausbildung bewahrt bleiben. Allerdings möchten wir das Studium der Antike nicht etwa als vom Tode erstandenes Steckenpferd pedantischer Altphilologen erleben — damit wäre nichts gewonnen für den Zusammenschluß der Kulturmenschheit. Wir denken hier vielmehr an einen solchen Betrieb humanistischer Studien, der uns den Sinn für jene allgemein-menschlichen Bildungswerte schärfte, die nun einmal in den Werken der antiken Literatur und Kunst für unzählige Geschlechter niedergelegt sind. Neben dem Christentum wäre die Antike nämlich obendrein ein wahrhaft „neutrales" Gebiet, auf welchem die getrennten Brüder sich leicht wiederfinden und versöhnen könnten. Daß übrigens die tiefen Schächte der Antike noch lange nicht ausgebeutet sind, beweist der seit einigen Jahren unsere gelehrte Welt buchstäblich überraschende Aufschwung der Altertumswissenschaften, die ganz neue Orientierungen erhalten haben und nach völlig neuen Methoden arbeiten.

Der Annäherung oder besser der Wiederannäherung der einzelnen Nationen aneinander werden natürlich die auf beiden Seiten neu erwachenden Handelsinteressen dienen. Eine allgemeine oder teilweise Boykottierung dieser oder jener Nation durch ihre Feinde wird niemals von langer Dauer sein können. Die Kaufleute aller Länder, die Produzenten, Spediteure, Grossisten, Verkäufer und Abnehmer sind auf einander angewiesen. Sie alle brauchen sodann die Techniker und die Techniker brauchen sie. Und das ist gut für die Welt, die auf diese Weise früher oder später durch die Not zu friedlicher Arbeit gezwungen wird. Das materielle Interesse wirkt also völkerverbindend. Aber es wirkt auch völkertrennend. Der gegenwärtige Krieg beweist es ja — denn Rivalitäten ökonomischer Natur sind an seiner Entstehung stark beteiligt. Darum wird das materielle Interesse den Völkern niemals einen langen Frieden verbürgen. Habsucht, Gewinnsucht, Eroberungssucht schauen immer wieder nach neuen „Interessensphären" aus, wie man so elegant auf diplomatisch sagt. Daher die „Expansionspolitik" in der einen oder andern Form. Daher die Machtgelüste hüben und drüben, für welche alle Weisheit der Botschafter und Gesandten kein Heilmittel findet. Daher der bewaffnete Friede, um den Krieg zu verhindern. Daher der rücksichtslose Krieg, um den Frieden zu diktieren.

Solange Menschen Menschen bleiben, werden sie Machtgelüste verraten. Das ist wohl ziemlich allgemein zugegeben — von Pazifisten wie von Kriegsphilosophen. Aber was sich nicht aus der Welt schaffen läßt, das läßt sich manchmal „regulieren". Wenn bei Machtgelüsten z. B. wenigstens der Haß nicht mitspielt, kann die Diplomatie oder der Schiedsrichter vermutlich etwas erreichen. Und der Haß, worauf beruht der zumeist? Auf Vorurteilen. Die Völker kennen einander nicht genügend. Wer längere

Zeit — also nicht etwa bloß als Tourist — in einem fremden Lande gelebt, wer sich in die Gesellschaft eines fremden Landes eingelebt hat, wer eine fremde Sprache wirklich beherrscht und dadurch befähigt ward, in die Literatur und die Denkweise eines fremden Landes verständnisvoll einzudringen, für den — ist jenes Land kein „fremdes" Land mehr. Der Satz „tout comprendre c'est tout pardonner" erweist sich immer als wahr, wenn man erst einmal mit denen vertraut geworden ist, die man vorher aus Vorurteil oder auch aus reiner Dummheit für Menschen zweiter Klasse hielt, weil man für sich und die Seinen die erste Klasse reserviert hatte. Kommt nun zu dem wirklichen Wissen um ein anderes Volk noch die Erkenntnis der wissenschaftlich festgelegten Tatsache hinzu, daß es auch keine „Rassenfrage" geben kann (aus dem sehr einfachen Grunde, weil es nirgends mehr reine Rassen gibt), dann ist dem unvernünftigen Hasse die Hauptnahrung entzogen — es sei denn, daß der Philister sich täglich zwei oder drei Mal durch sein blödes Leibblatt von der „Superiorität" seiner Nation (bezw. der Romanen, Germanen, Slaven oder Angloamerikaner) „überzeugen" lasse. Solange man es als ein Unglück oder gar als eine Bosheit ansieht, wenn jemand nicht in unserem gebenedeiten Vaterlande auf die Welt gekommen ist, solange huldigt man einer einseitigen Lebensauffassung, die, wenn sie öffentlich betont wird, natürlich auf der andern Seite abermals zu Einseitigkeiten herausfordert. Man braucht derartige Einseitigkeiten nur zu organisieren und — die Kriegserklärung ist da. Die Weltgeschichte, wie gesagt, richtet solche Einseitigkeiten. Sie lehrt uns, daß Hochmut vor dem Falle kommt und daß kein Volk auf die Dauer andern Völkern seinen Willen aufzwingen kann.

Summa summarum: Wir Pazifisten, denen es allerdings nicht gegeben sein dürfte, das Ende des jetzigen Weltkrieges herbeizuführen, könnten immerhin für die Zukunft einen vernünftigen Vorschlag machen. Es wäre bei der Erziehung (großer und kleiner Kinder) ein häßlicher Aberglaube zu bekämpfen, nämlich der Wahn, man sei nur dann ein gesinnungstüchtiger Bürger, wenn man seine ungeordneten Leidenschaften am Ausländer kühle. Es ist möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß der Furor patrioticus bald einer Dynastie, bald einer politischen Partei, wie man zu sagen pflegt, „in ihren Kram paßt". Es ist aber noch viel wahrscheinlicher, daß es auf unserm Planeten christlicher und menschlicher zugehen würde, wenn es gelänge, solchen Wahn schon bei der Jugend auszurotten. Im Religionsunterricht, im Geschichtsunterricht, in der Literatur wäre neben den nationalen Pflichten die Solidarität der ganzen Menschheit zu betonen. Auch die Schulbücher und Jugendschriften müßten diesen Geist der Versöhnlichkeit und des gegenseitigen Verständnisses atmen. Uns däucht es gar nicht einmal besonders schwer, den Nachweis zu führen, daß gerade das, was wir als „unsre Zivilisation" bezeichnen, ein Ergebnis unzähliger ineinander wirkender alter und neuer „Kulturen" ist. Allerdings wird der oberflächlich gebildete Mensch es immer einfacher finden, ein möglichst einseitiges Kulturideal zu fördern. Es bringt ihm diese Richtung auch am meisten Ehre bei seinen Zeitgenossen, wenigstens bei der Masse, und außerdem bei denen, die Titel und Auszeichnungen zu vergeben haben. So liegen die Dinge heutzutage. Vielleicht kommt aber doch einmal eine Zeit, wo man jede Einseitigkeit als einen Mangel an wahrer, tieferer Bildung nicht bloß empfindet, sondern geradezu brandmarkt, und wo die Gesellschaft es ablehnt, sich von Menschen regieren zu lassen, deren politische Grundsätze folgerichtig immer wieder zu Völkerzwisten mit blutigem Ausgang führen müssen. Wir haben, um uns seelisch und körperlich gesund zu halten, mit so vielen Feinden im Innern zu kämpfen, daß wir den Ruhm unseres Geschlechtes darin sehen und alle Kraft darauf verwenden sollten, die Feinde des Menschen zu besiegen oder doch in Schranken zu halten. Eine geschlossene Phalanx sollten wir bilden gegen die sittlichen und physischen Übel, die uns von der Wiege bis zum Grabe bedrohen. Aber daß Menschen, zumal zivilisierte Menschen, ja Christenmenschen alle Arbeit, alle Geisteskraft, alle Erfindungen, Errungenschaften, Mühen schließlich in dem Bestreben gipfeln lassen, alle paar Jahre einen sog. „entscheidenden" Sieg über ihre Nachbarn davonzutragen — das ist vollendeter Wahnsinn. Erlösung von diesem Fluche wird uns niemals werden, solange wir uns nicht darüber klar sind, wie die Jugend der kommenden Geschlechter zu einer reineren Vaterlandsliebe erzogen werden könnte. Die Beratung über dieses hochwichtige Thema sollte eine Programmnummer auf allen Friedenskongressen bilden. Immer neue Kulturwerte schaffen, um sie immer wieder zu zerstören — das kann nicht die Aufgabe einer zivilisierten Menschheit sein. Mögen gewisse Einseitigkeiten den Beifall mächtiger Interessengruppen finden — der Glaube an die Solidarität aller Menschen muß sich in Zukunft als noch mächtiger erweisen. Wer so oder ähnlich denkt wie wir, der möge sich durch keine List oder Drohung einschüchtern lassen, seine Überzeugungen vor den Menschen zu bekennen. Ein derartiges Bekenntnis deckt sich in vielen Punkten mit dem ehrlichen Bekenntnis zu Christus und zu den Grundsätzen Christi. Es kann also ein wahres Bekennertum begründen, ja in der einen oder andern Form ein Martyrium für uns werden. Denn die tonangebende Welt geht vorläufig noch andere Wege....

Ein Fundamentalirrtum zeitgeschichtlicher Diskussion.

Von Dr. Edward Stilgebauer, Zürich.

Nimmt man heute eine französische oder englische Zeitung zur Hand, dann ist von nichts

anderem als den „Hunnen" und den „Barbaren" die Rede. Diese „Hunnen" oder „Barbaren" sind les Allemands oder the Germans, wie sich die gemäßigteren Organe ausdrücken, sie sind die „Boches", wie alle anderen kurzerhand und mit Vorliebe sagen. Also!! Das arme deutsche Volk, aus dessen fruchtbarem Boden die ewigen Gedanken des Humanismus und der Reformation sprossen, das in Kant den Idealismus der europäischen Philosophie im Ausbau der Gedanken der edelsten unter den Griechen, und im weiteren des Hume und Loke, des Descartes und Leibniz gebar, dessen klassische Literatur angefangen mit Wolfram und Walther, gekrönt durch Lessing, Goethe und Schiller, der Freiheit Fackel durch die Welt getragen, dessen Heine um ihretwillen elend im Exil starb, dessen Freiligrath und Herwegh flohen, dessen Fallersleben und Kinkel in den Gefängnissen schmachteten, dessen Schumann, Schubert, Brahms und Wagner ob ihrer Gemütstiefe die andächtigen Zuhörer des Erdballs entzückten, ist an all dem Elend, das diese furchtbare Zeit in sich trug, trägt und noch tragen wird, schuld . . .

Der Augenblick ist gekommen, dem zu widersprechen, und ich erhebe ein kategorisches Nein! . . .

Denn nicht dieses Volk trägt diese ungeheure Schuld. Aber dieses Volk verfügt in reichstem Maße über eine Eigenschaft, die es samt Europa an den Rand des Abgrunds brachte. Nur in der Erkenntnis dieser bitteren Wahrheit wird für dieses Volk und mit ihm für Europa und die Welt des Heiles erster Schritt und der Lichtblick einer neuen Zukunft liegen.

Schon Tacitus, der erleuchtete Römer, kannte diese Eigenschaft, da er in seiner „Germania" schrieb: „So weit geht die Hartnäckigkeit dieser Barbaren, sie selbst aber nennen das Treue." Sie selbst aber nennen das Treue ... Erwäget es wohl. Sie führt im Guten zum Ziele, im Irrtum zur Vernichtung! Bedenket das!

Es gab eine Zeit, da trieb man noch deutsche Geschichte. Sie reicht bis in die Mannesjahre Schillers und in das hohe Alter Goethes hinein. Dann ward sie abgelöst durch die preußische. Die begann mit dem Aufstieg des Großen Kurfürsten, verherrlichte die Person und die Taten Friedrich II., stellte Bismarck in den Mittelpunkt der Weltenachse und hat in der Berliner Siegesallee ihren sogenannten künstlerischen Ausdruck gefunden. Und die dichterischen Verherrlicher dieser Periode? Sie waren weder Kleist noch Körner, weder Uhland noch Schenkendorff, die man so gern dafür in Anspruch genommen hätte, Geibel kaum, Fontane erst recht nicht, und auch Wildenbruch nur in beschränktem Sinne, ihre Zunge fand diese Zeit erst später in Treitschke und Herrn von Bernhardi, ihren Sänger in Joseph von Lauff.

Schlimm für das deutsche Volk! Doppelt schlimm, weil dieser geistige Absturz, von einem Abstieg kann schlechterdings nicht mehr die Rede sein, zusammenfiel mit einer Periode der glänzendsten Errungenschaften auf technischem, materiellem und naturwissenschaftlichem Gebiet. Wohlgemerkt, nicht nur in Deutschland, sondern in der Welt! Der Ausbau der Eisenbahnen, die Vollendung der Dampfschiffahrt, die Erfindung des elektrischen Telegraphen und Telephons, die Erkenntnisse, die das Mikroskop und die experimentelle Forschung brachten, rissen nicht nur Deutschland, sondern so gut wie dieses die ganze Kulturwelt beider Hemisphären in ungestümem Drange voran, und in Deutschland verkümmerten der Geist, das Gemüt, der Individualismus, der Wille zur Freiheit, die Kritik, das Recht der Persönlichkeit, auf die das scheidende achtzehnte Jahrhundert so unbändig stolz gewesen, weil ein verderblicher Mechanismus am Ruder war.

Und gegen diesen Mechanismus, den Heine einst charakterisierte in den bissigen Worten: „Der Zopf, der ihnen hinten hing, hängt ihnen jetzt unter der Nase" . . . gegen diesen und nicht gegen Deutschland kämpfen heute Europa und die Welt nach ihrem allerheiligsten Bekenntnisse. Habt acht! Denn hier, hier allein liegt des Pudels diesesmal wermutbitterer Kern!

Die Hasser, die jedes Fremdwort aus dem deutschen Sprachschatz verbannen möchten, die die „Loge" in eine „Laube" wandelten, um sich und ihre Kindeskinder dem hellen Gelächter Europas preiszugeben, haben sich ein neues Fremdwort ausgeknobelt. Werdet Ihr darob nicht schon stutzig und begreift Ihr? Das Wörtlein lautet: Organisation. Feierlich wurde in der letzten Reichstagssitzung zu Berlin verkündet, daß die ganze Bevölkerung hinein müsse in diese Organisation, das hieße zu deutsch, wenn auch nicht dieses Wort undeutsch wäre, Sklaverei!

Es gab einen Studiosus der Medizin auf der Karlsschule bei Stuttgart, einen biedereren Schwaben, dessen Name in den Sternen geschrieben steht, weil er als der Freiheit großer Dichter unsterblich wurde, der fand als Achtzehnjähriger die unvergeßlichen Worte: „Die Organisation ... (er nennt sie Gesetz im übeln Sinne) hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre, die Organisation hat noch keinen großen Mann gemacht, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus." Dieser Jüngling hieß Friedrich Schiller. Er war Schüler des Kant, Jünger des Idealismus, einer deutschen Nationalspezialität, Apostel der Freiheit, und verfaßte als solcher, da er zu Jena Geschichte dozierte, deutsche Universalgeschichte, nicht preußische, die Abhandlung von dem Abfall der Niederlande. Nehmet sie heute wieder zur Hand und leset! Denn dort stehet geschrieben: „Tausende fliehen in fremde Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste und neue Tausende drängen sich herzu, denn göttlich muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann." Das war Schiller, das war deutsch, das war schwäbisch und nicht preußisch. Leset es wieder, schauet nach Belgien und erörtert, wenn Ihr es wagt, noch die Frage, ob Ihr Belgien annektieren könnt!! Göttlich

muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann! Ich frage Euch heute! Wer starb, wer litt, wer floh von der heimatlichen Scholle, da Antwerpen in den grausigen Oktobertagen 1914 fiel? Wer, wer, wer? Wem hätte Friedrich Schiller den Lorbeer unsterblichen Ruhmes in seiner Dichtung gewunden, wem wand er ihn? Etwa Euch? War doch die Abhandlung von dem Abfall der Niederlande nur ein Abglanz des Don Carlos! Den führt Ihr auf in deutschen Landen, den und den Egmont, und Ihr wendet Euch nicht errötend ab? Wie sagt der Maltheserritter?:

„Sie wollten pflanzen für die Ewigkeit,
Und säen Tod? Ein so erzwungnes Werk
Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Vergebens haben Sie gelebt, umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umsonst ein großes, königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
Und wiederfordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft er ihren Namen
Und das schmerzt mich, denn Sie waren gut!"

Das sind die Worte des Posa, die ewigen unseres Schiller. Leset sie wieder und wieder, beherziget sie und begreifet sie ganz! Ganz, ganz, ganz! Nehmt kein Titelchen von ihnen hinweg, denn des finsteren Philipp finstere Tage scheinen mir wieder bei Euch eingekehrt. Gewissen, Gewissen, Gewissen erwache! So schreit diese an Blut und Tränen, Brand und Greuel von keiner im langen Gange der Weltgeschichte überbotene Zeit.

Die zuckenden und blutenden Opfer Eurer Hartnäckigkeit, die Ihr Treue nanntet, liegen am Boden. Sie schweißen aus tausend, vielleicht niemals wieder zu heilenden Wunden, und das Verhängnis nimmt unaufhaltsam seinen Lauf. Gibt es kein Aufschauen, kein Sichbesinnen, keine Hand, die gleich der des Zöllners an den Busen greift, und keinen Mund, der die Worte stammelt: „Gott, sei mir Sünder gnädig?" Nur Treue, für die Tacitus das bittere Wort Hartnäckigkeit fand! Nur, nur, nur? . . . Grausam und unerbittlich aber ist der furchtbare Zusammenhang, in dem der geistesklare Römer sein unvergängliches Wort prägte, denn er sagt: „Wenn sie aber im Würfelspiele alles verloren hatten, dann setzten sie als letztes ihre Freiheit, um sich dann willig in die Sklaverei des Gewinners zu begeben . . ."

Ist es so weit gekommen, daß man die Geschichtsstunden aus Untersekunda, die Literaturlektionen aus Oberprima mit Euch rekapitulieren muß? So weit, wirklich so weit? Nun denn, in Gottesnamen! Wir hielten am Carlos. Wir kamen an von Flandern und Brabant, zwei reichen und blühenden Provinzen. Darin ein kräftiges und starkes Volk und auch ein gutes Volk . . und Vater dieses Volkes, das dacht' ich, das muß göttlich sein . . . Ihr wolltet es stempeln zu einem Volk von Verrätern, zu einer ruchlosen Bande von Franktireurs; Ihr tut es noch heute, es gelang Euch nicht und es wird Euch nicht gelingen. Hier ward die Treue zu Schlimmerem als Hartnäckigkeit . . . Das eiserne Gebot der Notwendigkeit? Ha, ha, ha... Fragt auch hier den Herrn Hofrat Schiller aus Jena, den Ihr doch kennt, dem Ihr Denkmal über Denkmal errichtet, bei dessen Hundertjahrfeier sich allerdings Preußens offizielle Vertreter entschuldigen ließen, die für Goethe und Schiller wenig Zeit hatten, aber desto mehr, wenn es Panzerschiffe gegen England aus der Taufe zu heben galt! Fragt den Herrn Hofrat. Er gibt Euch Bescheid:

„Da stiess
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —
(war's in Mecheln oder Löwen, an der Yser oder bei Lüttich, ich weiß es nicht . . .)
Sie haben recht, Sie müssen. Daß Sie können,
Was Sie zu müssen eingesehn, hat mich
Mit schauernder Bewunderung durchdrungen.
Nur schade, ... daß Menschen nur —, nicht
Wesen höh'rer Art —
Die Weltgeschichte schreiben! Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten"... usw.

Leset das in der großen Szene des dritten Aktes nach . . . Das schrieb Schiller, das war deutsch, das war schwäbisch und nicht preußisch, das war der Freiheit holde Stimme und nicht die der Organisation, durch deren kaudinisches Joch das ganze Volk und mit ihm die Welt geführt werden soll.

Im November des Jahres 1809 endete durch Selbstmord ein deutscher Dichter an den Ufern des Wannsee bei Potsdam. Er war preußischer Offizier gewesen und wollte in dem Heere Napoleons Dienste nehmen, weil er es schon damals mit Euch nicht mehr aushalten konnte. Der Mann, märkischer Junker vom Scheitel bis zur Sohle, groß geworden in den Vorurteilen seiner Kaste und in des Kasernendrills strammer Schule, deren Ihr Euch heute vor aller Welt rühmt, hat des Gesetzes neue Werte geprägt.

„Herr," so sagt er, „das Gesetz, das höchste, oberste, das wirken soll in deines Feldherrn Brust, das ist der Buchstab deines Willens nicht, das ist das Vaterland, das ist die Krone, das bist du selber, dessen Haupt sie trägt!"

Der Mann hieß Heinrich von Kleist, und die Worte stehen im „Prinzen von Homburg".

Erwäget sie . . . Das ist das Vaterland, das deutsche Vaterland und nicht der Buchstab seines Willens! Das Vaterland, das deutsche, das Land Schillers und Kants, dessen Ehre, dessen Stimme im Rate der Völker der Welt Ihr wie die Spieler auf eine leichtfertig geworfene Karte setzt! Das Reich der Geister, mit dem Ihr freventlich Fangball treibt!

Denn so sagt die Schrift:

„Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele", oder, „was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?" Schaden an Eurer Seele, den nahmet Ihr, da man einen Fetzen Papier schlankweg vor aller Welt und vor Euren eigenen Augen durchriß.

Das stand Alexander zu in Kleinasien, aber nicht Euch in Europa, denn Alexander war Macedonier, Ihr aber seid deutsch!!

Wir lernten es einst als Kinder in der Vorschule, und darum war es mir ein Leben lang besonders lieb!

Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n,
Von alters her im deutschen Volke war der höchste Ruhm,
Getreu und wahr zu sein!

Die Mutter überhörte es mich vor langen und langen Jahren, darum ist es mir so heilig geworden, daß ich es Euch heute wieder ans Herz lege. Im deutschen Volke, steht in dem Kinderliede, nicht im preußischen, nicht im berlinischen, darum leget ab, was preußisch an Euch war, und werdet wieder deutsch!!! Damit Ihr reinen Herzens das Lied Eurer Kindheit wieder singen könnt.

Denn selig sind die, so reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Eine Friedenskundgebung in Budapest.

Mitten im Weltkrieg hat sich in der Hauptstadt Ungarns ein erfreuliches, glückliche Ausblicke gewährendes Ereignis vollzogen. Zur Feier des 60. Geburtstages ihres Präsidenten, des Reichstagsabgeordneten Prälaten Dr. Alexander Gießwein, hatte die ungarländische Friedensgesellschaft am 3. Februar zu einer außerordentlichen Festsitzung eingeladen, die über alle Erwartung stark besucht war. Außer den Mitgliedern der Friedensgesellschaft, die fast vollzählig erschienen, waren der Feministenverein, die Männerliga für Frauenstimmrecht, der Bund ungarischer Frauenvereine, die St. Stefan-Gesellschaft, die St. Stefan-Akademie und der Esperantoverein durch ihre Präsidenten und mehrere Mitglieder vertreten. Reden hielten der gewesene Minister Georg v. Lukácz, der Reichstagsabgeordnete Graf Michael Karolyi, Professor Karl Zipernowski und schließlich der Gefeierte selbst. Aus vielen Ländern waren Begrüßungstelegramme eingegangen. Die Tagespresse hat ausführlich über die Feier berichtet. Wir sind in der Lage, die Rede des Abgeordneten Grafen Michael Karolyi im Wortlaut, die Antwort des Abgeordneten Prälaten Dr. Alexander Gießwein im Auszug hier wiederzugeben:

Rede des Grafen Michael Karolyi.

„Mit Freuden kam ich in diesen Kreis, wo man im Begriff ist, einen Mann zu begrüßen und zu feiern, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, für das Problem des Weltfriedens seine Tätigkeit zu entwickeln. In dieser kleinen aber ausgewählten Gesellschaft fühle ich mich so wohl, wie der Wanderer, der wochenlang in der Wüste herumirrte und nach vielen Entbehrungen eine Oase trifft, wo er sich laben und ausruhen kann, und wo die, seine mühevolle Wanderung begleitenden, Schreckbilder plötzlich verschwinden. Daß man hier vom Frieden spricht und nicht vom Kriege, vom Aufbauen und nicht vom Zerstören, daß hier einmal anstatt der Gehässigkeit die Nächstenliebe und gegenseitige Verständigung zu Wort kommen und ein tapferer Vorkämpfer dieser Ideen gefeiert wird, das hatte auf mich als einen von der christlichen Philosophie durchdrungenen Kulturmenschen eine besondere Anziehungskraft ausgeübt.

Die Verwirklichung der Idee des allgemeinen Friedens wurde von den meisten als eine Utopie angesehen, und die dieser Ansicht auch in der Friedenszeit huldigten verkünden jetzt, da seit mehr als anderthalb Jahren Kanonendonner erdröhnt, es sei die Zeit gekommen, wo auch die Friedensapostel das Widersinnige ihrer phantastischen und utopistischen Bestrebungen einsehen müßten. Mich aber hat der Krieg noch fester von der Notwendigkeit des Weltfriedens überzeugt, und es hat in mir gerade der jetzt tobende Krieg die Überzeugung ausgelöst, daß das Weltfriedensproblem kein Phantasiegebilde und keine Utopie sei, sondern gerade eines der greifbarsten Programme, die auf der Welt auftauchten, das nie so zeitgemäß gewesen, als gerade inmitten der jetzigen traurigen Ereignisse.

Die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Kulturfortschrittes belehrt uns — fast zu unserem Erstaunen — daß sich fast immer der größere Teil der Menschheit einer jeden fortschreitenden Bewegung gegenüber höchst ungläubig benahm; daher kommt es, daß die kleinmütige Mehrheit ein jedes Ideal für eine Utopie erklärte, bis dieses sich nicht durch die ihm innewohnende geistige Kraft Geltung verschaffen konnte.

Wurde denn nicht auch die Gleichheit der Rechte, oder um ein noch mehr in die Augen springendes Beispiel zu erwähnen, das Problem des Fliegens für eine Utopie gehalten. Dasselbe war der Fall mit dem Frauenstimmrecht und vielen andern Dingen, die einen Fortschritt bedeuten. Und sonderbar, sobald die für utopistisch gehaltene Wahrheit die doktrinäre Auffassung überwunden hatte, fanden die Menschen das, was sie früher als etwas Fabelhaftes verspotteten, für ganz natürlich. Der Spott verschwand, die Idee wurde zur Wirklichkeit.

Es ist meine feste Überzeugung, das selbe wird auch der Fall mit dem Problem des Weltfriedens sein. Und auch hierin wird meine Überzeugung durch den Fortgang des menschlichen Entwicklungsprozesses unterstützt, der uns belehrt, daß uns blutige Pfade zu jedem weiteren Fortschritte führen, und daß jede Umgestaltung des Weltganzen nur mit großen Opfern, durch die Tragik blutiger Fehden, manchmal als Folgeerscheinung großer Umwälzungen zum Durchbruch kam. Und so bedeutet auch der gegenwärtige Krieg meines Erachtens nicht den Bankerott der Friedensidee, sondern jene welt-

erschütternde Umwälzung, die diesen neuen Fortschritt vorbereiten soll. Und dies ist der einzige Trost, der uns unter den gegenwärtigen traurigen Ereignissen übrig bleibt; denn könnte uns aus diesem Weltkriege, aus diesem Zusammenbruch nicht eine neue Wiedergeburt, eine neue Entwicklungsperiode erwachsen, so müßte die Menschheit tatsächlich an ihrer Zukunft verzweifeln.

Solange die Friedensidee nur in einem engen, wenn auch vornehmen Kreise gepflegt wurde, dessen Vortrupparbeit aber von ewiger Bedeutung ist, konnte sie keine sichtbaren Erfolge hervorbringen. Gleich wie auch das Christentum erst dann zur Weltmacht wurde, nachdem es die großen Massen an sich zog, so wird auch der Weltfriede nur dann verwirklicht werden, wenn er das Bestreben von Millionen und hunderten von Millionen bilden wird.

Doch, wenn auch die Menschheit jetzt zu Wehr und Schutz des Vaterlandes, gemäß einer von den Verhältnissen aufgenötigten patriotischen Pflicht in blutigem Kampfe steht, — wird man sich, von den Schützengräben heimkehrend, mit einem Frieden in althergebrachtem Sinne des Wortes zufriedenstellen? Wird man nicht in Anbetracht des unsäglichen allgemeinen Elends fordern, daß der so schwer erkaufte Friede nicht nur ein kürzerer oder längerer Waffenstillstand werde, sondern ein wahrhaftiger Weltfriede. Ich kann es nicht glauben, daß unsere jetzige Generation sich in den Gedanken hineinleben könne, daß die folgende Generation, nach einem kurzlebigen Frieden etwa, einer noch größeren Verwüstung anheimfalle. Es muß sich in ganz Europa eine Bewegung entfalten, daß der Friede ein dauernder, ein Weltfriede werde. Ich muß allenfalls Protest erheben gegen eine Auffassung, die es für unzeitgemäß oder gar für unpatriotisch erachtet, heute vom Frieden in diesem Sinne zu sprechen; denn wir sprechen ja jetzt nicht von einem Frieden ad hoc, sondern wir behandeln als mit sozialem Sinn begabte Menschen auf wissenschaftlicher Grundlage das Thema des Weltfriedens. Selbstverständlich sprechen wir darüber nicht, um die Widerstandskraft und Kampflust unserer Krieger zu schwächen, sondern im Gegenteil, um sie zu stärken; denn wenn wir ihnen im Weltfrieden ein hohes Ideal vorstecken, damit sie wissen, warum sie eigentlich kämpfen und eventuell ihr Blut vergießen, wenn wir ihnen zurufen, eure Mühen, Leiden und Blutopfer sind nicht vergeblich, denn aus diesem Kriege muß eine wahrhaftige, große Verständigung hervorgehen, — so flößen wir denen Mut ein, die heldenmäßig Stand gehalten haben."

Mgr. Giesswein

betonte in seiner Antwort, er betrachte diese Feier als eine Agape der wahren Menschenliebe, die unter uns niemals schwinden darf. So sehr das nationale Fühlen, Denken und Handeln achtenswert ist, darf es nie die Menschlichkeit beeinträchtigen. Der wahre Nationalismus ist der, der uns mit der Menschheit verbindet; wie es keine wahren nationalen Gefühle ohne eine richtige Humanitätsidee gibt, so muß sich die Humanitätsidee auf ein richtig aufgefaßtes nationales Fühlen aufbauen. Ist jetzt das Gleichgewicht zwischen beiden gestört, so müssen wir in stets weiteren Kreisen für eine richtige Harmonie der Völker rastlos wirken und arbeiten. Das allgemeine Menschlichkeitsgefühl, die alle Rassen und nationalen Unterschiede überwindende Menschenliebe ist ja dem Menschen so etwas Natürliches, daß sie ihn nicht einmal in den Schützengräben und in der Hitze des Kampfes verläßt, und zwar um so weniger, je höher der Mensch auf der Stufenleiter der Kultur steht. Es ist nicht Rasse, und noch weniger Unterschied der Religion, welche den Menschen gegen den Menschen zur Fehde drängt, sondern eine verfehlte Politik, — dieses Wort im ganz allgemeinen Sinne genommen. Man zitiert oft das Wort von Clausewitz: „der Krieg ist die Fortsetzung der Politik, nur mit andern Mitteln". Nun es sollten doch die Völker der europäischen Kulturwelt zur Überzeugung gekommen sein, daß es ein sehr schlechter Anfang gewesen sein muß, der zu einer solchen Fortsetzung führte. Unsere europäische Politik muß sehr schlecht bestellt gewesen sein, wenn sie zu diesem Resultat geführt und den Völkern diesen Krieg aufgenötigt hat. Wir müssen daher unserer allgemeinen Politik, unserem gesellschaftlichen Leben eine neue Grundlage verschaffen. Wir wissen nicht, was der Krieg für Verschiebungen in politischen und wirtschaftlichen Beziehungen mit sich bringt, aber eines steht uns fest, die geistige Einheit der europäischen Kulturwelt darf nicht zerstört werden, sie soll im Gegenteil weiter vorgerückt und ausgebreitet werden. Sobald dieser Gedanke, gefördert durch eine den Verhältnissen entwachsende Solidarität der Völker, zur Übermacht gelangt, müssen alle übrigen Rücksichten in den Hintergrund treten. Und das ist der wahre Sieg für alle.

Der Wille zur Ignoranz.

Von Paul Bertram.

Unlängst sprach ich mit einem Gelehrten. Einem scharfsinnigen Mann, frei von gewöhnlichen Vorurteilen. Er sagte mir, er hielte Krieg für kein Übel. Jeder hat das Recht über Krieg und Frieden zu denken wie er will, wenn er die Gründe für und wider beide kennt. Ich frug ihn, ob er dies und jenes aus der pazifistischen Literatur gelesen habe. Nein; er läse derlei überhaupt nicht.

Ich erinnere mich, daß verflossenen Winter in Rom eine hochgebildete Italienerin auf die „Italia Nostra" — welche gegen den Einritt Italiens in den Krieg war, und in welcher Ge-

lehrte ersten Ranges die Feder ergriffen — aufmerksam gemacht wurde. Ja, sie würde das Blatt kaufen. Nicht nötig; sie wolle gütigst dieses Exemplar annehmen. Sie wehrte erst verlegen, dann entschieden ab. Sie hätte sich ihre Meinung gebildet und möchte sie nicht ändern. Eine Amerikanerin antwortete in einem ähnlichen Fall mit denselben Worten. Wie viele lesen selbst im Frieden andere Blätter, als die ihrer Partei? Könnte sonst die Hetzpresse bestehen?

Der Baralong-Fall sei „ein normaler Ausfluß der angelsächsischen Volksseele", schrieb kürzlich Graf Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung." Und deutscher, oder vielmehr undeutscher, als die deutsche Regierung, verdammte er das gesamte englische Volk. In diesem Krieg erscheint nichts mehr unglaublich — auch nicht, daß derlei, und ihm Entsprechendes in anderen Ländern, ernsthafte Leser findet. Es erübrigt sich wohl heute solche Äußerungen vom ethischen Standpunkte aus zu beleuchten, aber wer die „angelsächsische Volksseele" kennt, und kennen will, weiß, daß, was immer ihre Fehler sein mögen — sie hat auch Vorzüge, die wir in Friedenszeiten alle anerkannt hatten — sie, gerade sie, feigen Mord stets scharf verurteilt hat. Wie auch der genannte Fall, über den nicht ich hier zu richten berufen bin, geartet sein mag, ändert er daran nichts, auch Regierungshandlungen tun es nicht. Man sagt hin und wieder, jedes Volk habe die Regierung, die es verdient, aber welches kann auf eine lückenlose Reihe ausgezeichneter Staatslenker zurückblicken? Selbst Äußerungen sogenannter öffentlicher Meinung, was sind sie nur zu oft? Interessierte oder schlecht unterrichtete Zeitungs- oder Einzelstimmen, nicht immer Repräsentanten des Teils des Volkes, welcher zählt. Wissen wir, was dieser zu Hause spricht und denkt, oder sprechen und denken würde, wenn er die Wahrheit wüßte? Die deutsche öffentliche Meinung mit Graf Reventlow zu identifizieren, hieße ihr wohl Unrecht tun.

Es ist bedauerlich, daß man in einem Zeitalter des Wissens und Verkehrs besonders betonen muß, daß es in England stets Frauen und Männer gab und noch gibt — wovon ich mich persönlich überzeugen konnte — die Unrecht und Gemeinheit ebenso verabscheuen, wie die Besten in Deutschland. Gerade auf dem Gebiete der Humanität verdankt die Welt trotz aller Politik englischem Geiste viel, gerade so wie dem deutschen. Wer beide Völker kennt, wird die erschütternde Tragik ihres oft gleichen Grundanschauungen entspringenden Hasses erfassen. Wenn sich schon Völker im mißbrauchten Namen von Recht, Zivilisation und Lebensinteressen mit Schuld beladen ließen, so halte man sich an die wahren Schuldigen, an Führer und Ideen. Gibt es ihrer denn nicht genug, daß man überall ganze Völker ans Kreuz schlagen möchte?

Einen Vorwurf allerdings kann man der Mehrheit jedes Volkes nicht ersparen. Die Völker kennen einander und die Wirklichkeit, nicht, weil sie nicht wollen. Sklaven des Nationalismus, wollen sie die Wahrheit nur national und politisch gefärbt. Ihre Freundschaften und Feindschaften sind unwissend und blind. Nur so erklärt es sich, daß so absurde Ungeheuerlichkeiten über das deutsche Volk verbreitet und geglaubt, daß Urteile wie das Graf Reventlows ernsthaft gelesen werden können, was bei nur etwas Willen zum Wissen und etwas Nachdenken unmöglich wäre; nur so erklärt sich das noch Unglaublichere, daß solches manchem patriotisch erscheint. Ist Unwissenheit und Mangel an Nachdenken patriotisch? Nach Verworn ist Denken Macht; ist es das kritische objektive Denken, welches Kultur von Unkultur scheidet.

Doch wieviele wollen dies begreifen? Die meisten sehen in der Weltkatastrophe nur den äußeren Machtkonflikt, nicht das zuckende Ringen der zwischenstaatlichen und sozialen Anarchie nach zeitentsprechender Ordnung, nicht das stille Wirken der Rüstungsindustrie und ihrer Gehilfen, nicht die wechselseitige Abhängigkeit von innerer und äußerer Politik, von Wirtschaft und Weltanschauung, nicht, daß der geistigen Erkenntnis materielle Lebensmöglichkeiten beigegeben werden müssen und daß alle wirtschaftlichen Errungenschaften ohne die geistige Reife wieder unwirtschaftlich werden. Und so vermeinen sie die tiefe Wunde der Zeit mit den alten Hausmitteln, mit Völkerzerschmetterung und Merkantilismus, mit verbrauchten demokratischen — und autokratischen — Formeln, mit Schlagworten von Krämertum und Militarismus zu heilen. Aber alle Dämonen des Hauses der Zeit werden, wenn heute vertrieben, morgen wieder in dasselbe zurückkehren, solange sie es zu ihrer Aufnahme bereitet und geschmückt finden. Nicht als ob die tieferen Ursachen des Übels so verborgen oder noch nie aufgezeigt worden wären. Doch sich mit ihnen und den aus ihnen entspringenden Problemen befassen, heißt an Interessen, Eitelkeiten und bequemen Denkgewohnheiten rühren.

Jemand sagte, die größte Großmacht wäre die Ignoranz. Nein, es ist der Wille zu ihr.

Aus den Erinnerungen eines Achtzigjährigen.

Inmitten dieser haßerfüllten Zeit, die ganz danach angetan ist, die Hoffnung auf eine Wiederversöhnung der europäischen Völker als eitel erscheinen zu lassen, gewähren die Aufzeichnungen eines Mannes einigen Trost, der während eines langen Lebens Nationenhaß und -Liebe oft mals sich wandeln sah. Edward Owen Greening veröffentlicht darüber im „Arbitrator" (Januar 1916) einen Artikel, dem wir das Nachstehende entnehmen. —

„Mit dem Jahre 1852 und der Wiederherstellung des bonapartistischen Kaiserreiches machte sich eine lebhafte Gegenwirkung in der unvernünftigen Panik von 1853 geltend, die auf

der alten Anschauung begründet war, daß das französische Volk nach Vergeltung für Waterloo dürste und sich für einen Einfall in England vorbereite. Franzosen wurden wieder einmal als die verruchtesten Menschen angesehen, und jeder Franzosenfreund galt als ein Feind des Landes. Wie sonderbar aber: in wenigen Monaten war alles wieder gewandelt. Am Ende des Jahres 1853 waren die Franzosen unsere Verbündeten gegen Rußland im Krimkrieg, und die in England befindlichen Franzosen wurden sofort zu Engeln von Licht und Güte umgetauft. Ich erinnere mich, gesehen zu haben, wie Engländer sie umarmten und nach festländischer Art sogar küßten. Auf den Straßen, auf der Börse, in Omnibussen und Eisenbahnwagen vollzog sich die Verbrüderung wie ein Wunder, wenn man sich der Tatsache erinnerte, daß, kaum ein Jahr zurück, wir uns in voller Hast auf die Zurückweisung eines vermeintlichen französischen Einfalles vorbereitet hatten.

Mir fehlt hier der Raum, um Einzelheiten über andere, von mir erlebte Wesenswandlungen anzuführen, die ich den verschiedensten Völkern gegenüber erlebt habe, mit denen wir uns in Gegnerschaft befanden, oder mit denen wir Bündnisse geschlossen hatten. Die Umwandlung unserer Schätzung der Franzosen von einem verräterischen, von Neidinstinkten geleiteten Volk zu einer Zeit, zu einer kultivierten und ritterlichen Nation zu einer andern, war wohl bemerkenswert, aber nicht mehr als ähnliche Umwandlungen, die ich bei der Schätzung anderen Nationen gegenüber erlebt habe.

Ich habe die Russen als die heldenhaften Retter Europas gegen Frankreich, dann als die finsteren Verschwörer gegen Kultur und Freiheit und schließlich als die Helden der Abwehr gegen die weltbedrohenden Angriffe des deutschen Militarismus betrachtet gesehen. Die Türken sah ich abwechselnd als unschuldige, von den Russen verfolgte „Gentlemen", als feile Mörder Bulgariens, als erleuchtete Reformer im jungtürkischen Regime und schließlich als verächtliche Werkzeuge deutscher Bösartigkeit. Es erübrigt sich, zu erwähnen, wie die Bulgaren selbst vom Guten zum Schlechten, oder wie die Buren vom Schlechten zum Guten sich gewandelt haben. In meiner Jugend waren die Preußen in England so volkstümlich, daß Wirtshäuser nach ihren Königen und Heerführern benannt wurden. Damals schien es, die Hoffnung aller Engländer zu sein, daß Preußen das Zentrum eines großen geeinten Deutschlands werde, um ein Bollwerk gegen die möglichen Angriffe Rußlands zu bilden. Wie wir heute über Preußen, Deutsche und Russen denken, brauche ich nicht zu sagen. Österreich war stets „unser treuer Bundesgenosse" bis zu seiner Unterdrückung der Unabhängigkeit Ungarns im Jahre 1848, nach der der österreichische General Haynau in London vom Mob angegriffen wurde. Als Rußland Polen erobert, schrieb unser Dichter: „Die Freiheit ächzte, als Kosciusko fiel", und jetzt erlebte ich, Bedauern zu hören über die Hinausdrängung der Russen aus Polen."

Soweit unser Achtzigjähriger. Er hätte seine Erinnerungen noch um manche vermehren können. Ist es denn so lange her, daß man in Österreich den Preußen, den „deutschen Bruder", mit scheelen Augen ansah, in Ungarn gegen das Bündnis mit Deutschland protestierte? Und jetzt? — Liegen sich nicht Japaner und Russen, die sich vor zehn Jahren als Todfeinde bekämpften, Bulgaren und Türken, die das noch vor drei Jahren taten, versöhnt und einander helfend in den Armen? Die Moden des Nationenhasses und der Nationenliebe wechseln rasch. Schon heute kann man merken, daß das beliebte „Gott strafe England" nicht mehr „getragen" wird. All dies läßt uns hoffen!

Wie weit dürfen unsre Zukunfts-Wünsche sich erstrecken?

Von Ministerialrat Jonkheer Dr. B. de Jong van Beek en Donk, im Haag, General-Sekretär der „Internationalen Zentralorganisation für einen dauernden Frieden".

„Es gibt nur eine Wahl: Bis zur Spitze geführter Militarismus mit Krieg oder Entwaffnung mit zwischenstaatlichem Recht. Es ist ein äußerst gefährliches Mißverständnis, zu glauben, daß man den Krieg allmählich abschaffen könnte."

Also schrieb G. Spiller, der namhafte englische Veranstalter der beiden Weltrassenkongresse in einer Kampfschrift gegen die Amerikanische „League to enforce Peace."

Freilich ist der Unterschied zwischen jenen beiden Friedensströmungen sehr groß. Spillers Vertrauensseligkeit und seinem Wunsch nach stark durchgeführten, gründlichen Reformen gegenüber läßt Dr. Lawrence Lowell, der Präsident der Harvard Universität und der Vorsitzende des Vollzugsausschusses der „League to enforce Peace", ein weit bedachtsameres Wort ertönen. „Utopia, das Reich des ewigen Friedens, ist noch weit, weit von uns entfernt. Dasjenige, wonach wir jetzt streben, ist nur, eine zweckdienliche Idee zu empfehlen, die uns möglicherweise dem fernen Ziel einen Schritt näher führen könnte".

Zwischen diesen beiden äußersten Systemen steht das Mindestprogramm der „Zentral-Organisation für einen dauernden Frieden". „Es wäre nur zu leicht gewesen, ein Idealprogramm für den zukünftigen Frieden zu verfassen, eine Welt-Verfassung, die nur allein die Bedürfnisse der Logik und der Vollkommenheit in Rechnung zog. Das ist nicht unsere Absicht gewesen. Wir hatten gar nicht vor, die endgültigen Wünsche der Pazifisten zum Ausdruck zu bringen. Ganz im Gegenteil; wir empfehlen nur die unerläßlichen Reformen". Mit diesen Worten

wendet sich der offizielle Kommentar zum Mindestprogramm der Zentralorganisation an diejenigen, die wie Spiller, die volle Erfüllung ihrer höchsten Wünsche schon gleich nach Beendigung des Krieges für möglich halten.

Ebensowenig fühlt diese Organisation sich befriedigt von dem amerikanischen Friedensprogramm, welches weiter nichts enthält als eine Regelung der friedlichen Erledigung zwischenstaatlicher Streitigkeiten, aber die wirtschaftliche, militärische und diplomatische Seite des Friedensproblems durchaus außer Spiel läßt. Das Haager Mindestprogramm heischt weit mehr. Keine einzige Reform wird da vertreten, die nicht zuvor schon auf beschränkterem Gebiet, wie z. B. zwischen zwei Staaten, erprobt und verwirklicht worden ist. Ebensowenig wie die amerikanische „League to enforce Peace", beabsichtigt die „Zentralorganisation" Utopien nachzustreben. Davon ist bei ihr nicht die Rede. „Utopistisch heißt, daß etwas nirgendwo besteht. Jene Reformen, die wir vorschlagen, sind aber schon irgendwo verwirklicht worden. Sie haben die Feuerprobe bereits bestanden, ihre nützliche Wirkung ist außer Frage".

Unter jenen, die nach dem Kriege den Zustand eines bewaffneten Friedens durch einen wahren und dauerhaften Friedenszustand ersetzt zu sehen wünschen, bemerken wir also drei Richtungen. Wenn die allgemeine Entwaffnung erreicht werden könnte, wäre dies ohne Zweifel die Lösung, die alle Friedensfreunde wünschen. Diese scheint aber vorläufig noch durchaus unmöglich. Das allgemeine Mißtrauen, das bisher unter den Völkern vorherrschte, müßte vorher einem unbeschränkten Vertrauen Platz gemacht haben. Denn man vergesse nicht, daß die Abschaffung der Bewaffnung allein nicht die Gewähr mit sich brächte, daß auch keine zwischenstaatlichen Interessenstreitigkeiten mehr entstehen würden. Nicht die Ursache der zwischenstaatlichen Streitigkeiten würde durch die Entwaffnung aufgehoben werden, sondern nur eine bestimmte Art zur Entscheidung jener Streitigkeiten, ohne daß gleichzeitig eine andere und bessere Art für deren Austrag geschaffen worden wäre. Entwaffnung ist nur dann möglich, wenn damit eine derartige Vervollkommnung des zwischenstaatlichen Rechts Schritt hält, so daß jede Streitigkeit einer Rechtsentscheidung unterworfen werden könnte. Es sei denn, daß sich die Klugheit der Menschen derart entwickle, daß im Vertrauen darauf zu erwarten wäre, daß jede Streitfrage, die sich nicht zur Rechtsentscheidung eignet, dem gerechten Urteil Dritter bedingungslos anvertraut werden könnte. Doch es scheint durchaus undenkbar, daß entweder das eine oder das andere schon am Ende dieses Krieges erreicht sein würde. Hingegen besteht die Gefahr, daß jeder, der solche augenblicklich noch unerreichbare Ideale verteidigt, der guten Sache eher schadet statt nützt. Zweifellos würden die Feinde des Pazifismus eine solche Gelegenheit dankbar ergreifen, um von neuem auf den utopistischen Charakter der Friedensbewegung hinzuweisen. Der Beifall, der ihnen bei der Bekämpfung dieser Ideen zuteil werden würde, müßte das Interesse, das sonst möglicherweise den gemäßigteren Reformplänen zugefallen wäre, beeinträchtigen.

Stellt Herr Spiller seine Anforderungen gar zu hoch, so besitzt jene Richtung hingegen, die in der amerikanischen „League to enforce Peace" zum Ausdruck kommt, ein gar zu beschränktes Programm, sie wird sich daher durch jene Beschränkung manchen Friedensfreund fern halten.

In der Hauptsache geht der Inhalt des amerikanischen Programms darauf hinaus, daß alle Staaten sich verpflichten sollen, ihre Streitigkeiten einer Entscheidung des zwischenstaatlichen Gerichtshofes oder dem Gutachten eines zwischenstaatlichen Vermittlungsrats vorzulegen, und daß sie gemeinsame militärische oder wirtschaftliche Maßregeln anwenden wider jenen Staat, der, ehe er seine Streitfrage einer solchen Entscheidung oder einem solchen Gutachten unterbreitet hat, zu den Waffen greift.

Ein derartiger völkerrechtlicher Vertrag wäre ohne Zweifel von größtem Nutzen und ist wohl auch ausnahmslos in allen jetzigen Reformprogrammen vorzufinden. Jedoch ist eine solche Bestimmung erst dann von Wert, wenn sie einem umfangreichern Reformprogramm angegliedert ist.

Der Vorschlag zu dieser internationalen Verpflichtung kommt in der Hauptsache ungefähr auf das heraus, was der ehemalige Staatssekretär Bryan in seinem bekannten Friedensplan ausgedrückt hat. Nämlich ein Verbot einer Kriegserklärung, ehe eine bestimmte Frist verstrichen sei. Eine solche Beschränkung des Rechtes, den Krieg zu erklären, ist durchaus annehmbar, falls alle Staaten den Frieden wünschen, und ein Krieg nur als das Ergebnis des Mißtrauens gegen die friedfertige Gesinnung anderer entstehen kann. Es war dies jener Zustand, der vor dem Ausbruch des jetzigen Krieges tatsächlich in Europa vorhanden gewesen zu sein scheint.

Wenn man annehmen darf, daß kein einziger Staat in Wahrheit den Krieg wünscht, daß dieser jedoch nur aus Angst und Mißverständnis geboren werden könnte, so wäre diese beruhigende obligatorische Frist zwischen dem Aufkommen der Streitigkeit und der Erlangung des Rechtes zur Kriegserklärung tatsächlich eine außerordentlich nützliche und praktisch ausführbare Einrichtung. Wären Österreich-Ungarn und Serbien durch eine derartige Verpflichtung gebunden gewesen, so wäre dieser Krieg wohl höchstwahrscheinlich unterblieben.

Ganz anders verhält sich die Sache aber, wenn durch diesen Krieg ein Zustand hervorgerufen würde, wo eine der Parteien fortwährend auf der Lauer liegt nach dem günstigen Moment, um eine Verbesserung ihrer unleidlichen Stellung zu versuchen. In jenem Falle wäre es sehr

möglich, daß die Staaten, die dieser Partei angehören, sich einer derartigen Beschränkung ihres Rechtes zur Kriegserklärung nicht fügen würden. Würden sie aber durch die Übermacht des Siegers dazu gezwungen sein, so würden sie sich durch diese ihnen aufgezwungene Verpflichtung sittlich nicht gebunden fühlen. Wenn es z. B. eine der Folgen dieses Krieges sein sollte, daß Deutschland einen Teil Belgiens angliederte oder Frankreich einen Teil Deutschlands an sich nähme, so ginge daraus unweigerlich das Verlangen nach einem Vergeltungskrieg hervor, und die für den Augenblick besiegte Partei würde fortwährend auf der Lauer bleiben nach der erstbesten Gelegenheit, wo es die angegliederten Landesteile von dem fremden Joch befreien könnte.

Es wäre ja auch durchaus möglich, daß die jetzt noch neutralen Staaten sich weigern würden, einem Verband beizutreten, der an erster Stelle dazu dienlich wäre, dem Sieger von heute seine errungene Beute zu schützen.

Dieses Beispiel allein möge verdeutlichen, daß eine zwischenstaatliche Übereinkunft, wie sie die amerikanische „League to enforce Peace" vorschlägt, nur dann von wesentlicher Bedeudung sein kann, wenn außerdem noch andere Bedingungen erfüllt würden, die ein künftiges friedsames Zusammenleben der Staaten verbürgen. Das Verdienst des Mindest-Programms der Haager „Zentral-Organisation für einen dauernden Frieden" liegt aber gerade darin, daß es solche Grundsätze zwischenstaatlicher Politik befürwortet, daß durch sie bei wirklicher Befolgung die Lebensinteressen aller Staaten genügend geschützt sein würden. Erst dann kann jener Zustand sich ergeben, wo alle Staaten in Wahrheit den Frieden zu erhalten bestrebt sind, und also das Programm der „League to enforce Peace", welches ungefähr mit Punkt drei des Haager Mindestprogramms übereinstimmt, zur lebendigen Kraft sich gestaltet, und der danach angetan sein wird, in Zukunft einem tatsächlichen, von keinem Menschen alsdann gewollten, Weltkrieg vorzubeugen. Mit andern Worten: das Zustandekommen der Reformen, das Befolgen der in den andren Punkten des Mindestprogramms ausgedrückten Grundsätze (keine Annexionen gegen den Willen der Bevölkerung, Garantie der Rechte der nationalen Minderheiten in Staaten mit gemischter Bevölkerung, offene Tür, Rüstungsbeschränkung, Freiheit der Meere, Parlamentarische Kontrolle der auswärtigen Politik) ist die unerläßliche Vorbedingung, die die Bestimmung für die unmittelbare Verhütung der Feindseligkeiten und der Kriegserklärung von einer bloß moralischen Bedeutung zu einer allein praktischen erhebt.

Die Vorbereitung des künftigen Frieden.

XX[1])

Die Stockholmer Konferenz der Neutralen (Ford-Konferenz).

Aus dem Bericht des General-Sekretärs Louis P. Lochner aus Chicago.

„Die neutrale Konferenz für dauernde Vermittlung soll aus je fünf Delegierten und Stellvertretern der folgenden Nationen bestehen: Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland, Schweiz, Spanien, Amerika. Sie soll sich nicht lange mit theoretischen Fragen beschäftigen, sondern direkte, konkrete Vermittlungsvorschläge aufstellen. Diese Vorschläge sollen gleichzeitig nicht nur den Regierungen, sondern auch den Parlamenten und der Presse aller kriegführenden Länder unterbreitet werden mit etwa folgender Frage: „Seid Ihr bereit, falls die andern Länder bereit sind, die vorgelegten Vermittlungsvorschläge zu erörtern und uns amtlich oder unamtlich etwaige Abänderungen anzudeuten?"

Die Konferenz soll sich nicht nur an die Regierungen wenden. Denn, wenn ein solcher Vorschlag der Regierung unterbreitet wird, so wird er vielleicht zuerst zurückgewiesen und gelangt überhaupt nicht an die Öffentlichkeit, besonders da ja die neutrale Konferenz kein von militärischen Gesichtspunkten diktiertes Programm unterbreiten soll, sondern eines, das das Wohl der ganzen Menschheit im Auge hat und dem jene Grundsätze der Gerechtigkeit und Humanität zugrunde liegen, auf welchen allein ein dauernder Friede errichtet werden kann. Wenn die Vorschläge auch an die Parlamente gerichtet werden, so müssen sie in die Akten aufgenommen werden, und es kann sich eine öffentliche Erörterung daranknüpfen. Der Grundgedanke der Ford-Expedition ist es, den Friedensgedanken unter den Völkern zu kristallisieren und in konkrete Bahnen zu leiten.

Sodann soll die Presse systematisch bearbeitet werden. Sollte sich uns die kriegführende Presse verschließen, was jedoch auf die Dauer unmöglich erscheint, so rechnet man zuversichtlich auf die Mitwirkung der neutralen Presse, deren Erörterungen ihren Weg ja doch in die kriegführenden Länder finden.

Wir glauben also, daß die neutrale Konferenz fortwährend die Friedensidee wach erhalten wird, bis schließlich die öffentliche Meinung in den kriegführenden Ländern so davon durchdrungen ist, daß sie den Frieden fordern wird.

---

[1]) Die vorhergehenden Nummern I—XIX dieser hier lediglich unter dem Gesichtspunkt des Dokuments veröffentlichten Kundgebungen findet man in „Die Friedens-Warte" 1915, Nr. 1—2 S. 9 u. F. ferner in „Blätter für zwischenstaatliche Organisation" 1915, Nr. 2, S. 49 u. F., Nr. 3, S. 100, Nr. 6, S. 208 u. F., Nr. 8, S. 303 u. F.

Die Arbeit der Konferenz ist zu erleichtern durch Hinzuziehung von Sachverständigen für internationale Probleme aus den verschiedenen kriegführenden Ländern. Diese Sachverständigen dürfen nicht Mitglieder der Konferenz sein, sondern lediglich Berater, die auf Ersuchen der Konferenz Mitteilungen über die politischen Verhältnisse ihrer Länder geben und diese in sympathischer, jedoch von internationalem Geist durchdrungener Weise diskutieren sollen.

Man macht sich kein Hehl daraus, daß die Vorschläge der neutralen Konferenz vielleicht schroff zurückgewiesen werden. Gerade diese Möglichkeit ist die beste Beglaubigung für nichtamtliche Aktionen. Die neutralen Regierungen sind so durch diplomatische Überlieferungen gebunden, daß sie nur dann glauben eingreifen zu können, wenn sie mit Sicherheit auf sofortigen Erfolg rechnen können. Die Furcht, ihr Ansehen zu verlieren, hindert sie daran, zu vermitteln, ehe sie glauben, daß „der geeignete Zeitpunkt" gekommen sei."

Aus dem in Bern erstatteten Bericht des Ford-Delegierten M. Harry C. Evans aus Detroit.

„In den letzten sechzig Tagen habe ich vor Bürgern von Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland und der Schweiz gesprochen und in all diesen Ländern das größte Interesse gefunden. In manchen Städten haben wir mehrere Versammlungen, in andern sogar einige an einem einzigen Tage abgehalten. Dies ist die zweite Versammlung in Bern. Überall konnten Hunderte nicht Platz finden. Die Säle Europas sind nicht zahlreich und nicht groß genug, um allen jenen Raum zu bieten, die einer Meinung sind in diesen Tagen des europäischen Zusammenbruchs.

Als Demokrat aus den Vereinigten Staaten glaubte ich, daß es auch in Europa einige Demokraten gäbe. Nun finde ich aber Europa voll von Demokraten. Die heutige große Versammlung setzt sich aus Demokraten aus der Schweiz, aus Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Deutschland und Amerika zusammen. Wo sie auch wohnen, und unter welcher Regierung sie auch leben, die Demokraten denken alle gleich. Ungeachtet der Verschiedenheit unsrer Sprachen gibt es keine Verschiedenheit unsrer Herzen oder unsrer Hirne. Es gibt ein Esperanto des Herzens für alle, die die Tugend lieben und das Laster hassen. Paulus sagte: „Aus einem Blut hat Gott alle Nationen der Erde gemacht". Und das ist wahr, denn dem erfahrensten Chemiker wird es nicht gelingen, einen Unterschied im Blute des weißen Mannes, des Negers oder des Mongolen zu finden. Es gibt nur eine allgemeine Bruderschaft, trotzdem die Welt heute noch die schicksalsvolle Frage des Erstgebornen auf Erden wiederholt: „Bin ich meines Bruders Hüter?"

Ein Demokrat ist ein Mensch, der sich für ebensogut wie die andern Menschen hält. Dies erschöpft jedoch in keiner Weise seinen ganzen Glauben. Er glaubt nicht nur, daß er ebensogut wie die andern ist, sondern daß die andern ebensogut sind wie er. Auf einen hohen Posten gestellt, würde ein Demokrat sagen: Laß mich an Deiner Seite wie ein König leben, und lebe Du an meiner Seite wie ein Mann.

Ein Demokrat ist der Ansicht, daß seine Zustimmung seiner Regierung notwendig ist. Er wiederholt die ewige Frage „Warum?" Er glaubt nicht daran, daß ein Einziger oder ein Dutzend Menschen für eine Million denken, handeln und sprechen dürfen. Er glaubt nicht daran, daß ein Einziger oder ein Dutzend Menschen das Recht haben, Millionen Menschen ohne ihre Zustimmung in einen Krieg zu schicken.

Wenn nun das Volk die Lasten des Krieges zu tragen, die Leiden zu erdulden, den Kampf auszufechten und den Tod auf sich zu nehmen hat, weshalb sollte es nicht auch entscheiden, ob es in den Krieg wolle oder nicht?

Die Befugnis, den Krieg zu erklären, muß dem Volk gehören. Wenn ich darüber zu bestimmen hätte, dann würde ich die Entscheidung über Krieg oder Frieden direkt dem Volk überlassen, und ich würde jene, die für den Krieg stimmten, zuerst in die Front schicken.

Das Referendum wurde in der Schweiz geboren. Die Schweiz ging auch der Welt voran, indem sie die Prinzipien des Referendums auf die Frage des Krieges anwandte. Das ist nicht der einzige große Gedanke, der aus den Schweizer Bergen in die Welt ging.

Wir können auch die Bibel als Autorität für eine Volksherrschaft anführen. Als die Kinder Israels ihrer Regierungsform müde wurden und einen König verlangten, warnte sie Samuel, indem er ihnen die Gefahren eines Königreiches ausmalte. Das Volk aber bestand darauf und Samuel unterbreitete diesen Wunsch dem Allmächtigen, der ihn anwies, „auf die Stimme des Volkes zu horchen". Der alte Prophet befand sich nun zwischen d e m Volk, dem er unrecht gab, und dem Allmächtigen, den er um Rat fragte. Dreimal befahl ihm dieser „Höre auf die Stimme des Volkes".

Die Stimme des Volkes ist die einzige Macht, die die Art der Regierung bestimmen dürfte, unter welcher das Volk lebt. Nach diesem Krieg werden die Regierenden, die nicht auf die Stimme des Volkes hören, von diesem dafür verantwortlich gemacht werden. Nach diesem Krieg werden die Völker der Welt eine neue Magna Charta schreiben; sie werden eine neue Unabhängigkeit annehmen, sie werden eine weltweite neue Freiheit verkünden."

Prof. Vierkandt über den „wissenschaftlichen Pazifismus".

In einem in der „Deutschen Literaturzeitung" (Nr. 5 und 6 von Jan. u. Febr. 1916) erschienenen Aufsatz über „Die Entwicklung

einer Machtmoral als sittlicher Kriegsgewinn" kommt der Berliner Gelehrte auf die moderne Friedensbewegung zu sprechen. Bei ihm findet man ein besseres Verständnis und ein tieferes Eingehen auf den Kern des Problems als bei Professor Natorp. Die darauf bezughabenden Ausführungen seien deshalb hier wiedergegeben:

„In diesem Zusammenhange ist kurz der modernen Friedensbewegung zu gedenken. Ihre Widerlegung macht sich die allgemeine Denkweise zu leicht. Ihr schwebt nur die alte utopistische Richtung vor, die einen Zustand des ewigen Friedens herbeiführen will, ohne nach den Grundlagen und Möglichkeiten eines solchen Wandels zu fragen. Neben ihr aber gibt es heute eine andere Richtung, die man im Hinblick auf die verwandte Abspaltung bei der Sozialdemokratie als revisionistische bezeichnen kann; sie erklärt, sich ihren Zielen nur schrittweise unter Anpassung an die gegebenen Verhältnisse und unter radikaler Umgestaltung der Grundlagen der bestehenden Zustände nähern zu können. Dazu kommen endlich weniger weitzielende Reformbestrebungen, die auf eine blosse Einengung des Krieges und eine Vergrößerung der ihn führenden Einheiten hinstreben. Bei der Verurteilung dieser Bewegungen in der Literatur stößt man vielfach auf einen verhängnisvollen Irrtum, nämlich auf eine falsche Vorstellung vom Verhältnis von Macht und Recht zueinander, aus der heraus eine verfehlte Einwendung erhoben wird. Sie besagt: die Machtverhältnisse ändern sich fortgesetzt; und ihnen müssen die realen politischen Zustände, muß insbesondere die Abgrenzung der Reiche Rechnung tragen bei der Gefahr, daß sonst Wertloses erhalten wird und Wertvolles nicht zur Geltung kommt. Die Herrschaft des Rechtes aber im internationalen Leben (die an Stelle des Krieges durch einen obersten Gerichtshof alle Streitigkeiten entschiede) würde die einmal, nämlich zur Zeit der Aufrichtung jenes Rechtes bestehenden Zustände verewigen und jenem Wandel keine Rechnung tragen. Tatsächlich widerlegt sich dieser Einwand bereits bei einem Blick auf die inneren Zustände des Staates. Dort gibt es doch abgesehen von den Revolutionen, mit denen das heutige Leben wohl kaum noch zu rechnen braucht, keine gewaltsame Austragung von Streitigkeiten, wohl aber gibt es dort fortgesetzte Kämpfe und fortgesetzte Machtverschiebungen zwischen den einzelnen Schichten und Berufsklassen der Bevölkerung. Alles das aber vollzieht sich unter der Herrschaft des Rechtes. Das Bestehen einer Rechtsordnung gewährleistet also durchaus nicht ein unverändertes Weiterbestehen der einmal zu irgendeiner Zeit bestehenden Machtverhältnisse, vielmehr folgt das Recht seinerseits den Machtverschiebungen in Gestalt von teils bewußt angestrebten, teils unwillkürlich erfolgenden Änderungen in den Gesetzen und der Praxis von Verwaltung und Rechtsprechung. Gewiß hat den älteren Formen des Friedensgedankens ein dauernder Gleichgewichtszustand, ein völlig unveränderter Besitz- und Rechtszustand vorgeschwebt; und diese „statische" Auffassung der Dinge widerspricht gewiß dem „dynamischen" Charakter alles Lebens, insbesondere auch des politischen Lebens. Aber heute ist eine andere Form dieses Gedankens im Werden begriffen, die den Begriff der Machtverschiebung in sich aufgenommen hat. Es ist eine verfehlte, an der Schale haftende Kritik, wenn man sich mit seinen Einwendungen stets an die Form des Schiedsgerichtes hängt. Völlig klare Vorstellungen sind uns auf diesem Gebiete noch nicht möglich, weil das Neue hier erst durch eine schöpferische Entwicklung verwirklicht werden soll; mit ihr werden sich auch neue Formen für die Beeinflussung der Staaten untereinander entwickeln. Jedenfalls kann das heutige Recht (mitsamt dem Schiedsgerichtsverfahren) nur als eine Form der sittlich begründeten „Regelung" der zwischenstaatlichen Verhältnisse gelten. Das Wesentliche dieser „Regelung" besteht lediglich in dem Willen zum friedlichen Einvernehmen, der sich seinerseits aus seinem Bedürfnis nach Maßgabe der Reife der Verhältnisse seine Formen schaffen wird. Am besten orientieren wir uns an den politischen Ereignissen selbst. Wir haben in der jüngsten Zeit bekanntlich freiwillige Gebietsaustausche oder selbst Gebietsabtretungen, sogar die Loslösung eines Staates von einem anderen erlebt. Die Macht gibt in solchen Fällen freilich den Ausschlag, aber ohne den Krieg. Unsere Staaten haben es gelernt, die größten inneren Machtverschiebungen ohne Gewalt zu vollziehen; gewiß nicht allein aus Furcht vor den Bajonetten, sondern vor allem kraft eines stärkeren Willens zur Bewahrung der gesellschaftlichen Ordnung: sollte eine entsprechende Umwandlung der Formen der Machtkämpfe im zwischenstaatlichen Leben grundsätzlich ausgeschlossen sein? Die Gewalt erscheint als selbstverständliches Mittel einen Streit auszutragen nur da, wo jedes Gemeinsame zwischen oder vielmehr über den beiden Kämpfern fehlt, wo keinerlei gemeinsame Moral mehr verbindet. Im Zusammenstoß verschiedener Rassen mag das der Fall sein, mindestens aber für einen engeren Kreis von Staaten, nämlich denjenigen Westeuropas liegt der Fall entgegengesetzt. Daß hier eine verbindende Moral auch im Kriege selbst heute schon grundsätzlich anerkannt wird in Gestalt der „Geltung" des Völkerrechtes, darauf wiesen wir bereits oben hin. Es ist also immer wieder derselbe Denkfehler, der den Krieg als eine besondere Form mit dem allgemeinen Verhältnis des Kampfes verwechselt. Selbst da, wo der Kampf zwischen verschiedenen Staaten unvermeidlich ist, braucht er an sich noch nicht die Form des Krieges anzunehmen."

Prof. Vierkandt, der in einer Fußnote den Herausgeber dieser Blätter als den besondern Vertreter der revisionistischen Richtung des Pazifismus bezeichnet, schließt sich hier dessen Gedankengängen über gewaltlose Streitschlichtung und ihrer Formel an, wonach es sich bei einem Staatensystem in erster Linie um Austausch eigener Macht gegen Pflichten der andern handelt.

Das alte und das neue System der Friedenssicherung.

Alle Staaten, die sich heute im blutigsten Ringen gegenseitig zerfleischen, tun dies um des gleichen Zieles wegen. Wenigstens soweit ihnen zu Beginn des Krieges dieses Ziel vorschwebte. Alle behaupten, den Krieg zu führen, um sich gegen fernere Angriffe zu schützen und eine lange Dauer des künftigen Friedens zu sichern. Diese Einigkeit, die man normalerweise mit Freuden begrüßen müßte, muß inmitten dieser fürchterlichen Zerrissenheit bittere Gefühle auslösen. Denn es muß ein unheilvoller Irrtum hier obwalten, wenn ein Ziel, das alle gleichmäßig wünschen, durch eine so gegensätzliche Methode erstrebt wird. Den Fehler darzulegen, der diese Methode beherrscht, erscheint daher als eine der wichtigsten Aufgaben.

Wenn alle das Gleiche wollen, sind alle Voraussetzungen eines gewaltlosen Ausgleichs gegeben. Wieso kommt es dann, daß die Staaten doch gezwungen sind, durch gewaltsame Auseinandersetzung dieses Ziel zu erstreben? Einfach dadurch, weil sie durch ein anarchisches Mittel ein Werk der Ordnung herzustellen, durch Einzelhandlungen ein Werk zustande zu bringen suchen, das seinem Wesen nach nur das Ergebnis einer gemeinsamen Handlung sein kann.

Der gesicherte Friede Europas wird dadurch verhindert, daß jeder Staat seinen eigenen Frieden glaubt sichern zu können. Jeder Staat sucht so stark zu sein, daß andere Staaten davor zurückschrecken sollen, ihn anzugreifen. Die Anhäufung von Gewaltmitteln hat den Zweck, feindlichen Angriffen vorzubeugen, indem sie bei den möglichen Angreifern Bedenken über die Überwindbarkeit des Anzugreifenden erregen. Die Rüstungen gelten daher als das beste Mittel zur Friedenssicherung. Der Irrtum liegt jedoch darin, daß man nur die eine Wirkung der Rüstungen ins Auge faßt, während diese in Wirklichkeit eine Doppelwirkung zeitigen. Die Rüstungen schützen wohl; sie schützen jedoch nur, indem sie bedrohen. Der durch Rüstungen seinen Frieden sichernde Staat bedroht ungewollt alle andern Staaten und erregt bei ihnen notgedrungen die Besorgnis eines von ihm geplanten Angriffs. Dies führt, ebenso notgedrungen, alle anderen Staaten zu Gegenmaßnahmen. Sie rüsten ebenfalls oder sie verstärken ihre Rüstung. Wieder nur, um ihren Frieden zu schützen, aber mit der unausbleiblichen Folge, den zuerst ins Auge gefaßten Staat durch diesen, ihnen aufgedrängten, Schutzversuch neuerdings zu bedrohen.

Diese Doppelwirkung der Rüstungen (Schutz und Bedrohung zugleich) bedingt erstens die uns so sehr bekannte Erscheinung des Wettrüstens mit allen ihren den Frieden gefährdenden Folgen, zweitens die weniger bekannte Tatsache, daß jeder Staat bei dem Bestreben, seinen eigenen Frieden zu sichern, unbewußt und ungewollt dauernd sich selbst bedroht. Er löst diese Bedrohung automatisch aus; sie verstärkt sich mit der notwendig werdenden Erhöhung seiner eigenen Schutzmaßnahmen.

Wir müssen daher die Rüstungen als ein untaugliches Mittel erkennen, das gerade das Gegenteil dessen erzeugt, das sie bewirken sollen: die Unsicherheit und stete Kriegsgefahr statt der Friedenssicherung.

Dennoch herrscht noch immer die Meinung vor, daß der Friede durch Rüstungen geschützt werden könne. Der alte Römergrundsatz „si vis pacem, para bellum" hat noch immer seine unheilvolle Geltung. Dies beruht auf dem landläufigen — oder besser gesagt weltläufigen — Irrtum über das Objekt, das durch das untaugliche Mittel erreicht werden soll. Man irrt sich über das Wesen des Friedens selbst, den man benötigt. Man glaubt, daß die Nichtanwendung der Gewaltmittel bereits den Zustand des Friedens bezeichnet, während es in Wirklichkeit nur der Zustand des Nicht-Kriegs oder des latenten Kriegs ist.

Die Staaten, die heute für alle Lebensbedingungen so sehr aufeinander angewiesen sind und sich immer mehr noch zu einem Organismus entwickeln, werden in ihren Handlungen noch immer von der Anarchie beherrscht. Im Zustande der zwischenstaatlichen Anarchie sind aber Krieg und Frieden wesensgleich. Sie unterscheiden sich nur dem Grade nach. In der Anarchie bestimmt die Gewalt die Beziehungen der Staaten,

ihre Kräfte sind stets gegeneinander gerichtet. Das hindert sie, diese Kräfte im vollen Umfang zu lebenspendenden Werken zu verwenden und sich voll zu entfalten. Ihr ganzes Sein muß darauf gerichtet sein, sich gegen die Bedrohung der andern zu schützen, ihr Dasein zu behaupten. Die Wirkungen dieses Systems sind die gleichen, ob sie nun potenziert bei der akuten Gewaltanwendung, dem Krieg, zum Vorschein kommen oder gemildert in jener latenten Form des Nicht-Krieges, die man fälschlicherweise Frieden nennt.

Dieser falsche Friede ist es, die lediglich mildere Form des Krieges, die durch das untaugliche Mittel der Rüstungen im günstigsten Fall erreicht werden kann. Sie vermögen höchstens den Ausbruch der akuten Gewalt hinauszuschieben, aber niemals den wirklichen Frieden herzustellen, der nur durch eine Verdrängung der Staatenanarchie und deren Ersatz durch eine zwischenstaatliche Ordnung zu erreichen ist.

Mit einem solchen „Frieden" hat sich die Menschheit früherer, nicht weit zurückliegender Perioden noch abfinden können. Weil dies lange der Fall war, glaubt man, daß auch die Gegenwart mit diesem Rüste- und Friste-Frieden, mit diesem bloß den Namen „Frieden" tragenden Zustand des latenten Krieges sich abfinden könne, glaubt man, daß ein anderer Zustand überhaupt nicht erreichbar wäre. Das ist der große Irrtum unserer Zeit. Die Lebensbedingungen der Gegenwart sind andere als jene, die noch vor einem Menschenalter Geltung hatten. Durch die Entwicklung der Technik hat sich über die gesamte Erdoberfläche ein Gemeinschaftsleben der Völker entwickelt, auf das spöttisch herabzublicken heute sehr beliebt ist, das aber durch die noch so folgerichtig durchgeführte Vogelstraußmethode nicht beseitigt werden kann. Die Menschheit ist wohl noch kein vollkommener Organismus. Das gibt aber kein Recht, anzunehmen, daß sie niemals einer sein wird. Wer die Tatsachen richtig ins Auge faßt, muß erkennen, daß dieser Organismus sich schon in voller Entwicklung befand, und bereits starke Bindungen zwischen den einzelnen Teilen vorhanden waren. Der gegenwärtige Krieg mit seinen Zusammenhängen, mit jenen Ursachen, die ihn zu einem Weltkrieg gemacht haben, mit den Leiden und Folgen, die auf der ganzen Erdoberfläche empfunden werden, machen es dem verhärtetsten Zweifler anschaulich, daß ein Menschheitsorganismus sich in der Entwicklung befindet. Eine sich organisierende Welt bedarf aber eines andern Zustandes für ihre Entwicklung als den dauernden, lediglich in seiner akuten und latenten Form abwechselnden Krieg. Sie bedarf des Friedens, der sich, wohl nicht dem Namen, aber völlig dem Wesen nach, von jenem Frieden unterscheidet, mit dem die Staaten und Menschen im Zeitalter des noch gering entwickelten Organismus der Menschheit auskommen konnten.

Dieser wirkliche Friede kann nicht durch Anhäufung von Gewaltmitteln und deren fortwährende Überbietung hergestellt werden. Er ist lediglich durch Vernunftmaßnahmen zu sichern. Er besteht einzig in einer durch den Gesamtwillen der Teile zu errichtenden zwischenstaatlichen Ordnung.

Innerhalb dieser Ordnung werden die Staaten die in ihnen schaffenden Lebenskräfte nicht mehr gegeneinander richten, sondern miteinander betätigen. Ein jedes Glied der Staatenfamilie wird dann beteiligt sein an den schaffenden Kräften der andern. Sie werden sich miteinander entwickeln und dadurch mit einem Schlage alle jene Gefahren beseitigen, mit denen sie sich jetzt gegenseitig bedrohen und an der Lebensentfaltung hindern. Dann wird kein Staat mehr nötig haben, sich durch Gewalt zu behaupten, sondern durch die Kräfte aller andern geschützt sein. Ein jedes Volk wird des andern Volkes Freund sein, und eines jeden Volkes Fortschritt wird der Fortschritt des andern bedeuten. Dann wird die Sicherheit aller erreicht sein, und mit der Sicherheit überhaupt erst der Friede, der wirkliche Friede.

Um dahin zu gelangen, müssen wir brechen mit allen alten Anschauungen, die aus der Anarchie hervorgehen, brechen mit allen jenen Methoden, die diesen Anschauungen gedient haben. Nur durch die Erkenntnis der veränderten Lebensbedingungen der Gegenwart, durch die Erkenntnis der neuen Lebensnotwendigkeiten wird es möglich sein, diese ausgetretenen unheilvollen Denkbahnen zu verlassen und in neue einzutreten, die die Bedürfnisse einer völlig anders gearteten Menschheit zu erfüllen imstande sein werden. Der wahre Friede heißt Ordnung, und Ordnung muß bewußt eingesetzt werden. Ordnung kann nicht von den einzelnen Teilen einer Gemeinschaft hergestellt werden. Sie muß durchgeführt werden durch den zweckerfüllten Willen aller. In dem Maße, in dem es gelingen wird, den Willen der heute im Kriege verblutenden Staaten für einen zur Ordnung drängenden Gesamtwillen zu vereinigen, in dem Maße wird auch die Sicher-

heit aller Staaten, die heute darum kämpfen, hergestellt sein.

Die Herstellung einer zwischenstaatlichen Ordnung ist kein Phantasiegebilde mehr. Sie wird es nur dadurch, daß man sich noch immer eine plötzliche, allen Eigeninteressen der Staatenindividualitäten widersprechende sofortige Umwandlung der Teile in ein völlig organisiertes Ganze vorstellt. Das ist der Unsinn einer noch mit alten Methoden operierenden Denkweise. Es gibt für soziale Gebilde keine Konstruktionen wie für Maschinen. Die Allmählichkeit und das Hineinleben in neue Formen ist der Grundsatz aller sozialen Umwandlungen. Wer sich heute der Idee hingibt, die zu erstrebende zwischenstaatliche Organisation wäre nur durch einen Weltstaat unter Anlehnung an die Vorgänge bei der Staatenbildung möglich, ist in einem Irrtum befangen, der den Weg aus dem heutigen Elend zum künftigen Glück verlängern hilft. Niemals wird die zwischenstaatliche Organisation es nötig haben, ihre Teilnehmer ihrer Individualität zu berauben. Sie wird vielmehr in deren Anerkennung ihre Stärke finden. Es wird niemals der Zwang ihr Bindemittel sein, sondern das Interesse. Jede Zwangsanwendung zur Herstellung einer höheren sozialen Gruppierung dient zu deren Vernichtung. Sie ist das Mittel alter Perioden. Das Interesse allein ist der elastische Kitt neuer Gestaltungen sozialer Gemeinschaft.

Das alte System der Machtausnützung durch Unterjochung wird in der zwischenstaatlichen Organisation ersetzt sein durch friedliche Selbstbeschränkung der eigenen Macht zwecks Austausch gegen Pflichten der andern. Ich habe dieses Prinzip früher schon mit der Umwandlung des Merkantilismus zur modernen Kreditwirtschaft verglichen. Die starren Goldbarren der Macht, die nur durch diese, die eigene Sicherheit gefährdende Gewaltanwendung verwertet werden konnten, werden künftig als internationale Kreditwerte angelegt sein und dem Machtbesitzer Zinsen in der Gestalt fremder Pflichten einbringen. Das ist der Kern des modernen Organisationsgedankens, der sich von der alten Weltstaatsidee unterscheidet wie ein plumpes Steingebilde von einer modernen Eisenkonstruktion, die Cheopspyramide vom Eiffelturm.

Auch die zahlreichen Einwände gegen diese Wandlung der Staatenverhältnisse entspringen alten Denkmethoden. So der Einwand, der namentlich für Deutschland durch das Eingehen eines derartig zwischenstaatlichen Verhältnisses den Untergang durch Majorisierung befürchtet. Wir würden eine Minderheit einer Welt von Feinden gegenüber sein, heißt es. Aber diese Befürchtung ist unbegründet, weil das unvernünftige System der Majorisierung in dem Gleichheitsbau der Organisation keinen Platz findet. Nicht die Überstimmung durch Mehrheit wird den Ausschlag geben, sie wird vielmehr beruhen auf dem Grundsatz des Ausgleichs mittelst Diskussion und durch wechselseitiges Entgegenkommen. Alle organisatorischen Mittel der Friedenssicherung, die bis jetzt gezeitigt wurden, leiten sich von diesem Grundsatz ab. Selbst das Schiedsgericht, von dem so viele Anhänger der Gewalt eine besondere Furcht haben, beruht darauf. Wenn das Schiedsurteil auch durch Mehrheitsbeschluß zustande kommt, so ist dieser doch vorher festgelegt worden durch ein Ausgleichsverfahren, das in Form des völkerrechtlichen Kompromisses jedem Schiedsprozesse vorangeht. Auf Ausgleich beruhen auch die Grundsätze der Vermittlung, der guten Dienste, der internationalen Untersuchungskommissionen und der von dem amerikanischen Staatsmann Bryan in das Völkerrecht erst neuerlich eingeführten Methode der Konfliktsvertagungskommissionen, die bereits durch eine große Anzahl Verträge von verschiedenen Staaten angenommen wurden. Die Flexibilität der zwischenstaatlichen Organisation wird die Methode des Ausgleichs noch ungeheuer verstärken können und ihr neue Organe schaffen. Ist erst die Furcht der Majorisierung als unberechtigt erwiesen, dann werden ständige Diplomatenkonferenzen, namentlich wenn diese aus modern orientierten Diplomaten zusammengesetzt sind, ständige Staatenkongresse, periodische Regierungskonferenzen, auf denen gemeinsame Angelegenheiten der Organisationsgemeinschaft erledigt werden sollen, und ähnliche Einrichtungen, diesen Grundsatz des Ausgleichs zu einem genialen Apparat entwickeln, durch den es gelingen wird, die schwersten Staatenkonflikte zu überwinden. Man darf niemals vergessen, daß die Konflikte der heutigen Staatenwelt durch die einfache Tatsache des Bestandes einer Staatenorganisation unweigerlich ihrem Wesen nach eine grundlegende Veränderung erleiden werden. Was die Konflikte heute so gefährlich macht, ist ihre Herkunft aus der Anarchie. Je weiter sich aber die Organisation entwickelt, je mehr ihre Teilnehmer an dem Werk der friedlichen Zusammenarbeit engagiert sein werden, je mehr sich aus dem Meer der Anarchie das feste Land der zwischenstaat-

lichen Ordnung herausheben wird, um so mehr werden die auftretenden Konflikte — man sieht, wir denken nicht an eine konfliktlose Zeit — aus der Ordnung geboren werden. Ihr Charakter wird dann ein völlig veränderter sein, und sie werden infolge dieser grundlegenden Veränderung durch Mittel der Vernunft leichter beilegbar erscheinen.

Um die Organisation zu schaffen, ist es daher notwendig, daß man sich von den Ideengängen der Anarchie befreit, daß man das Neue nicht nur in seiner Notwendigkeit und in seinen Zielen, sondern auch in seinen Folgen, in den veränderten Äußerungen, in der anders gearteten Erscheinung erfaßt. Und daß man aufhört, die Bedenken der Vergangenheit dagegen einzuwerfen. Es ist ja mit allen Neuerungen so gegangen, und doch hat die Menschheit aus ihren Erfahrungen nichts lernen wollen. Vielleicht wird der furchtbare Anschauungsunterricht des Krieges sie dazu zwingen. Vielleicht wird sie sich dadurch zu der einfachen Erkenntnis durchringen, daß eine Friedenssicherung kein Einzelunternehmen mehr sein kann, sondern ein Unternehmen der Gesamtheit sein muß, daß es nicht auf anarchischer Gewalt beruhen darf, sondern auf organisierter Gewalt. Und organisierte Gewalt ist Recht. *A. H. F.*

Aus meinem Kriegstagebuch. [1])

(Bruchstücke vom Februar 1916.)

Bern, 6. Februar.

Unter den heutigen Briefen wieder ein Schmerzensschrei. Eine deutsche Dame schreibt mir über das Los eines jungen Engländers — Barrister —, der im Sommer 1914 in einem thüringischen Dorf vom Kriege überrascht wurde und nun seit November 1914 in Ruhleben schmachtet. Sie schreibt, „daß er sicher zu denjenigen gehört, die ihrer ganzen Veranlagung nach seelisch am grausamsten unter den Verhältnissen dort leiden. Vor allem, weil Mr. H. früher ein Freund Deutschlands war und sich in seiner idealen Weise überhaupt keinen Begriff von den Zuständen zu machen vermochte, welche der Krieg geschaffen hat, und die er nun am eigenen Leib so hart zu fühlen bekommt. Vor einiger Zeit schrieb er mir einen Brief, der voll von Bitterkeiten war über die Behandlung, über die ewigen Strafen und Repressalien: ‚eines habe ich hier gelernt: Hassen'. Heute schreibt er mir von einem Freund, einem jungen Mann, der seit den 14 Monaten Gefangenschaft um zehn Jahre gealtert sein soll und sich jetzt im Lazarett befindet ... ‚It is wonderful even more dont go mad. — More?' Also gibt es doch offenbar einige? Und soll keine Möglichkeit existieren, einen oder den andern diesen furchtbaren, nutzlosen, unverdienten Grausamkeiten zu entreissen?"

Möglichkeiten? Gewiss. Wenn nur der Wille vorhanden wäre. Es müsste doch ein Austausch all dieser zwecklos gequälten Opfer möglich sein. Person gegen Person, Altersklasse gegen Altersklasse. Aber man will das gar nicht. Man will anscheinend überall Objekte haben, an denen man seinen Hass auslassen kann, und man braucht anscheinend Objekte, denen man dauernden und nachhaltigen Hass einprägen will. Welch prachtvolles Mittel, spätere Rüstungsforderungen zu begründen. Seht, so wird man jedem Volke zurufen, wie sie uns hassen. Darum noch mehr Kanonen, noch mehr Kriegsschiffe. Und heute züchtet man diesen Hass mit einer Sorgfalt, mit einer Umsicht, als handle es sich um die nächste Ernte, um die Zukunft unserer Kinder. Derweil handelt es sich nur um die Zukunft der Waffenfabriken und um den Nachweis der Unentbehrlichkeit der militärischen Organisation.

Seit gestern ist Louis P. Lochner, der Sekretär Fords, hier, um das Schweizerkomitee der Neutralen zu organisieren

Bern, 8. Februar.

Gestern Abend bei einem Vortrag von Brieux gewesen. Er sprach über die Kriegsblinden und sonstige Elendsopfer des Gemetzels. Ohne jeden Ausfall gegen Deutschland, frei von Hass und Chauvinismus, führte uns der hervorragende französische Dramatiker in wahrhaft ergreifenden Tönen einen Ausschnitt des großen Jammers vor, den der Krieg über sein Volk und Land gebracht hat. Vielfach sah man im Saal, in dem sich offensichtlich viele Landsleute des Vortragenden befanden, Leute sich die Tränen trocknen. Der Wohlklang der französischen Sprache, die Kultur des Ausdrucks beim Vortragenden, in den Dokumenten und Äußerungen einfacher Leute, die er zur Verlesung brachte, in der Haltung und in den Gesichtsausdrücken der vorwiegend französischen Hörer liess mein Herz immer an mein Hirn mit der brennenden Frage rütteln, warum sind wir mit diesem Volk im Krieg? Warum fügen sich Deutsche und Franzosen so furchtbare Wunden zu, warum zerstören sie sich gegenseitig ihre Jugend, ihr Glück, ihre Kraft und ihre Hoffnung? Welcher Wahnsinn hat das bewirkt, und welche Hirnerkrankung will dieses Fürchterliche noch zu etwas Gutem, Hohem sogar, stempeln und ein Glück nennen?

In meiner Nähe saß eine junge schlanke Frau in der ergreifenden französischen Tieftrauerkleidung. Ihre ehemals schönen Züge, die man sich aus dem Gesicht der neben ihr sitzenden

[1]) Siehe die vorhergehenden Veröffentlichungen von „Aus meinem Kriegstagebuch" in „Die Friedens-Warte" 1914, Heft 8/9 und 10, in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation, der Friedens-Warte XVII. Jahrgang" 1915, Heft 1—9, ferner in „Die Friedens-Warte" 1916, Heft 1 und 2.

Schwester wieder vergegenwärtigen konnte, waren abgehärmt, die Augen verweint. Auch Eine! Eine, wie sie zu hunderttausenden jetzt, auch bei uns, herumwandeln. Eine von jenen, die vor wenigen Monaten noch im Glück lebten, das ihnen eine Diplomatenberechnung roh zerstört hat. Welcher Wahnsinn ist über die Menschheit gekommen. Und wann werden wir endlich einsehen, dass es nicht die Nationen sind, die sich gegenseitig diesen Jammer zufügen, sondern die Einrichtung des Krieges, die von den Molochpriestern des Hasses bei jedem Volke gepflegt und großgezogen wurde.

Da schrieb mir gestern ein französischer Freund in deutscher Sprache (!) einen Brief, aus dem ich einige Stellen hier festhalten will. „Vorgestern war ich in einer nicht entfernten Stadt, wo ich eine Kollegin — eine Professorin der deutschen Sprache am Töchtergymnasium — besuchte. Dieses arme reizende Mädchen hat ihren Bräutigam im Krieg verloren und steht jetzt einsam und hoffnungslos vor dem Leben. Und doch haben wir fast den ganzen Tag von deutscher Literatur — und auf deutsch — gesprochen, Gedichte von Goethe, Storm, Liliencron gelesen, und es war uns eine unausgesprochene und doch tiefe Pein, zu denken, daß wir diese Meisterwerke des menschlichen Geistes und Herzens nimmermehr ganz rein genießen würden!"

Ist es nicht furchtbar, zu sehen, was der Krieg alles zerstört, wie er diese aufblühende Kulturgemeinschaft roh vernichtet hat. So weit waren wir schon, und so tief vernichtet hat uns der Artilleriegeist, der verbohrte Machtkultus, der Wahn der „Realpolitik".

Wunderbar schildert Annette Kolb — eine der standhaft und immun gebliebenen — in ihren „Briefen an einen Toten" (Weisse Blätter, Januar 1916), was wir gehabt haben, wie verquickt die europäische Menschheit schon war: „Sie waren ja, diese Völker, wo sie nur konnten, vor Ausbruch dieses Krieges zueinander unterwegs: die Deutschen nach der Provence, die Französinnen mit Kisten und Schachteln nach München und Bayreuth, Autos, überfüllte Sleepings, Wanderer, wohin man sah, und statt der Salons ... hatten die Bahnhöfe ihre ‚Habitués'. Wer ein Haus besaß, war von dem einen Wunsch beseelt, es wieder los zu werden, und nur unter den Politikern und Kapitalisten gab es noch einen Ausschuß, der es für dringend geboten hielt, daß Europa zu einem Spital zusammenbreche, sonst war schon das größte Zueinander im Schwung: ein ewiges Kommen und Gehen, kein Verweilen, nirgends, bei niemand."

Aber nachher werden wir uns mit chinesischen Mauern umgeben, werden geistige Inzucht treiben und weiter an der Vervollkommnung der Schießtechnik arbeiten. Das wird das Ergebnis der „großen" Zeit sein. Und noch manch anderes. Ein bemerkenswerter Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung" (7. Februar) „Innerpolitische Zukunftsfragen in Deutschland von einem deutschen Liberalen in Deutschland" betitelt, äußert die Sorgen freiheitlicher deutscher Kreise über die Gestaltung der Dinge im Reich nach dem Kriege. Die Furcht besteht dort, daß das Schreckensregiment der Zensur auch nachher aufrecht erhalten bleiben wird. „Einflußreiche Kreise sind am Werke, an verantwortlicher Stelle Stimmung für solche Einschränkungen der Preßfreiheit zu machen, indem sie zur Begründung darauf hinweisen, daß nach dem Friedensschluß die einsetzende Kritik dem Aufbau des Ganzen hinderlich im Wege stehen und diesen Aufbau gefährden müsse." Darum also sind unsere Menschen ausgezogen, den Zarismus zu bekämpfen, um russische Zustände im eigenen Vaterland aufrichten zu helfen? Dafür sind Millionen gestorben, erblindet, verkrüppelt, siech geworden, um jene Freiheit zu erringen, die die öffentliche Meinung knebelt? Warum fürchtet man denn eine Kritik nach dem Kriege? — Ist es nicht, als ob die Nebel der Phrase sich allmählich senkten und die Umrisse der fürchterlichen Tatsachen immer klarer in Erscheinung träten?

Ruinen, Armut, Totenkult sollen dem Volke als die Errungenschaft der „großen" Zeit bleiben, und ein versiegeltes Maul, damit es ihm nur nicht einfalle, diese „göttliche Weltordnung" zu lästern oder ein banges „Warum?" auszustoßen.

Was uns bleiben wird? Harden — der wieder erlaubte — hat es („Zukunft" Nr. 18, S. 51) in einer Anrede an Lloyd George sehr deutlich ausgeführt:

„Was aber soll werden? Europa verblutet. Wir wollen heute nicht zählen, wie viele Männer gefallen, verkrüppelt sind; überall waren die geistig regsten vornan. Vierhunderttausend Millionen Mark hat der Krieg wohl schon aufgezehrt; vielleicht eine halbe Billion. Noch ein Jahr, zwei Jahre: neue Verwüstung, Verarmung, die noch den Enkel drückt, den Urenkel belästigt; Verzwergung der Wirtschaft; Rückschrumpfung der Lebenssitten in die Formen, die, bei uns, die Reichsgründung weitete. Amerika, das die Machtwerber von Krieg reden lässt, nicht im Traum aber an Krieg denkt, wird, ohne eigene Anstrengung, in Weltherrschaft gehoben. In die Vereinigten Staaten muß wandern, wer sehen will, wie klug besonnener Reichtum vor dem Erdbeben hauste. Den Bürgern der verfeindeten Länder wird Anleihe Steuer; der Staat Geschäftspartner, der die Hälfte jedes Gewinnes einstreicht. Monopole, Eingrenzung des Gewerbes und Handels, Beamtenaufsicht, Abmessung des Bedarfes, vor dem Angebot der Massengüter hohe Deiche: lohnt Privatwirtschaft noch oder naht die im Kommunistenmanifest verheißene Zeit? Je länger der Kampf und die Wertzerstörung dauern, desto dichter umnebelt sich die Hoffnung, als Sieger Entschädigung von den Kriegskosten zu erlangen. Das Volk, das zwei Kriegsjahre zweier Großmächte bezahlt hätte, würde ein Bettlerschwarm, eine Pustel Europas. Welches könnte sich in

zehnjähriger Fron für den Eroberer schicken, der so lange das Land besetzt hielte? Auch die Seelen würden mählich zerrüttet. Entwöhnung von Ehe, Heim, Alltagsarbeit des Bürgers. Irgendwo bräche das Staatsgefüge (nur eins?); und abermals hätten Nachbarn und Ferne Verlust und Plage."

Welch verheißungsvolle Perspektive! Nur schade, daß man uns verlachte, als wir sie vorher gezeigt, vorher, wo die Möglichkeit des Vermeidens noch gegeben war. Was nützt jetzt der Trost, den der „Zukunft"-Seher hinzufügt: „Nur von der gemeinen Not des Erdteils, nicht von greulicher Sondergefahr ist Deutschland bedroht."

Bern, 9. Februar.

Ein havarierter Zeppelin wurde in der Nordsee von einem kleinen englischen Fischdampfer aufgefunden. Der Zeppelin war im Sinken. Nur das Vorderteil ragte aus dem Wasser. Der Kommandant des Luftschiffes bat das Segelschiff um Rettung seiner dreißig Mann starken Besatzung. Der Segelschiffkommandant hatte anfangs die Absicht, diesen Wunsch zu erfüllen, die Zahl der zu Rettenden erschien ihm jedoch zu hoch. Er erzählt darüber:

„Sie waren dreißig, und wir waren neun, sie waren bewaffnet und wir hatten kaum eine Pistole an Bord, und ich wollte keine Gefahr laufen. Wenn ein anderes Schiff in der Nähe gewesen wäre, das mir hätte helfen können, so hätte ich es gewagt, aber kein Schiff war in Sicht. Außerdem erinnerte ich mich daran, was die Hunnen bereits getan hatten und was sie wiederum tun könnten. Ich sah, daß auf dem Zeppelin drei eiserne Kreuze aufgemalt waren, zwei an der Seite und eines unterhalb der hölzernen Spitze, die emporragte. Ich vermutete, daß diese Kreuze aufgemalt waren, als Belohnung für verwegene Taten, und ich hatte nicht die Absicht, mich selbst und meine Mannschaft zum Gegenstand einer vierten verwegenen Tat zu machen.

Ich dampfte also von dem Zeppelin ungefähr um neun Uhr zehn Minuten weg. Der Kapitän des Zeppelins sagte noch, sie seien im sinkenden Zustand. ‚Nun schaut her', sagte ich als letztes Wort, ‚ihr werdet wohl kommen und es mit mir aufnehmen!' Dann fuhren wir fort. Einige Leute der deutschen Mannschaften schrien erst: ‚Bitte, bitte, rettet uns!' Und dann schüttelten sie ihre Fäuste gegen uns, als sie sahen, daß es zwecklos war."

So sind die dreißig Männer, angesichts der Möglichkeit einer Rettung, dem Tode verfallen. Das Vorkommnis ist haarsträubend, und es wird nur noch fürchterlicher, wenn man bedenkt, daß es sicher nicht vereinzelt vorkommt in diesem Kriege. Wie oft dürften sogar Gefangene, die sich bereits geborgen gefühlt haben, kaltblütig vom Gegner hingemordet worden sein, wenn die augenblickliche Lage sie als eine Gefährdung für die eigene Mannschaft hat erkennen lassen. Ich erinnere mich, von solchen Fällen gelesen zu haben. Der englische Segelschiffkapitän war sicher kein Philosoph. Einer vielmehr von jenen einfachen Seelen, die in jedem Lande die ersten Opfer der Kriegshetze bilden. Sein Raisonnement ist logisch, über Bedenken halfen ihm reine Nützlichkeitserwägungen hinweg. Die drei eisernen Kreuze, die bekannten Abzeichen aller deutschen Luftfahrzeuge, schreckten ihn vollends ab. Er kalkulierte: dreißig gegen neun, und überließ die Schiffbrüchigen dem sichern Tod. Darf man dem Einfaltspinsel einen Vorwurf machen? Ich bin überzeugt, daß er im besten Glauben gehandelt hat. Was ihn zu diesem Glauben bestimmte, das ist der Kern des Verbrechens. Der Krieg, der wahnsinnige Krieg, der gerade das Bestialische als Großtat erscheinen läßt, ist hier der Mörder.

Gegen alle die Gaukler aber, die (den Krieg halten sie für unüberwindbar) da glauben, daß die einmal erweckte menschliche Bestie und die menschliche Dummheit nach Belieben ausgeschaltet werden können, wenn man es gerade braucht, ist dieser Vorfall ein weiteres Beweisstück ihrer Torheit. Alle Kriegshumanisierung ist Betrug! Der Krieg läßt sich nur humanisieren indem man ihn beseitigt. Und wer sich künftig wichtig machen sollte mit Arbeiten für die Humanisierung des Krieges, den werden wir als Betrüger entlarven und als Vorschubleister des größten Verbrechens.

Bern, 10. Februar.

Ein Krankenpfleger, der in Belgrad war, erzählt Haarsträubendes. Das serbische Volk verhungert. Wohlhabende Familien haben nichts zu essen. Eine ihm bekannte Dame erzählte, daß sie ihren Kindern seit zehn Tagen nichts zu essen geben konnte. Auf dem Dachboden fand sie alte Maiskörner, mit denen sie die Kinder nährte; worauf diese an Dysenterie erkrankten. Es gibt keine Kohle für die Einwohner. Auch für Geld können sich die Serben Kohlen nicht verschaffen, die nur für die Militärs reserviert bleiben. Der Familie eines frühern Ministers hat man den mit Brennmaterial wohlgefüllten Keller geräumt. Als die Familie nachher Kohlen kaufen wollte, wurden sie ihr verweigert. Dagegen wird in anderer Weise Verschwendung damit getrieben. Das Leben der Einwohner ist fürchterlich. Die Männer sind zum größten Teil gefangen oder interniert. Frauen, Kinder, Greise sind hilflos. Pensionen und Gehälter werden nicht ausbezahlt. Die Krone muß zum Werte von zwei Dinars angenommen, also zweifach überzahlt werden. Kein Einwohner darf eine andere Wohnung betreten als die eigene. Er darf also auch nicht seine Verwandten besuchen. Briefverkehr und Geldsendungen sind verboten. Den Tram dürfen nur Militärs benützen, und nach 7 Uhr (bis Januar nach 4 Uhr) darf sich kein Einwohner mehr auf der Straße zeigen. Sie müssen also in dunklen und kalten Zimmern lungern und allein hungern.

Während man in Deutschland die bloße — und eingestandenermaßen undurchführbare — Absicht auf Aushungerung des deutschen Volkes als ein todeswürdiges Verbrechen ansieht, zu dessen Wiedervergeltung man zu den schwersten Maßnahmen sich berechtigt fühlt, soll hier unter den Augen deutscher Behörden ein Volk buchstäblich verhungern?

Bern, 11. Februar.

Gestern fand im Bernerhof eine von den Fordleuten einberufene Versammlung statt, bei der gegen 33 aus verschiedenen Teilen der Schweiz angekommene Personen teilnahmen. Man wählte ein Komitee, das von der Schweiz aus die Absichten der Ford-Expedition zur Errichtung einer Konferenz der Neutralen unterstützen und eine fünfgliedrige Kommission entsenden soll.

Bern, 14. Februar.

Gestern Nachmittag bei mir: G., L., S., R. und G. Thema: Der Krieg und seine Lösung. Hauptsächlich das Problem Elsaß-Lothringen, die Haltung der Sozialdemokraten in Deutschland und Frankreich. Man erkannte, daß sich die europäische Politik durch den Krieg in eine Sackgasse verrannt habe. Man mag die Dinge von welcher Seite immer betrachten, es hat den Anschein, als ob es keinen vernünftigen Ausweg gäbe. Aber doch nur, weil die Macht bei jenen ist, die nicht die Kraft oder nicht den Willen haben, oder noch besser ihr Interesse dabei nicht befriedigt wähnen, die Vernunft zur Geltung kommen zu lassen. Die Aussichtslosigkeit der Lösung rührt ja eben daher, dass es nur Vernunftauswege gibt. Diese sind aber nicht gangbar, weil sie von denjenigen verrammelt sind, die in dem Maße, in dem ihnen die Fähigkeit zur Erkenntnis der Vernunftgebote abgeht, auch die Macht besitzen.

Danach ist die Lage einfach trostlos. Man muß sich fatalistisch auf die Logik der Dinge verlassen. Die so oft schon das Ventil war, das in verzweifelten Lagen der Menschheit die Lösung brachte, wird es wohl auch hier bringen. Und mein alter Glaubenssatz „Die Logik der Dinge ist vernünftiger als die der Menschen" wird wohl auch hier gerechtfertigt werden.

Je mehr man aber die Schwierigkeiten begreift, die sich einer vernünftigen Lösung entgegenstellen, um so mehr erkennt man die hohe Bedeutung der gegenwärtigen Krise. Die Menschen haben im allgemeinen keine Ahnung davon, um was es geht, welche Kräfte um Dasein oder Untergang ringen, welcher Prozeß eines halben Jahrhunderts in diesem Kriege nur in eine allgemein fühlbare, akute Form getreten ist.

Noch ein Thema von großer Wichtigkeit wurde in unserer gestrigen Unterhaltung berührt: das der Presse und ihrer unerhörten Wirkung auf die Verhetzung und Verkennung der Völker. G. schilderte die Unfähigkeit der meisten deutschen Korrespondenten in Paris, die ohne Kenntnis der politischen Verhältnisse des Landes, gewöhnlich aus der schönen Literatur kommend, lustig drauflos schrieben und ihren Ehrgeiz darein setzten, den Abgrund zwischen den beiden Völkern zu vertiefen. Es fiel das Wort: Noch wichtiger als die Beseitigung der Geheimdiplomatie ist die Beseitigung der unverantwortlichen Presse. — Das ist wahr. Nach dem Kriege wird auch auf diesem Gebiete ein Wandel vor sich gehen müssen. Es werden Gesellschaften gegründet werden müssen zur Kontrolle der Presse, zur Aufklärung des Publikums, zur Änderung der Gesetzgebung. Der Pressedienst wird von einem gewissen Bildungsgrad abhängig gemacht werden müssen, die Verantwortung für jeden Satz wird der Schreiber persönlich zu tragen haben, die Anonymität des Journalisten wird aufzuheben sein. Jede, noch so kleine Nachricht wird mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers unterzeichnet sein müssen. Das wird diesen zur Selbstkontrolle veranlassen und das Publikum zur richtigen Einschätzung der Nachrichten erziehen.

Bern, 16. Februar.

Die Vertreter der Ford-Expedition haben hier in der breiten Öffentlichkeit großen Erfolg gehabt. Der Berner Vortrag war überfüllt und muss morgen wiederholt werden, der gestern stattgehabte Genfer Vortrag soll an Teilnehmerzahl und Zustimmung den in Bern abgehaltenen noch übertroffen haben. Das ist ein großer Erfolg, wenn man bedenkt, wie methodisch nachdrücklich, voll des heiligsten Eifers die europäische Presse das Ford-Unternehmen lächerlich zu machen versucht hat. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die öffentliche Meinung Europas durch die Zeitungen vielleicht doch nicht in dem Maße beeinflußt wird, wie man es befürchtet. Unter der verzerrten Maske der Presse brennt vielleicht stärker als je ein gesundes Zeitbewußtsein und ein mächtiger Friedenswille, die eines Tages überraschend an die Oberfläche gelangen werden.

Es ist dem Sekretär des Ford-Unternehmens, Mr. Lochner, wie seinem Kollegen Mr. Evans leicht geworden, die blöden Entstellungen, Witze und Verdächtigungen der Zeitungsschmierer beider Welten zu entkräften und Mr. Fords wahre Absichten darzulegen. Und diese auf eine vernünftige Abkürzung des gegenwärtigen Krieges und eine Ächtung des Krieges überhaupt hinzielenden Absichten erhielten überall den Beifall der Menge. Über die Methode zur Erreichung dieser Ziele herrscht wohl noch Unklarheit; sie sind vielleicht auch von gewissen dilettantischen Strömungen beeinflußt, aber es ist der ehrliche Wille der Friedenskämpfer, der ihnen den Beifall der Völker einträgt, jener jeder persönlichen Eitelkeit fernliegende, nur aus dem innigsten Trieb der Menschenliebe entstandene Wille. Dieser einfache Amerikaner Ford, der, ohne es zu wollen, vom schlichten Arbeiter ein Multimillionär geworden, einfach aus dem Er-

gebnis seiner geschäftlichen Grundsätze, die ihm das Wohl seiner Arbeiter wie das seiner Abnehmer in erste Linie stellen läßt, der — reich geworden — sich sagt, daß er nicht Besitzer, sondern nur Verwalter des ihm zugefallenen Vermögens ist, das er zum Wohle der Menschheit zu verwenden sich verpflichtet fühlt, das ist der Mann, wie ihn Bertha von Suttner für die Friedensbewegung vorgeahnt und in ihren letzten Lebensjahren auch gesucht hat. Das Phantasiebild dieses von ihr ersehnten Mannes hat sie in ihrem Mr. Toker, dem Helden ihres letzten Romanes („Der Menschheit Hochgedanken") dichterisch zu gestalten gesucht. Es schwebte ihr vor, auf ihrer 1912 unternommenen Amerikareise, die sie „als die letzte Anstrengung meiner ihrem Ende nahenden Laufbahn" bezeichnete, und wo sie den, zugleich erleuchteten, Multimillionär zu finden wähnte, der die Sache des Pazifismus verstehen und ihr seine Kräfte widmen wollte für die europäische Riesenarbeit zur Bekämpfung des drohenden, und in seiner Bedrohung von niemand so deutlich als von der Suttner erkannten, Weltkriegs. Sie fand Ford nicht, hätte vielleicht 1912 bei ihm das Verständnis für ihre Forderungen noch nicht gefunden, wie er es 1915 durch die eindrucksvolle Lehre der Ereignisse besessen haben muß, als Rosika Schwimmer in sein Arbeitskabinett trat. Bertha von Suttner trat damals vor Pierpont Morgan hin. Sie schrieb über ihren Besuch bei dem berühmten Milliardär: „Mein Zweck war, ihn zu bewegen, für einen Pressefonds zugunsten der Friedenssache einen Betrag zu spenden; Mr. Morgan, der eben damit beschäftigt ist, auf seine Kosten Pompeji ausgraben zu lassen, antwortete, daß er sich für die Friedensbewegung keineswegs interessiere und nichts dafür tun könne. Auch eine Erfahrung. Bis auf Ginn und Carnegie ist die amerikanische Millionärswelt dem Pazifismus noch unerschlossen!" Noch! — Darin lag etwas wie prophetischer Blick . Es ist schade, daß Bertha von Suttner Ford nicht erlebt hat. Jenen Mann nicht, der es ablehnt, nur mildtätig zu sein, weil er dem Übel des Elends, der Beseitigung des Krieges, an die Wurzel gehen will. Das erinnert mich an jenen Wiener Millionär, Baron Haas von Teichen, an den sich Bertha von Suttner 1899 um Mittel gewandt hatte, um die Ideen der ersten Haager Konferenz propagieren zu können. Dieser Baron rühmte sich dann 1915 — mitten im Weltkrieg — seiner Klugheit, indem er das 1899 an die Suttner gerichtete Schreiben in einem Wiener Blatt veröffentlichte: „Ich bin für den Frieden begeistert, kann mich aber für die Arbeit, den Krieg aus der Welt zu schaffen, nicht erwärmen, weil sie mir als eine absolut nutzlose erscheint . . ." (Siehe die Eintragungen dieses Tagebuchs vom 18. Januar 1915). Als eine „absolut nutzlose" die Arbeit für die Verhütung des Krieges! Und in der gleichen Nummer des Wiener Blattes, in dem sich der Wiener Millionär seines Scharfsinnes rühmt, werden ihm neuntausend Kronen öffentlich bestätigt, die er für das Rote Kreuz gestiftet hat, zur Heilung eben jener zerbrochenen Knochen, deren Zerbrechen die Arbeit der Suttner verhindern wollte. Das ist der Unterschied zwischen unseren europäischen Millionären und den amerikanischen, daß die letzteren mit ihren Wohltaten wirklich helfen wollen, sie daher auch die Grundursachen der Not und des Elends zu ergründen trachten, während bei den ersteren das liebe Ich, die schöne Geste, die Hauptrolle spielen.

Bern, 21. Februar.

Bei jenen Zeitungen, die den Weltkrieg systematisch vorbereiteten, und über die dereinst ein Teil der Blutschuld kommen wird, standen der Pazifismus und die Pazifisten niemals in großem Ansehen. Das ist kein Wunder. Sie erblicken in ihm ihren Todfeind. Was sich diese Zeitungen aber jetzt unter dem Schutze des Burgfriedens an Niedertracht, Bosheit und Verleumdung erlauben dürfen, überschreitet bereits das Mass des Erträglichen.

Einer dieser Apachen des Burgfriedens, der seinen Namen natürlich mutig verschweigt, leistet sich in der „Deutschen Tageszeitung" (vom ca. 15. Februar; abgedruckt [natürlich!] in der sich allzeit getreuen „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" vom 17. Februar) den nachstehend wörtlich wiedergegebenen Überfall gegen mich. Der „unter dem Strich" abgedruckte Artikel lautet:

„Pazifistentreiben.

Man schreibt uns:

Den aufreizendsten Lesestoff bietet die jetzt in Bern erscheinende „Friedens-Warte". Ihr Herausgeber, Dr. Alfred H. Fried, führt ein „Kriegstagebuch", als wollte er beweisen, daß er und seine „Pazifisten" die größten Stänker und Hetzer sind. Auch nicht ein einziges Wort findet sich in diesen Blättern, das eine Spur von Vaterlandsliebe verriete, wohl aber fällt dieser „Deutsche" Deutschland und seinen Verbündeten unausgesetzt in den Rücken. Nachdem das Kartenhaus des Weltfriedens zusammengestürzt, unser Vaterland von allen Seiten angefallen ist und den ihm aufgedrungenen Kampf um Sein oder Nichtsein führen muß, müßte sich ein deutsch empfindender Mann sagen, daß jeder gegen Deutschland gerichtete Tadel die Feinde stärkt. Aber dieser traurige Geselle, gebläht von widerlicher Eitelkeit, wirft sich zum Richter auf und schürt die Kriegslust der Entente durch die Art seiner Urteilsfällung. Einige Proben sollen es zeigen. Zunächst reitet Fried auf dem Schlagwort vom Militarismus herum(?!), schwatzt also den Engländern etwas nach. Dann heuchelt er Erregung über die Ankündigung einer ‚Österreichisch-ungarischen Kriegsausstellung', nennt die Ausstellung von Beutestücken und Siegestrophäen, von Erzeugnissen der Kriegsindustrie usw. ‚etwas Unerhörtes' und entrüstet sich schließlich über den Aufruf eines Rundschreibens, worin es heißt: ‚Arme, von großem Kummer bedrückte Frauen, deren Männer für

die Ehre unseres Vaterlandes den Heldentod fanden, wenden sich flehentlich an uns um Aufnahme ihrer Kinder. Schwere Nahrungssorgen und die Unmöglichkeit, den verwaisten Kindern eine entsprechende Erziehung zu geben, lassen diese Bitte doppelt dringend erscheinen' usw.

‚Dieses Rundschreiben ist eine Dummheit, ist ein Skandal!' fügt Fried hinzu und bespeit diese ‚Privatbettelei', und dieser selbe herzlose Bursche, der selber im warmen, vom Friedens-Nobelpreise gefütterten Neste sitzt, verwendet keine Silbe auf die ‚Baralong'-Greueltat. Mückenseihen und Elefantenverschlucken! Hier haben wir den ‚Pazifisten' in seiner völligen Blöße. Sein Kriegstagebuch ist vom 16. November bis zum 31. Dezember 1915 geführt. Warum also so schweigsam? Der Grund für dieses verdächtige Verhalten erklärt sich aus der ganzen Stellungnahme Frieds: er haßt Deutschland als den stärksten Vertreter des Militarismus, als das Urland der allgemeinen Wehrpflicht. Als ihm der Boden in Österreich zu heiß wurde, verkroch er sich in der neutralen Schweiz und quäkt von dort aus über den Zaun. Wer das nicht glauben will (!), werfe einen Blick auf den in der ‚Friedens-Warte' ‚unter dem Gesichtspunkt des Dokuments' wiedergegebenen Artikel des Grafen Hermann Keyserlingk. Trotz aller kulturphilosophischen Verbrämung spricht aus ihm ein deutschfeindlicher Balte, der die Deutschen von heute ‚primitiver und barbarischer als die Engländer' nennt (‚Baralong'!), der den Deutschen nachsagt: ‚Jede Nation könnte das von Deutschland verübte Unrecht begangen haben, und wenn heute den Alliierten die schönere Rolle zugefallen ist, so verdanken sie dies dem Zufall und dem Umstand, daß sie als die Angegriffenen in ihrem eigenen Lande kämpfen und taktvollere Befehlshaber haben. Eines nur läßt das Betragen der Deutschen besonders unangenehm erscheinen: während andere Nationen mehr oder weniger unbewußt sündigen (sie haben keine Vorstellung von dem, was sie tun), sündigen sie bewußt.'

Daß dieser Balte sich auf russische Seite stellt, ist sein gutes Recht, denn er ist eben dann Russe trotz seines deutschen Namens, aber daß ein in deutscher Sprache erscheinendes Blatt sich zum Verbreiter derartiger Urteile macht, die Erbitterung erzeugen müssen, das ist mehr als eine Dummheit, das ist ein Skandal, ein Faustschlag in das Gesicht des deutschen Volkes. Hier stehen wir an der Grenze der Polemik und möchten Herrn Fried empfehlen, mit diesem Aufsatz in der Hand in den deutschen Schützengräben für seinen Pazifismus Propaganda zu treiben. Er würde dort merken, daß unsere Feldgrauen in der Tat ‚bewusst' zu sündigen vermögen."

Es hieße dem namenlosen Verfasser zu viel Ehre antun, seine gemeinen Verdrehungen zu widerlegen. Ein Vergleich mit dem, was ich geschrieben und was jener daraus gemacht hat, würde sich empfehlen. So über die Wiener Kriegsausstellung („Friedenswarte", Heft 1, S. 22) und über das Wiener Bettelschreiben (ebenda S. 23). Auch das Nachlesen des hochinteressanten Artikels des Grafen Keyserlingk muß empfohlen werden, damit man über die Niedertracht klar werde, mit der diese „Patrioten" zu Werke gehen. „Nachbarin, Euer Fläschchen!"

Bern, 22. Januar.

Die beiden Vertreter der Ford-Expedition verlassen morgen Bern. Sie nehmen einen Teil der Schweizer Vertretung für die Stockholmer Konferenz der Neutralen mit sich. Das Interesse und das Wohlwollen, deren sich das Unternehmen in der Schweiz erfreute, sind bezeichnend. Die Stellung der Persönlichkeiten, die sich für die Unternehmung Fords einsetzten, bezeugt, daß das Interesse und Wohlwollen der Sache gelten. Daß sich auch viele, sehr viele nur durch den Glanz der Millionen angezogen fühlten, will nichts besagen. Wo ist das nicht der Fall? Es erweist sich jedenfalls, daß das materielle Interesse auch in den Dienst der Friedenssache gestellt werden kann, und daß es dort ebenso befruchtend zu wirken vermag, wie im Dienste des Krieges. Wenn das Kapital erst einsehen wird, daß es durch den Frieden mehr gewinnen kann als durch den Krieg und seine Vorbereitung, wird es die Lärmmacher und Spekulanten auch hierfür in seinen Dienst stellen.

Die Aufgabe der Fordunternehmung wird es zunächst sein, sich nicht fortreißen zu lassen von den Ideenfabrikanten und Phantasten, sondern den festen Boden zu finden und von dort aus unbeirrt einem sicheren Ziel zuzustreben. Getragen von der Flut der Wohlmeinenden kann man sicher rudern, wenn man das Ruder und das Steuer festhält. Sonst besteht die Gefahr des Ertrinkens. Das werden sich die führenden Personen des Unternehmens einprägen müssen. In ihrer Macht liegt es, der großen Sache ungeheuer zu nützen oder ungeheuer zu schaden. Die Wahl ist nicht schwer.

Bern, 24. Februar.

An der Westfront bebt es wieder. Seit einigen Tagen erhöhte Tätigkeit auf deutscher Seite. Gestern ein größerer Vorstoß bei Verdun. Drei Kilometer tief. Was kostet er? Und was wird die weitere Bewegung kosten, wenn sie sich zur richtigen Offensive ausgestalten sollte?

Die Hoffnung, den Krieg abzuschneiden und das Fürchterliche, das kommen muß, der Menschheit zu ersparen, sinkt wieder. Die Erklärungen, die Asquith gestern im Unterhaus abgegeben, sind ganz danach angetan, die Durchhalte-Eiferer in Deutschland zu stärken. Zwei Abgeordnete des englischen Parlaments, Snowden und Trevelyan, wagten es, für den Frieden zu sprechen. Aber Asquith sagte: England werde das Schwert nicht in die Scheide stecken, solange Belgien und Serbien nicht vollständig wieder hergestellt seien, solange Frankreich nicht gegen einen neuen Angriff gesichert dastehen, solange das Existenzrecht der kleinen

Staaten in Europa nicht auf sichere Grundlage gestellt worden sei, und solange die militärische Vorherrschaft Preußens nicht vollständig und für immer zerschmettert sein werde. — Auch in der neu eröffneten russischen Duma erklärten sich die Regierung und die Vertreter aller Parteien für das Durchhalten bis zum siegreichen Ende.

Der Wahnsinn wird nicht zur Vernunft dadurch, daß er international und höchst offiziell auftritt. — Man sollte einmal eine allgemeine Abstimmung in den kriegführenden Ländern über Durchhalten oder Aufhören bewirken. Das Ergebnis wäre ein verblüffendes. Wenn nicht bald ein Umschwung, nicht bald ein Strahl der Vernunft kommt, ist das Schicksal Europas besiegelt.

Wie eine leise Hoffnung mutet es dagegen an, wenn man die Mailänder Depesche vom 21. Februar liest:

„In einem Interview mit dem Direktor der „Rivista Politica Parlamentare" erklärte Marchese Capelli, der Präsident des Internationalen Ackerbauinstitutes, das von ihm präsidierte Institut sei eine der wenigen internationalen Schöpfungen, die den Krieg überdauerten. Nach wie vor halte der permanente Ausschuß seine Sitzungen ab. Der Verkehr mit den Ländern, mit denen sich Italien im Kriege befindet, werde durch ein in der Schweiz eingerichtetes Spezialbureau aufrechterhalten. Der schweizerische Bauernsekretär, Prof. Dr. Laur, habe die Aufgabe übernommen, das aus Deutschland, Österreich, Bulgarien und der Türkei eintreffende statistische Material nach Rom weiterzuleiten. Keiner der beteiligten Staaten habe bis heute dem internationalen Ackerbauinstitut den Austritt erklärt."

Die Kulturinstrumente sind also noch intakt. Werden sie aber wirken können, wenn die Seele der Kultur vernichtet sein wird? Was nützt die Maschine, der der Stoff zur Verarbeitung fehlt? Sie läuft leer.

* * *

Professor Dessoir in Berlin, der als Psychologe an die Front ging, um den Krieg in seinen psychologischen Äußerungen zu studieren, hat über seine Studien in Berlin einen Vortrag gehalten. Darin sagte er u. a.:

„Psychologisch betrachtet, ist das kämpfende Heer eine Gruppe von Individuen, die aus ihrer gewöhnlichen Umgebung losgelöst sind und durch den Zweck einer neuen Ganzheit zusammengehalten werden. Die gewaltigen Leistungen innerhalb des neuen Rahmens erklären sich allein aus dem Willen; was er zustande bringt, ist ‚märchenhaft', um so mehr, als es sich nicht um Athleten des Geisteslebens handelt, sondern allein um Männer, die wollen. Der Wille erwies sich als so allmächtig, weil er in den Dienst einer überpersönlichen Aufgabe gestellt ist. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch daß die stärkste, persönliche Willensanspannung im Dienst einer überpersönlichen Aufgabe geleistet wird."

Eine solche Ausnutzung des Willens brauchte man zur Vermeidung des Krieges. Hier wäre eine Aufgabe, den Willen zum Frieden durch Höchstleistung der Willenskraft durchzusetzen. Ich sagte es schon längst: Am Wollen liegt es.

Bern, 25. Februar.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat gestern einen Antrag auf Aufhebung des Belagerungszustandes gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und der Polen abgelehnt. Die Rede, die der Abgeordnete Stroebel (Sozialdemokrat) gegen den Belagerungszustand, die Zensur und die sich daraus ergebenden innerpolitischen Zustände hielt, entwickelt gerade kein anziehendes Bild. Über den „Burgfrieden" sagt er: „Der Burgfriede ist also in Wahrheit nicht der politische Gottesfrieden, der allen gleiche Rechte einräumt, nicht ein ehrlicher Waffenstillstand zwischen politischen Gegnern, sondern eine einseitige Knebelung der demokratischen Volkskreise, die sich widerstandslos einer konservativ-reaktionären Politik ausgeliefert sehen." Das ist leider wahr.

Als Dokument für den Geist, der sich jetzt breit macht, dient eine in den „Verordnungen betreffend das Volksschulwesen im Regierungsbezirk Frankfurt a. O." abgedruckte Kundgebung der kgl. Regierung in Frankfurt a. O. vom 15. Januar, die an die Kreisschulinspektoren ihrer Bezirke gerichtet ist. Diese lautet:

„Es drängen sich in neuester Zeit an die Lehrer und die Schule Wünsche heran, aus erziehlichen Gründen durch geeignete Belehrung der Ausbreitung und Vertiefung des Völkerhasses entgegenzuwirken und der künftigen Versöhnung der Kulturvölker vorzuarbeiten.

Diesen aus dem Gefühl allgemeiner Völkerverbrüderung und internationaler Friedensschwärmerei entspringenden Bestrebungen darf kein Raum gewährt werden. Es kann um so weniger Aufgabe der Volksschule sein, in diesem Sinn zu den künftigen Beziehungen der Völker untereinander Stellung zu nehmen, als nach der friedlichen Grundstimmung des deutschen Volkes, gerade im Gegensatz zu anderen Völkern, gar keine Gefahr besteht, daß in unserer Jugend ein dem künftigen Frieden gefährlicher Haß aufwachsen könnte.

Im Gegensatz zu solchen Auffassungen ist es eine erziehliche Aufgabe ersten Ranges für die Schule, dafür zu sorgen, daß die furchtbaren Lehren und Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart in dem lebenden Geschlecht unauslöschlich haften bleiben. Vor allen Dingen muß ganz allgemein die Überzeugung in unserem Volke einwurzeln, daß Deutschlands Friede und Sicherheit nur durch seine Wehrmacht zu Lande und zur See verbürgt wird, und daß alle Verbrüderungsbestrebungen mit anderen Völkern auf kulturellem Gebiet niemals dazu führen dürfen, auch nur das geringste von seiner kriegerischen Rüstung abzubröckeln. Zum anderen sollen die Schulen die Überzeugung festigen, daß Deutschland

einig bleiben muß und daß alle Parteien oder Sonderbestrebungen sich dieser Forderung unterzuordnen haben. Endlich wird es eine schöne Aufgabe aller Lehrenden bleiben, nicht nur die durch die Erfahrungen des Krieges gefestigte Überzeugung von dem Segen eines starken Königtums, sondern auch die Liebe zu unserem König und Kaiser sowie zu dem Hohenzollernhause zu voller Erstarkung zu bringen. Das jetzt eingeführte tägliche Gebet der Schulen für unseren Herrscher wird darum als gemütvoller Ausdruck solcher Liebe auch nach Beendigung des Krieges zu pflegen sein.

Allen Bemühungen aber, die Schandtaten, die unsere Feinde an den Deutschen der ganzen Erde begangen haben, zu entschuldigen oder zu beschönigen, wollen Sie, falls sie in die Schule einzudringen versuchen sollten und nicht schon an dem gesunden Sinn der Lehrerschaft scheitern, Ihrerseits entschlossen entgegentreten. (Gez.) v. Schwerin."

Bern, 26. Februar.

Die Unternehmungen vor Verdun schreiten fort. Die Deutschen melden über 10,000 Gefangene. („Wieder waren die blutigen Verluste des Feindes außerordentlich schwer, die unsrigen blieben erträglich." — Erträglich!!) Die Franzosen melden Zurücknahme ihrer Linien.

Im Preußischen Abgeordnetenhaus hat der Sozialist Ströbel in einer zweiten Rede auf die ihm von anderen Mitgliedern des Hauses zuteil gewordenen Angriffe erwidert. Auch diese Rede ist voll ernster Mahnungen und wohltuender Wahrheiten. Er sagte u. a.: „Auch militärisch urteilsfähige Leute sind der Meinung, daß in diesem Kriege höchstwahrscheinlich keiner den vollen Sieg davontragen werde, sondern daß, wenn der Krieg noch lange fortdauert, er zum Ruin und zur Verblutung aller Staaten führen werde und vielleicht zur Revolution, die ich persönlich nicht wünsche, die aber doch als Folge einer solchen furchtbaren verhängnisvollen Entwicklung eintreten könnte." Ferner: „Ehrliche Männer, die einen vernünftigen Frieden haben wollen, sind nicht nur in den Volksmassen aller Länder unter den Parlamentariern vorhanden, sondern vermutlich auch in Regierungskreisen. Nur meinen die Staatsmänner, sie könnten das nicht aussprechen, weil es als Zeichen der Schwäche gedeutet werden könnte."

Ströbel hätte hinzufügen können, daß die wirkliche Besiegung eines Teiles der Kriegführenden das große Unglück für den andern Teil und für die Menschheit überhaupt wäre. Wenn dies erst allgemein erkannt wird, dann zeigt sich die Utopie des Krieges, der so unerhörte Opfer gebracht werden, in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Man muß die Friedensbereitschaft von dem Makel befreien, der ihr aus altmilitärischer Tradition anhaftet. Diese Tradition paßt ebensowenig in unsere Zeit hinein wie der Krieg.

Wilhelm Ohr, der vor dem Kriege ein verständiger Mitarbeiter an dem Werke der Verständigung von Volk zu Volk war, ist jetzt ganz aus dem Häuschen geraten. In der „Hilfe" (10. Februar) veröffentlicht er gegen den Pazifismus gerichtete Gedankensplitter, die er in Ermangelung von Zeit, Kraft und auch Papier auf die „Kehrseite der Parolezettel" geschrieben hat. Da sagt er uns:

„In der Heimat da gibt es sonderbare Leute. Wenn die über den Krieg und Frieden sprechen, so könnte man meinen, das seien zwei verschiedene Geschmacksrichtungen. Man ist entweder für das eine oder für das andere. Ist Krieg und Friede nicht etwas Höheres als ein Gegenstand der Parteinahme.

O, ihr Unverständlichen! Was würdet ihr zu einem Manne sagen, der während eines gewaltigen Gewitters andauernd erklärte, daß der Regen naß macht?"

Sind wir wirklich so unverständlich? Nun, zu jenem Manne würden wir sagen, daß er ein Narr sei! Ist denn aber der Krieg eine Naturerscheinung, ist er mit einem Gewitter zu vergleichen? Wie oft haben wir diesen Irrwahn widerlegt! Aber Wilhelm Ohr weiß es besser. Er schreibt auf die Rückseite eines Parolezettels:

„Wenn man die Leute reden hört, so könnte man glauben, Krieg und Frieden hängen von menschlichen Entschlüssen ab. Genaue Prüfung gerade auch dieses Krieges hinsichtlich seiner Ursachen und Vorgeschichte beweisen, daß die Vorstellung falsch ist, als ob Krieg und Frieden ‚gemacht' werden. Es mag Personen geben, die in bestimmter Lage glauben dürfen, daß sie durch ihren Entschluß jetzt Krieg oder Frieden bestimmen. Weh diesen, wenn sie dann eine vorgefaßte Meinung haben, als ob der Krieg oder der Friede an sich gut oder böse seien. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß der Krieg ebenso wie der Friede sittlich geboten sein kann, und ich stelle mir vor, daß diese wenigen Leute, die wirklich Einfluß auf solche letzten Entscheidungen haben, in der Regel das Gefühl haben müssen, lediglich die Vollstrecker tiefer treibender Ideen im Völkerleben zu sein oder auch göttlichen Willens, was dasselbe ist."

Wenn dem so wäre, warum bemüht sich die deutsche Regierung den Nachweis zu erbringen, daß Grey und Sasonoff den Krieg vorbereitet und gewollt haben, daß Deutschland „ruchlos" überfallen wurde? Nach Ohrs Auffassung müßten Grey und Sasonoff, Iswolski und Delcassé „lediglich die Vollstrecker tiefer treibender Ideen im Völkerleben" oder gar „Vollstrecker des göttlichen Willens" sein. Man müßte ihnen dann, statt ihnen zu fluchen, Tempel bauen und Weihrauch streuen, diesen Werkzeugen Gottes und der höheren Vernunft! Und warum geben wir die Millionen jährlich aus für die Rüstungen, die uns doch — nach den offiziellen Erklärungen wenigstens — den Frieden erhalten sollen, warum versteifen wir uns jetzt auf so schwere Friedensbedingungen, die uns einen gesicherten Dauerfrieden bringen sollen, wenn Krieg und Frieden nicht von „menschlichen Entschlüssen" ab-

hängen. Dann sollen wir doch alles gehen lassen, wie es kommen mag. Es hätte ja doch keinen Zweck, denn regnen kann es alle Tage.

Ich möchte Wilhelm Ohrs Behauptungen mit einigen Sätzen Norman Angells erwidern, der den Zweiflern, die „den" Krieg nicht für unvermeidlich ansehen, die Frage vorlegt, ob auch „Kriege" unvermeidlich sind, und diese Frage mit dem Hinweis auf Venezuela beantwortet, das in hundert Jahren 110 Kriege geführt hat, während Deutschland 44 Jahre Frieden hatte. „In Venezuela", sagt Norman Angell, „wird jede Wahl mit Waffengewalt erledigt. Der Staat unterwirft sich nicht dem kindischen Pazifismus einer gewöhnlichen Wahl." Der Unterschied zwischen Venezuela und uns bestehe darin, „daß wir wissen, wie wir gegen die angebliche Unvermeidlichkeit des Krieges anzukämpfen haben und sie nicht."

Man höre doch endlich damit auf, die Vernunft der europäischen Menschen und die Ehre des zwanzigsten Jahrhunderts damit zu verunglimpfen, daß man das größte Übel der Menschheit, das ruchloseste zugleich, zur Potenz einer Naturgewalt oder zu einem Element der göttlichen Weltordnung zu stempeln sucht. Dieses Mittel hat schon bei den Hexenprozessen und bei der Sklaverei Anwendung gefunden und ist der Lächerlichkeit anheimgefallen.

Von den hier angeführten Gedankengängen geleitet, kommt Wilhelm Ohr dahin, den Pazifisten nachzusagen, sie hätten „keine Ehrfurcht vor der Wirklichkeit bewiesen". „Sie eifern nach wie vor und zeigen fast mit Stolz, daß sie das alles vorausgesehen haben. Im übrigen haben sie leichtes Spiel, weil sie nur zu beweisen brauchen, was kein Mensch bestreitet, daß nämlich der Krieg etwas Grauenvolles, ein Dämon der Zerstörung und Vernichtung ist." Also glaubt Herr Ohr wirklich, daß es uns nur darum zu tun war und noch nur darum zu tun ist, zu beweisen, daß der Regen naß macht und daß wir das schon vorher gewußt haben? Damit begnügen wir uns nicht, zu zeigen, daß wir alles vorausgesehen, sondern wir fügen noch eine Kleinigkeit dazu: Daß wir auch den Weg der Vermeidung gezeigt haben, daß wir fortwährend auf den Abgrund hinwiesen, dem geblendeten Auges Europa zurannte. Wir warnten, wir schrien und bettelten um Einsicht, aber man lächelte überlegen und behauptete, daß man mit dem fortgesetzten Rüsten und Überrüsten den Abgrund vermeiden, den Frieden sichern werde. Das Unheil traf ein, wie wir es vorausgesagt, und diejenigen, die es nicht glauben und nicht erkennen wollten, reden sich jetzt auf „Naturgesetze", „treibende Ideen" und „göttlichen Willen" aus. Mit dem Nachweis, daß der Krieg Vernichtung, daß er ein grauenvoller Dämon ist, geben wir uns jetzt wirklich nicht ab. Das sieht heute jeder, auch jene, die so tun, als ob sie es nicht sähen. Aber, daß die Nichtvermeidung dieses Grauenhaften, die möglich war, das unerhörteste Verbrechen ist, daß die Zukunft ein solches Verbrechen nie mehr sehen dürfe und die Sicherheiten dafür geschaffen werden müssen, diesem Ziel gilt heute unsere Arbeit.

Die Entstellung dieser Absicht, die Betäubung des öffentlichen Gewissens mit der verschrobenen Lehre von der Unabwendbarkeit des Krieges als einer höheren Einrichtung und dem Gefasel von den Wohltaten des Krieges gefährdet unser Werk und leistet späterem Gemetzel Vorschub.

Bern, 27. Februar.

Im preußischen Abgeordnetenhaus hat der freisinnige Abgeordnete Dr. Mugdan eine „von allen Seiten" mit lebhaftem Beifall aufgenommene Rede gehalten. Er trat für die Menschenzucht nach dem Kriege ein. Der Brunnen soll zugedeckt werden, nachdem das Kind hineingefallen ist. Er forderte in seinen Ausführungen die Bekämpfung des Geburtenrückganges, Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, Mutter- und Säuglingsschutz, Krüppelfürsorge, Verbesserung des Wohnungswesens u. a., nur die Bekämpfung des Krieges forderte er nicht. Kein Wort davon, daß es klüger gewesen wäre und auch in Zukunft klüger sein würde, die geborenen Menschen (nicht bloß die Säuglinge) von dem zu frühen Tod zu schützen, als sich krampfhaft für die Erzeugung des Menschen als Massenware einzusetzen, mit dem ausgesprochenen Hintergedanken, den so erzeugten Überschuß wieder einmal dem Moloch des Krieges in den Rachen jagen zu können. Zum Schluß sagte Dr. Mugdan: „Die Zukunft wird uns große Aufgaben bringen, aber ich habe die Überzeugung, daß unser deutsches Volk diese Aufgaben erfüllen wird. (O ja! Das wollen wir hoffen!) Aus den Millionen von Opfern dieses Krieges, aus dem Tode, der uns überall entgegenstarrt, wird neues Leben erblühen (Hoffentlich! Aber nicht wiederum dem Schlachtentod geweihtes. Und auch neue Ideen, neue Auffassungen!) und in der Zukunft wird unser Vaterland wieder so glänzend erstrahlen, wie wir alle wünschen. Seien Sie überzeugt, daß in dieser Zukunft die Ärzte und ihre Helfer alles tun werden, um die Sicherung unserer Zukunft dadurch herbeizuführen, daß sie nach Möglichkeit die Volkskraft in unserem Vaterlande heben und stärken."

Dann müßten sich die Ärzte, die berufenen Schützer des Lebens, an die Spitze der Kriegsbekämpfung stellen und mit aller Macht dafür eintreten, daß das deutsche Volk niemals wieder in die traurige Lage kommt, erst aus Ruinen neues Leben erwarten und züchten zu müssen.

Aus Ruinen! Seit sechs Tagen wogen die Kämpfe um Verdun. Nach den Zeitungsmeldungen vielleicht die blutigsten dieses an Blutigkeit unübertroffenen Krieges. Beide Teile werfen sich in ihren Berichten die rücksichtsloseste Menschenvergeudung vor. Beide sprechen von den Leichenhaufen — der Andern. Der Gedanke, wie hier zwei Völker, die zu etwas Besserem bestimmt wären, sich gegenseitig zer-

fleischen, wie sie einander die Bande von tausenden von Familien zerfetzen und gegenseitig Schicksale vernichten, bringt einem, dessen Fühlen nicht vom sogenannten Patriotismus gelähmt ist, dem Wahnsinn nahe.

Ein Dogma der Kriegsanbeter ist nun wohl endgültig zu Grabe getragen. Wenn man sieht, mit welcher Sorge der Staat daran geht, die künftige Menschenaufzucht zu betreiben, sich vor der kommenden Menschennot zu fürchten, so wird man annehmen können, daß das vor der Katastrophe so oft gehörte Argument, der Krieg sei notwendig, weil es sonst zuviel Menschen auf der Erde gäbe, nun für immer entschwunden sein wird. Nun habt ihr den Krieg, und ihr merkt bereits, wie sehr euch die Menschen fehlen werden, die er euch geraubt!

AUS DER ZEIT

Klas Pontus Arnoldson †.

Am 20. Februar starb zu Stockholm im 72. Lebensjahr der bekannte schwedische Pazifist Arnoldson. Er war Laureat des Friedenspreises der Nobelstiftung, den er 1908 mit Fred. Bajer teilte. Von 1882 bis 1887 war er Mitglied des schwedischen Reichstags, wo er 1883 die Fragen der Neutralität Schwedens und Norwegens und der gesicherten Unabhängigkeit der kleinern Staaten in Anregung brachte. Später rief er zur Unterstützung dieser Ideen eine größere Volksbewegung ins Leben und begründete dabei den schwedischen Friedens- und Schiedsgerichtsverein, dem er lange präsidierte. Die große Petitionsbewegung in Schweden und Norwegen zugunsten der Schiedsbewegung wurde von ihm eingeleitet. Während der Konfliktsperiode, der die Trennung Norwegens von Schweden folgte, finden wir Arnoldson auf der Seite jener, die die aufgeregte öffentliche Meinung in Schweden im Sinne einer friedlichen Erledigung des Zwiespaltes beeinflußten. Er vertrat den Friedensgedanken in einer großen Anzahl Zeitungen, die er zu diesem Zwecke herausgab, sowie in einigen Dutzend Büchern und Broschüren.

Arnoldson war bis in die letzte Zeit tätig. Bei den von der Ford-Expedition veranstalteten öffentlichen Versammlungen war er noch rege beteiligt.

Sein Andenken wird fortleben als das eines Kämpfers für die Erlösung der Menschheit von ihrem größten Übel.

Die österreichische Friedensgesellschaft,

die in diesem Jahre — im September — das erste Vierteljahrhundert ihres Bestandes wird feiern können, ist von den Behörden für die Dauer des Krieges aufgehoben worden.

„Würdelos"

Die in Wien erscheinende „Ostdeutsche Rundschau" begrüßt den an anderer Stelle dieser Nummer (siehe S. 97) wiedergegebenen Erlaß in ihrer Nummer vom 23. Februar unter der Überschrift „Deutsche Worte" mit folgender Einleitung:

„In einem bemerkenswerten Erlaß ist neuestens die königl. Regierung in Frankfurt a. O. dem Treiben der Flaumacher und würdelosen Völkerversöhner wie Liebknecht, Lammasch, Förster, Fried usw. entgegengetreten." (Folgt der Text des Erlasses.)

Nur immer „tapfer verleumden, es bleibt immer etwas hängen." So lautet der altrömische Spruch, den diese „Deutschen" sich zum Grundsatz gemacht haben.

LITERATUR U. PRESSE.

In eigener Sache.

Wenn man in gewissen Fällen die Haltung der deutschen Presse und ihrer Journalisten seit Beginn des „Burgfriedens" verfolgt, könnte man meinen, wir lebten im finstersten Mittelalter, wo jeder, der sich eine Kritik erlaubte, einfach eingesperrt und gerädert wurde.

Weil ich der Meinung bin, daß Deutschland das größte Interesse an einer unvoreingenommenen Diskussion der Schuldfrage haben muß, schrieb ich meine Broschüre: „Gerade weil ich Deutscher bin!" Da diese Schrift nicht ganz mit den Ideen übereinstimmt, die die deutsche Regierung über die Ursachen und Verantwortungen des Weltkrieges in Umlauf setzt, hat sie auf die Stiere der pangermanistischen Idee wie ein rotes Tuch gewirkt. Ganze Kübel maßloser Beschimpfungen und unflätiger Verdächtigungen werden über mein unschuldiges Haupt ergossen. Im Leipziger Tageblatt vom 7. Februar lese ich einen, auch in andern deutschen Zeitungen abgedruckten, natürlich anonymen Artikel: „Ein zweiter deutscher Lump!", worin es heißt, man solle meine Schrift nur ja nicht kaufen, denn sie beweise nur, daß ich ein „trauriger Kerl" und ein „beschränkter Kopf" sei.

Während es in besagtem Artikel heißt, ich sei der „zweite" deutsche Lump, behauptet die Deutsche Tageszeitung, die Vossische und die angeblich Freisinnige Zeitung gar, ich sei der „deutsche Halunke", der „J'accuse" geschrieben habe. Die als Manuskript gedruckte „Neue Korrespondenz" weiß ferner aus „unterrichteter Quelle", ich sei ein in Breslau geborener polnischer Jude (Breslau ist bekanntlich eine polnische Stadt), der in Paris auf freiem Fuße lebt. Und was dergleichen alberne, willkürlich aus der Luft und Kürschners Literaturkalender gegriffene Verleumdungen mehr sind.

Die Logik dieser Herren ist ebenso arm wie ihr Schimpfwörterbuch reich ist. Unfähig, auch nur das kleinste juristisch stichhaltige Wörtchen zur Widerlegung vorzubringen und einfältig genug zu glauben, der deutsche Leser sei ein Dummkopf, dem man die läppischen Bären aufbinden könne, „polemisieren" sie wie Bierkutscher und Lastträger. In ihrer Einfalt halten sie es für möglich, ein Buch

fortzuschimpfen, für das mir schon heute (kaum einen Monat nach seinem Erscheinen) die glänzendsten Anerkennungen aus Deutschland und den neutralen Ländern vorliegen.

Zur Sache selbst bemerke ich, daß ich weder der Verfasser des Buches „J'accuse", noch ein Pole oder Jude oder beschränkter Kopf bin, und auch nicht in Paris lebe. Das alles wissen nur jene „Berichterstatter" und „Journalisten" nicht, die sich für 10 Pfg. Zeilenhonorar stupide Lügen aus den Fingern saugen, um dem hohnlachenden Ausland die Niedrigkeit eines gewissen Deutschtums zu illustrieren.

Gemach! Wenn es auch jetzt keine Richter mehr in Berlin gibt, so wird dieser Zustand auch einmal aufhören. Und sobald es wieder Richter in Berlin gibt, sollen sie entscheiden, ob es im Jahrhundert der Ideenfreiheit und Rechtsgleichheit erlaubt ist, ungestraft einen ehrlichen Mann und aufrechten Patrioten mit Kot zu bewerfen.

Hermann Fernau.

Aus Zeitschriften.

Die Februarnummer des **„Schweizer Volkswirt"** (Herausgeber: Walter Eggenschwyler) erscheint als Sondernummer für „Bundesfinanzen". Sie enthält eine grosse Anzahl finanztechnischer Artikel, die für die durch den Krieg gezeitigte Wirtschaftslage, nicht nur in der Schweiz, von größtem Interesse sind. Besonders beachtenswerte Beiträge sind: Der Krieg und die Grundsätze der Besteuerung. — Reichtum und Elend in den Vereinigten Staaten. — Weniger Staat. — Die falsche Rechnung. — Die Kriegskosten Ende 1915. — In den **„Neuen Wegen"** (Februarnummer) behandelt J. Matthieu ausführlich Romain Rollands „Über dem Schlachtengewoge". — Die **„Internationale Rundschau"** veröffentlicht im Märzheft drei Artikel, die sich gegen den in der vorhergegangenen Nummer enthaltenen Aufsatz Professor Natorps „Zur Krise des Pazifismus" richten. Alfred H. Fried schreibt „Vom ‚aktuellen' Pazifismus und vom ‚Pazifismus überhaupt'". Zum selben Thema schreibt „ein Staatsmann des Vierverbandes". Es folgt ein Aufsatz des Mailänders Eugenio Rignano über „Das Friedensproblem". Oberst Anderlinth veröffentlicht in der gleichen Nummer eine interessante Studie über das „Milizsystem". — Das etwas verspätet erschienene Januarheft von **„La Paix par le Droit"** enthält abermals eine Reihe ganz vortrefflicher Aufsätze. Der Aufsatz Ruyssens betitelt sich „Jusqu'au bout". Er untersucht aber, wieweit die Pazifisten, oder wie er sie jetzt nennt, die „Juripacisten", das heißt jene Pazifisten, die nicht den Frieden um jeden Preis (gibt es solche?), sondern den Frieden auf der Grundlage des Rechts erstreben, das Ziel — le bout — erstreckt wähnen. Jusqu'au bout de quoi? stellt Ruyssen die Frage. Dieses Ziel ist ihm die Rechtsgrundlage, auf dem ein neues Europa erstehen kann, das nicht mehr gezwungen sein kann, von der eitlen Phrase des bewaffneten Friedens zu leben, der so jämmerlich bankrott gemacht hat. Ruyssen weist auf das glücklichere Amerika hin, das es verstanden hat, aus einem Kontinent eine durch Recht gefriedete Area zu schaffen und erwartet, daß der gegenwärtige Zusammenbruch dahin führen müsse, daß auch Europa eine derartige Rechtsgenossenschaft werde. In diesem Sinne sind wir auch Jusqu'auboutisten. Von Ruyssen stammen in dem vorliegenden Hefte noch weitere zwei Aufsätze. Der eine über den geplanten Berner Kongreß, der andere über die Annexionsbestrebungen in Deutschland. — Das Oktober-November-Dezemberheft der tapferen Revue unseres Bignamis, jenes aufrecht gebliebenen italienischen Pazifisten, enthält ebenfalls eine Reihe wichtiger pazifistischer Aufsätze. Es seien daraus hervorgehoben: Paul Seippel, Roman Rolland pendant la guerre. — Giuseppe Rensi, il carattere sopraerogatorio della morale. — A. Ghingoni, Il Cristianismo e la guerra. — La donna contro la guerra. — I fanciulli vittime della guerra. — usw. usw.

Eingegangene Druckschriften.[1]

(Besprechung vorbehalten.)

Revue générale de Droit international public. Gr. 8°. Paris 1916. A. Pédone. Januar-Februar. Nr. 1.

Aus dem Inhalt: Prof. A. Pillet, La guerre actuelle et le droit des gens. — St. P. Séféria-dès, Les tribunaux de prises en Grèce. Leur constitution, leur fonctionnement et leur jurisprudence. — usw.

The American Journal of International Law. A Quarterly. NewYork 1915, October.

Aus dem Inhalt: James W. Garner, Some Questions of international law in the European War: VIII. Blockades. — Richard W. Flournoy, jr., The new British Imperial Law of Nationality. — The Pan-American Scientific Congress. — The attitude of journals of international law in time of war. — The sale of munitions of war. — The Hague Conventions and the Neutrality of Belgium and Luxemburg. — usw.

Hiezu: Supplementnummer, enthaltend Dokumente.

Bulletin of thePan American Union (Washington). November.

Aus dem Inhalt: The Pan American Society of the United States. — National defense League. — usw.

European War, The, The NewYork Times Current History. A monthly magazine. Gr. 8°. New York, February 1916. Published by the New York Times Company, Times Square. Von S. 817 bis 1020.

Aus dem Inhalt: Albert Ballin, Freedom of the Seas. — George Bernard Shaw, Great Britains Vitality. — Dr. Bernhard Dernburg, England — Traitor to the white Race. — Dr. Paul Rohrbach, „King Poincarré". —

*) Alle hier verzeichneten Druckschriften können außer durch den Buchhandel auch durch die Geschäftsstelle der Deutschen Friedensgesellschaft, Stuttgart, Werfmershalde 14, bezogen werden.

Prof. Dr. Lujo Brentano, Conquered Lands for Foodstuffs. — Cost of the War to Europe. — usw.

Beck, James,

Der Tatbestand. Eine Untersuchung über die moralische Verantwortlichkeit für den Krieg von 1914 auf Grund der diplomatischen Urkunden Englands, Deutschlands, Russlands, Frankreichs und Belgiens. Mit einer Einführung von Josef Choate. 8°. Lausanne 1916. Verlag Payot & Cie. 366 S. 4 Fr.

Brief des Herrn Prof. Dr. Karl Brockhausen, Wien, an den Vorstand des N. A. O. R. und dessen Antwort. 8°. Flugblatt. 8 S.

Central-Arbeitsstätte für Jugendbewegung und Jugendpflege (C. A. S.), Prospekt der, Zusammengestellt von Wolfgang Breithaupt und Hans Zacharias. Gr. 8°. Berlin-Friedenau, 1916. 23 S.

Dieren, E. van,

Gedanken eines Holländers über den Weltkrieg: Ist „de Telegraaf" eine englische Zeitung? Wer sind diejenigen, die den Krieg verursachten? Von welcher Seite droht den Niederlanden die grösste Gefahr? Was ist die Aufgabe und die Pflicht eines jeden Neutralen? Ist der Verfasser von „J'accuse" ein wahrheitsliebender Deutscher oder ein . . . minderwertiges Subjekt? A. d. Holländischen. 8°. Berlin 1916, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 1.80.

Europäische Krieg, Der, in aktenmäßiger Darstellung. Deutscher Geschichtskalender. November. 8°. Leipzig 1915, Felix Meiner. Von S. 731 bis S. 936.

Goldscheid, Rudolf,

Deutschlands größte Gefahr. Ein Mahnruf. 2. Auflage. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. A. Forel. 8°. Zürich 1916, Art. Institut Orell Füßli. 63 S.

Grabowsky, Dr. Adolf,

Die polnische Frage. Gr. 8°. Berlin 1916, Carl Heymanns Verlag. 108 S. 2 Mk.

Internationaler Frauenkongreß. Haag — vom 28. April bis 1. Mai 1915. Bericht (deutsch, französisch und englisch). Gr. 8°. Amsterdam o. J. Internationales Frauenkomitee für dauernden Frieden (Keizersgracht 467). VI u. 323 S.

Internationaler Frauenkongreß. Haag. — Vom 28. April bis 1. Mai 1915. Beschlüsse. 15 S.

Lochner, Louis P.,

Die neutrale Vermittlungs-Konferenz zu Stockholm (organisiert durch Henry Ford). Vortrag, gehalten in Bern, 10. Februar 1916. 8°. Bern 1916, Buchdruckerei H. Jent & Co. 13 S.

Mori, Dr. P.,

Neue Wege schweizerischer Exportpolitik. Gr. 8°. Zürich 1916. Schweizer Zeitfragen. Heft 49. Art. Institut Orell Füßli. 56 S. 2 Fr.

Pálvi, Dr. Eduard,

Das mitteleuropäische Weltreichbündnis gesehen von einem Nicht-Deutschen. Gr. 8°. München und Leipzig, 1916. Duncker & Humblot. 25 S.

Siegfried, Dr. Bernhard,

Repetitorium der schweizerischen Volkswirtschaft. 8°. Zürich 1916, Art. Institut Orell Füßli. 92 S. 3 Fr.

Vierkandt, Prof. Alfred,

Die Entwicklung einer Machtmoral als sittlicher Kriegsgewinn. Aus der „Deutschen Literaturzeitung". Nr. 5 und 6, 29. Januar und 5. Februar 1916. Lex.-8°. Von Sp. 213—288.

Alvarez, Alejandro,

La grande guerre européenne et la Neutralité du Chili. 8°. Paris 1915. A. Pédone. 315 S.

Annual Report of the National W. C. E. U. Department of Peace and International Arbitration, twenty-eighth. kl. 8°. Maine 1915, Winthrop Center. (Mrs. Hannah J. Bailey, Superintendent.) 16 S.

Butler, Prof. Nicholas Murray,

The changed outlook. Address delivered at the one hundred and forty-seventh annual banquet of the Chamber of commerce of the State of New York, November eighteenth, nineteen hundred and fifteen. 8°. o. O., o. J., o. V. 10 S.

Ford Peace Expedition, The Henry, The voice of America. Short Selections from American letters. 8°. o. O., 1916. o. V. 58 S.

Ford's Peace Expedition, Henry, Who's who? 8°. o. O., 1916. o. V. 51 S.

Jordan, Prof. David Starr,

Ways to lasting peace. 8°. Indianopolis O. J., The Bobbs-Merrill Company Publishers. 254 S.

Levermore, Charles H.,

Preparedness — for what? 8°. Boston 1915. World Peace Foundation. Pamphlet Series. December Vol. V, No. 6, Part. I. Published bimonthly by the World Peace Foundation Boston, (40 Mt. Vernon street). 12 S. Kostenlos.

Schoenrich, Otto,

Former Senator Burton's trip to South America 1915. Lex.-8°. Washington. D. C. Carnegie Endowment for international peace. Division of Intercourse and education. Publication No. 9. Published by the Endowment. 40 S.

Pro pace. Almanacco illustrato pel 1916. 8°. Mailand 1916. Edito dalla Società internazionale per la pace. — Unione Lombarda. 96 S. 50 cent.

Convenciones y Declaraciones de la Haya de 1899 y 1907, Las, acompañadas de cuadros de firmas, Ratificaciones y adhesiones de las diferentes potencias y textos de las reservas. Compilados por James Brown Scott. Lex.-8°. Nueva-York 1916. Dotación Carnegie para la Paz Internacional, División de derecho Internacional. Oxford University Press. XXXV und 301 S.

Berichtigung. In dem Aufsatz „Kritisches zu Mitteleuropa" in Nr. 2 muß es auf S. 44 rechts Zeile 14 von oben heißen: von Süden nach Norden (nicht umgekehrt), und auf S. 46 links Zeile 19 von unten: „Zukunftssorgen?" (statt Zukunftsorgan).

Verlag: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, Zürich.

Der

Arabische Orient und der Krieg

von Dr. A. MI-BASCHAN

1 Fr. VII, 40 Seiten 8° Format. **1 Mk.**

Der Verfasser schildert sowohl die unhaltbaren Zustände auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, wie sie bis zum Ausbruch des Krieges im Orient herrschten, sowie auch die einzelnen Versuche, Ordnung und Kultur dorthin zu verpflanzen, und beleuchtet ausführlich die verschiedenen Möglichkeiten wirtschaftlicher und technischer Unternehmungen, die nach dem Kriege zweifellos in Angriff genommen und mit guten Resultaten ausgeführt werden können. Das Werkchen tritt so aus dem Rahmen der gewöhnlichen Kriegsbücher heraus und wird zum praktischen Wegweiser für jeden, der mit dem arabischen Orient in engere Beziehungen treten will. Das fliessend und temperamentvoll geschriebene Buch dürfte daher allen denen willkommen sein, die für das Land der Zukunft, Syrien-Palästina und Mesopotamien, und für dessen Entwicklung und Erschliessung nach dem Kriege einiges Interesse haben.

Jahrbuch

des Vereins der Schweizer Presse

1915/16 und Politische Chronik 1915

Herausgegeben vom

Verein der Schweizer Presse

6 Fr. 552 Seiten 8° geb. in Leinwand **6 Mk.**

Im 6. Jahrgang des Jahrbuchs der Schweizer Presse nimmt naturgemäss die Besprechung der Pressezensur und was drum und dran hängt, einen breiten Raum ein. Der derzeitige Präsident des Vereins, Prof. Rochat, selbst Mitglied der Zensurkommission, bespricht die Frage in einem ungemein interessanten und sehr gut orientierenden Artikel, dem dann die verschiedenen Erlasse der Bundesbehörde folgen. Im übrigen sind alle bisherigen Rubriken wieder in dem Bande enthalten. Die Mitgliederverzeichnisse der verschiedenen Sektionen des Pressevereins, die Liste der Zeitungen etc. etc. und schliesslich die ausgezeichnete Jahreschronik von Dr. Wettstein in Schaffhausen, welche samt der Merktafel der ausländischen Ereignisse als Chronik des Weltkrieges besondere Beachtung verdient. An Illustrationen sind beigeheftet die Bildnisse von Bundesrat Decoppet, sowie der verstorbenen Mitglieder Jent, Dr. Bissegger, Bouvier und Lehmann.

Repetitorium

der

Schweizer. Volkswirtschaft

von **Dr. Bernhard Siegfried**

92 S. 8° Format **3.—** in Pappband geb. **3. 50**

∞

Das neue Repetitorium sucht in zusammenfassender Weise über die Volkswirtschaft der Schweiz übersichtlich zu orientieren. Es ist von grossem Nutzen für jeden Schweizerbürger, indem ihm durch dieses Lehrmittel die Möglichkeit geboten wird, die Volkswirtschaft seines Vaterlandes in kurz gefasster Form kennen zu lernen. Für den Ausländer ist das Repetitorium von besonderem Wert, indem ihm dadurch das Studium der Schweizerischen Volkswirtschaft bedeutend erleichtert wird, es bietet ihm eine rasche, einheitliche und übersichtliche Zusammenfassung des modernen Wirtschaftslebens der Schweiz.

Die Vorschriften über die

Eidgenössische Kriegssteuer

von Prof. Dr. **J. Steiger** in Bern

(IV u. 168 Seiten) gr. 8° Format
brosch. Fr. **3. 20** geb. Fr. **4.—**

∞

Dieses Buch enthält ausser einer von Professor Dr. Steiger in Bern, der als Mitglied der Expertenkommission bei der Aufstellung der Vorschriften über die Kriegssteuer mitgewirkt hat, verfassten Einleitung über Entstehung, Aufbau und finanzielle Tragweite der Steuer, alle die Kriegssteuer betreffenden Erlasse, wie Verfassungsartikel, Vollziehungs-Verordnung, Formulare, Erläuterungen und Wegleitungen, sowie ein ausführliches alphabetisches Sachregister, wodurch der Praktiker in die Lage versetzt wird, über alle ihn interessierenden Fragen sofort Auskunft zu finden. Den Steuerbehörden und Steuerpflichtigen wird dieses Buch die besten Dienste leisten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Inhaltsverzeichnis der beiden letzterschienenen Nummern der „Blätter für zwischenstaatliche Organisation, der Friedens-Warte XVII. Jahrgang". 1915

Heft 8

Der Berner Kongress. — Die Demokratisierung der auswärtigen Politik. Von Dr. *Friedrich Curtius.* — Strategie und Diplomatie. Von Prof. Dr. *Munroe Smith.* — Weltkrieg und Wahrheit. Von Prof. *Ernst Sieper.* — Geistiges Elend. Von *Hermann Fernau.* — Wer freut sich des Krieges. Von Privatdozent Dr. *Oskar Jaszi.* — Zur Annexionsfrage. I. Eine Eingabe an den Reichskanzler. — II. Sollen wir annektieren? (Die Schlussfassung der „Kritischen Denkschrift", die der Bund „Neues Vaterland" dem Reichskanzler und den Mitgliedern des Reichstags übermittelte). — Kriegsbereitschaft und Kriegsgefahr. Von *W. Eggenschwyler.* — Die Vorbereitung des künftigen Friedens. XVII. Nationaler Frauen-Ausschuss für dauernden Frieden (Deutschland). XVIII. Französische Sektion des Internationalen Frauen-Ausschusses für dauernden Frieden. XIX. Frauenweltbund zur Förderung internationaler Eintracht. — Aus meinem Kriegstagebuch. (Bruchstücke vom September). — Aus der Zeit: „Feldgraue" Theorie. — Wehbergs Brief an Kohler. — Kurze Mitteilungen. — Kongress-Kalender. — Literatur und Presse.

Heft 9/10

(Letztes Heft des Jahrganges 1915): Ein Jahrhundert organisierter Friedensarbeit in den Vereinigten Staaten. Von *Arthur Deerin Call.* — Krieg und sittliche Unvollkommenheit der Menschennatur. Von *Hans Fülster.* — Hassen sich die Völker? Von Oberamtsrichter *E. Dosenheimer.* — Die Fehlidee des Nationalitätenprinzips. Von *O. Umfrid.* — Burgfriede. Offener Brief an Dr. Gertrud Bäumer. Von *Minna Cauer.* — Die Friedensbestrebungen der französischen Freimaurer. Von *Oswald Wirth.* — Die grössere Täuschung. Von *W. Eggenschwyler.* — Zeitgemässe Erinnerungen an Bluntschli. Von Gerichtsassessor a. D. Dr. *Hans Wehberg.* — Aus meinem Kriegstagebuch. (Bruchstücke vom Oktober und November). — Aus der Zeit: Eine Kundgebung des nationalen Frauen-Ausschusses für dauernden Frieden. — Vertagung des Berner Studienkongresses. — Thomas Prichard Newmann †. — Esperanto und Pazifismus. — Das Londoner Hilfskomitee. — Literatur und Presse.

Friedenswarte XVIII. Jahrgang 1916.

Heft 1

Bismarcks Werk im Licht der grossdeutschen Kritik. Von Prof. Dr. *Friedrich Wilhelm Förster,* München. — Krieg und Charakterveredlung. Von *H. von Beaulieu.* — Über den Sinn dieses Krieges. Von Graf *Hermann Keyserling.* — Kriegsgewinne grosser Rüstungsunternehmungen in Deutschland. Von Dr. *Oscar Stillich,* Berlin. — Hermann Hesse und „die Pazifisten". — Aus meinem Kriegstagebuch. — Aus der Zeit: Ernst Sieper †. — Berner Studienkongress. — Aphorismen aus den Schriften des Erzherzogs Carl von Oesterreich. — Einige Beschlüsse von der Hauptversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft. — Literatur und Presse.

Heft 2

Zur Erörterung der Friedensbedingungen. Von einem deutschen Politiker. — Herr v. Bloch und der gegenwärtige Krieg. Von *Alexander Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst.* — Die pan-amerikanische Union und der Friede. Von *John Barrett,* Washington. — Kritisches zu „Mitteleuropa". Von *Franz Mannheimer,* Berlin. — Die Schuld der Frau am Krieg. Von *Elsbeth Friedrichs,* Basel. — Wirkt der Krieg belebend auf die Kunst? Von *Hermann Fernau,* Basel. — Dem Staatsbankrott entgegen. Von *W. Eggenschwyler.* — Krieg und Wissenschaft, Philosophie etc. — und geordnetes Denken. Von Dr. *E. Hurwicz,* Berlin. — Aus meinem Kriegstagebuch. — Aus der Zeit: Neutrale Präliminarien für Friedensverhandlungen. — Ernst Sieper †. — Kurze Mitteilungen. — Literatur und Presse.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Friedensbewegung

von **Alfred H. Fried**

Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. 1913

Band 1.

Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung

X und 269 Seiten. Mk. 3.—.

Band 2.

Geschichte, Umfang u. Organisation der Friedensbewegung

492 Seiten. Mk. 5.—.

Beide Bände (771 Seiten) in einen eleganten Halbfranzband gebunden Mk. 10.—

41.605
FR

XVIII. Jahrgang

Nr. 6. / Juni 1916
Jedes Heft 80 Cts.

DIE FRIEDENS-WARTE

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried

INHALT

Das Friedensideal des Alten Testaments. Von Dr. Otto Karmin, Genf. / Dauerhafter Friede. Von H. von Gerlach, Berlin. / Politischer Götzendienst. Von H. L. Follin, Bereçia (Frankreich). / Ausgrabungen: Die Kaiserrede in Bremen 1905. / Bertha von Suttner zum Gedenken. / Habt acht auf die Erde! Von Franz Mannheimer, Berlin. / Sicherungen. Von Paul Bertram, Österreich. / Die Illogismen während unseres Daseins und der Weltkrieg. Von Dr. Emil Berger. / Zustimmungen. / Aus meinem Kriegstagebuch. / Aus der Zeit: Vorarbeiten für eine deutsch-englische Verständigung nach dem Krieg. / Die Haager Gedenkfeier in Ungarn. / Literatur und Presse.

Friedens-Warte-Verlag
Art. Institut Orell Füssli, Zürich

Die Friedens-Warte erscheint im allgemeinen monatlich. — **Bezugspreis** bei direkter Postzusendung oder durch den Buchhandel: Fr. 8.— oder Mark 8.— für den Jahrgang; Fr. 4.— oder Mk. 4.— für den halben Jahrgang. Einzelhefte 80 Cts. oder 80 Pfge. (Ohne Gewähr des richtigen Eintreffens in den kriegführenden Ländern.)

Herausgeber: **Dr. Alfred H. Fried.**

Alle Zuschriften (Redaktion wie Versand betreffend) sind an das *Art. Institut Orell Füssli, Zürich*, Bärengasse 6, zu richten.

Zahlungen an den Verlag können geleistet werden:
a) durch Postanweisung,
b) durch Einzahlung auf Post-Scheck-Konto: Für *Deutschland* Leipzig Nr. 17,884, für *Österreich* Wien Nr. 145,116, für die *Schweiz* Zürich Nr. VIII, 640.

Man bezieht durch alle Buchhandlungen wie direkt durch den Verlag.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Mitarbeiter der letzten Jahre:

Exz. Graf **Albert Apponyi**, Budapest. — Geh. Kommerzienrat **Georg Arnhold**, Dresden. — Geh. Rat Prof. **v. Bar** †, Göttingen. — **H. von Beaulieu**, Hannover. — **De Jong van Beck en Donk**, Haag. — Reichstagsabgeordneter **Eduard Bernstein**, Berlin. — **Paul Bertram**, Oesterreich. — Dr. **Diedrich Bischoff**, Vorsitzender des Vereins deutscher Freimaurer in Leipzig. — Geh. Rat Prof. **Lujo Brentano**, München. — **William Jennings Bryan**, ehem. Staatssekretär der Vereinigten Staaten, Washington. — Senator **E. T. Burton**, Washington. — Dr. **Richard Cahén**, Berlin. — **Andrew Carnegie**, New York. — Dr. **Friedrich Curtius**, ehem. Präsident des Direktoriums und des Oberkonsistoriums der Kirche A. K., Strassburg i. E. — Oberamtsrichter **E. Dosenheiner**, Luswigshafen a. Rh. — **Frederik van Eeden**, Bussum (Holland). — **W. Eggenschwyler**, Schaffhausen. — Reichstagsabgeordneter Prof. **Richard Eickhoff**, Remscheid. — Prof. Dr. **Rafael Erich**, Helsingfors. — **Herbert Eulenberg**, Kaiserswert. — **W. J. M. van Eysinga**, Leiden. — **Walter Federn**, Wien. — **Hermann Fernau**, Zürich. — Prof. **F. W. Förster**, München. — Reichstagsabgeordneter **L. Frank** †, Mannheim. — Pastor **Francke**, Berlin. — **Elsbeth Friedrichs**, Basel. — Früherer Oberst **Richard Gaedke**, Berlin. — Päpstlicher Prälat Dr. **Alexander Giesswein**, Mitglied des ungarischen Reichstags, Budapest. — **Rudolf Goldscheid**, Wien. — Reichstagsabgeordneter **Georg Gothein**, Breslau. — **Henry S. Haskell**, New York. — **Carl Hauptmann**, Schreiberhau. Dr. **E. Hurwicz**, Berlin. — Justizrat Dr. **Adolf Heilberg**, Breslau. — Prinz **Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst**. — Privatdozent Dr. **Oskar Jaszi**, Budapest. — Universitäts-Präsident **David Starr Jordan**, Leland-Stanford Universität (Kalifornien). — Privatdozent Dr. **Paul Kammerer**, Wien. — **Ellen Key**, Alvastra. — Prof. Dr. **W. Kinkel**, Giessen. — Prof. Dr. **Halvdan Koht**, Kristiania. — **Annette Kolb**, München. — Prof. Baron **S. A. Korff**, Helsingfors. — Dr. **M. Kronenberg**, Berlin. — Hofrat Prof. Dr. **Heinrich Lammasch**, Salzburg. — Geh. Rat Prof. **Lamprecht** †, Leipzig. — **Chr. L. Lange**, Sekretär der interparlamentarischen Union, Kristiania. — Bürgermeister **Carl Lindhagen**, Stockholm. — **Louis P. Lochner**, Chicago. — Landrat Freiherr **Marschall v. Biberstein** †. — Prälat Dr. **Paul v. Mathies**, Zürich. — **Edwin D. Mead**, Boston. — **Olga Misar**, Wien. — **R. Moe**, Sekretär des Nobel-Komitees, Kristiania. — Dr. **F. Müller-Lyer**, München. — Prof. **Otfried Nippold**, Bern. — Kapitän zur See a. D. **L. Persius**, Berlin. — Prof. **Robert Piloty**, Würzburg. — Exz. **Ernst Freiherr von Plener**, Wien. — Gräfin **Hedwig Pötting** †, Wien. — Prof. **L. Quidde**, München. — Prof. **D. Martin Rade**, Marburg. — Prof. Dr. **Redlich**, Mitglied des Reichsrates, Wien. — Prof. **Paul S. Reinsch**, Peking. — Prof. Dr. **Max Schneidewin**, Hameln. — Prof. **Walter Schücking**, Marburg. — Dr. **Max Seber**, Dresden. — Pastor **F. Siegmund-Schultze**, Berlin. — Prof. **Ernst Sieper** †, München. — Dr. **Edward Stilgebauer**, Weggis. — Prof. **Munroe Smith** von der Columbia-Universität in New York. — Baron **Lage von Stael-Holstein**, Stockholm. — Dozent Dr. **Oskar Stillich**, Berlin. — Dr. **Karl Strupp**, Frankfurt a. M. — **Bertha von Suttner** †, Wien. — Reichstagsabgeordneter Dr. **Albert Südekum**, Berlin. — Stadtpfarrer a. D. **O. Umfried**, Stuttgart. — Prof. **Max Verworn**, Bonn. — Prof. **A. Vierkandt**, Berlin. — Deputierter **Edward Wawrinsky**, Stockholm. — Gerichtsassessor a. D. Dr. **Hans Wehberg**, Düsseldorf. — **Andrew D. White**, Präsident der Cornell-Universität, Ithaca, N. Y.

Das Friedensideal des Alten Testaments.

Von Dr. Otto Karmin, Genf.

Um das Jahr 1300 der vorchristlichen Ära waren die Israeliten noch Nomaden. Damals begannen sie erobernd im Ostjordanlande einzufallen und setzten sich, nach der Zerstörung Jerichos, inmitten der Kanaaniter fest, deren Macht um 1250, durch den Sieg Baraks über Sisera, endgültig gebrochen wurde.

Volkspoesie und Kultlied dieser frühen Epoche spiegeln deren kriegerischen Charakter durchaus wieder. Man denke an das Lamech-Lied (Gen. IV, 23, 24), an das Debora-Lied (Jud. V), an das Kriegslied der Beni-Jakub (Ex. XV, 1—18) mit seinem Leitmotiv:

> Jahwe ist ein Kriegsheld; Jahwe ist sein Name[1])

oder an das Bundesladen-Lied (Num. X, 23):

> Mache dich auf, Jahwe! damit deine Feinde zerstieben und deine Widersacher vor dir fliehen!

Die Kriege, die Israel führte, waren in seinen Augen nicht nur von Jahwe begünstigte Kriege, — es waren direkt „die Kriege Jahwes" (vgl. Num. XXI, 14); das „auserwählte Volk" war Jahwes Instrument, die Unbeschnittenen zu züchtigen.[2])

Diese Auffassung des Krieges trug naturgemäß dazu bei, ihn besonders rücksichtslos und grausam zu gestalten. Das moralische Recht — insofern dieses überhaupt in Frage kam — wurde notwendigerweise als auf Seiten Israels stehend angesehen; der Kampf gegen Israel galt als Kampf gegen Jahwe selber, und war dieser in Not, so mußte jedes Mittel als recht erscheinen: Verrat, Meuchelmord, gänzliches Fehlen jeder Sentimentalität galten als erlaubt, geboten, ruhmeswert. Und wollte die weltliche Macht mit einer gewissen Menschlichkeit vorgehen, so stemmte sich das Priestertum dagegen, wovon der „Cherem" gegen Amalek und der Konflikt zwischen Saul und Samuel, mit der Abschlachtung des gefangenen Königs Agap, ein besonders deutliches Beispiel liefern (I. Sam. XV).

933 spaltete sich das Reich Salomonis in ein nördliches: Israel, und in ein südliches: Juda. Die daraus sich ergebende Schwächung führte 734—722 zur Eroberung Israels durch die Assyrer und zwang Juda zu einer schwankenden Vasallenpolitik gegenüber seinen mächtigen, einander bekämpfenden Nachbarn, Assyrien und Ägypten. Immerhin war Juda nicht in die Katastrophe Israels mitgerissen worden und sah darin einen neuen, schlagenden Beweis für die Wirksamkeit seines Jahwe-Kultes und für seine Rolle als auserwähltes Volk.

Der „Prophet" Jesaja war es, der diese Anschauung in neuer Weise entwickelte und ins Maßlose steigerte. Für ihn war Jahwe der Weltgott, und dessen auserwähltes Volk mit einer universalen Mission betraut: der Errichtung eines neo-davidischen Imperiums, das der Welt eine pax judaïca bringen solle. Denn um eine Hegemonie eines jerusalemitischen Reiches handelt es sich bei Jesaja und den auf seinen Spuren wandelnden Propheten:

> In der letzten Zeit aber wird der Berg mit dem Tempel Jahwes fest gegründet stehen als der höchste unter den Bergen und über die Hügel erhaben sein, und alle Heiden werden zu ihm strömen ....
>
> Von Zion wird die Lehre ausgehen und das Wort Jahwes von Jerusalem.
>
> Und er wird zwischen den Heiden richten und vielen Völkern Recht sprechen, und sie werden ihre Schwerter zu Karsten umschmieden und ihre Spieße zu Winzermessern. Kein Volk wird mehr gegen das andere das Schwert erheben und nicht mehr werden sie den Krieg erlernen (Jes. II, 2, 4, 5).

In den Augen Jesajas war diese Welthegemonie Israels allerdings kein unmittelbar bevorstehendes Ereignis. Fast eschatologisch sieht er diese Zeit des Weltfriedens an, und auch nicht mit natürlichen Mitteln kann sie erreicht werden. In der letzten Zeit werden diese Prophezeiungen eintreffen; durch den direkten Einfluß Jahwes werden die Völker veranlaßt werden, zu ihm zu kommen, sich schämen, daß sie wider ihn entbrannt waren, und ihre Knie vor ihm beugen (Jes. XLV, 24, 25). Der dann herrschende Zustand wird ein allgemeines Wunder sein:

> Der Wolf wird neben dem Lamme wohnen, und der Parder neben dem

[1]) Wir zitieren nach der Übersetzung von Kautzsch.
[2]) Als späteres Analogon: Gesta Dei per Francos.

Böcklein lagern, und Rind und Löwe und Mastvieh werden zusammen weiden, und ein kleiner Knabe sie leiten.

Kuh und Bärin werden weiden und ihre Jungen nebeneinander lagern, und der Löwe wird sich wie die Rinder von Stroh nähren usw. (Jes. XI, 6 bis 9).

Und der Deutero-Jesaja verschärft noch den supranaturalen Charakter der Prophezeiung:

Denn fürwahr, ich (Jahwe) schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde, und an das frühere wird man nicht mehr denken; ... als Hundertjährige werden die Jünglinge sterben; ... Wolf und Lamm werden bei einander weiden ... (Jes. LXV, 17—25).

Der „Krieg Jahwes" und diese Prophezeiungen Jesajas sind die beiden Extreme, zwischen denen der Friedensgedanke in Israel sich entwickelt hat: unter allen Formen ist ihm die Annahme eigen, daß Israel das auserwählte Volk ist. Die Zeitverhältnisse und die individuellen Anlagen einzelner haben diese Auffassung verschieden ausgebaut. Die einen erwarten die Herrschaft Israels ohne besondere vorhergegangene Veränderungen, die andern lassen sie aus der (gegebenen) äußeren und einer (von ihnen gepredigten) inneren Krisis der Israeliten folgen. Für die älteren Propheten erfolgt die Gründung des Jahwe-Reiches unmittelbar durch diesen selbst;[1]) für die etwas späteren durch einen Daviden, den Jahwe zum König in Jerusalem erhebt und ihm die Macht über einzelne oder alle Völker gewährt. —

Immer ist das Friedensideal des Alten Testaments ein religiös-national begrenztes. In früheren Zeiten ist der nationale, in späteren der religiöse Charakter vorwiegend. Eine dem modernen Pazifismus oder gar Juro-Pazifismus verwandte Ideenwelt ist nicht zu finden. Einzig der moderne Imperialismus mit pazifistischem Endziel — falls ein solcher existiert — könnte sich auf die Lehren des Alten Testaments in einem gewissen Maße stützen.

[1]) Jes. XI, 1, squs. und Micha V, 2 sind unbedingt als Interpolationen anzusehen.

Sozialismus und Pazifismus.

Von Karl Eris[1]), Deutschland.

So wenig der Weltkrieg, der unsere ganze Kultur im Tiefsten erschüttert, isoliert betrachtet werden darf, als wäre er wie Schneeflocken im April vom Himmel gefallen, so wenig darf der ganze Kriegszustand, der die Menschheit seit Jahrtausenden in seinem Banne hält, aus dem Zusammenhang mit der gesamten Weltentwicklung herausgenommen werden. Es muß vielmehr versucht werden, zu zeigen, wie der Krieg mit der ganzen Kulturperiode, in der wir uns befinden, solidarisch zusammenhängt, und wie er erst überwunden werden kann, wenn die Wurzeln des Übels, das uns heute beschwert, ausgerissen sind. Es wäre gut, wenn sich die heutige Menschheit zum Bewußtsein brächte, daß sie sich seit Jahrtausenden in einer Einseitigkeit bewegt, die mit Notwendigkeit zu immer neuen Zusammenbrüchen führt. Es ist dies die einseitig praktische, d. h. selbstsüchtige Auffassung der Dinge. Als praktischer Kopf gilt ja bis zum heutigen Tag derjenige, der mit kühnem Griff die Welt zu packen und seinen Vorteil auszunützen versteht. Auf diesem Weg findet man die Leute, die der alttestamentliche Prophet mit den Ausdrücken „Raubebald" und „Eilebeute" bezeichnet. Wenn nun die ganze Welt im Grund aus solchen Raufbolden und Beutejägern besteht, so ist es kein Wunder, daß immer aufs neue die Streitaxt geschwungen und die Erde als ein Jagdgebiet für Raub und Beutelust betrachtet wird. Selbst die Religion konnte darüber nicht hinweghelfen. Auch sie ist einseitig praktisch orientiert; so feurig sie auf ihren höchsten Stufen die Tugenden der Selbstlosigkeit und Hingebung gepredigt hat, so egoistisch ist sie doch im Grund ihres Wesens geblieben, indem sie sich das Schielen nach dem ewigen Lohn nie abgewöhnen konnte. Aus diesem religiösen Egoismus ist das entstanden, was man die Transzendenz zu nennen pflegt. Ich verstehe den Ausdruck im weitesten Sinn des Worts. Die kirchliche Anschauung ist nicht nur jenseitig insofern, als sie ein anderes besseres Leben jenseits des Grabes erstrebte und darüber die Erde mit ihren Aufgaben vergaß; sie ist auch darum transzendent von Anfang an gewesen und bis auf unsere Zeit geblieben, weil sie sich von der im Argen liegenden Welt zurückgezogen hat in ihre Konventikel, ihre Kirchen, ihre Dome, weil sie sich eingesponnen hat in den seligen Träumen von Erlösung und Versöhnung des Individuums, weil es bei ihr nach dem Spruch gegangen ist: „Hier innen Brüder alle, da draußen Herr und Knecht." So ist denn die Welt tatsächlich im Schmutz liegen geblieben, und Leviten und Priester sind immer wieder an dem unter die Mörder Gefallenen vorübergegangen. Die Einseitigkeit des religiös sittlichen Lebens zur Rechten hat die Einseitigkeit des Weltlebens zur Linken hervorgerufen. So kam es, daß in der Welt nicht das heilige Gesetz der Liebe oder das wahrhafte Recht regierte, daß vielmehr das Sprichwort in Kraft geblieben ist: „Geld regiert die Welt". Ich habe mich lange gewehrt, den Zusammenhang zwischen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und dem Kriegszustand, in dem wir uns befinden, anzuerkennen. Ich habe mir immer gesagt: wenn die Kapitalisten einigermaßen vernünftig überlegten, so müßte der Krieg auch für sie als das größte Risiko erscheinen, in dem sie all ihre Errungenschaften

[1]) Die Leser der „Friedens-Warte" werden unter diesem Decknamen unschwer (ex ungue leonem) einen alten und geschätzten Mitarbeiter erkennen.

mit einem Schlag verlieren können. Ich bleibe noch heute dabei, daß eine Spekulation auf die Kriegsgewinne, die ja tatsächlich in Aussicht stehen mögen, auch heute noch nicht zu den direkten Veranlassungen des Krieges gezählt werden darf. Es ist nicht so, wie man in sozialdemokratischen Kreisen glaubt, daß die regierenden Klassen nur die Handlanger der Kapitalisten sind und daß es sich beispielsweise im gegenwärtigen Weltkrieg um den bewußten und gewollten Zusammenstoß des satten englischen Kapitalismus mit der hungrigen deutschen Geldmacht handeln würde. Ich glaube heute noch so gut wie vor zehn Jahren, daß es sich in der hohen Politik zunächst um eine Art von Reinkultur der Machtfaktoren handelt, und daß die Kriege in der Hauptsache durch den Drang der Entfaltung herbeigeführt werden, die eine Macht auf Kosten der anderen vollziehen will. Was ich aber neu gelernt habe, ist die Tatsache, daß die Machtentfaltung in der Regel zugleich eine Kapitalentfaltung ist, die sozusagen im Unterbewußtsein zu den kriegerischen Konflikten beiträgt. Wenn sich deutsches Kapital in der Bagdadbahn investieren und das englische Kapital die Expansion der deutschen Geldmacht hindern will, so müssen die daraus entstehenden Zwistigkeiten nicht notwendig zum kriegerischen Ausbruch führen, sie wirken aber zur Verstimmung und Verhetzung der Volksgeister mit, und bereiten dadurch die Atmosphäre vor, in der der zuckende Blitz des Krieges niederfahren kann. Die ganze Weltanschauung, die in unserer Zeit noch mehr als je zur Herrschaft kam, geht vom Interesse aus. Und diese niedrige Interessenjagd, die es dem einzelnen Berufsgenossen ermöglicht, in halsabschneiderischer Weise gegen seinen Konkurrenten vorzugehen, sie färbt von unten nach oben ab, sie treibt auch die Staaten in die einseitig nationale Interessenpolitik hinein, sie läßt die Völker als Konkurrenten auf dem Weltmarkt erscheinen, statt daß sie dieselben als Glieder der großen Menschheitsgemeinschaft einander näherkommen ließe. Die Lösung des Problems, das uns bei Tag und Nacht beschäftigt, ist nur möglich, wenn die soziale Frage in der rechten Weise angefaßt und eine Neuordnung der Dinge auch im Inneren ermöglicht wird. Während sich heute noch die einzelnen Erwerbstreibenden als atomistisch zerspaltene Sonderexistenzen kämpfend gegenüberstehen, so muß eine Zeit kommen, die den Einzelnen zum wirklichen Berufsgenossen seines Mitarbeiters macht. Man mache sich einmal die Wahrheit klar, daß kein Erwerb eine Existenzberechtigung hat als ein solcher, der wirklich dem Besten des Ganzen dient. Damit sind alle wahrhaft produktiven Arbeiten, von der Tätigkeit des Straßenarbeiters, des Bäckers und Schusters, des Bauern und Handwerkers, des Industriearbeiters und Ingenieurs bis hinauf zu der des Künstlers und Lehrers geadelt, denn auch der Lehrer und Schriftsteller produzieren, wenn es sich dabei auch nur um geistige und nicht um materielle Produkte handelt. Und nun denke man sich weiter die einzelnen Berufsarten in Genossenschaften organisiert, man mag sich dabei an die Analogie der alten Zünfte erinnern, die sich s. Z. durch ihre selbstsüchtige Konspiration und durch ihren Nepotismus verhaßt gemacht hatten, bei deren Abschaffung aber einmal wieder das Kind mit dem Bad ausgeschüttet worden ist. Man hätte sie nicht einfach vernichten sollen, ohne etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Das Bessere aber ist die Berufsgenossenschaft, in der nicht einzelne Familien, sondern sämtliche Arbeiter, die für ihren Beruf tüchtig vorgebildet sein müßten, eine sichere Existenz finden würden. Man denke sich ferner, daß die einzelnen Glieder jedes Berufsstandes, von Berufs- oder Pflichtbewußtsein durchdrungen, ihr Bestes zum Wohl des Ganzen zu leisten bemüht wären, daß sie aber auch bei etwaigen Versäumnissen von seiten der Genossenschaft an ihre Pflicht gemahnt würden, die beste Ware zu möglichst billigen Preisen herzustellen. Man stelle sich vor, daß die Berufsstände zu gemeinsamer Beratung zusammentreten würden, in einer Art von Berufsparlament, wo der einzelne Stand allen anderen gegenüber sich zu verantworten hätte, ob er seine Berufspflicht gegenüber dem Ganzen wahrhaft erfüllte, und ob die Preise, welche er für seine Waren fordert, nicht zu hoch sind gegenüber dem, was von den anderen gefordert wird, und man kann sicher sein, daß auf diese Weise ein Ausgleich erzielt würde, der nicht nur die Lebenshaltung im allgemeinen verbilligen, der vielmehr auch eine friedliche Gesinnung der Stände im Verkehr untereinander herbeiführen müßte. Und man denke sich diese Berufsgesinnung, wie sie innerhalb des einzelnen Standes die Genossen unter sich verbindet, wie sie die Stände untereinander zusammenschmiedet, auch auf das Verhältnis der Staaten zueinander übertragen, und man wird erkennen, welch gewaltiges Fundament damit für die Friedfertigung der Welt gelegt wäre. Was im Inneren des Volks, in den untersten Schichten, entsteht, das färbt, um dieses Bild zu wiederholen, auch nach oben ab. Wenn die einzelnen sich schämen, ihre Berufsgenossen zu Tod zu konkurrieren, wenn die Stände sich genieren, sich gegenseitig Luft und Licht zu rauben, so werden auch die Völker keine Ehre mehr darin erblicken, sich zu bekämpfen. Wenn der Pflichtgedanke die innere Struktur des Volks beherrscht, so wird er auch nach außen wirken. Wie der einzelne Stand sich den anderen Ständen gegenüber verantwortlich fühlen muß, so wird das einzelne Volk den anderen Völkern gegenüber sich zur Rechenschaft verpflichtet fühlen. Und wie die einzelne Innung sich berufen fühlt, dem ganzen Volk zu dienen, so wird das Volk sich vom Berufsgedanken leiten lassen, auch im Verhältnis zu den anderen Nationen. Und damit wird die Kriegsgefahr im Tiefsten überwunden sein.

Der Berufsgedanke, den ich auszuführen mir erlaubte, ist der Kern der sozialen Frage. Wenn er einmal in seiner Kraft und Herrlichkeit be-

griffen wird, so wird man auf dem besten Weg zum Ziele sein: Nur hüte man sich vor schablonenhafter Anschauung. Auch die Sozialdemokratie hat sich davon nicht freigehalten. Die Menschheit hat bis jetzt stets dem trunkenen Bauern geglichen, der, wenn er auf der linken Seite vom Esel gefallen und wieder in den Sattel gesetzt war, nachher von der rechten Seite herunterfiel. Sie hat sich stets in Einseitigkeiten bewegt. Von dem Feudalismus ist sie in den Liberalismus gefallen, und nun ist sie in Gefahr, von dem Liberalismus in den Kommunismus zu versinken. Es ist ja im allgemeinen nichts leichter, als durch einseitige Schlagworte die Menge zu gewinnen. Es war sehr bequem zur Zeit der Aufhebung der Zünfte, einfach die Gesetze der Freizügigkeit und der Gewerbefreiheit an die Stelle zu setzen. Faktisch war damit in der Hauptsache die Freiheit zum Hungern den Enterbten gegeben. Man hat ihnen immer wieder Steine statt Brot gereicht. Ebenso bequem wäre es aber auch, nun einfach alle Produktionsmittel, Äcker und Fabriken zu verstaatlichen. Viel weniger bequem, aber viel richtiger dagegen wäre es, den Kompromiß zwischen Liberalismus und Sozialismus, zwischen Privateigentum und Kollektiveigentum, zu schließen, der notwendig sein wird, wenn wir einer friedlichen Entwicklung entgegengehen wollen. Ich kann hier nicht näher auf meine Anschauungen eingehen, möchte nur das eine sagen, daß der Privatbesitz immer da, wo er über den Bedarf des einzelnen Besitzers sich hinauserstreckt, gewärtig sein müßte, sich zum Kollektiveigentum erklären zu lassen. Freiheit in der Verwaltung des einzelnen Ackers und des einzelnen Geschäfts, ob das letztere nun im Besitz eines Handwerkers oder einer Produktivgenossenschaft sein mag, auch eine gewisse Freiheit der Konkurrenz innerhalb bestimmter Schranken, müßte, nach wie vor, die Signatur wirtschaftlicher Entwicklung sein. Der Grundsatz der Freiheit wäre aber zu ergänzen durch das Prinzip des Kollektivismus, sobald das Bedürfnis der Gesamtheit sich gegenüber dem zu groß geratenen Privatbesitz geltend machte. Großgrundbesitzer, Milliardäre und industrielle Unternehmer müßten sich erinnern an den 4. August des Jahres 1789, wo die Privilegierten ihre Privilegien auf den Altar des Vaterlandes legten. Die Zukunft aber darf nicht etwa nur eine einseitige Weiterentwicklung der abstrakten Freiheitsidee bringen, sie müßte die materielle Sicherstellung des Daseins für alle im Schoße tragen, dies wäre die Morgengabe, die das deutsche Volk mit in die Ehe brächte, die es am Morgen nach dem blutigen Völkerkampf eingehen sollte mit der neuversöhnten Welt.

Dauerhafter Friede.

Von H. von Gerlach, Berlin.

Stände die Sache des Friedens nur zwischen uns und Frankreich, so stände sie noch auf sehr lange hinaus hoffnungslos. Dann würde der Krieg wirklich erst zu Ende gehen, nachdem der eine Teil ausgeblutet hätte. Denn eher würde natürlich keiner sich den Diktaten des anderen fügen.

Glücklicherweise ist in der gegnerischen Koalition nicht Frankreich, sondern England das führende Element. Was besagt: nicht gefühlsmäßige Wallungen, sondern verstandesmäßige Erwägungen geben den Ausschlag für Zeit und Art des Friedens. Man mag über die Engländer denken, wie man will, eins wird ihnen jeder lassen müssen, der sie kennt: Rhetorik steht bei ihnen nicht hoch im Kurse. Sie sind kein Krämervolk. Aber jeder ihrer Staatsmänner ist mit einem Tropfen kaufmännischen Öles gesalbt.

Sir Edward Grey hat in seinem Interview den Faden weiter gesponnen, den Herr v. Bethmann am 5. April im Reichstag begonnen hatte. Damals sagte unser Kanzler:

„Europa muß für alle Völker, die es bewohnen, ein Europa der friedlichen Arbeit werden. Der Friedensschluß, der diesen Krieg beendet, muß ein dauernder sein, er darf nicht den Keim zu neuen Kriegen, sondern einer neuen, endgültigen friedlichen Ordnung der europäischen Dinge in sich tragen."

Der erste Ausblick in eine bessere Zukunft eröffnete sich!

Der englische Ministerpräsident Asquith reagierte auf die Worte des Kanzlers, indem er den französischen Parlamentariern sein positives Friedensprogramm also umschrieb:

„Die Absicht der an dem Krieg beteiligten Verbündeten ist, den Weg für ein internationales System zu ebnen, welches den Grundsatz gleicher Rechte für alle zivilisierten Staaten sicherstellen wird. Wir wollen als Ergebnis des Krieges den Grundsatz festlegen, daß internationale Probleme durch freie Unterhandlung unter gleichen Bedingungen zwischen freien Völkern behandelt werden müssen."

Das war noch reichlich nebelhaft. Ziel und Richtung der englischen Politik konnte man daraus erkennen. Aber der Weg lag noch im dunklen.

Deshalb ist es gut, daß jetzt der englische Minister des Auswärtigen dem dämmerhaften Programm seines Chefs einige Lichter aufgesteckt hat. Bethmann will einen „dauernden Friedensschluß, eine endgültige friedliche Ordnung der europäischen Dinge". Asquith will dasselbe und glaubt, es nur auf dem Wege eines „internationalen Systems" erreichen zu können. Grey führt aus, was man sich unter einem solchen internationalen System zu denken habe:

„Wir glauben, daß die Streitigkeiten der Völker durch andere Methoden geschlichtet werden sollten als durch die des Krieges. Solche andere Methoden sind immer erfolgreich, wenn guter Wille und keine Angriffslust vorhanden sind. Wir haben den Glauben an internationale Konferenzen.

... Erwägen Sie diese beiden Methoden, internationale Streitigkeiten zu schlichten, nämlich die Methode der Verhandlung und die Methode des Krieges im Lichte des gegenwärtigen Kampfes. Ist nicht das Unheil der Kriegsmethode endgültig bewiesen? Industrie und Handel aus den Fugen, die Lasten des Lebens schwerer, Millionen Menschen erschlagen, verstümmelt, der blinde internationale Haß verstärkt und vertieft und der Bau der Zivilisation bedroht. Die Konferenz, die wir vorschlugen, oder das vom Zaren vorgeschlagene Haager Schiedsgericht hätten den Streit in einer Woche etwa beendet, und all dieses Unglück wäre abgewendet worden. Überdies hätten wir den weiten Weg eingeschlagen, dauernde Grundlagen eines internationalen Friedens festzulegen."

Alles andere, was Grey in seinem langen Interview gesagt hat, ist Beiwerk, das man ruhig beiseite lassen kann. Es ist müßig, jetzt über die Schuldfrage zu diskutieren. Nur auf den positiven, zukunftsreichen Kern kommt es an. Nicht darum handelt es sich, was war, sondern darum, was sein wird, was sein muß.

Alle „positiven", alle „konkreten" Kriegsziele der einzelnen kriegführenden Staaten treten zurück hinter dem Wunsche der ganzen Welt, daß dieser Krieg der letzte Krieg unter den Kulturvölkern gewesen sein möge, daß der kommende Friede nicht bloß als dauerhaft gedacht sei, sondern die Garantie seiner Dauer in sich selbst trage.

Das ist natürlich nur möglich, wenn er für die Zukunft an die Stelle des Wettrüstens die gemeinsame Unterwerfung aller Staaten unter ein gemeinsames Tribunal setzt. Ob dies Tribunal im Haag tagt oder sonst in einem neutralen Staat, ist Nebensache. Am nächsten liegt selbstverständlich der Gedanke, das, was im Haag bereits vorhanden ist, auszubauen zu einer Institution, die der Welt den Frieden sichert — kraft des übereinstimmenden Willens aller Staaten, sich den Entscheidungen dieser Institution zu unterwerfen.

Der Haager Gedanke scheint mir der größte des 20. Jahrhunderts. Daß er versagt hat, als es sich darum handelte, diesen Weltkrieg zu verhüten, spricht nicht gegen ihn. Die schmerzensvolle Praxis dieses Krieges war vielleicht nötig, um die Theorien vom Haag in die Wirklichkeit umzusetzen, um sie als kostbarstes Kulturgut in den Herzen der Völker zu verankern.

Nehmen wir einmal an, der Krieg habe bisher allen Beteiligten zusammen 200 Milliarden Mark gekostet, was sicher nicht zu hoch gegriffen ist. Mit der Hälfte dieser Summe hätte Europa in ein Paradies verwandelt werden können. Statt dessen wurde es zur Hölle. Nur weil das Machtprinzip über dem Rechtsprinzip stand.

Jahrzehnte werden nötig sein, um Europa wieder in den Zustand von 1914 zu versetzen, soweit das überhaupt möglich ist. Geht es einfach weiter wie vor dem Krieg, so werden die nächsten Jahrzehnte neben der Ausbesserung der Schäden und der Bezahlung der Schulden mit neuen fieberhaften Rüstungen erfüllt sein. Denn wenn Sieger den Besiegten den Frieden diktieren, so rüsten die Besiegten zur Revanche, und die Sieger rüsten ihrerseits, um den Preis des Sieges zu behaupten. Bis dann eines Tages, wenn die Völker eben wieder zu Atem gekommen sind, die neue Explosion losbricht.

Hölle in Permanenz!

Mir scheint, nur Sadisten können mit einem solchen Gedanken spielen.

Nur an zweierlei kann man glauben: entweder an die Waffen oder an internationale Konferenzen.

Zwischen beiden Möglichkeiten muß sich die Welt in Zukunft klar entscheiden.

Bethmann will „dauernden Friedensschluß", „endgültige friedliche Ordnung der europäischen Dinge". Grey will die „Methode des Krieges" durch die „Methode der Verhandlungen" ersetzt sehen, weil er an „internationale Konferenzen glaubt". Die Forderungen beider Staatsmänner stehen in unlöslichem Zusammenhang.

Nach diesem Kriege der dauerhafte Frieden! Wird dieses höchste Menschheitsziel erreicht — und es ist bei gutem Willen zu erreichen! —, dann hätte das Grauen dieses Krieges, so groß es immer war, doch eine süße Frucht gezeugt. Dann wäre das unendlich viele Blut wenigstens nicht vergebens geflossen.

Politischer Götzendienst.[1])

Von H. L. Follin, Bereçia (Frankreich).

„Eine Schande ist's, mein Herr, solches noch ‚in unserem Zeitalter' zu sehen." So sprach zu mir, mit dumpfer Stimme, den Blick in einen Abgrund von Traurigkeit und Tapferkeit verloren, der erste Soldat, mit dem ich über den Krieg gesprochen habe, ein bäuerlicher Reservist, der verwundet von der Front kam.

So urteilt aus Herzensgrund die Masse der Braven von einem Ende der Welt zum andern. Sie, die empfinden und die leiden, ohne zu reklamieren oder sich an den Deklamationen der andern zu berauschen.

---

[1]) Die nachstehenden Aphorismen sind ins Deutsche übertragen aus einem soeben erschienenen Büchlein, das den Titel trägt:

L'Idolatrie politique. Quelques Reflexions et Aphorismes pour aider à méditer sur la Faillite de la Civilisation au XX^e siècle. Aix-en-Provence 1916 (Edité par l'Individualiste Européen, 10, Rue Thiers). 110 S. 2 Fr.

Der Verfasser — H. L. Follin — ist in Pazifistenkreisen kein Unbekannter. Auf dem XII. Weltfriedenskongreß zu Rouen und Havre (1903) hatte er eine große Rolle gespielt. Er wirkte damals als evangelischer Pastor in der letztgenannten Stadt.

So wird auch das endgültige Urteil lauten, das in der Zukunft die Flut der heute vergeblichen Worte beherrschen, und das der Philosoph nennen wird: Der Bankbruch der Kultur im XX. Jahrhundert.

* * *

Den Krieg mit ritterlichen Ideen umgeben, dem Gegner ob seiner Tapferkeit, mit der er eine schlechte Sache verteidigt, Ehrungen erweisen, die Besiegten, die sich ergeben, achten, mit Hingebung jene Leute pflegen, die man soeben zu töten versucht hat, das sind die überlieferten Widersinnigkeiten, die den Militarismus wenn auch nicht weniger stupid, so doch weniger gehässig machen. In diesem furchtbaren Krieg haben sie sich abgeschwächt.

Zur Wildheit des Kampfes fügt sich die Heftigkeit der Sprache gegen den Gegner. Jeder spricht von der Ausrottung des feindlichen Volkes, ohne irgendeine Rücksicht auf die Individuen, die es zusammensetzen. Man möchte meinen, daß die durch den politischen Götzendienst zum Rückschritt verurteilte Menschheit sich dafür rächt durch die Zerstampfung aller Fortschritte, die die Kultur in den internationalen Beziehungen zustande gebracht hat.

* * *

Welcher Anarchist hat jemals die Welt schrecklicheren Gefahren ausgesetzt als die, den verschiedensten Ländern angehörenden, Verfasser jener, den Patriotismus der andern verletzenden und bedrohenden, Flugschriften, die man in den Buchhändlerauslagen aller Hauptstädte ausgestellt sieht.

* * *

Das Bewundernswerteste in der Selbstverleugnung unserer Kämpfer ist die Überzeugung der Bewußtesten unter ihnen, die sich opfern, um die Wiederholung ähnlicher Greuel auf immer vermeidbar zu machen. Der Staatsmann, der nicht seine Seele und seinen Geist gänzlich dem gleichen Ziel zuwenden würde, wäre ihnen gegenüber der niedrigste Verbrecher.

* * *

Wir würden uns vielleicht etwas weniger der niedrigen Anti-Boche-Literatur hingeben, wenn wir uns überlegen würden, daß in den feindlichen Reihen tausende menschlicher Geschöpfe mit der gleichen Überzeugung fallen, dem künftigen Frieden ihrer Heimat zu dienen.

* * *

Es ist wahr, daß der Krieg beim Menschen plötzlich staunenerregende und bewundernswerte Beispiele von Kühnheit, Mut, Geduld, Kaltblütigkeit, Ausdauer und Selbstverleugnung auslöst.

Dies ist aber kein Grund, um dem Krieg Kredit einzuräumen. In einem kurzen Zeitraum auf ein Werk der Zerstörung alle Kräfte konzentrieren, die sich im Dienste der Kultur im Verlauf von Jahren allmählich ausgegeben hätten, ist eines der größten Verbrechen des politischen Götzendienstes.

* * *

Man muß den Krieg um so mehr hassen, als man sich verhängnisvollerweise daran gewöhnt, mit ihm zu leben. Es schien, als ob der Kataklysmus wie ein die Welt verheerendes Gewitter vorüberziehen müßte. Je mehr die Völker es zu ertragen scheinen, indem sie alle Widerstandskräfte gegen das Übel in dem Konflikt der Nationalkulte anwenden, um so weniger bewahrt die Kultur die Aussicht, sich davon zu befreien.

* * *

Es ist vielleicht nicht in Deutschland, daß der politische Götzendienst, daß der der Menschheitsachtung gegenübergestellte Nationalkultus seine zynischste Formel gefunden hat. Der zum Schutz der Kultur auf die solidare Politik der Nationen angewandte „heilige Egoismus" ist, seitens eines Regierungs-Chefs, eine kaum weniger gewagte Forderung als die des Rechtes, Verträge als Papierfetzen anzusehen.

* * *

Die Heuchelei ist eine Ehrenbezeugung des Lasters gegenüber der Tugend. Die friedlichen Versicherungen aller Regierungen sind eine Ehrenbezeugung der Nationalkulte gegenüber dem Pazifismus. Die Tugend herrscht dort, wo sie stark genug ist, um das Laster ohnmächtig zu machen. Der Krieg würde ausgelebt haben, wenn der Pazifismus stark genug wäre, um den politischen Götzendienst zu zerstören.

* * *

Die drei Hauptdogmen des Nationalkults sind die Unabhängigkeit, die Ehre und das Lebensinteresse. Mit diesen Zauberworten können die Völker abwechselnd die edelsten und die verworfensten Dinge verteidigen. Es ist ein Talisman, mit dem man aus Schwarz Weiß und aus ein und derselben Sache eine Wahrheit oder eine Lüge machen kann.

* * *

Es gibt keine Unabhängigkeit der Staaten. Jener Staat, der töricht genug wäre, seine Abhängigkeitsbande mit der Außenwelt abschneiden zu wollen, würde geraden Wegs dem Abgrund zuschreiten.

* * *

Es gibt kein anderes Lebensinteresse für die Staaten als wie für die Individuen: Die Sicherheit. Der Nationenkult beeinträchtigt sie nur, und nur eine realistische internationale Politik vermag sie zu sichern.

* * *

Wenn die Regierenden der sogenannten friedlichen Nationen den Frieden mit der gleichen Energie und der gleichen Entschiedenheit gewollt hätten, mit der die sogenannten Eroberer-Nationen die Herrschaft gewollt haben, würde die ganze Welt seit langem einen Verteidigungsblock gegen die Möglichkeit der Grenzverletzungen und der Ultimata bilden.

* * *

Ein Krieg, in dem man nicht den Krieg an sich, sondern die Feinde bekämpft, in dem die Sieger-Völker die besiegten Nationen einfach vernichten und nicht die Quellen des kriegerischen Geistes versiegen machen wollen, wird immer wieder von neuem ausbrechen. Der Bellizist ist ein Spieler, der niemals auf Revanche verzichtet. Der Bellizismus ist eine Geißel, die kein besonderes Vaterland besitzt, und die man nur durch eine Friedensorganisation abschaffen wird.

* * *

Auch den Nationen muß ihre Nacht des vierten August werden. Sie müssen alle den Nationenkult abschwören und im Namen der Kulturmenschheit, die sie zu bilden behaupten, auf die illusorischen Privilegien verzichten, mit deren gegenseitiger Entreißung sie ihre Geschichte verbracht haben.

* * *

Wir verurteilen beim deutschen Volk den Weltherrschaftstraum. Das genügt aber nicht. Wir müssen bei uns selbst und bei allen Völkern diesen gleichen Herrschaftswunsch verbannen, der die Grundlage der politischen Götzendienerei ist. Es genügt nicht, zu sagen: „Deutschland dürfe nicht die größte aller Nationen sein", man muß auch sagen: „Keine Nation dürfe die andern überragen, oder wünschen, sie zu überragen.

* * *

Die Religionskriege, die, da sie unversöhnlicher waren als alle anderen, seit langem die Menschheit zum Ruin geführt hätten, verschwanden, als die Staatsmänner begriffen, daß man die individuelle Freiheit der tyrannischen Konkurrenz der kirchlichen Kulte entziehen müsse. Die Kriege werden erst beseitigt und die Kultur gerettet werden können, wenn man sich über die politische Götzendienerei erhebt, um die Individuen gegen die tyrannische Konkurrenz der Nationenkulte zu schützen.

* * *

Man gebe Deutschland vom internationalen Geiste beeinflusste politische und intellektuelle Führer, und man wird sich nicht zu wundern brauchen, wenn die Deutschen bald die solidesten Stützen des Weltfriedens sein werden.

* * *

Eine realistische Entente Englands, Frankreichs und Deutschlands für die friedliche Organisation Europas, und eine Entente dieser Nationen mit den Vereinigten Staaten für die friedliche Organisation der Welt, hätte zweifellos den Zusammenbruch vermieden, zu dem uns die, auf den Allianzen politischer Götter begründete, traditionelle Politik des labilen Gleichgewichtes geführt hat. Sie hätte die Kultur gerettet.

* * *

Wem will man glauben machen, daß sich die deutsche Regierung von allem Anfang an soviel Mühe gegeben hätte, zu beweisen, daß sie nicht der Angreifer sei, sondern lediglich das bedrohte Vaterland verteidige, wenn die deutschen Massen wirklich die Herrschaftsidee über das Friedensbedürfnis stellen würden.

* * *

Die alliierten Regierungen bekunden ihren Willen, den deutschen Militarismus zu erdrücken, um den Frieden der Welt zu sichern. Das ist recht gut. Die Welt möchte aber gerne wissen, durch welches Verfahren sie sich vornehmen, wenn einmal der deutsche Militarismus besiegt ist, seine Auferstehung zu verhindern — in Deutschland und anderswo.

* * *

Die Auffassung des Krieges als verhängnisvolle Folge des Rassenantagonismus erfordert keine langen theoretischen Zurückweisungen. Das Vorhandensein der Vereinigten Staaten von Amerika, jener politischen Genossenschaft, die die Zivilisation auf einer Ausdehnung, die der Europas gleich ist, vor Konflikten schützt, und die die Zusammenwirkung von Millionen Individuen verschiedensten Ursprungs darstellt, ist dagegen das bündigste Dementi.

* * *

Oh! Ihr zivilisierten friedlichen Menschen, ihr Gatten, zärtlichen Väter, jungen Leute in der Morgenröte des Lebens, die dieser infame und ungeheuerliche Krieg zu Wilden gemacht hat, die sich mit dem Messer zwischen den Zähnen aufeinanderstürzen, es wird ein Tag kommen, wo ihr euren Kopf anfassen werdet, bei der Erinnerung an das, was man aus euch gemacht, vor Schrecken erbleichen und sagen werdet: War es möglich!

Erinnert euch dann, daß ihr das für falsche Götter machen mußtet. . . . . Aber eure Opfer werden vergebens gewesen sein, wenn ihr gestattet, daß man aus den Trümmern für andere neue Altäre errichtet . . .

Ausgrabungen:[1])

Die Kaiserrede in Bremen (1905).

Eine große Rede hat Kaiser Wilhelm am 22. März in Bremen gehalten, die man allgemein als eine Friedensrede bezeichnet und die einen Widerhall in der ganzen Welt gefunden, so daß aus diesen Gründen eine pazifistische Revue an dieser Rede nicht vorübergehen kann. Der Wortlaut dieser Rede, die an den Bürgermeister von Bremen gerichtet war, sei — soweit sie die friedlichen Intentionen des Kaisers und die internationalen Friedensbeziehungen betrifft — hier wiedergegeben.

[1]) Siehe die Anmerkung zu Seite 140 im 5. Heft des laufenden Jahrganges.

„Sie haben die Güte gehabt, die Gedanken zu erwähnen, welche Sie bewegten bei früherer Gelegenheit in diesem selben Raume. Sie entsprechen in jeder Beziehung vollkommen dem, was ich auch damals gedacht habe. Ich habe, als ich als Jüngling vor dem Modell des Brommyschiffes gestanden habe, mit Ingrimm die Schmach empfunden, die unserer Flotte und unserer damaligen Flagge angetan worden ist, und vielleicht, da doch mal von meiner Mutter Seite ein Stück Seeblut in meinen Adern geflossen ist, ist das der Weg gewesen, der für mich die Richtschnur geben sollte für die Art und Weise, wie ich die Aufgaben aufzufassen hätte, die nunmehr dem Deutschen Reiche bevorstanden. Ich habe mir damals den Fahneneid geschworen, als ich zur Regierung kam, nach der gewaltigen Zeit meines Großvaters, daß, was an mir liegt, die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, daß aber Bajonette und Kanonen scharf und tüchtig erhalten werden müßten, damit Neid und Scheelsucht von außen uns an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören. Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn was ist aus den großen sogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon der Erste, alle die großen Kriegshelden, im Blute haben sie geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die beim ersten Augenblick wieder aufgestanden sind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neuerschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absoluteste Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem deutschen Weltreich oder einer Hohenzollern-Weltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen, kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagt: „Außen hin begrenzt, im Innern unbegrenzt". Sie haben hingewiesen auf die Schiffe, die hier erinnerungsreich von der Decke des schönen, alten Saales herabhängen. Die Zeit, in der ich groß geworden bin, war trotz des großen Krieges für unseren seefahrenden Teil der Nation keine große und glorreiche. Auch hier habe ich die Konsequenzen gezogen dessen, was meine Vorfahren getan haben. Im Innern war militärisch so viel geschehen, wie notwendig war, jetzt mußte die Seerüstung drankommen. Ich danke Gott, daß ich hier in diesem Rathause keinen Notschrei mehr auszustoßen habe, wie einst in Hamburg. Die Flotte schwimmt, und sie wird gebaut, das Material an Menschen ist vorhanden. Der Eifer und der Geist ist derselbe wie der, der die Offiziere der preußischen Armee bei Hohenfriedberg und bei Königgrätz und bei Sedan erfüllt hat, und mit jedem deutschen Kriegsschiff, das den Stapel verläßt, ist eine Gewähr mehr für den Frieden auf der Erde gegeben, um soviel weniger werden unsere Gegner mit uns anzubinden suchen, um so wertvoller werden wir als Bundesgenossen.

Als ich an dem heutigen Tage Bremens Bürgerschaft überflogen habe, sah ich die Alten und die Jungen nebeneinander stehen, die Alten mit ihren Medaillen und ihren Kreuzen, die Mitkämpfer und Militär unter den beiden großen Herren, deren Standbilder in dieser Stadt stehen, und vor ihnen die Jugend, die hineinwachsen soll in das neue Reich und seine Aufgaben. Was werden ihre Aufgaben sein? Stetig auszubauen, Streit, Haß, Zwietracht und Neid zu meiden, sich zu erfreuen an dem deutschen Vaterlande, wie es ist, und nicht nach Unmöglichkeiten zu streben, sich der festen Überzeugung hinzugeben, daß unser Herrgott sich niemals eine so große Mühe mit unserem deutschen Vaterlande und seinem Volke gegeben hätte, wenn er uns nicht noch Großes vorbehalten hätte. Wir sind das Salz der Erde, aber wir müssen dessen auch würdig sein. Darum muß unsere Jugend lernen, zu entsagen und sich zu versagen, was nicht gut tut für sie, fernzuhalten, was eingeschleppt ist von fremden Völkern und Sitten, Zucht und Ordnung, Ehrfurcht und Religiosität zu bewahren. Dann möge über das deutsche Volk einst geschrieben werden, was an den Helmen meines ersten Garderegiments steht: „Semper talis", „stets derselbe". Dann werden wir von allen Seiten mit Achtung, teilweise auch mit Liebe, als sichere und zuverlässige Leute betrachtet werden, und können stehen die Hand am Schwertknopf, den Schild vor uns auf die Erde gestellt, und sagen: „Tamen", komme, was wolle. Ich bin fest überzeugt, daß meine Worte hier in Bremen auf einen guten Boden fallen werden. Von Herzen wünsche ich, daß der goldene Friede, der bisher mit Gottes Hilfe erhalten worden ist, uns weiter erhalten bleiben wird, und daß Bremen unter dem Frieden grünen, blühen und gedeihen möge. Das ist mein innigster Wunsch, es lebe Bremen, Hurra! Hurra! Hurra!"

Es berührt uns im höchsten Grade sympathisch, wenn der Kaiser verwerflich von der „öden Weltherrschaft" spricht, wenn er die Wertlosigkeit der großen Weltreiche betont, die einst die Alexander und Napoleons, im Blute schwimmend, errichteten, wenn er die Absicht kundgibt, daß man dereinst von einem Weltreich sprechen solle, das „durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen" begründet sein soll und nicht auf Eroberungen durch das Schwert.

Das sind Ansichten, die die Billigung eines jeden modern Denkenden erhalten müssen, und deren voller Wert erst klar wird, wenn man sich erinnert, daß es früher der Fürsten größter Stolz war, sich „Mehrer des Reiches" zu nennen, und es als ihr erhabenstes Ziel galt, sich mit der Säbelspitze ins Buch der Geschichte einzuschreiben. Kaiser

Wilhelm will den Frieden. Er hat das in Bremen nicht zum erstenmal beteuert, er hat es in den letzten 17 Jahren seiner Regierung immer und immer wieder betont. Freilich hat er auch immer und immer hinzugefügt, daß die Kriegsrüstungen das einzige und beste Mittel seien, diesen Frieden zu erhalten. Hier trennen sich unsere Wege, hier können wir die Ansichten des Kaisers nicht mehr teilen. Das, was er stets als Allheilmittel verkündet, daß nämlich die Bajonette scharf und die Kanonen tüchtig erhalten werden, erscheint uns nur als ein Verlegenheitsmittel, und die dauernde Positur „mit der Hand am Schwertknopf, den Schild vor uns auf die Erde gestellt", erscheint uns nicht mehr als eine zweckmässige Geste, zumal die traurige Tatsache immer offenkundiger wird, daß wir in dieser Positur unsere Arme zu segenbringender Arbeit nicht rühren können.

Der Friede, den wir auf diese Weise schaffen, ist kein „goldener Friede", wie es uns der Kaiser verhieß, kein goldener in dem Sinne, der Reichtümer schafft und Wohlstand, der es dem Volke ermöglicht, den vollen Wert aus seiner Arbeit zu ziehen, die großen Hilfsmittel der Technik und der Wissenschaft zu immer höherer Entwickelung voll auszunützen. Das ist höchstens ein „vergoldeter" Friede, der den Schein erweckt, aber nicht die Früchte wirklichen Seins trägt; das ist überhaupt kein Friede, das ist Waffenstillstand, eine Pause, nichts weiter, im ewigen Krieg, der die Kulturarbeit nicht zur Ruhe kommen läßt. Diese falsche Theorie des bewaffneten Friedens ist der krasseste Irrtum unserer Zeit. „Mit jedem deutschen Kriegsschiff, das den Stapel verläßt," sagte der Kaiser, „ist eine Gewähr mehr für den Frieden auf Erden." Roosevelt sagte kürzlich Ähnliches, als er eine Vermehrung der amerikanischen Flotte befürwortete, „um Kriegen mit anderen Nationen vorzubeugen". Aus dem Munde der Staatsoberhäupter, der Minister und Politiker aller anderen Länder hören wir die gleiche Ansicht, hören wir täglich die furchtbaren Rüstungen mit dem Hinweis auf Friedenssicherungen begründen, der all diese Anstrengungen dienen sollen.

Es ist ein Widerspruch in sich selbst, der sich da vor unseren Augen auftut, und der durch seine Zähigkeit, mit der er sich, obwohl er offen zutage tritt, behauptet, psychologisch vom höchsten Interesse ist. Die Rüstungen bieten keine Gewähr für den Frieden, sie vertagen höchstens den Krieg. Aber den Krieg vertagen heißt noch nicht, den Frieden auch wirklich herstellen. Die Rüstungen sind zur Friedensherstellung unverwendbar. Sie entspringen dem Mißtrauen, das die internationale Welt erfüllt, dem Mangel an Kredit, der den wiederholten und sicherlich ehrlich gemeinten Friedensversicherungen aller Regierungen anhaftet. Da das Mißtrauen die Rüstungen hervorruft, wirken sie nach zweierlei Richtung. Sie sollen zwar zunächst den rüstenden Staat schützen, ihm seinen Frieden bewahren. Wodurch? Daß sie eben Furcht einflößen. Also liegt die Hauptwirkung gleichzeitig in der Bedrohung der andern. Das Mittel, das uns schützen soll, muß demnach für die andern die Gefahr sein, gegen die diese wieder Schutz suchen müssen. So hebt dieses Mittel der Friedensherstellung seine eigene Wirkung wieder selbst auf. Ein jedes deutsche Panzerschiff, das den Stapel verläßt, zieht demgemäß dieselbe Maßnahme in den anderen mit Deutschland konkurrierenden Ländern nach sich. In Rußland, England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten geht dann in direkter Folge auch je ein Panzerschiff vom Stapel. Ein jedes deutsche Panzerschiff erzeugt also bei den Gegnern vier weitere Panzerschiffe, es ist also keine Gewähr für den Weltfrieden, sondern zeitigt eine neue und verstärkte Bedrohung für diesen. Die Folge davon ist, daß nach einiger Zeit, veranlaßt durch die im Auslande vom Stapel gehenden neuen Panzerschiffe, wieder weitere neue deutsche Panzerschiffe geschaffen werden müssen. Jedes deutsche Panzerschiff, das vom Stapel geht, trägt also schon den Keim für eine ganze Generation neuer deutscher Panzerschiffe in sich.

Aus diesem grotesken Widerspiel resultieren die Milliarden, die Europa in den letzten 35 Jahren vergeudete, und die es sich weiter zu vergeuden anschickt. Bei der rasenden Entwicklung der Technik sind die Schiffe auch schon wieder veraltet und zum großen Teil entwertet, wenn sie vom Stapel gehen. Die Notwendigkeit, sie immer zu erneuern und durch die neuesten Errungenschaften der Technik zu „verbessern", bildet das Schwungrad, das die Rüstungsschraube dreht, und zwar immer rascher dreht. Ein solcher Prozeß ist widersinnig. Widersinnig, weil durch die gleichmäßige Vermehrung der Rüstungen in allen Ländern die Stärke nur relativ, aber nicht absolut vermehrt wird, widersinnig, weil der eigentliche Zweck der Rüstungen, den Nationalwohlstand zu sichern, dadurch vereitelt wird, denn der eingeschlagene Weg führt in gerader Linie zum

Ruin. Die Rüstungen werden zum Selbstzweck und das, was sie schützen sollen, tritt in den Hintergrund. Vernunft — wenn hier noch von Vernunft gesprochen werden kann — wird Unsinn. Mit Recht sagt Dr. E. Schlief[1]): „Die Kriegsbereitschaft, das heißt der Militarismus, der dann und darum sich rechtfertigt, wenn und weil jede einzelne Kulturmacht der anderen möglichen Respekt einflößen will und muß, ist ein politisch verfehltes Mittel, weil es für einen bestimmten und noch dazu seiner Natur nach sekundären Zweck, d. h. nicht für Einrichtungen und Unternehmungen, welche den materiellen Inhalt des Staatswohles ausmachen, sondern für den Schutz dieser Einrichtungen und Unternehmungen gegen mögliche Angriffe von außen her, die nationale Energie im Übermaß in Anspruch nimmt oder jedenfalls auf die Dauer in Anspruch nehmen wird, denn der Militarismus ist, wie man schon so oft richtig gesagt hat, eine Schraube ohne Ende, die, wenn man sie so wie bisher weiterdreht, in das Lebensmark der Völker eindringen muß: das folgt aus den einfachsten und zwingendsten Gesetzen der Logik, über welche keine noch so schönen Redensarten hinweghelfen."

Die Möglichkeit, aus diesem fehlerhaften Zirkel herauszukommen, ist nur durch eine offene und freie Vereinbarung der Kulturvölker denkbar. Nicht durch eine Vereinbarung auf Abrüstung oder Beschränkung der Rüstungen, sondern durch eine Vereinbarung, die die Ursachen der Rüstungen — also das internationale Mißtrauen — beseitigt. Dieses internationale Mißtrauen entwickelt sich nur infolge der im internationalen Verkehr herrschenden Anarchie, infolge des Mangels einer Rechtsordnung, infolge des Mangels der sittlichen Begriffe in der Politik. Verfolgt man die Ursachen bis dahin, dann wird man endlich einsehen, welche realpolitische Bedeutung doch die Moral besitzt. Mögen die Realpolitiker Bismarckscher Couleur, die Verteidiger der Blut- und Eisenpolitik, noch so sehr über die Forderung einer internationalen Moral lächeln, mögen sie diese Forderung Sentimentalität nennen, die Ausseracht-lassung dieser Forderung kostet Europa jährlich 6 Milliarden bare, abzuzählende Franken, sie kostet uns sicherlich das Zehnfache an nur abschätzbaren, durch den gegenwärtigen internationalen Zustand verloren gehenden Werten. Etwas, was man aber in Mark und Pfennigen wenigstens teilweise bewerten kann, ist nicht mehr sentimental, sondern real im höchsten Masse. Die internationale Sittlichkeit ist heute der greifbarste realpolitische Faktor geworden.

Wir leben in einer Fiktion, und zwar in einer Fiktion, die gar keine Daseinsberechtigung mehr hat, da sie durch die Tatsachen klar und offenkundig verscheucht wird. Wir leben in der Fiktion, daß wir ringsherum von lauter wilden Bestien umgeben sind, von Wesen, die der Vernunft nicht zugänglich sind, die in Höhlen wohnen, keine Güter zu wahren haben, und deren einzige Aufgabe es ist, den Nachbar zu berauben, zu bestehlen und zur Durchführung dieser edlen Gepflogenheiten totzuschlagen. Wir leben in der Fiktion, daß jenseits unserer Grenzen die Kultur aufhört, die Naturgesetze ihre Wirkungen verlieren, so daß aus diesem Mangel an Menschenwerten, daß jenseits der Grenze Wohnende nur dadurch im Zaume gehalten werden kann, daß man den Bestien dort das Schwert auf den Kopf haut, um sie abzuwehren. Dieser Fiktion muß einmal ein Ende gemacht werden. Wir sehen doch deutlich und unzweifelhaft, daß die Völker jenseits der Grenze von denselben natürlichen und sozialen Gesetzen regiert werden wie wir, daß sie ebenso arbeiten wie wir, um der Natur ihre Schätze abzuringen, um das Dasein zu erleichtern, um Lebenswerte und Kulturwerte zu erzeugen, jene selben Kulturwerte, die auch uns vorschweben.

Wir sehen, wie sie mit uns zusammenarbeiten, um den höchsten Ertrag ihrer Arbeit zu gewinnen, um intensiv die Widerstände der rauhen Welt zu überwinden, wir sehen, wie sie ängstlich bemüht sind, ihre Errungenschaften zu wahren, wie sie alles tun, um sich den Ertrag ihrer Mühen zu sichern und demselben Ideale — dem Frieden — das heißt dem sicheren, die Arbeit nicht störenden Frieden — zuzustreben. Ganz wie wir.

Und mit diesen Gleichstrebenden sollten wir uns nicht verständigen können? Es soll in unserer technisch und wissenschaftlich so hoch entwickelten Zeit kein anderes Mittel geben, das gemeinsame Elend zu beseitigen, das allgemeine Leid zu bannen, als nur Panzerschiffe und nur Riesenkanonen? Es soll kein anderes Mittel geben, als dieses unzulängliche kulturmörderische Mittel der Vergeudung aller jener Güter, die das Genie der Menschheit — ohne Unterschied der Nation — hervorbrachte? Kein anderes Mittel als jenes angewandte, daß das

[1]) „Hohe Politik", Berlin 1902, S. 100.

Schlimme verschlimmert, das Umgekehrte dessen bereitet, wozu es dienen soll, nämlich das Elend statt der Triumphe, die Not statt des Reichtums, die Gefahr statt der Sicherheit? — — Nein, nein, dreimal nein! Dieser Zustand ist unhaltbar, dieses Vorgehen ist unserer Zeit nicht mehr würdig, diesem Irrtum muß ein Ende gemacht werden, und es ist Pflicht aller Denkenden und Klarsehenden, es laut und unaufhörlich zu fordern, — vor allem anderen zu fordern.

Wer wäre aber berufener, diesem Wirrwarr ein Ende zu machen, diesen Wahn zu beseitigen, die Menschheit zum Bewußtsein zu rufen, als jener Fürst, der selbst der Internationalisten einer ist, der dauernd die europäische Welt bereist und ihre Kulturhöhe kennen lernt, auf dem völkerverbindenden Meere zu Hause ist, der die internationale Solidarität der Kulturwelt erkannt und offen verkündet hat, und der von dem Wert des Friedens überzeugt ist wie keiner. Ein Weltreich wäre zu gründen, wie keines noch gegründet worden, ein Weltreich, das Dauer verheißt für ewige Zeiten, das demjenigen, der es begründet, den hellstrahlendsten Ruhm in der Geschichte verheißt, und der das Volk, dem er entsprossen, zu dem führenden in der Völkergemeinschaft machen würde: Das Weltreich der auf Vernunft und Recht begründeten Föderation der Kulturwelt. *A. H. F.*

Bertha von Suttner zum Gedenken.

Zum zweiten Jahrestag ihres Todes.
21. Juni 1914 — 21. Juni 1916.

Im vorigen Jahre schrieb ich an dieser Stelle: „Seit bald elf Monaten brennen die Trauerfackeln für die Prophetin, die noch zu guter Zeit das Wort ‚Die Waffen nieder!‘ in die Menge rief und damit sagen wollte, daß die Entscheidung der Waffen kein kulturgemäßes, kein vernünftiges Beginnen sei.“ Seit elf Monaten! Nun sind es dreiundzwanzig Monate geworden. Das zweite Kriegsjahr nähert sich seinem Ende. Das Fürchterliche und Wahnsinnige hat sich zeitlich verdoppelt. Die Welt hat also noch immer nicht die Ruhe gefunden, sich der großen Warnerin zu erinnern, die so zur Unzeit von ihr gegangen ist. Die Seherin, die ein Vierteljahrhundert lang die Katastrophe kommen sah und treu und unermüdlich die Wege wies, um sie vermeidbar zu machen, sie, die als Siegerin aus diesem Weltzusammenbruch hervorgehen wird, kann noch immer nicht öffentlich geehrt und betrauert werden. Noch fehlt die Möglichkeit, ihr in deutschen Landen, in ihrem Heimatland die ehrende Trauerfeier zu veranstalten; denn den Freunden, die das Lebenswerk Bertha von Suttners preisen wollten, ist vorläufig noch der Mund verschlossen. Die österreichische Friedensgesellschaft, die sie zu Beginn ihrer Kampftätigkeit, im Jahre 1891, errichtete, wurde vor einigen Monaten von den österreichischen Behörden suspendiert. Der Name ihrer Gründerin darf nicht einmal genannt werden, außer wenn zu Spott und Hohn ein „Gutgesinnter“ ihn in den Mund nimmt.

Selbst ihre Asche hat noch nicht die letzte Ruhe gefunden. In Gotha steht die Urne nur vorläufig beigesetzt, des Tages harrend, wo das deutsche Volk der Entschlafenen das würdige Grabmal errichten wird.

Und doch ist Bertha von Suttner nicht vergessen. Es sind heute Millionen, die ihrer in allen Ländern gedenken, die Tapfern an der Front und die nicht weniger Tapfern hinter der Front, die für den Sieg der von ihr vertretenen Idee wirken und die Bausteine herbeischleppen helfen, auf denen die neue Zeit ruhen wird. Der Friedensgedanke ersteht aus diesem Kriege in ungeahnter Stärke, und die von den Fesseln des Getümmels einmal befreite Menschheit wird ihre Suttner nicht nur würdig begraben, sondern ihr Altäre bauen.

Ein literarisches Denkmal, das uns die Suttner in ihrem großen Wirken zeigen, das vielen erst klar machen wird, was sie der Zeit gewesen, ist in Vorbereitung. Ich hoffe, es im Herbst ihren zahlreichen Verehrern, den alten wie jenen zahlreichen neuen, die erst der Krieg geschaffen, übergeben zu können.

Unter den Beileidsschreiben bei ihrem Heimgang befand sich eines, das mir einer unserer hervorragendsten französischen Gesinnungsgenossen sandte. Dessen prophetischer Inhalt soll hier wiederholt werden; denn er ist in den zwei Jahren nur noch wahrer geworden. Er schrieb damals:

„Unsere teure Freundin, die Baronin Bertha von Suttner ist nicht tot. Sie wird jetzt lebendiger sein als je.

Sie hat für unsere Idee gelebt; jetzt ist es die Idee, die sie wird leben machen. Sie wird sie in ihrem Werke überleben.

Sie sprach zu ihren Zeitgenossen zuerst schwierig, dann schon leichter zu den neuen Generationen; nun werden die Generationen von morgen ihr mit der ganzen Kraft ihrer Herzen und ihrer Vernunft lauschen. Sie

werden einig sein in der Verdammung dessen, was sie verdammt hat, in der Forderung dessen, was sie gefordert hat. Ihre Stimme wird deren Stimme, ihre Seele wird deren Seele sein, und die Regierungen, die bei ihren Lebzeiten nichts anderes wußten, als an ihr zu zweifeln, sie zu verleugnen und ihrer zu spotten, werden kommen, um feierlich der Enthüllung ihres Denkmals beizuwohnen. Sie werden als Offenbarung das ansehen, was sie ihr gestern vorwarfen, gesagt zu haben."

Diese Prophezeiung, die ausgesprochen wurde, als die Masse der europäischen Völker an diesen Krieg noch nicht gedacht hat, gewinnt heute unter dem traurigen Bild der zweijährigen Dauer dieses Krieges an Bedeutung. Jetzt ist schon die Zeit da, wo Bertha von Suttner die Idee leben und wirken läßt über die kalte Aschenurne hinaus.

A. H. F.

Habt acht auf die Erde...!

Von Franz Mannheimer, Berlin.

Auch Geschichte stellt nun ihr Ultimatum. „So wäre Geschichte unter die Diplomaten gegangen?" Nun, zwar nicht unter diese Vielzungigen, aber wenn die Europäer insgesamt sich nicht zu ihr bemühen, so muß sie es schon so machen, wie Mohammed mit seinem Berge. Sie geht durch des Erdteils verwüstete Straßen in ihrem Kleide, an dem alle Geschlechter woben — daß doch dieser Jahre Faden so rot und dunkel schimmern muß! — und ihr folgt zur Rechten alles, was je arbeitete und litt, den Menschen und den Europäer insbesondere über die Tierheit zu erheben — eine zahllose Menge — zur Linken aber geht einsam, gelb, hohläugig, hager, Not, die stumme Helferin. Und dies sind die Worte, die Geschichte allen zuruft, deren Ohren noch nicht taub wurden vom Kanonenlärm und in deren Hirn noch anderes Platz hat als Einfuhr- und Ausfuhrzahlen: „Habt acht auf die Erde, habt acht auf das Volk, habt acht auf die Maschinen! Bedenkt und lernt, was sie fordern und hütet sie gut! Wenn ihr's tut, will ich diesen Wandelstern größer machen als alle andern, wenn aber nicht, mir einen bessern Planeten suchen. Ihr Europäer vor allem — an euch richte ich diese Mahnung. Ich lasse euch Zeit, viel Zeit, aber wahrt der Stunde!"

So spricht Geschichte auf ihrem Zug, und ihre Begleiter, die umleuchtete Schar zur Rechten, wie die gespenstische Gestalt zur Linken bekräftigen's durch ihre stumme Gegenwart. Sie ermüdet nicht, aber wer schaut nach ihr unter so viel tausend Zeitungsgaffern, wer hört den Ruf und sinnt ihm nach? Über drei Worte nur, die in ihrer Nacktheit schwerer wiegen als alle prunkenden Namen von Schlachten und Heer- und Handelsführern, verlautlichen sie doch die neuen Energien, die der Europäer der letzten Jahrhunderte geweckt hat und, ach, so schlecht verwaltet. Erde, Volk und Maschine, ihr Mächte der europäischen Erneuerung, die sie nicht verstehen, weil sie euch ihr altes kleines Ich unterschieben und euch in dieser Form anbeten — nur eine kleine Schar, gewillt, aus diesem bestialischen Uneuropa wieder zum menschlichen Europa aufzusteigen, denkt über euch nach, aber sie gewinnt auch aus euch Waffen ihres neuen geistigen Krieges, in dem es um letzte geschichtliche Entscheidungen, um Für oder Gegen den Menschen geht.

Die Erde, die der Europäer erst im Laufe der letzten Jahrhunderte aus einer bloß geahnten zu einer sinnlich sicheren Tatsache machte, in ihrer Gesamtheit umfuhr, beschrieb, technisch verband, ist mehr als eine bloße Summe von einzelnen Territorien, Ländern, Reichen, wie man sie früher allein kannte. Diese kleineren Flächen sind immer wieder benachbart anderen gleichgeordneten Gebieten, zu denen Übergänge irgendwelcher Art vorhanden sind; der Blick, der bloss von ihnen aus nach außen schweift, wird infolgedessen leicht verführt, überhaupt keine bestimmten objektiven, natürlichen Grenzen anzuerkennen, ihm scheint alles im Fluß, nirgendwo ein Halt. Dagegen die Erde: sie ist vor allem ein geschlossenes Ganzes im weiten Raume, in den uns der Weg für absehbare Zeit noch versperrt ist, über sie hinaus gibt es zunächst keine Ausdehnungsmöglichkeit. Sie bildet aber auch den festen Rahmen, in den die Länder eingefügt sind, und zwar gleichfalls nicht als sich vermehrende Gebilde, sondern als ein bestimmter Komplex, eine einzige und in sich abgegrenzte Masse. Im Ganzen des Planeten betrachtet, verschwinden oder vermindern sich jene Unbestimmtheiten, gruppieren sich die einzelnen Gebiete zu großen Einheiten, den Erdteilen, tritt hinwiederum innerhalb der Erdteile die Individualität der Einzelräume hervor, herrscht überall Maß, Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Und so sind schließlich auch die in den Einzelräumen vorhandenen technisch verwertbaren Stoffe und Kräfte begrenzt; konnte man früher noch daran zweifeln, so ward es heute gewiß: unserer Gattung ist bloß ein bestimmtes Vermögen zugewiesen, das sehr reich bemessen sein mag, aber doch nicht unerschöpflich ist, mit dem sie also, wenigstens zunächst, auskommen, auf das sie sich einstellen muß.

Sodann das Volk. Es, das zuerst in unseren Breiten zum Bewußtsein seiner selbst gelangte, ist gleichfalls und in einem verwandten Sinne grundsätzlich verschieden von jenen Stämmen und Städten und deren Zusammenfassung zu Untertanenschaften, in denen man früher lebte. Mit ihm verglichen, waren das vage und vergängliche menschliche Gemeinschaften: der Stamm wandert, verliert sich, erlischt, Städte werden zerstört und sind nur noch ein Name

Untertanenschaften wechseln. Das Volk dagegen nimmt nicht nur ein größeres Gebiet ein, sondern ist diesem auch durch sein ganzes Dasein gesteigerter Aktivität viel inniger verwurzelt, dazu gestärkt durch tausend geschichtliche Überlieferungen, Sitten, Denkmäler seiner Sprache und Kunst. So ist es die erdenere, in sich geschlossenere, die objektivere Größe. Und auch die ewigere: es hat in jener seelischen Verfestung in Erde und Geschichte einen Quell steter Regeneration, den ihm niemand rauben kann, wie er ähnlich den früheren Gemeinschaften fehlte. In beiden Eigenschaften ist es begründet, daß es seinesgleichen viel geistiger gegenüberzustehen vermag als die älteren Verbände einander; das friedliche innere Leben steht im Vordergrund gegenüber dem tumultuarischen Angriff nach außen. Von seinem festen Grunde aus kann es Gedanken, Waren, Bürger, Kolonien aussenden, seine lebendigen Zweige über die ganze Erde hinstrecken, ohne alles äußerliche Eroberertum, sowie es auch selbst darauf vertrauen darf, daß es von keinem Gegner dauernd niedergehalten werden kann. Es ist — den Sachverhalt in ein Wort gefaßt — der gesetzmäßige, dauernde Erdteils- und Erdbürger.

Die Maschine aber — es gibt kein deutlicheres Symbol der von Europa ausgehenden neuen erdenen Objektivität, der sich neue Aktivität paart, als sie. Ihr gegenüber ist das alte Werkzeug, weil mit den Händen gehandhabt, also von rein menschlicher Kraft abhängig, ein mehr oder minder willkürliches Instrument. Jetzt arbeitet die Natur selbst im Dienste des Menschen, und zwar nicht dies und jenes Stück Natur für den und den, sondern die ganze Natur, der eigene wie der fremde Raum, im Dienste menschlicher Gesamtheiten. Von allüberallher strömt es an, nach allüberallhin ergießt es sich. Der Einzelpunkt, das Einzelwesen verliert seine bestimmende Bedeutung, das große Ganze herrscht auch im Kleinsten. Dazu die zeitliche Unendlichkeit der neuen Tätigkeiten, jene Rastlosigkeit, die selbst die Nacht zum Tage macht, als beginne Schöpfung erst jetzt, als gelte es, ein uraltes Nichts mit einem Male zu füllen. Ein weites, auf die Dauer angelegtes, objektives Leben scheint aufzustehen, und nicht etwa nur im Technischen, vielmehr zeigen auch die andern Schaffensgebiete verwandte, wenn auch minder ausgeprägte Erscheinungen. Überall, scheint es, wird die alte, landenge, subjektive, passive Kultur ersetzt durch eine neue, erdweite, objektive und aktive.

„Überall" und „wird"? Oder sollten wir doch noch Abstriche an diesem Bilde vornehmen müssen? Allerdings, und zwar sehr gewichtige. Haben sich doch die Europäer die Eigenart der Kräfte, die sie selbst weckten, so wenig klar gemacht, daß sie Neues und Altes bunt durcheinander mengen, besonders aber das Neue durch alte politische Methoden regieren wollen, wovon nur das gefährlichste Chaos die Folge sein kann. Früher, im Zeitalter der Subjektivität, mußte auch die Politik notwendig subjektiv sein — dies dürfen wir der Vergangenheit schon zugestehen. Solange hinter Ländern stets andere auftauchen konnten, niemand Grenzen und Kräfte der Menschheit zu überschauen vermochte, waren auch die natürlichen Abgrenzungen und Aufgaben der einzelnen Staatsgebiete gar nicht zu bestimmen, mußte jeder zusehen, sich zu behaupten, so gut es ging. Solange man mehr in Stämmen und Städten und Untertanenschaften als in Völkern lebte und empfand, gab es auch nur unbestimmte und vergängliche Formen von Gemeinschaft, war Gewaltanwendung notwendig und sogar dem Fortschritt dienlich, weil die gesamte Kultur noch passiv war und infolgedessen immer wieder Phasen der Erschlaffung eintraten, die gewaltsame Regenerationen von außen — im Innern fehlte es an der Möglichkeit dazu — erforderten. Heute dagegen haben sich alle diese Vorbedingungen geändert, und trotzdem wird die alte subjektive Politik beibehalten, herrscht die militaristische Gewalt, gestützt durch den pseudosachlichen Ökonomismus (worunter wir die Vorherrschaft wirtschaftlicher Interessen verstehen) und ungehemmt durch gemeinmenschliche Vorstellungen und Empfindungen. Da soll die Erde nach uralten Raubgrundsätzen verteilt werden, da hetzen knabenhafte Politiker die Völker wider einander, da müssen die Maschinen der Gewalt und der Zerstörung dienen.

Dawider erheben die neuen Gewalten und in ihrem Namen die Geschichte Einspruch. Wider das despotische kriegerische System ruft die einheitlich und gesetzmäßig gegliederte Erde auf zu friedlicher Ordnung. Gesetzt, sie wäre eine unbegrenzte Fläche, so wäre auch ewige tyrannische Unordnung wahrscheinlich unvermeidlich; mit einer allseitig geschlossenen Kugel dagegen ist solche unvereinbar. Wären ferner die Ländermassen ein einziger ungegliederter Klumpen, könnte man das Streben nach äußerlich vereinheitlichender Weltherrschaft vielleicht berechtigt finden; daß sie zu polar auseinandergezogenen Erdteilen geordnet sind, die individuelle und doch untereinander verbundene Einheiten bilden, steht aller cäsaristischen Gewalt entgegen und weist uns auf organische Bindungen, auf Freiheit in der Einheit. Auch daß ihre Kräfte begrenzt sind, deutet auf Verständigung und zwingt sogar zu ihr. Auf der neu erschlossenen Gesamterde aber leben nun mannigfache Völker und zu Völkern erwachende Stämme, die sich eingeerdet haben und in vorwiegend friedlichen Beziehungen zueinander stehen möchten, Erdteils- und Erdbürger mehr als jemals. Was bedeutet dies anders, als daß Menschheitsgemeinschaft in Erdteilen und in der Erde, früher ohne dauernden Erfolg schon versucht, jetzt werden kann, da die Brücke vom einzelnen zu ihr im Volke gegeben ist? Volk und Menschheit, die

der Nationalismus auseinanderreißen will, gehören zusammen. Jetzt sind ferner die früher fehlenden inneren Voraussetzungen zu solcher Einung vorhanden, ein Streben nach objektiver und aktiver Kultur, demgegenüber der alte Krieg sein Daseinsrecht völlig verloren hat. Täglicher, entsagungsvoller, friedlicher Kampf herrscht, neues von Menschen gewecktes Leben ehemals toter Dinge im Streit mit anderen noch toten Dingen, ihn verkörpert die Maschine, und ganz sinnlos also, menschen- und weltwidrig, handeln jene, die sich ihrer zur Zerstörung von Leben und Werken bedienen. Ebenso heißt es ihren Sinn verkennen, wenn man sie in den Dienst einzelner Interessen, es seien solche von Personen, Klassen oder Völkern, stellen will, da sie doch gemeinschaftliche menschliche Arbeit darstellt und also alle Welt zu solidarischer Arbeitsgemeinschaft aufruft. Da ferner alle drei Gewalten überökonomische Bildungen sind — auch die Maschine, in der Menschheitsgeist wirkt, die nach Menschheitswillen verlangt — so folgt daraus die Unmöglichkeit der Vorherrschaft wirtschaftlicher Gesichtspunkte bei der Gestaltung der neuen Gemeinschaft: ein kulturethisches Prinzip, das der menschheitlichen Solidarität, muß uns leiten, kulturgeographische und kulturgeschichtliche Wertungen müssen wir den rein ökonomischen voranstellen.

Vermag die Menschheit, die europäische als die begabteste an ihrer Spitze, den Willen zu solcher grundsätzlicher politischer Erneuerung in sich zu erzeugen, dann winkt ihr ein stetiger Aufstieg. Sie wird dann nicht nur imstande sein, die im Erdganzen gegebenen Lebensbedingungen innerhalb gewisser Grenzen zu verbessern, sondern auch dereinst sich über die Erde zu erheben, draußen im großen Raum die fernen Schlachten des Lebens zu schlagen, jene Göttlichkeit in sich, jenen Himmel außer sich wahr zu machen, welche die frühere Zeit schon vorhanden wähnte, während sie — eine ungeheure, aber beseeligende Aufgabe — noch zu schaffen sind. Sie kann überirdisch werden, wofern sie nur erst irdisch sein will. Umgekehrt dagegen, wenn sie fortfährt, sich der neuen Kräfte auf eine so widersinnige Art zu bedienen, erwählt sie sich selber aus höchstem Leben ewigen Tod, da jene Gewalten sich mit Notwendigkeit wider sie wenden müssen. Sie stirbt an ihrer eigenen, allzu äußerlich erfaßten Größe. Das ist, so wenig wie die andere Aussicht, ein Traum, sondern leider nur zu deutliche Wahrheit.

Die Erde ist heute aufgerüttelt, menschlich und dinglich. Kein europäisches Ereignis, das nicht schon in wenigen Stunden bei den Antipoden bekannt sein und dort Wirkungen auslösen kann. Kein Teil der Menschheit, der nicht vom andern lernen, kein Gebiet, dessen Reichtümer nicht andern zugute kommen können. Es gibt nicht mehr bloß eine europäische Geschichte, und daneben vielleicht noch eine chinesische, indische, westasiatische, während auf der übrigen Erde noch halburzeitliche Dämmerung herrscht, vielmehr schickt sich Geschichte an, den ganzen Planeten wie ein einziges großes Land zu regieren. Damit werden aber auch die Folgen der Kriege dem Bestand der Gattung gefährlicher. Was verschlug es früher, ob da und dort sich ein Stamm oder ein Stammesverband mit andern schlug? Was waren selbst Rom und China einander? Mochte die eine Gemeinschaft untergehen, die anderen blieben und wirkten. Dies wird jetzt unmöglich. Die außereuropäischen Geschicke sind auf das engste mit denen Europas verflochten durch die koloniale Ausweitung unseres Erdteils und allgemein durch die weltumspannenden wirtschaftlichen Beziehungen; ebenso aber auch Europas Schicksal mit dem Außereuropas, auf dessen Beherrschung es seine Politik mehr und mehr eingestellt hat. Dieser Weltkrieg sieht bereits zwei Drittel der Erde als seinen unmittelbaren oder mittelbaren Schauplatz, seine etwaigen Fortsetzungen können die Teilnehmerschaft nur noch verstärken, und zwar sowohl der Zahl wie der Betätigung nach. Dabei werden namentlich die minder zivilisierten Rassen immer mehr in den Wirrwarr einbezogen, zunächst vielleicht noch im Dienst der weißen Rasse, darnach aber als selbständige Kämpfer wider diese ihre Lehrmeister in neuer Zuchtlosigkeit, hinter denen sie gewiß nicht zurückbleiben werden, so schwer es ihnen auch fallen dürfte, die Barbareien dieses Krieges noch zu überbieten. Ferner bemerken wir heute, in welchem Maße die Zähigkeit des Widerstandes gewachsen ist: die Völker zeigen sich auch darin als die erdeneren Kräfte, daß sie sich nicht so leicht unterjochen lassen wie die Noch-nicht-Völker und lieber verbluten und verarmen wollen, als der fremden tyrannischen Gewalt weichen. Siegt diese dennoch, oder währt die falsche Politik der Stunde auch nur bis morgen, wird die heute so gepriesene Propaganda der Tat im Innern der Staaten noch ganz andere Anhänger finden als die russischen Nihilisten. Endlich hat, um das Maß der Zerstörung voll zu machen, auch die Intensität der Kriegsmittel zugenommen und damit ihre Gefährlichkeit. In den weittragenden Kanonen, den bombenwerfenden Zeppelinen, den Minen und Tauchbooten wütet der reife menschliche Geist schlimmer wider sich selbst als der alte Halbgeist, der sich mit vergleichsweise harmlosen Pfeilen, Speeren, Katapulten, Büchsen begnügte — wobei noch zu bedenken, daß der Bau der menschlichen Kultur damals minder gewaltig war, die Verluste also zwar schmerzlich sind, aber dem jetzt drohenden nicht vergleichbar.

Und somit kommen wir zum Schluß: Entweder wir treiben weiter in immer tieferes, chaotisches, neu-urzeitliches Dunkel, in die Übertierheit, oder wir nehmen die alten humanen Bestrebungen, denen in der subjektiven Periode

keine Erfüllung werden konnte, mit den neuen Kräften wieder auf, die selbst auf sie hinweisen. Entweder wir bilden riesige tierische Staatsmechanismen, die sich gegenseitig in blindem, eigennützigem Machtdrang zerstören, oder Menschheitsgemeinschaften auf objektiver Basis. Entweder der Generalstäbler bleibt übrig und liest den Wölfen seine Berichte vor oder der Mensch menschlichen Willens legt den Wolf in sich endgültig an die Kette. Ein Drittes gibt es nicht, weil die neue aktive Kultur und mit ihr der organisatorische Pazifismus selbst schon ein Drittes bedeuten, die Synthese der rohen Kraft und der alten passiven Humanität. Nur wer Humanität und Pazifismus mit Quietismus verwechselt, kann darüber im Zweifel sein.

Eine große Entscheidung legt Geschichte dem Europäer vor, eine Verantwortung ruht auf ihm wie noch auf keinem Geschlecht. Aber warum sollte er der Aufgabe nicht gewachsen sein? Die europäische Überlieferung besagt, daß Kritik, Besinnung, Erkenntnis der innerlichen Seite der Dinge, Vermenschlichung der bloßen Kraft seine Eigentümlichkeit ausmacht. Er hat bereits in der subjektiven Periode in unzulänglicher, nämlich selbst allzu subjektiver, aber doch bedeutsamer Weise humane Ideale entwickelt, jetzt gilt es, sie als sozialistische, gesamtmenschliche zu erneuern. Tut er das nicht, wandelt er sich nicht, wer sollte es denn? Er ist der Meister der Erde, der Volksmensch, der Maschinenschöpfer, er steht in der Mitte der Länder, der Zeiten, der Kräfte — versagt er, die Seele der Menschheit, nicht nur heute, sondern auch morgen, so werden die mehr peripherischen und von Natur gröber veranlagten Rassen die Oberhand gewinnen, die Erdmenschheit sich in wachsendem Maße über seine Leiche hinweg wider sich selbst wenden. An sein Bestes also möge er denken, an seine neuzeitlichen großen Taten wie an seine humane Vergangenheit und daraus einen neuen Willen schöpfen. Die von ihm selbst geweckten Energien lerne er statt mit Tieraugen mit geistigen Augen schauen und werten. Anderes wird nicht von ihm gefordert: Habt acht auf die Erde, habt acht auf das Volk, habt acht auf die Maschinen! ...

Sicherungen.

Von Paul Bertram, Österreich.

Man spricht jetzt viel von Sicherungen. Es ist auch begreiflich, daß man sich gegen eine Wiederkehr der jetzigen weltverheerenden Katastrophe zu sichern wünscht. Die Frage ist: Was gibt es da für Sicherungen? Die Mehrzahl ist überall schnell mit der Antwort bereit. Im Lager des Vierverbandes lautet sie: Vernichtung des preußischen Militarismus; im Lager der Mittelmächte: Mehr oder minder große Gebietserwerbungen und Erlangung möglichst günstiger strategischer Grenzen.

Man braucht nun kein Liebhaber des Militarismus zu sein, um einzusehen, daß der heutige Militarismus, der nicht an einzelne Personen oder Länder geknüpft ist — es hatten ihn doch alle Staaten Europas mit Ausnahme Englands schon vor dem Kriege —, nicht mit dem Schwert vernichtet werden kann. Um den Militarismus eines Landes mit Gewalt niederzuringen, bedarf es heute des stärkeren Militarismus eines anderen, welcher als Sieger naturgemäß dieselben Eigenschaften wie der Besiegte haben wird, nur in gesteigertem Maße. England, welches eben den Militarismus bei sich einführt, erfährt schon jetzt am eigenen Leibe vieles, was es früher anderen vorgeworfen hatte. Und in dem gegenwärtig nicht wahrscheinlichen Falle, daß sein Militarismus in diesem Kampfe triumphieren sollte, wäre es ein Wahn, zu glauben, daß es ihn dann verabschieden könnte wie einen Diener, der seine Arbeit getan hat. Denn er wird sein Herr geworden sein. Auf der anderen Seite würde ein „zerschmettertes" Deutschland sich Tag und Nacht rüsten für den Zeitpunkt der Wiedererhebung, der kommen würde, wie er auch unter Napoleon I. trotz aller Zerstückelung und scheinbaren Vernichtung gekommen ist. Millionenvölker lassen sich nicht wie eine Sache zerteilen und aus dem Wege räumen. Heute, wo sie so viel größer geworden sind, noch weniger als damals. Eine Friedenssicherung ist also die eben genannte Forderung des Vierverbandes keinesfalls.

Auf Seite der Mittelmächte spricht man nun als Sicherung gemeiniglich die Gewinnung einer für sich möglichst günstigen und für den Feind möglichst ungünstigen (besonders in militärischer Hinsicht) Lage und Grenze an, so daß sie den Gegner in einen Zustand offenkundiger Inferiorität versetzen und ihm so jede Lust zu einem Angriff nehmen würde, der aussichtslos erscheinen muß. Da man sich selbst frei von aller Eroberungslust zu wissen glaubt, meint man so alles aufs beste geordnet. Dabei übersieht man vor allem zweierlei. Erstens, daß es derart vollkommene strategische Grenzen nicht gibt und nicht geben kann. Was den kriegswissenschaftlichen Anforderungen von heute entspricht, entspricht nicht denen von morgen. Man vergleiche z. B. nur den Wert der Festungen gestern und heute. Und die Erfordernisse einer selbst nicht fernen Zukunft lassen sich besonders bei der zunehmenden Ausgestaltung des Luftkrieges heute auch nicht annähernd bestimmen. Zu meinen, daß etwa eine Flußlinie oder dergl. auf dauernde Zeit den Frieden sichern könnte, ist eine der gefährlichsten Illusionen. Außerdem zeitigt jede neue Grenze ipso facto neue Sicherungsbedürfnisse, nach der von Prof. Brockhausen vor einiger Zeit wieder erzählten Geschichte des Königs Pyrrhus, der zur Sicherung von Epirus die italische Küste, dann zu deren Sicherung das Hinterland, zu dessen Schutz wieder die Tyrrhenische Küste, und für diese wieder Sizilien und schließlich Afrika benötigte. Zweitens übersieht man, daß wenn man den

Gegner in die möglichst ungünstige Lage versetzt, er diese als unerträglich, als eine beständige Bedrohung empfinden und Himmel und Erde zu ihrer Veränderung in Bewegung setzen wird. Gelegenheit dazu bietet sich bei den Wechselfällen des Lebens früher oder später. Schließlich kann man, selbst wenn man nicht eroberungslustig ist, die anderen nicht zwingen, dies zu glauben, und darf man auch nicht die Versuchungen, Antriebe und Zwangslagen übersehen, die aus den Dingen selbst hervorgehen. Es gibt Wege, wo es, wenn sie einmal betreten sind, beim besten Willen kein Stehenbleiben gibt.

Es soll hier nicht der unbedingten Wiederherstellung des Status quo ante das Wort geredet werden. Dies wäre weder überall möglich, noch wünschenswert. Ich erinnere nur an Polen. Es kommen hier sehr viele Fragen in Betracht, deren Erörterung außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes liegt. Aber man muß sich darüber klar werden, daß die meisten der gewöhnlich und überall als Sicherungen verlangten Dinge keine solchen sind, zumindest keine Sicherungen des Friedens. Wenn man in unferner Zeit weitere Kriege führen, Eroberungen machen will, dann sind diese Dinge zweckdienlich, etwa wie eine vorgeschobene Feldstellung. Es sind Kriegssicherungen, keine Friedenssicherungen.

Friedenssicherungen können nur solche sein, welche die Gegensätze ausgleichen anstatt sie zu verschärfen, und die, die Lebensnotwendigkeiten aller nach Möglichkeit berücksichtigend, eine Lage schaffen, welche die Antriebe zum Kriege tunlichst vermindert, und die durch ihn erreichbaren Vorteile nicht seiner Opfer wert erscheinen läßt. Die Schließung von „Einfallstoren" kann gut und nützlich sein, aber die Öffnung solcher in Feindesland mit nichten, — wenn man den Frieden will. Will man ihn nicht, oder hält man einen „Dauerfrieden" für unmöglich, dann habe man den Mut, es zu sagen.

Krieg und Kriegsgefahr lassen sich überhaupt nicht von außen, sondern nur von innen, durch eine Änderung der sie bedingenden Verhältnisse und Ideen überwinden. Eine Friedenssicherung wird daher nie der Geist der Leidenschaft, der Übermacht, der Gewalt und der Vernichtung sein, sondern nur der der Besonnenheit, der Billigkeit und des Wiederaufbaues, welcher die dem Recht geschlagenen Wunden zu heilen und ihm den ihm gebührenden Primat über die Gewalt wieder zu sichern strebt. Die besten Volkskräfte ohne Schonung weiter zu opfern im Namen von Friedenssicherungen, die im besten Fall nur Utopien sind und die gebrachten Opfer nicht aufwiegen können, ist die größte Versündigung an den Völkern.

Die Illogismen während unseres Daseins und der Weltkrieg.

Von Dr. Emil Berger,
ausländisches korrespondierendes Mitglied der kgl. belgischen und kgl. spanischen Akademien der Medizin.

Seit vielen Jahren schreibt die Pariser Akademie der Wissenschaften einen Preis für die Lösung des Problems der Kommunikation mit einem anderen Planeten aus. Ein französischer Astronom schlug vor, zu diesem Zwecke einen großen Waldbrand in Sibirien vorzunehmen, und berechnete, welche Ausdehnung derselbe haben müßte, damit die Marsbewohner denselben mit ihren Fernrohren wahrnehmen und, falls sie dieses Signal verstünden, mit den Erdbewohnern in Verbindung treten könnten. Die durch den Weltkrieg hervorgerufene Brandkatastrophe übertrifft um ein Vielfaches an Umfang den zur Verständigung mit den Marsbewohnern nötigen Waldbrand. Warum sollte dieselbe nicht groß genug sein, damit die Erdenbewohner mit einander in Verbindung treten und sich verständigen könnten?

In einem Gespräche teilte mir der geistreiche französische Schriftsteller Albin Valabrègue die Ansicht mit, daß der Weltkrieg deshalb habe entstehen müssen, weil die menschliche Gesellschaft auf Lug und Trug — Max Nordau hat in seinen „Konventionellen Lügen" ein unvollständiges Verzeichnis derselben gegeben — beruhe. Warum sollte es nicht möglich sein, die menschliche Gesellschaft auf Grundlage von Recht, Moral, Wahrheit und Nächstenliebe zu organisieren?

Auf diese beiden Fragen gebührt die gleiche Antwort: Weil unserem Dasein eine Unmasse von Illogismen aufgezwungen sind, welche wir kennen, fühlen, unter welchen wir furchtbar leiden, und doch niemand den Mut hat, von denselben zu sprechen und noch weniger, uns von denselben zu befreien.

Die schwersten Illogismen zwängt die Schule dem jugendlichen Hirne auf. In der Religionsstunde sagt der Lehrer: „Du sollst nicht töten", und lehrt die Pflichten der Nächstenliebe. Unmittelbar darauf lernt das Kind vom Geschichtslehrer, daß die Geschichte der Menschheit eine Reihe von Kriegen darstelle, und daß die Kenntnis der Jahreszahlen dieser Kriege und der Schlachten für die Volksbildung unerläßlich sei. Wer den größten Schlachten präsidierte, z. B. Alexander der Große, erscheint besonders glorifiziert. Wenn den Kannibalen die Auswahl des Stoffes für den Geschichts-Unterricht überlassen worden wäre, so hätte derselbe nicht anders ausfallen können. Mit Recht beginnt das Gewissen der Geschichtslehrer sich gegen diese Art von Geschichtsunterricht in manchen Ländern, z. B. der Schweiz, zu revoltieren. Die Namen aller jener, welche für die Kultur der Menschheit gewirkt, und die großen Wohltäter derselben waren, werden sorg-

fältig verheimlicht. Man nennt nicht die Erfinder des Webstuhls, der Eisenbahnen, der Dampfschiffahrt, des Telegraphen, der Funkentelegraphie, des Telephons, des elektrischen Lichtes oder der elektrischen Motoren. Man verschweigt, wer die Irrsinnigen, welche früher als vom Teufel Besessene in Gefängnissen schmachteten, aus denselben befreite, um sie in Krankenanstalten unterzubringen (Pinel), wer die Blindenschrift erfunden hat (Valentin Haüy), und wer die vom Verkehr mit anderen Menschen ausgeschlossenen Taubstummen sprechen und die Sprache anderer verstehen lehrte (Abbé de l'Epée). Es ist richtig, daß einzelne Ausnahmen von diesem Totschweigesystem vom modernen Geschichts-Unterricht gewährt wurden: Man erzählt von Sokrates, der ein neues philosophisches System geschaffen hatte, daß er den Giftbecher trinken mußte, man erfährt, daß Christoph Columbus, welcher Amerika entdeckt hat, sein Leben im Kerker beschloß. Offenbar soll damit dem zukünftigen Schöpfer neuer philosophischer Systeme oder dem Entdecker oder Erfinder angedeutet werden, was ihnen bevorsteht. Nur zwei Erfindern wird in der Geschichtslehre ein Ehrenplatz eingeräumt: jenem des Schießpulvers (Berthold Schwarz) und jenem der Buchdruckerkunst (Gutenberg), und dies mit Recht, denn der erstere ist der Ahne der Rüstungsindustrie, der letztere, dessen Erfindung auch viel Gutes geschaffen hat, jener der Hetzpresse, deren gemeinsame Arbeit den Rüstungswahnsinn hervorriefen, dem der Weltkrieg folgen mußte. Es ist zwar nachgewiesen, daß die Chinesen bereits vor den Europäern das Schießpulver und die Buchdruckerkunst kannten, aber sie haben von diesen beiden Erfindungen stets einen bescheidenen Gebrauch gemacht und keinerlei Prioritätsreklamation in Betreff derselben gegen die Europäer erhoben.

Dieselbe Tendenz, wie die Schule, zeigt die Lehrmeisterin des Lebens, die Presse (wenigstens ein großer Teil derselben). So brachte ein Pariser Morgenblatt auf erster Seite in 1½ Spalten die Notizen, welche ein Mitglied der berühmten Apachen-Bande Bonnod-Garnier einem philosophisch-sozialistischen Buche beifügte. In derselben Nummer las man unter den „Petites Informations": Herr Milhaud, Senator, ehemaliger Finanzminister, durch 25 Jahre Berichterstatter für das Budget im Senat, ist eben gestorben." Der große Platz, welcher im Geschichts-Unterrichte Nero, Caligula, Attila und Tamerlan und von der Tagespresse den großen Verbrechern eingeräumt wird, ist in hohem Maße bedauerlich, während andererseits für einen Milhaud, welchen vornehmen und edlen Menschenfreund ich persönlich kannte, einen Mann, der sein Bestes dem Vaterlande gegeben hat, kein Platz mehr vorhanden ist.

Nicht minder scharf treten die Illogismen an den Hochschulen hervor, wo die Jugend erfährt, daß alle Errungenschaften der Wissenschaft, der Technik, sowie der Fortschritt der menschlichen Kultur der Zusammenarbeit der Besten aller Nationen zu verdanken ist, während gleichzeitig die Jugend für den Krieg vorbereitet wird, welcher diese Zusammenarbeit vernichtet. Fast scheint es logischer, wie dies in einem der jetzt kriegführenden Länder der Fall war, in manchen Handbüchern die Namen der Ausländer ganz wegzulassen; eines dieser Lehrbücher erklärt dies auch ausdrücklich in seiner Vorrede mit der Begründung, daß man dieselben nicht benötige, „weil wir alles, was wir brauchen, bei uns finden."

Tritt der junge Mann ins praktische Leben, dann setzen sich diese Illogismen weiter fort. Gehört er der konservativen Partei an, dann befolgt er in strenger Weise die Formeln der Religion, er oder der Abgeordnete, welchen er wählt, müssen jedoch gegen ihre religiöse Überzeugung für ein hohes Heeresbudget stimmen, weil dies mit Rücksicht auf die enormen Rüstungen der anderen Staaten unerläßlich ist. Schließt sich jedoch der junge Mann der demokratischen oder sozialistischen Partei an, dann stimmt sein Volksvertreter gegen das Heeresbudget, er vertritt die Prinzipien der Nächstenliebe und der Verständigung mit dem Feinde, ohne dabei immer die Formeln der Religion strenge zu beachten.

Die Illogismen haben den Weltkrieg vorbereitet; sie verschulden, daß er ausgebrochen ist, sie sind die Ursache der Art, in welcher er geführt wird, und sie sind daran schuld, daß derselbe noch weiter andauert trotzdem längst die beiden Mächtegruppen davon überzeugt sind, daß die eine die andere nicht vernichten könne, und daß die schwere Schädigung des Feindes eine ebenso schwere Schädigung der eigenen Nation zur Folge habe. Alle diese Illogismen haben nur eine sichere Konsequenz, wie dies Romain Rolland zuerst gesagt hat: ihr Opfer ist das Zentrum der menschlichen Kultur, Europa!

Zustimmungen.

Im Nachstehenden geben wir eine Ergänzung der bereits im vorhergehenden Jahrgang der F.-W. (Blätter für zwischenstaatliche Organisation Seite 233 u. f.) veröffentlichten „Stimmen aus dem Leserkreis". Es geschieht dies nicht aus Prahlsucht oder „Reklame", wie ein verärgerter Gegner sich ausdrückte. Vielmehr erscheint es notwendig, den hier rückhaltlos veröffentlichten Angriffen der Kriegsfanatiker auch die andere Meinung gegenüberzustellen. Schon aus dem Grunde, um den täglich zahlreicher werdenden Gesinnungsgenossen das beengende Gefühl der Vereinsamung und Alleinheit zu nehmen. Wenn es nun auch aus begreiflichen Gründen nicht möglich ist, die oftmals sehr bekannten und geachteten Namen der Einsender zu nennen, mögen die Anhänger dieser Zeitschrift aus diesen Veröffentlichungen erkennen, daß sie sich in guter und zahlreicher Gesellschaft befinden.

Geheimrat X., Mitglied des Reichstags, K.

„Für die freundliche Sendung der Friedens-Warte sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank und nicht minder für den Genuß, den mir die Lektüre des Artikels „Aus meinem Tagebuch" wieder bereitet hat."

Prinz X.-Y.

„Ich habe die Nummern mit großem Interesse gelesen ... Es ist schade, daß das Blatt nicht mehr verbreitet ist ... Es wäre doch wahrhaftig für das Publikum viel gesünder, die Friedens-Warte zu lesen als so manches blöde Zeug."

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. A. S., Mark Brandenburg.

„Zu jedem Heft Ihrer „Blätter für zwischenstaatliche Organisation" müßte ich eine kleine Broschüre schreiben, wenn ich alles das, was darin meiner Auffassung entspricht und dessen vortreffliche, eindrucksvolle Darstellung mir Freude macht, aufzählen wollte ... Aber endlich möchte ich Ihnen doch wenigstens wieder einmal einen Gruß und den zusammenfassenden Ausdruck meiner Zustimmung und meines Dankes senden ..."

Dr. E. H., Berlin.

„Gestatten Sie mir zunächst den Ausdruck aufrichtigster Sympathie mit den von Ihnen herausgegebenen „Blättern für zwischenstaatliche Organisation", die mich wie eine Fackel der Hoffnung und der Zukunft in der angebrochenen Finsternis anmuten. Für die Anhänger der Friedensidee handelt es sich in der Tat darum, nicht gerade jetzt zu verstummen."

Minna C., Berlin.

„Mit dem größten Interesse verfolge ich die Haltung Ihrer Zeitschrift und ich hoffe, daß so manches Gute dadurch erreicht werden wird, auch hier in Deutschland ..."

Frau A. Z., Budapest.

„Endlich hat die Zensur Ihre „Blätter" freigegeben ... ich danke Ihnen für den Genuß und Erfrischung. Es ist mir wahrhaftig dabei ein großer Trost zu sehen, daß mein Widerwillen vor der Lektüre aller zeitgenössischen Literatur keine seelische Krankheitserscheinung ist, denn bei den „Blättern" habe ich gar nichts davon gespürt, im Gegenteil. Selbstverständlich sind mir die Tagebuchartikel die liebsten ..."

Frau A. A., Provinz Hessen.

„Auch Ihr Tagebuch, das immer den Nagel auf den Kopf trifft, habe ich ihm empfohlen .."

Frau Melanie M.-A., Dresden (Brief v. 4. II.).

„Und nun müssen Sie mir auch noch erlauben, daß ich Ihnen danke, recht aus vollem Herzen für alles, was Sie mir gegeben haben durch die ganze, schreckliche Kriegszeit hindurch ... ich bekam durch Zufall Ihr Kriegstagebuch in die Hände und es ist mir unmöglich, Ihnen zu sagen, was für eine Erlösung dies für mich bedeutete. Von dem Moment an fühlte ich mich nicht mehr allein und fand die Gemeinschaft derer, die so dachten wie ich ..."

Dieselbe (Brief vom 28. II. 1916).

„Soeben empfange ich den Brief einer Dame aus G., der ich von Ihrem Kriegstagebuch geschrieben hatte und die sich daraufhin die Friedens-Warte geben ließ, um sie mit ihrem Mann zu lesen. Sie schreibt mir: ‚Wir sind einfach begeistert und glücklich. Solches aus deutschem Munde! Gott sei Dank! Man darf noch hoffen!' Wie viel Gutes haben Sie in all dieser Zeit gewirkt, wie viel Glück, Mut und Zukunftshoffnung geschaffen!"

F. M., Charlottenburg.

„Erst Ende des letzten Herbstes begann ich wieder aus der Fülle seelischen Leides aufzuatmen, und war es wesentlich der Einblick in Ihre Zeitschrift (die ich bis dahin leider nicht kannte), der mir die Überzeugung gab, daß die europäische Menschheit sich noch nicht völlig in Maschinentiere umgewandelt hatte."

cand. phil. Chr. P., Schleswig-Holstein.

„Obwohl ich nicht glaube, etwas Besonderes damit zu tun, so halte ich es dennoch für meine unbedingte Pflicht, Ihnen meine volle und herzliche Anerkennung auszusprechen für die von Ihnen redigierte Zeitschrift „Friedens-Warte", wie überhaupt für die von Ihnen geleiteten Bestrebungen .."

Johanna H., frühere Diakonissin, M.

„Die Anregungen, die ich durch Ihre werte Zeitschrift nun immer wieder aufs neue empfangen kann, werden die Kraft und Konzentration meiner Gedanken verstärken, und sie sollen und können dann besser noch als vorher mit hineinfließen in die Geistesströmung, die die Welt vom Unheil des Völkermordens befreien soll."

H. F., Böhmen.

„Nachdem ich mit herzlicher Genugtuung Ihr Kriegstagebuch studiert, muß ich Ihnen innig danken und Ihnen sagen, daß mein Mann und ich Ihre aufrichtigen und treuen Gesinnungsgenossen sind und keine Arbeit für so dringend nötig und segenbringend halten wie die der Pazifisten ..."

Frl. H. J., Leipzig.

„Mögen Sie nicht den Mut sinken lassen, was sollen wir sonst tun, die wir drin sitzen in den Nöten des kriegführenden Landes. Wir brauchen Ihre Hilfe weiterhin ..."

„Dr. Frieds Hefte sind unser Trost und Stab in dieser schweren Zeit ..."

I. D., Rustschuk.

„Ich bin glücklich, die Friedens-Warte kennen gelernt zu haben. Es ist für mich

heute die interessanteste Lektüre. Ich habe viele Bekannte, Soldaten, die mich nach der nächsten Nummer schon wiederholt gefragt haben. Einer fragt von der Front. Es ist mir eine wahre Freude, daß ich auch hier Interessenten gefunden habe ...“

H. F., Schleswig-Holstein.

„Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht unterlassen, Ihnen nochmals den herzlichsten Dank auszusprechen für den Hochgenuß, den mir die Lektüre der „Blätter“ jedesmal bereitet, und zwar insbesondere Ihr Tagebuch, das fast immer wertvolles Propagandamaterial enthält ...“

S. M., Frankfurt a. M.

„Ihre Zeitschrift ist, in kurzen Worten nochmals gesagt, wirklich die Zuflucht der es besser wissenden, schauenden und wirkenden Menschlichkeit. Herrn Dr. Fried bitte ich nochmals meinen Dank übermitteln zu wollen.“

Dr. W. I., Rheinprovinz.

„Ihr Tagebuch ist mir jedesmal ein Trost, denn wenn man nur Hetzblätter liest und in einem Hause lebt, das doch bei aller Feinheit und Bildung dem Pazifismus fernsteht und nur noch sagt, was es in den Zeitungen liest, so können Sie begreifen, mit was für Freude ich jeweils eine Nummer Ihres Organs begrüße.“

R. S., Görlitz.

„Es ist immer eine wahre Wohltat, vernünftige Literatur verarbeiten zu können, in diesen trostlosen Zeiten geistiger und moralischer Narretei, daher kann man das Eintreffen der „Blätter“ kaum erwarten ...“

Hofrat Prof. Dr. H. L., Österreich.

„Ihr Tagebuch ist wieder höchst interessant und wertvoll.“

† Prof. Dr. E. Sieper, München.

„Ich bin nach wie vor ein aufmerksamer Leser sowohl der Friedens-Warte als der Blätter für zwischenstaatliche Organisation und freue mich, dort den besonnenen, ruhig mannhaften Stimmen zu begegnen, die einem wie eine Oase in der Wüste des traurigen Zeitungsgeschwätzes erscheinen.“

Oberamtsrichter Dr. E. D.

„Ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich das letzte Heft Ihrer Zeitschrift mit besonderem Interesse gelesen habe, daß ich eigentlich erst in diesem Krieg zum richtigen Pazifisten geworden bin, daß ich Ihnen gern mit meiner Kraft mich zur Verfügung stelle, und etwas tun möchte ...“

Dr. phil. H. S., Berlin.

„Bei meiner Rückkehr finde ich Heft 2 und 3 Ihrer „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“, die mein lebhaftes Interesse und meine wesentliche Zustimmung haben ... Nach meiner Überzeugung gibt es im Augenblick keine andere Arbeit auf der Welt, die so wichtig ist wie diese, die Sie mit Ihren Heften verfolgen. Allerdings müssen alle die, deren Überzeugung in dieser Richtung geht, jetzt fester als je zusammenstehen und sich sammeln, um den so notwendigen klärenden Einfluß herbeiführen zu können ...

O. v. S., Österreich.

„Wir waren glücklich .. zu der Fortsetzung des Tagebuches zu gelangen, das uns so viel Anregung und Befriedigung bringt ...“

Frederik Bajer in Kopenhagen.

„Ich bat ... Ihnen zu sagen, daß ich immer Ihre Tagebuchblätter mit dem größten Interesse lese. Sie sind einer der (leider nur wenigen) Friedensfreunde der kriegführenden Nationen, die ‚sobre‘ im allgemeinen Kriegsrausch geblieben sind ...“

Reichstagsabgeordneter E. B.

„Ihre Zeitschrift ist großartig, eine wahre Erholung.“

Dozent Dr. O. S., Berlin.

„Ihr Tagebuch ist in dieser vernunftlosen Zeit eine Quelle wahren Genusses. Sie glauben nicht, welche Verwüstungen der Krieg auch hier in der Wissenschaft angerichtet hat ... Gott sei Dank, daß es wenigstens immer noch ein paar Vernünftige gibt ...“

Dr. W. M., Gymnasialdirektor, Süddeutschland.

„Nach der Lektüre Ihrer „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“ drängt es mich, Ihnen meine vollste Sympathie kundzugeben. Auch mein Sohn, der als Offizier vor Reims steht, freut sich auf jede neue Nummer.“

H. J., Leipzig.

„... Wir fühlten uns einsam, isoliert durch unser Denken und Fühlen, das wir für unnormal unpatriotisch hielten bis zu dem Tage, wo uns Ihre Zeitschrift zum erstenmal in die Hände fiel. Sie haben uns nicht allein Absolution erteilt, nein, Sie haben uns gezeigt, daß unser Denken berechtigt ist. Jetzt haben wir nur den einen Wunsch, teilzunehmen an der großen, schweren Arbeit der Verständigung ...

Frederika H. B., Rotterdam.

„Es ist immer etwas Klares und Schönes in dieser Zeitschrift als Ganzes gesehen, und mit ganz besonderem Interesse durchlese ich immer das „Kriegstagebuch“ des Herrn Dr. Fried ...“

Architekt W. S., Hessen.

„Gestatten Sie mir, Ihnen meine ganz besondere Anerkennung über die geleistete Arbeit im Dienste der Menschlichkeit und Vernunft,

ganz besonders aber für die Herausgabe Ihres „Kriegstagebuches" auszusprechen ... es sind herzerfrischende Betrachtungen und Mahnungen darin enthalten, die unserer Zeit nottun, und ein immer größeres Verständnis in immer weiteren Kreisen beanspruchen können und finden werden. Ich betrachte es als meine Pflicht, Ihnen dieserhalb nochmals meinen Dank für den Genuß, den Sie mir bereiteten, auszusprechen ..."

G. K., Königsberg i. Pr.

„Ihr Tagebuch möchte ich nicht missen und sehe seinem Erscheinen stets mit Spannung entgegen. Es ist für mich ein Kompaß, der uns Pazifisten im Sturm und Drang der Zeiten den Weg weist; auch wenn die Nadel gelegentlich abirrt, sie zeigt doch immer wieder unverrückbar die Richtung an, in der wir gehen müssen!"

Stefanie Gräfin L., Mähren.

„Ich kann nicht umhin, meiner besonderen Genugtuung Ausdruck zu verleihen, daß ich unter all den vom Kriegskoller besessenen literarischen Erzeugnissen eine Schrift gefunden habe, die meinen objektiven, friedensbegeisterten Anschauungen so sehr entspricht. Speziell das „Kriegstagebuch" ist mir so aus dem Herzen geschrieben, daß ich öfter Gedanken darin finde, die ich schon früher besprochen, bevor ich sie darin las."

Oberpostsekretär M., Süddeutschland.

„Schon lange wollte ich Ihnen herzlich danken für die vorzügliche Leitung der „Blätter für zwischenstaatliche Organisation", deren „Kriegstagebuch" mir jedesmal eine besondere Erbauungsstunde verschafft in der jetzigen schrecklichen Zeit ..."

Oberrechnungsrat K. S., Wien.

„ ... Ich müßte mich wohl beschuldigen, nicht ebenfalls der außerordentlich großen Freude und Befriedigung, die mir die Lektüre der Blätter stets bereitet, schon längst Ausdruck gegeben zu haben, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß Ew. Hochwohlgeboren ja doch wissen, wie sehr ich schon seit jeher die Fr.-W. schätze und mit großer Ungeduld jede Nummer erwartete, was selbstverständlich jetzt bei den Blättern noch viel mehr der Fall ist ..."

S. M., Frankfurt a. M.

„Es drängt mich, Ihnen auf das herzlichste zu danken. Mir war es noch während des Lesens der „Blätter für zwischenstaatliche Organisation", als hätte ich einen Freund gewonnen. Wenn man mit seiner Gesinnung so einsam inmitten der Menge steht, so bedeutet dies eine große, große Freude ..."

Frau H. S., Frankfurt a. M.

„Darf ich auch erzählen, wie ich die Blätter liebe und meinen Glauben ausdrücken, daß sie unendlich dazu beitragen werden, ‚eine Veränderung der Gehirne unserer Zeitgenossen und eine Neuorientierung ihres Denkens' herbeizuführen?"

H. F., Schleswig-Holstein.

„Ich kann es mir nicht länger versagen, Ihnen für den Genuß zu danken, den mir die Lektüre der „Friedens-Warte" und ihrer Ergänzungshefte jedesmal bereitet. Sie ahnen kaum, welche Wohltat es ist, in der Wüste des Kriegswahnsinns und der Kriegsraserei von Zeit zu Zeit einmal menschliche Laute zu vernehmen ..."

Pfarrfrau O. M., Thüringen.

„ ... Zum Schluß möchte ich Ihnen noch sagen, daß ich durch die Lektüre Ihrer Blätter zur überzeugten Anhängerin der Friedensbewegung geworden bin ... Das Kriegstagebuch ist für mich der einzige Lichtblick in einer fast undurchdringlichen Finsternis."

P. K., Jerusalem.

„Ich verdanke manchen Artikeln darin (Blätter) neue Belehrungen und Gesichtspunkte über die Auffassung und Behandlung von Zeit- und Lebensfragen, wie man sie anderwärts weder in Zeitschriften noch Büchern ähnlicherweise finden kann. Ihr Kriegstagebuch ... hat mich auch vom ersten Datum an außerordentlich gefesselt."

I. C., Ulm a. D.

„ ... Auch ich gehöre seit vielen Jahren zu den eifrigsten Lesern der „Friedens-Warte", und es drängt mich aus meinem innersten Herzen heraus, Ihnen einmal direkt zu danken für die meisterhafte Leistung dieser Blätter und für alles Große, was Sie damit im Kampfe gegen menschliche Unvernunft und Leidenschaft schon geleistet haben ..."

Rechtsanwalt E. R.

„Ich las heute das Tagebuch zum zwölften Male ... Fried greift ans Herz wie keiner ..."

A. B., Freiburg i. Br.

„ ... Es drängte mich schon lange, Ihnen für die mir ein wahres Labsal bedeutenden „Blätter für zwischenstaatliche Organisation" ein herzliches Wort des Dankes zu sagen ... Ich möchte Sie, geehrter Herr Doktor, hier nur kurz versichern, daß es genau meine Gedanken und Empfindungen sind, die von den Lesern der „Blätter" Ihnen gegenüber ausgesprochen wurden; ich darf Ihnen sogar verraten, daß diese Ansichten auch von sehr vielen Nicht-Pazifisten geteilt werden ..."

Hauptlehrer G. D.

„Hier ist die Wahrheit ..."

A. F.

„Das Erscheinen des Tagebuchs ist mir ein Licht in der Finsternis, ein Gruß aus dem Reich,

das da kommen soll, ein Erkennen des Bibelwortes: ‚Die Wahrheit wird euch frei machen'..."

M. L.

„Ich finde Frieds Tagebuch so erbauend, daß ich mir die Hefte anschaffen möchte ..."

Schriftsteller L. H.

„Ein, Idyll nicht wahr? ... Frieds Tagebuch vor mir im Bataillonsbureau im Feindesland!"

Aus meinem Kriegstagebuch. [1])

(Bruchstücke vom Mai 1916.)

Montreux, 6. Mai.

Heute wird nun die Antwortnote der deutschen Regierung an die Vereinigten Staaten veröffentlicht. — —

Eine Redewendung in jener Antwortnote hat mich aber besonders sympathisch berührt. Es ist der Einschiebesatz „solange der Krieg noch dauert". Es wirkt wie ein Riß in einem schweren Wolkengewirr, der erkennen läßt, daß oberhalb der dräuenden Finsternis doch noch die alte Sonne wandelt. „Solange der Krieg noch dauert". Es gibt also noch die Möglichkeit, daß alle wieder zur Besinnung zurückkehren werden. Fast hat man verlernt, es zu glauben.

* * *

Vieles hat sich in den zwölf Tagen, während welcher ich die Registrierung unterließ, zugetragen, das wohl wert gewesen wäre, festgehalten zu werden. Der Aufstand in Irland und seine Niederwerfung. Die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht in England. Zeppelinraids. Kut-el-Amara! Verdun! Deutsche Parlamentarier in Konstantinopel. Verbrüderung mit den Türken. Die Sobranje auf Reisen. Wieder Verbrüderung. Nichtbeachtung der Tatsache, daß Vertreter des bulgarischen Parlaments in Wien als Vertreter des bulgarischen Volkes gefeiert werden können, ohne daß man die Frage nach den Vertretern des österreichischen Parlaments stellen durfte.

Diese Verschiebung des politischen Schwergewichts Deutschlands nach dem Osten ist wohl die letzte aber direkte Folge der deutschen Auskreisung, ist die Erhebung der Politik der Deutschen Bank zur Politik des deutschen Reiches. Man folgt den Spuren der Bagdadbahn, die das deutsche Kapital eingeschlagen hat, und die man jetzt durch die Liebe zu den Nachfolgern des Khalifen pflastert. Es ist die falsche Richtung, der hier gefolgt wird. Mit der Hälfte des Aufwandes von Liebe und Wohlwollen, die jetzt nach dem Osten abgegeben werden, hätte man den Westen gewinnen können. Gibt es denn keinen Einsichtsvollen in Deutschland, der vor dieser Fehlrichtung warnt? Soll das Knackfußbild umgezeichnet werden, der Erzengel den Buddha deckend, mit dem Schwert gegen die Europäer dräuend und mit der Unterschrift-„Völker Asiens, wahret Eure heiligsten Güter"?

Montreux, 11. Mai.

Die Äusserung der amerikanischen Regierung über die deutsche Antwortnote ist gestern veröffentlicht worden. Sie bedeutet noch nicht den Frieden zwischen diesen beiden Staaten, aber — was jetzt immerhin schon etwas heißt — sie bedeutet nicht den Krieg. Es spricht sogar ein starker Wille zur Vermeidung des Krieges aus ihr, denn sie nimmt die deutsche Antwort, wie sie gegeben wurde, nicht als die geforderte Erfüllung der eigenen Forderung an, sondern legt selbst einen Inhalt hinein, der ihr genehm ist, und erklärt, sich mit diesem Inhalt zufrieden zu geben. Wohl besteht die Gefahr, daß der auf diese Weise geschaffene Friedenszustand in die Brüche geht, sobald sich diese Selbstauslegung der amerikanischen Regierung als Täuschung erweist. Der Friede ist unsicher. Aber unendlich mehr wert ist dieser unsichere Friedenszustand als der sichere Kriegszustand. Nichts ist der Kriegsentwicklung gefährlicher, als Zeitgewinn. Sollte der deutsch-amerikanische Konflikt vermieden werden, so wird diese Tatsache wieder einen Sieg der dilatorischen Methode des Pazifismus bedeuten, wie er anschaulicher nicht dargestellt werden kann. Man stelle sich doch vor, daß jene amerikanische Note vom 21. April nach europäischem Muster mit 48 Stunden befristet gewesen wäre! Was wäre geschehen?! — Der blödsinnigste Krieg, den die Weltgeschichte erlebt hätte, wäre im Gange. Zunächst wären heute Milliarden deutschen Volksvermögens vernichtet, ganz abgesehen von dem, was noch kommen würde. Aber die Möglichkeit der Überlegung hat hüben wie drüben die Auswege finden lassen, die die Vernunft sucht. Und wenn es dennoch zwischen diesen beiden Staaten noch zu einem Krieg kommen sollte, so wird man doch die Gewißheit haben, nichts unversucht gelassen zu haben, ihn zu vermeiden. Eine Genugtuung, die dem vernünftigen Zeitgenossen bei der Betrachtung des gegenwärtigen Weltzusammenbruchs heute fehlt.

Aber sollte die augenblickliche Überwindung des deutsch-amerikanischen Konfliktes nicht noch andere Folgen haben, als jene, den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen diesen beiden Staaten verhindert oder bloß hinausgeschoben zu haben? Wäre dieser Augenblick der Entspannung, der durch diese Kriegsvermeidung über die Welt gekommen ist, nicht geeignet, einen Stillstand der schrecklichen Vernichtung zu bewirken? Sollten nicht jetzt die europäischen Neutralen versuchen, einzugreifen? Das Gespräch Asquith—Bethmann-

[1]) Siehe die vorhergehenden Veröffentlichungen von „Aus meinem Kriegstagebuch" in „Die Friedens-Warte" 1914, Heft 8/9 und 10, in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation, der Friedens-Warte XVII. Jahrgang" 1915, Heft 1—9, ferner in „Die Friedens-Warte" 1916, Heft 1 bis 5.

Hollweg hätte einen guten Anlaß dazu gegeben, der aber infolge des sich entwickelnden Konflikts zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten nicht ausgenutzt werden konnte. Jetzt, wo dieser Konflikt für den Augenblick gelockert erscheint, wäre Gelegenheit gegeben, die Handhabe zu ergreifen, die in dieser Wechselrede der beiden Staatsmänner lag und deren Fortsetzung zu bewirken.

Wird die Bedeutung dieses Augenblicks verstanden werden?

* * *

Mir fällt ein Zeitungsblatt von vorgestern in die Hände.

Die „Neue Freie Presse" vom 8. Mai. Darin ein Feuilleton von Oskar Blumenthal, das sich „Ein altes Zeitungsblatt" betitelt. Eine jener wehmütigen und wegen ihrer Wehmut so beliebten Plaudereien, wie sie im Wiener Feuilleton üblich sind, und wie es Blumenthal, der süd-nord umfassende Satyriker, so meisterhaft vorbringt. Aber dieses Feuilleton hat eine ganz besondere Bedeutung für mich, für uns alle, die wir an dem Bau der Zukunft wirken. Es enthält eine Verächtlichmachung unserer Arbeit, will den Kredit schmälern, den ihr der Weltkrieg mit täglich wachsender Steigerung bereitet, will den Pazifismus einem, für den Versuch dankbaren Publikum lächerlich machen. Jetzt noch lächerlich machen, wo seine Vernachlässigung mit einem Meer von Blut bestraft wird.

Mein verehrter Herr Doktor Blumenthal, Sie wissen gar nicht, wie veraltet diese voraugustische Mode ist.

Der Feuilletonist schildert uns, wie er in alten Papieren kramt und eine Zeitungsnummer findet, die das Datum des 31. August 1913 trägt. Sie ist „ganz und gar ausgefüllt mit einem Bericht über die feierliche Einweihung des Friedenspalastes im Haag". — Der Feuilletonist nennt das eine „Niedertracht des Zufalls". — Schonungsvoll ist er, das muß man gestehen; denn er nennt nicht den Verfasser jenes Berichtes. Ich muß dies dankbar anerkennen, denn ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieser Bericht von mir war. Die daraus angeführten Gedankengänge sind ganz sicher die meinen.

Der Feuilletonist schreibt folgendes über jenen Artikel: „Der Bericht ist von einer Stimmung feierlicher Ergriffenheit erfüllt. Den Verfasser beherrscht offenbar das Gefühl, daß er einer weltgeschichtlichen Stunde als Zeuge beigewohnt und einen Festtag der Menschenliebe erlebt hat, der von Ewigkeitsgedanken getragen würde. Der Hochklang seiner Worte trifft uns heute noch wie ein fernes Glockenläuten. Gerade hundert Jahre nach dem großen Völkerringen, das sich auf der Ebene von Leipzig abgespielt hätte, seien die Vertreter aller Staaten zu einem Fest zusammengeströmt, das kommenden Geschlechtern die Verwirklichung von Träumen der Menschenfreunde, Staatsmänner, Dichter und Philosophen in Aussicht stelle. Die Zeit sei vorüber, in der man über die Friedensbewegung mit geringschätzigem Spott gesprochen hätte. Denn was auf diesem Gebiet erreicht worden sei, liefere den unanfechtbaren Beweis, wie tief die Friedensidee im Bewußtsein der Völker Wurzel geschlagen habe. Die von allem Glanze der Hoheit und Würde umleuchtete Eröffnung des Friedenspalastes zeigt in einem weithin strahlenden Bild, daß die Gedanken der Friedensfreunde bereits ein internationales Gemeingut geworden wäre"....

So der Inhalt jenes Artikels, nach dem zusammenfassenden Bericht des Feuilletonisten, der dann resigniert hinzufügt: „Und nur ein Jahr später steht die Welt gewappnet in einem Kampf, der nach und nach die ganze Weite der Erde mit einem Flammenkreise des Hasses umgürtet hat." Und die Nutzanwendung dieses Feuilletons über ein „altes Zeitungsblatt"? — „Illusionen", „gläubiges Menschheitsvertrauen", verabschiedet „auf Nimmerwiedersehen", „Aufpflanzen der Hoffnung noch am Grabe", ... „Wir können es nicht bereuen, daß wir uns einst dem Optimismus der Friedensfreunde gern hingegeben und ihre Zukunftsbilder nicht bloß für schöne Luftspiegelungen gehalten haben". — Dann kommt der Vorschlag, man solle den „Friedenstempel" im Haag zu einem Genesungsheim für Kriegsbeschädigte aller Nationen verwandeln. —

Welch interessanter Stoff für die Wiener Kaffeehausbesucher, Herr Blumenthal! Welch feine Witterung bezeugen Sie mit dieser Ausgrabung aus vergilbten Papieren des Jahres 1913. Was kann für diese „große Zeit" wirkungsvoller sein als eine Lächerlichmachung der Friedensbewegung? — Aber gerade diese Einrichtung der Vernunft erscheint Ihnen geeignet, einen Widerspruch zu konstruieren? Gibt es deren nicht noch andere, mehr in die Augen springende, bezeichnendere Widersprüche?

Sie sollten einmal die Berichte über die Monarchenzusammenkünfte der letzten Jahre, Monate, ja Wochen vor dem Kriege lesen, die dabei gehaltenen Reden, die Berichte über die dabei gewechselten Küsse und Umarmungen, verteilten Orden und Auszeichnungen! Sie sollten sich einmal der Mühe unterziehen, die Parlamentsberichte der letzten Jahre durchzusehen, und die Minister und Parlamentarierreden zu lesen, womit in allen Ländern die ungeheuren Mehrforderungen für die Rüstungen als unfehlbares Friedensmittel begründet wurden. Was glauben Sie, Herr Doktor, welch gewaltigen Stoff Sie darin fänden, um wehmutsvoll und spöttisch von „Illusionen" und „gläubigem Menschheitsvertrauen" zu sprechen.

Sie haben sich für Ihre Betrachtungen das heute in den kriegführenden Ländern vielleicht einzig zulässige, der Zustimmung einer urteilslosen Masse wohl sicherste Vergleichsobjekt ausgesucht, aber, glauben Sie mir, auch das unzutreffendste, das am meisten windschiefe.

Denn sehen Sie: Nicht daß man im Jahre 1913 einen Friedenspalast hoffnungsfroh einge-

weiht hat, ist das Widerspruchsvolle, ist die „Niedertracht des Zufalls", sondern daß ein Jahr danach die Heere der Kulturwelt zur Vernichtung gegeneinanderstehen konnten, darin liegt der Anachronismus. Sie übersahen etwas Wichtiges, als sie daran gingen, die Friedensarbeit zu bemitleiden, sie dem grinsenden Spott der Allzuvielen preiszugeben: Daß dieser furchtbare Krieg letzten Endes nur um die Erhaltung, um die Festigung jenes Werkes geführt wird, für das der Haager Friedenspalast nur ein Symbol ist!

Die Eröffnung jenes Hauses war nicht die Illusion, die Sie zu Grabe tragen wollen mit umflortem Hut und konventionellen Tränen. Die Illusion ist dieser Krieg, der von jenem absterbenden, jetzt in der Agonie liegenden, Europa hervorgerufen wurde, das sich der Täuschung hingab, in dieser Welt der engsten Verquickung aller Interessen und der vertieftesten wechselseitigen Abhängigkeiten herrsche noch unbeschränkt das Gesetz der rohen Gewalt. Lächeln Sie nicht mehr wehmütig über die Friedensbewegung, weinen Sie nicht um den Schiedspalast im Haag! Ihr Gesicht täuscht Sie! Dieser Schiedspalast ist das einzig intakt gebliebene in dieser Katastrophe, ist der einzige Notsteg für die Zukunft. Noch mitten im Kriege hat die deutsche Regierung zweimal ihre Bereitschaft erklärt, sich vor sein Tribunal zu stellen. Und nach dem Kriege wird von jenem Hause am Scheveninger Strand der Odem ausgehen, der den zerfetzten Leib der europäischen Menschheit erneuern wird.

Was Ihnen heute die „Illusion" von gestern erscheint, ist die starke Wirklichkeit von morgen. Der Krieg wird um die Geltung dieses Hauses geführt, es wird das Rückgrat der neuen Welt werden, und Sie werden umsonst geweint und vergeblich gespottet haben.

Montreux, 12. Mai.

Der Deutsche Reichstag hat mit 229 gegen 211 Stimmen die Aussetzung des Strafverfahrens und die Aufhebung der Haft des am 1. Mai verhafteten Abgeordneten Liebknecht abgelehnt. Der Deutsche Reichstag hat damit zu erkennen gegeben, daß er Parteien kennt. Liebknecht mag in der Art seiner Betätigung viele abstoßen, sein Mut muß anerkannt und seine Ehrlichkeit darf nicht bezweifelt werden. Er ist Gegner des Krieges und dieses Krieges. Seine Äusserungen entsprechen seiner Überzeugung. Wenn der Reichstag diese Äußerungen durch den Mund des Berichterstatters (Exzellenz Payer) als „eine ernste Gefahr für das Vaterland" bezeichnet, so kann man dieser Begründung nicht folgen. Ist die Sache des Vaterlandes so schwach? — Die Friedensforderer in andern Parlamenten werden in Deutschland mit Beifall und Bewunderung begrüßt. Der Friedensforderer des Reichstags aber wird als ein Mann bezeichnet, „an dessen Mitarbeit das Haus kein Interesse" habe. Kein Interesse!

Es gibt Leute, die das Vaterland mehr schädigen als Liebknecht, Leute, deren Gebaren uns in diesen Krieg hineingetrieben haben. Die alldeutschen Schreier laufen noch immer frei herum, Liebknecht ist im Verließ eines Gefängnisses verschwunden.

Bern, 16. Mai.

Ein Artikel meines Freundes Richard Charmatz „Der preußische Militarismus" betitelt, kam mir heute zur Hand. Er steht in der Grazer „Tagespost" vom 7. Mai. „Die schale Redensart vom preußischen ‚Militarismus' will nicht außer Gebrauch kommen; immer wieder und wieder klingt sie ins Ohr und berauscht jene, für die sie bestimmt ist". So jammert mein Freund. Er spricht von „Phrase", von „verspritzter Tinte" und von der „Lungenkraft", die auf deutscher Seite verausgabt worden, „um die bewußt oder verblendet Irrenden von ihrem Irrtum zu befreien". Und er fühlt sich veranlaßt, auch etwas Tinte zu verspritzen, um die Irrenden zu bessern und zu bekehren, ihnen klar zu machen, „welche Persönlichkeiten denn am hervorragendsten an dem großen Werk mitgearbeitet haben, das die deutsche Armee heute darstellt!". —

Also in Wien und Graz glaubt man noch immer, daß die Gegner Deutschlands unter deutschem Militarismus die deutsche Armee verstehen. In jenen gesegneten Gefilden weiß man noch immer nicht, daß Militarismus mit der Wehrkraft eines Landes gar nichts zu tun hat, daß es nicht das Heer ist, das man bekämpft, wenn man den Militarismus bekämpft, sondern jene Geistesrichtung der Politik, die nur von militärischen Gesichtspunkten geleitet ist, die die rohe Gewalt als das Ausschlaggebende in den zwischenstaatlichen Beziehungen, als das beste, ja als das einzige Hilfsmittel betrachtet, und sich hohnlächelnd über Recht und Organisation im Staatenverkehr hinwegsetzt.

Und so bemüht sich Richard Charmatz seinen gewiß recht gläubigen Grazer Lesern klar zu machen, daß Scharnhorst ein tiefer Denker und Bücherfreund, Gneisenau ein Demokrat, Boyen ein Verehrer Kants war, und daß Moltke gemütvolle Briefe an seine Braut und Gattin schrieb. Und damit glaubt nun Charmatz, den Beweis erbracht zu haben, daß der Kampf gegen den Militarismus eine Frivolität sei.

* * *

Und gerade heute wird die Unterredung veröffentlicht, die Sir Edward Grey einem amerikanischen Journalisten gewährte. Darin wird von dem englischen Premier auch die Frage beantwortet, was er unter „Zerstörung des preußischen Militarismus" verstehe. Der Gefragte antwortete darauf:

„Preußens Ziel ist, wenn wir es recht verstehen, die Erkämpfung seiner Suprematie; es erstrebt ein nach seiner Auffassung gefügtes und von ihm beherrschtes Europa. Es will über unsere und die Freiheit seiner Nachbarn verfügen. Wir aber sagen, daß ein Leben unter

solchen Bedingungen unerträglich wäre. Frankreich, Italien und Rußland sagen dasselbe. Aber wir bekämpfen nicht bloß dieses Bestreben Preußens, ganz Europa zu behandeln, wie es das nichtpreußische Deutschland behandelt hat, sondern wir bekämpfen auch jenen deutschen Gedanken, welcher den periodisch wiederkehrenden Krieg für eine Wohltat, ja sogar für etwas Wünschenswertes erklärt. Unter Bismarck hat Preußen drei wohlüberlegte Kriege herbeigeführt. Wir aber wollen einen für Europa sichern Frieden, der alle gegen einen Angriffskrieg schützt. Die deutsche Philosophie lehrt, daß ein wohlbegründeter Friede für den menschlichen Charakter Zersetzung, Entartung und Verlust seiner heroischen Tugenden bedeute. Setzt sich eine solche Denkweise mit den Mitteln der Gewalt in die Praxis um, dann bedeutet das eine ewige Beunruhigung, ohne Ende wachsende Rüstungen die Verhinderung des Fortschrittes der Menschheit auf dem Gebiete der Zivilisation und der Humanität. Deshalb bekämpfen wir diese Philosophie. Wir glauben nicht, daß der Krieg die beste Methode zur Regelung von Streitfällen unter den Nationen sei; wir glauben, daß es bessere Mittel gibt, die immer zum guten Ende führen, wenn die Parteien guten Willens und nicht vom Geist des Angriffs beherrscht sind. Wir glauben an den Wert der diplomatischen Verhandlungen, der internationalen Konferenzen. Wir haben eine solche Konferenz vorgeschlagen, bevor dieser Krieg losbrach. Deutschland hat unser Anerbieten ausgeschlagen. Als ich Deutschland bat, es möge irgendwelche Form der Vermittlung wählen, nach seinem Wunsch und die Methode bestimmen, um zu einer friedlichen Regelung der Angelegenheit zu gelangen, da hat es keinerlei derartigen Vorschlag gemacht. Später hat der Kaiser von Rußland vorgeschlagen, den Streit dem Haager Schiedsgericht vorzulegen; er hat keine Antwort erhalten. Die Ereignisse haben uns gelehrt, um wieviel wertvoller die Methode der internationalen Verhandlungen als die des Krieges ist. Nun sind Handel und Industrie desorganisiert, die Lebenshaltung ist erschwert, Millionen von Männer sind hingeschlachtet worden, der internationale Haß hat sich gesteigert, die Zivilisation ist niedergetreten worden. Der Vorschlag des Zars, die Angelegenheit vor das Haager Schiedsgericht zu verweisen, hätte (nehme ich an) die Sache innerhalb acht Tagen aus der Welt geschafft und alle die Katastrophen wären vermieden worden. Außerdem wäre ein gutes Stück Arbeit für die Fundierung eines dauernden internationalen Friedens geleistet worden".

Natürlich; das sagt der Diplomat der feindlichen Macht, und die deutsche Presse wird kein gutes Haar an ihm lassen und jedes seiner Worte als unwahr und heuchlerisch verdrehen. Und doch! Jener feindliche Diplomat spricht nur das aus, was Deutschlands beste Freunde, die Pazifisten des eigenen Landes, so oft ausgesprochen und gefordert haben: Wandel der mittelalterlichen Anschauungen über die Vorzüge und Wohltaten des Krieges, Errichtung einer internationalen Organisation zur Vermeidung und Schlichtung zwischenstaatlicher Konflikte, Ausgleich statt Krieg, Recht statt Gewalt.

Es ist zum jammern, daß es nun gerade wieder ein feindlicher Diplomat ist, der hier und in den weitern Sätzen als Kampf und Friedensprogramm der von ihm vertretenen Gruppe das Programm des Pazifismus entwickelt, dem sich das regierende Deutschland vor dem Krieg so taub und ablehnend gegenüber verhielt. Herr Oskar Blumenthal und seine lächelnden Leser mögen aus jenen Äußerungen erkennen, wie richtig meine Behauptung ist, daß dieser Krieg letzten Endes um nichts anderes geführt wird, als um die Geltung und Anerkennung jener Ideen, die jener Haager Schiedspalast symbolisiert, dessen feierliche Einweihung als so ungeheuerlicher Anachronismus erschien.

Zum Schluß sagte Grey: „Wenn die Menschheit nach diesem Krieg nicht gelernt hat, künftige Kriege zu vermeiden, dann war der Kampf umsonst. Über die Menschheit wird dann die stete Sorge der Vernichtung schweben . . . Wenn sich die Menschheit nicht gegen den Krieg organisieren kann, dann wird die Wissenschaft, anstatt die Dienerin der Menschheit, deren Vernichterin werden." So denke auch ich. Dieser Krieg muß die Menschheit zur Besinnung bringen, daß Kriege für keinen Fall mehr Vorteile bringen, und dieses Mittel der staatlichen Auseinandersetzung für unsere Zeit ein untaugliches geworden ist. Es ist die harte Lehre, die dieser Krieg bringt, und der sich auch Deutschland nicht verschließen wird. Grey spricht am Schluß seiner Ausführungen, „daß dieser Krieg solange nicht endigen kann, als die deutschen Herrschaftsgedanken nicht geschlagen sind und sich für besiegt erklären." Diese Forderung sieht so aus, als müßte der Krieg noch ins Unendliche fortgesetzt werden. Bei Lichte besehen, lassen sich doch Hoffnungen an ein früheres Ende daran knüpfen. Grey spricht nicht von einem Sieg über Deutschland, sondern von einem Sieg über Ideen, „über die deutschen Herrschaftsgedanken". Von maßgebender Stelle wird es aber seit jeher bestritten, daß Deutschland solche Gedanken gehegt habe. Wenn Deutschland noch immer Garantien für seinen eigenen Frieden durch Bollwerke und Verrammelung seiner Einfallstore verlangt, so geschieht das von dem Gesichtspunkte der zwischenstaatlichen Anarchie, an deren mögliche Beseitigung man in Deutschland noch immer nicht glaubt. Wenn es den Gegnern gelänge, Deutschland zu überzeugen, daß die von ihnen erstrebte zwischenstaatliche Organisation auch dem Reiche die erwünschte Sicherheit gewähren würde, so läge wahrlich kein Anlaß vor, Europa weiter zu einem Schindanger umzugestalten. Greys Rede klingt vielleicht schroff und abweisend, aber das bringt die Kriegsart so mit sich, nach der die Diplomaten die Höflichkeiten

abgelegt haben und in Hemdärmeln sich zu bewegen, sich berechtigt fühlen. Man darf auf den Ton nicht zuviel Gewicht legen. Der Inhalt aber gibt Anlaß, nachzudenken, und vollends die Tatsache, daß dieser Staatsmann überhaupt, und daß er jetzt gesprochen hat. Vielleicht antwortet man ihm in einer dem Gedankengang seiner Ausführungen nahekommenden Weise, und vielleicht entwickelt sich so aus Rede und Gegenrede das Ende des Krieges, der wirkliche Friedenszustand, das neue Europa.

Bern, 21. Mai.

Die Schlacht bei Verdun dauert heute drei Monate. Wenn etwas imstande ist, den Widersinn des Krieges in der Gegenwart anschaulich zu machen, so ist es dieses Ringen um einen Steinhaufen, der ehemals eine Stadt war. Was wird erreicht sein, außer der militärischen Ruhmestat, wenn dieser Platz wirklich erobert sein wird? Die Opfer, die er gekostet haben wird, dürfte man nie erfahren. Sie müssen unerhört und können unmöglich des Erfolges wert sein, selbst wenn er errungen werden sollte. Diese Schlacht um Verdun allein sollte als Friedensbeschleunigungs-Tatsache dienen. Und nun hebt seit einer Woche Österreich zur Offensive gegen Italien aus. Auch hier haben die Spuren Verduns nicht geschreckt. — —

Bern, 23. Mai.

Wie man es sich vorstellt, und wie es doch kommt. In der Siedehitze der ersten Kriegsmonate konnte Prof. v. Liszt unter verständnisinnigem Beifall Vieler die Behauptung aufstellen, der Internationalismus sei überwunden, Nachbildung von Institutionen, die z. B. aus England kommen, seien unmöglich. „Mit aller Bestimmtheit kann man voraussagen, daß der Vorschlag (v. Liszt spricht von der Nachbildung irgend eines englischen Rechtsinstituts, das „einer zu empfehlen den Mut hätte") einen Sturm nationaler Entrüstung hervorrufen und von der Reichsregierung wie vom Reichstag mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden würde." Das wurde Januar 1915 geschrieben. Seit 1. Mai 1916 hat der deutsche Bundesrat die Einführung der „deutschen" Sommerzeit angeordnet, die zuerst — vor zehn Jahren schon — im englischen Parlament als „Day light saving bill" angeregt und vorgeschlagen wurde. Ich bekämpfte die aus Gefühlsmomenten hervorgegangene Schwarzseherei Liszts und erinnerte an Goethes Ausspruch: „Selbst erfinden ist schön, doch glücklich von andern Gefundenes nennst du das weniger dein?" Und ich schrieb: „Niemals wird ein ‚Sturm nationaler Entrüstung' hervorgerufen werden, wenn irgendeiner die Nachahmung oder Anpassung einer nützlichen Einrichtung vorschlagen wird, die von den Engländern ausgegangen ist oder dort nützlich angewandt wird." — Wer hatte recht? —

Bern, 24. Mai.

Die Reichskanzler-Äußerungen leiden an einem Übermaß von Unbeholfenheit. Sie gleichen dem Queue-Stoß eines ungeschickten Billardspielers, der den Ball immer in eine andere Richtung schiebt, als er beabsichtigt. So wird auch das dem „New York Herald" gegebene Interview des Reichskanzlers, das eine Antwort bildet auf das jüngste amerikanische Interview Greys, keine Annäherung , sondern eine weitere Entfernung der Kriegführenden bedeuten.

Während Grey gegen die landläufigen Anschauungen der Sozialdarwinisten sprach, die den Krieg als eine Wohltat und etwas Wünchenswertes bezeichnen, und seine Hoffnungen auf den Sieg der pazifistischen Anschauungen setzte, die die Überwindung des Krieges durch diplomatische Mittel, durch internationale Konferenzen und schiedliche Entscheidungen durchsetzen will, hebt der Reichskanzler wiederum die militärische Auffassung hervor. Jene Ideen, die in jedem Mittel zur friedlichen Beilegung eine Schwächung der militärischen Schlagfertigkeit erblicken, und die jeden, auf solche Art der friedlichen Beilegung dienenden, Versuch als einen Hinterhalt ansehen. „Wie konnte Deutschland den englischen Vorschlag (auf Zusammentritt einer Konferenz) annehmen, angesichts der umfangreichen Mobilisierungsmaßnahmen Rußlands?" fragte der Kanzler. Und er fügte hinzu: „Uns war genau bekannt, daß die russische Regierung bereits mit der Mobilisierung begonnen hatte, als Greys Konferenzvorschlag erfolgte. Wenn nach Verhandlungen von zwei bis drei Wochen, während Rußland mit der Truppenansammlung an unserer Grenze fortfuhr, die Konferenz scheiterte, hätte England uns dann vor der russischen Invasion bewahrt?"

Ich will ganz absehen von der Untersuchung, ob die Nachrichten richtig waren, ob Rußland wirklich schon mobilisiert hatte, als Greys Konferenzvorschlag vorgebracht wurde; ob, wenn die Mobilisierung Rußlands durch einen Einhalt der Mobilisierung Österreich-Ungarns nicht hätte verhindert werden können, nicht durch eine Verlängerung der Frist des an Serbien gestellten Ultimatums das russische Vorgehen vermieden worden wäre, ich will mich vielmehr auf die Frage beschränken, ob die russische Mobilisierung wirklich jene Gefahr war, die es ganz unmöglich gemacht haben soll, das vorgeschlagene Mittel des diplomatischen Ausgleichs wenigstens zu versuchen. Schließlich konnte trotz der sofortigen Kriegserklärung seitens Deutschlands die russische Invasion nicht aufgehalten werden, und es gelang trotzdem, und zwar zu einem Zeitpunkt, wo die russische Mobilisierung schon vollendet war, die anrückende Macht Rußlands kraftvoll zurückzudrängen. So wäre der Versuch einer friedlichen Beilegung durch eine Konferenz wohl erwägbar gewesen. Aber es waren die militärischen Einflüsse, die einem solchen Versuch immer abhold sind, jene Erwägungen, die nur das strategische Moment ins Auge fassen und denen gar nicht zusteht, zu erwägen, ob es außerhalb der militärischen Mittel noch etwas gibt, das schließlich die Ausschaltung

der militärischen Aktion ermöglichen könnte. Es ist ja nur zu klar, daß dem Militär bei seinem Handeln Raschheit und die dadurch gegebene Möglichkeit des Überraschens, des Zuvorkommens nützlich erscheint. Er wird daher immer für die Beschleunigung des militärischen Eingriffes eintreten. Daraus entsteht nun jene Angst vor allen Friedensmitteln, die durch die erwünschte Raschheit der Aktion notgedrungen beeinträchtigt werden müssen. Wenn es nun gelingt, die rein militärische Beurteilung eines Konflikts durchzusetzen, dann sinken alle Friedensmöglichkeiten in Ohnmacht, denn vom militärischen Standpunkt haben die Verächter des Verhandelns und Vermittelns recht. Aber der Krieg ist ein Mittel und nicht Selbstzweck. Er soll angewendet werden, wenn alle andern Mittel versagen. Wenn man aber diese andern Mittel verabscheut, weil dadurch das Mittel des Krieges beeinträchtigt werden könnte, dann hört der Krieg auf, ein Mittel zu sein. Die Politik wird ihm untergeordnet, und man erledigt die politischen Fragen nicht nach dem Gesichtspunkt des Friedens, sondern nur nach dem Gesichtspunkt des Krieges. Wohin führt das? Zum höchsten Mißtrauen, zur dauernden Erhöhung der Rüstungen, zur ewigen Unsicherheit, kurz — zum ewigen Krieg.

Und diese Methode ist es eben, die Europas Unglück seit einem Menschenalter bildet, und die man ausmerzen muß, wenn man auf diesem unglücklichen Erdteil zu einem wirklichen Frieden gelangen will. Und wenn der Reichskanzler es jetzt noch als ganz richtig bezeichnet, daß man im Juli 1914 von einer Verständigung nicht reden konnte, weil militärische Gesichtspunkte es als angebracht erscheinen ließen, sich damit nicht erst aufzuhalten, sondern gleich loszuschlagen, so beweist er damit, daß er für eine Abkehr von dieser gefährlichen Methode noch nicht gewonnen ist. Solange die Angst vor den Friedensmitteln vorherrscht, werden wir weder zu einer Beendigung dieses Kriegs noch zu einem wirklichen Frieden kommen.

Im Mai 1899 äußerte sich Graf Münster, der Führer der deutschen Delegation auf der Haager Konferenz, als solch ein Gegner der friedlichen Mittel. Schiedsgerichte, sagte er, wären für Deutschlands nur schädlich. Deutschland wäre auf den Krieg vorbereitet wie kein anderer Staat; Deutschland könnte sein Heer in zehn Tagen mobil machen, wozu weder Frankreich noch Rußland, noch irgend ein anderer Staat imstande sei. Das Schiedsgericht würde aber jeder feindlichen Macht Zeit geben, sich in Bereitschaft zu setzen, demnach brächte es Deutschland mehr Nachteil. — Das sind nun jene militärischen Gesichtspunkte, die Deutschland das Haager Werk als eine Gefahr erscheinen und ihm mit Nachdruck entgegentreten ließen, sind die selben Ansichten, die im August 1914 den Ausschlag gaben. Das ist die Unterordnung der Politik unter rein militärische Gesichtspunkte und eben das, was man als deutschen „Militarismus" bezeichnet. Nicht die Organisation der Armee, ihre Stärke und Entwicklung, sondern ihr politischer Einfluß auf die Gestaltung des zwischenstaatlichen Neben- und Miteinanderlebens wird mit jenem Schlagwort von den gegnerischen Staaten verstanden. Und diese Rolle der Armee widerstrebt der Errichtung eines europäischen Staatensystems mit Einrichtungen für Konfliktsschlichtung, mit Rüstungsvereinbarung, mit jener Sicherheit, die Europa Ruhe und Kraft zur Kulturarbeit gewähren würde.

Das ist es, was der Reichskanzler noch immer nicht einsehen will.

Seine Erklärung, daß das Reich für eine solche Gestaltung kein Hindernis mehr sein wolle, sondern ein starker Förderer, wäre ein wertvolleres Faustpfand für einen günstigen Frieden, als der Besitz Belgiens, Polens und Serbiens. Diese Erklärung würde auch das sofortige Ende des Krieges bedeuten.

Bern, 25. Mai.

Nochmals die Reichskanzlerrede. Diese Unterordnung der Diplomatie unter die rein militärische Auffassung als Kennzeichen dessen, was man „Militarismus" nennt, als Quelle jenes Unheils, das heute auf der Menschheit lastet, hat Munroe Smith, Professor der Rechtswissenschaft an der Columbia-Universität in New York, in seiner Schrift niedergelegt, die betitelt ist: „Der Widerstreit zwischen militärischer Strategie und Diplomatie zu Bismarcks Zeiten und danach." Er weist darin nach, wie Bismarck in ähnlichen Lagen gehandelt hat, und welch heftige Kämpfe er als weitschauender Staatsmann mit den um ihre Vorherrschaft ringenden Militärs auszufechten hatte. Am 29. Juli 1914 hätte Bismarck sicherlich allen militärischen Gesichtspunkten gegenüber mit seinem weitblickenden staatsmännischen Geist triumphiert. Er hätte die Gefahr der vor sich gehenden russischen Mobilisierung auf sich genommen und wenigstens versucht, den Weg der friedlichen Beilegung zu gehen. Vielleicht wäre die Lösung in wenigen Tagen gekommen, und wenn nicht, dann wäre es immer noch möglich gewesen, die russische Mobilisierung zum Stillstand zu bringen, mit dem Abbruch der Verhandlungen zu drohen, oder durch die eigene Mobilisierung das russische Vorgehen zu paralysieren. Man mußte sich doch klar werden, um was es sich handelte: Um den furchtbarsten Eingriff in die Geschicke der Menschheit, den die Erde noch nie erlebte, und den mit allen Kräften zu vermeiden, einfach die Vernunft gebot.

Durch den raschen Entschluß im militärischen Sinn ist das oberste Gesetz der Friedenslehre verletzt worden, das Gesetz der aufschiebenden Behandlung zwischenstaatlicher Konflikte.

Die Konferenz hätte Europa gerettet! Nicht nur, weil sie diesen Krieg vermeidbar gemacht hätte, sondern weil sie dadurch für die Zukunft ein befreiendes und rettendes Beispiel gegeben hätte.

* * *

In einem Brief Macdonalds an die englischen Sozialisten befindet sich der Satz: „Renaudel hat erklärt, daß er keinen Frieden der Regierungen, sondern einen Frieden der Völker will.“ Das ist der springende Punkt. Wir werden zwar um den Friedensschluß der Regierungen nicht herumkommen, aber nachher wird der Friede zwischen den Völkern gemacht werden müssen. Eher ist der Krieg nicht zu Ende! Und man wird es sich nicht gefallen lassen dürfen, daß nur die Diplomaten wieder verkehren, und die Völker gegenseitig sich in Haß verzehren sollen. Frieden zwischen Menschen werden wir haben müssen, nicht zwischen Ländern.

Bern, 26. Mai.

Eine Zeitungsnotiz sagt: „Die badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigsburg am Rhein wird in Merseburg eine Zweigfabrik gründen zur Herstellung von schwefelsaurem Ammoniak. Wie die Leitung des Unternehmens erklärt, ist das Ziel Deutschlands, sich in der Versorgung von Düngmitteln vom Ausland unabhängig zu machen und die Landwirtschaft in die Möglichkeit zu versetzen, daß der Boden die doppelte Einwohnerzahl ernähren kann.“

Na also! Das wäre ja das friedliche Mittel, das dem Programm der Imperialisten, der Alldeutschen und Flottenschwärmer den Boden unter den Füssen wegzöge. Haben sie nicht ihre Anhänger durch das Schreckgespenst geködert, der Boden Deutschlands könne unsere Nachkommen nicht mehr ernähren? Wir haben diese Behauptung stets bestritten. Franz Oppenheimer hat ihnen schon vor einigen Jahren vorgerechnet, daß die Aufteilung der Latifundien und eine dadurch bewirkte vernünftige Bewirtschaftung des Bodens den Menschenzuwachs von mehr als einem Jahrhundert sichern würde. Und nun kommt eine chemische Fabrik und löst das Rätsel mit schwefelsaurem Ammoniak, also durch die Wissenschaft statt durch das Bajonett.

* * *

Die Menschen unserer Tage sind sich in ihrer übergroßen Mehrheit wohl nicht bewußt, daß sie im Rahmen dieses Weltkrieges ein Ereignis erleben, von dem die Jahrhunderte noch mit Grauen und Entsetzen sprechen werden. Es ist dies die Hölle von Verdun! Seit hundert Tagen — Tag und Nacht — wird dort mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung zwischen den Söhnen zweier europäischer Kulturvölker gerungen, unter Anwendung der fürchterlichsten Töte- und Vernichtemittel. Hundert Tage und Nächte um Bergzipfel und Mauertrümmer, um einige Meter Land vor und zurück. Die offiziellen Berichte lassen in ihrer geschäftsmäßigen Trockenheit kaum ahnen, was dort vorgeht. Es ist der höllischste Massenmord, seitdem wir Geschichte schreiben, ja sicher noch über diese Grenze zurück. Kein Erdbeben, keine Sturmflut, keine noch so fürchterliche Naturkatastrophe hat so viel Menschen vernichtet, als an dem Fleck vor Verdun fortgesetzt vernichtet werden. Die Zeitgenossen wissen nichts davon. Sie ahnen kaum das Fürchterliche und Wahnwitzige, das sich da zuträgt. Stumpf brüten sie in den Tag hinein, und neben ihnen türmt sich ein Chimborasso von Leichen auf, verblutet Europa, wird von sportmäßig erhitzten Köpfen das Grab unserer Kultur geschaufelt. Einst wurde in der Nähe Verduns — auf den katalaunischen Gefilden — die Kultur Europas gerettet, jetzt wird sie dort vernichtet. — Zeitgenossen, werdet euch dieses traurigen Ereignisses bewußt!

Bern, 27. Mai.

„Wir sind das Ministerium, wir sind der Bundesrat, wir sind der Reichskanzler, wir sind der Reichstag.“ So hat sich nach Mitteilungen im Reichstag ein kommandierender General auf eine an ihn gerichtete Beschwerde geäußert. Das sind Worte, lapidar genug, um als Inschrift für ein Denkmal gewählt zu werden, das man dereinst zur Erinnerung an den „Burgfrieden“ errichten wird. Es ist doch etwas Merkwürdiges um die Einrichtung des Krieges. Sie bringt die Kriegführenden zu gerade entgegengesetzten Zielen. Da ist Deutschland ausgezogen, um das russische Volk vom Zarismus zu befreien, und hat nun all diese schönen Einrichtungen des Zarismus übernommen. Die Militärwirtschaft im Zivilleben, den Paßzwang, die Brief- und Zeitungszensur, das Gegenteil von Freizügigkeit, administrative Haft usw. Und England, das auszog, den deutschen Militarismus zu zertrümmern, führt, wenn auch nicht den Militarismus, die allgemeine Wehrpflicht bei sich ein. Vielleicht bringen diese Erscheinungen doch zum Nachdenken über die „angeblichen Wohltaten des Krieges“.

Bern, 28. Mai.

Grey hat am 24. im Unterhaus auf die Äußerungen des Reichskanzlers geantwortet. Man muß einsehen, daß die Konversation eigentlich schon im Gang ist. Nur befinden sich die Diplomaten noch in Hemdärmeln, jener Tracht, die durch den Krieg bedingt ist. Dadurch werden ihre Äußerungen von solcher Härte und Grobheit, die gerade das Gegenteil von dem erzielen müssen, was erwünscht ist. Gerade zwischen Diplomaten, die sonst gewöhnt sind, sich in aalglatter Höflichkeit zu ergehen, muß diese „ungebundene“ Sprache abstoßend und hinderlich wirken. So kommt man nicht zum Ziel. Es muß eine Art Clearing-Haus für den Gedankenaustausch über den Frieden geschaffen werden. Die Diplomaten der Kriegführenden sollen über den Frieden nicht mehr direkt sprechen, auch nicht vor ihren Parlamenten, wo sie gezwungen sind, in kriegerischem Pathos sich gehen zu lassen. Sie sollen vielmehr ihre Ansichten neutralen Regierungen überweisen. Diesen gegenüber müssen sie höflicher sein. Die neutralen Regierungen könnten dann untereinander diese Ansichten austauschen und durch Gegenfragen und Vorschläge die Divergenzen abzuschwächen, die Meinungen immer näher zu bringen suchen, bis

die Diplomaten der Kriegführenden eines Tages soweit sind, sich den schwarzen Rock über die Hemdärmel zu ziehen.

Man brauchte nur den Artikel 8 des Haager Abkommens zu erfüllen. Jede kriegführende Gruppe wähle sich einen Sekundanten, der für sie spricht. Die Entente Amerika und die Zentralmächte Schweden. Der Gedankenaustausch der beauftragten Neutralen mag dann in Bern stattfinden, wo das eigentliche Clearing-Haus errichtet wird. Durch diese Einrichtung könnte das Gespräch bedeutend abgekürzt werden. Es geht nicht an, daß man noch lange mit Mißverständnissen laboriert. Daß Außenstehende fortwährend darauf hinweisen müssen, der eine habe den andern nicht richtig verstanden, der Reichskanzler habe das so, Sir Grey jenes so gemeint. Wenn jemals eine Zeit kostbar ist, so ist es die gegenwärtige, und es wäre angebracht, wo jeder Tag Tausende von Menschenleben und Hunderte von Millionen an Werten erfordert, sich weniger wie das Orakel zu Delphi zu gebärden, weniger in griesgrämigem Groll zu verzehren, und eine dem hohen Ziel angemessene Entschlossenheit zur Schau zu tragen.

Bern, 29. Mai.

Die offiziöse Wiener Presse sucht die jüngsten Vorwürfe Greys zu entkräften. Es geschieht das in jener widerlichen, schmockhaften Art, mit Beweissätzen, die von Gutgesinntheit triefen, aber von Logik nichts ahnen lassen. — — Das Wort „Konferenz" bringt sie schon in Harnisch, und die Zumutung, daß man sich auf eine Konferenz hätte einlassen sollen, um diesen Krieg zu vermeiden, scheint ihnen als ein unerhörtes Verbrechen. Das „Fremdenblatt" will dem Volk suggerieren, „daß es ein Selbstmord gewesen wäre, wenn sich die Monarchie den Beschlüssen der Konferenz unterworfen hätte . . ." Beschlüssen, von denen der Schreiber noch gar nicht weiß, wie sie ausgefallen wären. Aber die Vernichtung von zwei Millionen Menschen, von 200 Milliarden Werten, die Infragestellung der Existenz des Landes erscheint dem, der solches schrieb, besser. Was soll man erst zu folgender Äußerung des „Pester Lloyd" sagen, der sich den Satz leistet: „Grey wird uns nicht zu überzeugen vermögen, daß er in den Sommertagen 1914 als aufrichtiger Friedensfreund gehandelt hat." Wer denn hat in jenen Friedenstagen in einer den Pester Lloyd überzeugenden Weise als Friedensfreund gehandelt? — —

Die Komödie, die da gespielt wird, mit dem deutlichen Zweck, das Volk zu benebeln, ist zu kurzsichtig, als daß es sich lohnte, den Schleier herunterzureißen. Er wird von selbst, stinkend, verfaulen.

* * *

Ein neuer Kriegskredit von zehn Milliarden wird in diesen Tagen vom deutschen Reichstag gefordert werden. Damit sind die sichtbaren und direkten Kriegskosten des Reiches auf fünfzig Milliarden angewachsen. — Als die ersten fünf Milliarden verlangt wurden, schrieb Naumann in seiner „Hilfe": „Das Wagnis ist ungeheuer, aber da es uns aufgezwungen wird, so bleibt uns nichts anderes übrig: wir verdoppeln die Reichsschuld, wir borgen fünf Milliarden." — Fünf Milliarden! Heute ist die Reichsschuld von 1914 verzehnfacht! Damals, bei den ersten fünf Milliarden, schrieb Naumann: „Das Volksvermögen steht auf dem Spiel; verlieren wir, so sind wir arm. Dann ist die Periode des deutschen Wirtschaftsaufschwunges vorbei." Wie mag er heute denken, angesichts der fünfzig Milliarden, deren Ersatz durch eine Kriegsentschädigung niemand mehr zu erhoffen wagt.

Angesichts solcher Tatsachen, die Ansicht noch immer vertreten zu hören, daß es besser war, in den Krieg statt auf die von Grey vorgeschlagene Konferenz zu gehen, läßt einen sich in ein Tollhaus versetzt vorkommen. Nein! Nein! Und tausendfach Nein! Die Konferenz wäre der einzige vernünftige Ausweg gewesen, und die Vereitelung dieser Konferenz war Wahnsinn oder Verbrechen.

* * *

Und der Friedensschluß? Es wird viel darüber geredet. Das ist nur zu natürlich; bei der quälenden Sehnsucht darnach horchen Millionen auf, wenn nur das Wort fällt. Und die Schwerkraft dieser Sehnsucht kann schließlich doch zu dem gewünschten Ziel führen. Einige Bewegungen in in der Diplomatie fallen auf. Wilsons Freund, der Oberst House, reist abermals nach Europa. Der Sekretär der amerikanischen Botschaft in Berlin hat sich in besonderer Mission nach Washington begeben. Viscount Haldane soll ebenfalls dahin gereist sein. Der Reichskanzler fährt nach München, Stuttgart, Karlsruhe. Soll dieses Chassez-Croisez nichts zu bedeuten haben?

Bern, 30. Mai.

Präsident Wilson hat am 28. bei einer Versammlung der „League to enforce Peace" die erwartete Rede gehalten. „In der Friedensliga", wie die Zeitungen berichten. Für diese ist jede Friedensorganisation einfach die „Friedensliga". Wie jeder für den Frieden wirkende ein „Apostel" sein muß. Diese petrifizierte Terminologie ist nur ein Beweis der tiefen Unkenntnis über das Problem. Dementsprechend ist auch der Bericht unklar über die Rede. Man wird abwarten müssen, wie der Wortlaut aussieht. Allem Anschein nach hat Wilson erklärt, daß die Vereinigten Staaten den Grundsätzen der „League" zustimmen. Dieser Grundsatz besteht darin, daß die eine solche „Liga zur Erzwingung des Friedens" eingehenden Staaten sich verpflichten, gemeinsam gegen einen die Friedensorganisation brechenden Staat vorzugehen. Darauf bezieht sich wohl die Meldung, „daß die Vereinigten Staaten bereit seien, einer jeden Vereinigung von Nationen beizutreten, die ins Leben gerufen werden, um diese Grundsätze zu praktizieren und sie gegen jede Verletzung zu garantieren".

* * *

Und der „Pester Lloyd", das offiziöse Organ des österreichisch-ungarischen auswärtigen Amtes, schreibt (27. Mai?):

„Wie groß und unabänderlich unsere Entschlossenheit war, den Streit mit Serbien so auszutragen, daß die verbrecherische Friedensbedrohung von dieser Seite ein für allemal ausgeschaltet würde, das mag Sir Edward Grey daran erkennen, daß wir in voller Aufrichtigkeit feststellen: auch wenn die russische Regierung ihre trotz scheinheiliger Zusicherungen und Beteuerungen heimlich fortgesetzte Mobilisierung unterlassen oder abgebrochen hätte, wäre Österreich-Ungarn auf keine Konferenz gegangen, sondern es hätte darauf bestanden, unbehindert von jedem Dritten seine Sache mit Serbien entsprechend den Notwendigkeiten seiner künftigen Sicherheit auszutragen." Auch in der offiziösen Erklärung sind diese Sätze durch Druck hervorgehoben.

Das also ist die Wahrheit. — Also nicht, weil man glaubte, daß Rußland seine Mobilisierung fortsetzen würde, nicht weil man Mißtrauen gegen Grey hatte, weil man fürchtete, überstimmt zu werden, hat man den Konferenzvorschlag als unannehmbar bezeichnet, sondern weil man den Krieg wollte. Allerdings nur den Krieg mit Serbien allein. Daß man aber nicht wußte, daß es einen Krieg „entre-nous" in dieser Zeit der wechselseitigen Abhängigkeiten nicht mehr geben konnte, daß jede anarchische Handlung in Europa zu einem Weltbrand führen mußte, das war das Verbrechen. Und dessen rühmt man sich heute noch? Mit dieser anarchischen Tat brüstet man sich heute, wo das Ende des Krieges abhängig ist von dem Vertrauen, daß alle Staaten in einer künftigen Friedensorganisation des Erdteils setzen sollen?

Wir wären auf keine Konferenz gegangen. Uns ist es lieber so. Wir sind stolz, auf die zwanzig Millionen Leichen und Krüppel, auf die Vernichtung in Galizien, Ostpreußen, Belgien und sonstwo, auf die Last der 300 Milliarden, die schon auf der Welt lagern, auf den Haß, die Pestfäulnis, die sich über den sonst so blühenden Erdteil lagerten, stolz; denn wir wären auf keine Konferenz gegangen.

Bern, 31. Mai.

Warum sollen wir auch nicht stolz darauf sein, wenn wir z. B. folgendes lesen:

„Die österreichische Staatsschulden-Kontrollkommission veröffentlicht die Nachweisung über den Stand der Staatsschulden bis Ende 1915, woraus zu entnehmen ist, wieviel sich der Staat in den ersten elf Monaten des Krieges ausgeborgt hat. Es sind rund 9,5 Milliarden. Davon sind 4,88 Milliarden die zwei ersten Kriegsanleihen, 4,6 Milliarden sind Vorschüsse. Bei der österreich-ungarischen Bank beträgt der Vorschuß 3,5 Milliarden: die Deckung sind Schatzscheine und Wechsel. 600 Millionen beträgt der Vorschuß bei dem Bankenkonsortium, 446,8 Millionen betragen die zwei Valutaanlehen in Deutschland. Das jährliche Zinsenerfordernis für diese Schulden wird in der Nachweisung mit 377 Millionen Kronen berechnet. Zu diesen Kriegsschulden von 9⅜ Milliarden kommen die alten Staatsschulden mit rund 13 Milliarden, so daß die österreichische Staatsschuld Ende Juni 1915 rund 22 ½Milliarden Kronen betrug, wofür etwa 890 Millionen Kronen jährlich an Zinsen zu bezahlen sind."

Da ist die dritte und die vierte Kriegsanleihe noch nicht dabei. Also noch acht Milliarden zumindest. Aber: wir wären doch auf keine Konferenz gegangen.

* * *

L. macht mir Vorwürfe über meinen „unbegreiflichen" Optimismus, den er in einem meiner letzten Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung" findet. Hätte man den Optimismus nicht, wozu dann überhaupt noch eine Feder rühren? Im übrigen glaube ich, für meinen Optimismus Gründe zu haben. Es muß ein „anderes Europa" kommen, das alte ist tot, es sieht nur so aus, als ob es noch lebe. — Mir scheint jetzt Optimismus Pflicht. (Wird fortgesetzt.) *A. H. F.*

AUS DER ZEIT

Vorarbeiten für eine deutsch-englische Verständigung nach dem Krieg.

Daß es bei den heutigen Gegnern Deutschlands Leute gibt, die bereits an die Friedensaufgaben und an eine Fortsetzung des durch den Krieg so jäh — und leider zu früh — unterbrochenen Verständigungswerkes denken, ist eine Tatsache, die in diesen Blättern freudig festgestellt werden muß.

Der Herausgeber erhielt dieser Tage ein Schreiben von T. Arthur Leonhard in Conway, N. Wales, England, dem Sekretär der „The Holiday Fellowship, Ltd.", worin Anregungen für ein Einanderfinden von Deutschen und Engländern nach dem Kriege gemacht werden. Die „Holiday-Fellowship" hat den Zweck, Ferienausflüge in fremde Länder zu organisieren und bei dieser Gelegenheit das Sich-Kennenlernen der Nationen zu vermitteln. Vor dem Kriege hat diese Organisation zahlreiche Engländer nach Deutschland gebracht und ebenso zahlreiche Deutsche nach England. Sie hatte sich 1914 mit der „Cooperativ Holiday Association" vereinigt,

„um", wie Mr. Leonard schreibt, „das Werk der anglo-deutschen Freundschaft erfolgreicher durchzuführen. Dann kam, leider, der 4. August. Doch geben wir die Hoffnung nicht auf. Wir haben hunderte Freunde in Deutschland, die uns kennen und uns vertrauen, und für die auch wir

tiefe Zuneigung besitzen, die dieser fürchterliche Krieg in keiner Weise erschüttern konnte." . . .

„Wir sehen ein, daß es Jahre dauern wird, ehe wir wieder gegenseitig unsere Länder werden besuchen können, und daß es unmöglich sein wird, Ferien-Zentralen für gegenseitige Gastfreundschaft beider Nationen in Deutschland und England zu errichten. Dennoch müssen wir versuchen, Erleichterungen für Zusammenkünfte zu arrangieren und mit unsern Schweizer und holländischen Freunden bin ich dafür, daß dies unmittelbar nach Friedensschluß zu erfolgen hat. Es sind Anzeichen vorhanden, daß das nicht mehr zu lange dauern dürfte; möglicherweise wird der Friede ebenso plötzlich kommen wie der Krieg plötzlich kam. . . .

Wir wollen, daß Schweizer Friedensfreunde ein Komitee gründen, das mit einem englischen Komitee zusammenarbeite, um in Bern ein englisch-deutsches Wiederversöhnungs-Zentrum zu eröffnen, wo Deutsche, Engländer und Franzosen zusammenkommen können, um, ohne Erörterung dessen, was sich ereignet hat (woraus nichts Gutes herauskommen könnte), einfach durch den natürlichen Prozeß freundlichen Fühlens, Wohlwollen zwischen den Einzelpersonen und den Ländern wiederherzustellen. Wenn ich an das denke, was wir alles taten in unsern Ferienzentren in Frankfurt, im Schwarzwald und in der Eifel, wo wir Zuneigung in Tausenden von Herzen hervorriefen und Freundschaften schufen, die kein Krieg jemals zerstören kann, sehe ich, wie viel in dieser Richtung jetzt getan werden kann . . .

Ich glaube, Bern würde das beste Zentrum bilden, im Hinblick auf seine leichte Zugänglichkeit von Deutschland, die Nähe des Oberlands und dahin, daß die Stadt selbst so interessant ist. Es müßte ein billiges und in der Nähe der Stadt gelegenes Hotel oder eine Pension gefunden werden, wo die Gäste absteigen könnten, ein anderes wäre in den Bergen des Oberlands selbst zu finden, wo eine zweite Woche verbracht werden könnte. In Bern hätten einige Empfänge und Versammlungen stattzufinden, die die Bemühungen zur Wiederherstellung der Freundschaft unterstützen würden. Wenn die Kosten des Besuches sehr niedrig gehalten werden könnten, bin ich sicher, daß schon während des ganzen Sommers 1917, wo der Krieg gewiß zu Ende sein wird, eine große Anzahl Leute kommen würde . . ."

Diese Anregungen seien hier der Öffentlichkeit übergeben. Wir sind sicher, daß sie, sowohl in Deutschland wie in der Schweiz, ein Echo finden werden. Nach dem Kriege werden sich die Menschen finden müssen. Die Nutznießer des Hasses werden dies zwar mit allen Mitteln und unter allen möglichen perfiden Vorwänden zu bekämpfen und zu verhindern suchen. Der Haß der Völker ist ja für manchen eine melkende Kuh! Um so nachhaltiger werden diejenigen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, den wahnsinnigen Haß zu überwinden, für einen Vorschlag eintreten, wie der hier gemachte. Dieser besitzt übrigens große Ähnlichkeit mit dem Projekt der Mrs. Holbach, die in der Schweiz internationale Klubs zur Verständigung errichten will und in diesem Winter mit der Errichtung der Kandersteger Woche bereits begonnen hat. Aus all diesen Versuchen und Anregungen geht hervor, welche große Rolle die Schweiz nach dem Kriege auf dem Gebiete der Wiederverständigung und Aussöhnung der verhetzten und blutenden Völker zu erfüllen haben wird. *F.*

Die Haager Gedenkfeier in Ungarn.

Der ungarländische Friedensverein hielt am 18. Mai am Gedenktage der Haager Konferenz, im Prunksaale der St. Stephansgesellschaft seine 14. Generalversammlung. Die Sitzung, der ein zahlreiches und vornehmes Publikum beiwohnte, wurde vom Präsidenten Prälaten Alexander Gießwein mit einem „Was ist und was soll zur Sicherung des dauernden Friedens geschehen" betitelten Vortrag eröffnet, in welchem er folgendes ausführte:

Der Weltkrieg hat vielen die Erkenntnis beigebracht, die früher daran nicht glauben wollten, daß der Krieg heutzutage keine wirtschaftlichen Vorteile bringt, daß er nicht nur Menschenleben und Kulturwerte, sondern auch wirtschaftliche Gütere vernichtet und daß demzufolge die Nationen durch den wohlaufgefaßten heiligen Egoismus dazu verhalten werden, solche internationale Rechtsinstitutionen zu schaffen und sie mit der entsprechenden Sanktion zu versehen, welche das friedliche Zusammenwirken sichern. Ohne Gerechtigkeit und ohne gerechte soziale Einrichtungen gibt es keinen Frieden. Wir müssen diesen Krieg deshalb durchkämpfen, weil unsere Rechte mit Füßen getreten wurden und es keine Institution gab, wo wir einen Schutz unserer Rechte gefunden hätten. Der Pazifismus bildet einen Zweig der sozialen Frage, und wir wollen die beiden nicht von einander trennen. Das internationale Recht muß von dem Grundsatz ausgehen, daß was unter In-

dividuen ehrlos und ungerecht ist, es auch unter Nationen und Staaten bleibt. Dieses Bewußtsein muß sich jetzt auslösen und kräftigen. Der Krieg hat das Werk der Haager Konferenzen nicht vernichtet und wird es auch nicht vernichten, solange Europa nicht aufhört, zu sein. Der Friedensverein hat die Aufgabe, in Hinkunft an dem Aufbau des Haager Werkes mitzuarbeiten und die öffentliche Meinung dafür zu engagieren, wir können deshalb mit Recht sagen, daß der Friedensverein nicht war, sondern erst sein wird. Er wird die Aufgabe haben, dafür zu wirken, daß auch dem Kriege der Segen des internationalen Rechtes und des dauernden Friedens für die Nachwelt ersprieße.

Nach der mit großem Beifall aufgenommenen Rede wurden die Berichte und Rechnungsabschlüsse angenommen. Frau Anna Zipernowsky hat aus Anlaß des 60jährigen Jubiläums des Präsidenten eine Gießwein-Stiftung von 2500 Kronen errichtet; dieser Betrag wurde von der Generalversammlung auf 5000 Kronen erhöht.

LITERATUR U. PRESSE.

Besprechungen.

Paul Otlet, Les Problèmes internationaux et la Guerre. Tableau des conditions et solutions nouvelles de l'économie du droit et de la Politique. Lex.-8°. 1916. Genève et Paris (Librairie Kundig, Genève, 4 Rue du Rhone). X und 501 S.

Proceedings of the Conference on international-relations. Held at Cornell University, Ithaca N.Y. June 1915. Gr. 8°. Boston 1916 (World Peace Foundation). Cloth. IX und 418 S.

An Introduction to the Study of international relations by A. J. Grant, Arthur Greewood, J. D. I. Hughes, P. H. Kerr and F. F. Urquarth. 8°. London 1916 (Macmilian and Co.). VIII und 207 S.

Das starke Anwachsen der Literatur über den Internationalismus kann mit Hoffnung erfüllen. Es beweist, wie sehr die Menschheit den Ausweg sucht, der ihr allein Rettung verheißt, den Ausweg aus der Anarchie heraus. Immer mehr dringt in das Bewußtsein der Zeitgenossen jenes Wort des heiligen Augustin ein, das in einem der drei hier genannten Bücher seinen Platz als Motto gefunden hat: „Was sind die Staaten ohne Gerechtigkeit anderes als große Räuberbanden.“ Otlets umfassendes Buch kann als eine Soziologie des Internationalismus bezeichnet werden. Der auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Internationalen längst und rühmlichst bekannte Verfasser weist auf die großen Umwälzungen hin, die der Krieg in allen Ländern hervorgerufen hat, und die eine neue Ordnung der Dinge zeitigen werden, auf die man schon jetzt den entscheidenden Einfluß nehmen müsse. — Die Sammlung der Cornell-Vorlesungen über die internationalen Probleme zeigt wie sehr man sich in Amerika bereits mit all den großen Fragen der nahen Zukunft befaßt. Die Fragen der Neugestaltung und Festigung des Völkerrechts, der Rüstungen, der Staatenfriedensliga, der Demokratie und ihres Verhältnisses zum Krieg, der ökonomischen Ausblicke finden fachgemäße und eingehende Erörterung seitens verschiedener Mitarbeiter. Viele Beiträge rühren von Normann Angell her, andere von Andrew D. White, der über das Werk der Haager Konferenzen schreibt, von George W. Nasmyth u. a. Die wirtschaftlichen Fragen finden wir von unserm Mitarbeiter Dr. John Mez bearbeitet. — Das Londoner Büchlein erweist sich als eine nützliche kurze Einführung in die Wissenschaft vom Internationalen, die einem ähnlichen Buche in deutscher Sprache als Vorbild dienen könnte. Wir finden darin einen guten Rückblick über die Geschichte Europas von 1815 bis zur Katastrophe, eine Abhandlung über die Ursachen moderner Kriege, weitere solche Abhandlungen über die internationalen Wirtschaftsbeziehungen, über das Völkerrecht, die politischen Beziehungen zwischen fortgeschrittenen und zurückgebliebenen Völkern und über die internationalen Beziehungen überhaupt und die Zunahme der Freiheit. *F.*

Henri Lambert, Ein neuer Gesichtspunkt zur Friedensfrage. Ein Beitrag zu ihrer Lösung. Deutsch von Klara Sokolowsky-Theumann. Mit einem offenen Brief an M. Woodrow Wilson, Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas. 8°. Zürich 1916. Art. Institut Orell Füßli. 38 S.

„Die Pazifisten haben die materielle Seite des Ideals, das sie begeistert, allzusehr vernachlässigt, und das erklärt zum großen Teil die Wirkungslosigkeit ihrer edlen Bemühungen. Sie haben den Geist der Versöhnung in der gegenseitigen Politik der Staaten gepredigt, sie haben internationale Schiedsgerichte vorgeschlagen, sie haben aber dabei nicht an die Wurzel des Übels gegriffen.“ So meint der Verfasser auf S. 9 seiner Broschüre. Auf S. 27 spricht er wieder von der „rein unbegreiflichen Täuschung . . ., die in der Annahme liegt, man würde durch Abschaffung der Rüstungen den Krieg abschaffen, und man müsse, um den Frieden zu beginnen, vor allem die Rüstungen abschaffen. Sagt einem der gesunde Menschenverstand nicht, daß wir vor allem den Krieg abschaffen müssen, das heißt, daß wir eine internationale Sicherheit schaffen müssen?“

Die „Wurzel des Übels“ liegt für den Verfasser in der Beseitigung des Schutzzollsystems. Den Weg dahin sieht er in einem Übereinkommen, das den Freihandel zunächst in den Kolonien einführt und zu einer Internationalisierung der Kolonien gelangt. Diese „Wurzel des Übels“ haben aber die Pazifisten schon längst erkannt. Sie begnügten sich keineswegs mit Versuchen, „den Geist der Versöhnung“ in die Politik zu tragen und „Schiedsgerichte vorzuschlagen“. Sie haben ausdrücklich erklärt, daß die Verminderung der Rüstungen nicht eine Ursache, sondern eine Folge sein kann. Wer über den Pazifismus schreibt, sollte sich nicht damit begnügen, ihn aus Zeitungs-

berichten kennen zu lernen. In allen pazifistischen Schriften wird auf die Schutzzollpolitik als einer Quelle der Kriege hingewiesen und der Freihandel als Friedensgrundlage bezeichnet. Das wurde schon auf den ersten Friedenskongressen von 1843 bis 1853 hervorgehoben und während der Weltfriedenskongresse von 1889 bis 1914 in verschiedenen Resolutionen festgestellt. Aber sogar der Vorschlag einer Internationalisierung der Kolonien ist bereits gemacht worden. In meiner 1899 erschienenen Schrift: „Was kann die Petersburger (Haager) Friedenskonferenz erreichen?", setzte ich das Problem einer Internationalisierung der Kolonien durch eine europäische Kolonial-Alliance auseinander. Der „neue Gesichtspunkt" des Verfassers ist also nicht ganz neu. Deswegen sind seine Ausführungen nicht überflüssig, und es ist auch nicht schlecht, daß sie gerade in diesem Augenblick wieder vorgebracht und vertreten werden. *F.*

Ludwig Wagner, Der Völkerhaß. Ein Kultur- und Sittenspiegel der Völker im Kriege. 8°. Eßlingen 1916. Wilhelm Langguth. 193 S.

Von der Liebe zu seinem Volke und seinem Vaterland geleitet, gibt der deutsche Pazifist Ludwig Wagner, der vor dem Kriege mit seiner ganzen Kraft und seinem hohen Idealismus für die Verständigung der europäischen Völker eingetreten ist, ein anschauliches Bild über die Verwirrungen, die blinde Haßgefühle drüben und hüben hervorgerufen haben. Daß der Krieg Haß erzeugt, ist leider selbstverständlich. Daß aber der Haß verschwinden soll, wenn dereinst die Waffen zur Ruhe kommen, das ist ebenso selbstverständlich; leider aber nicht so gewiß. Der Friedensschluß der Regierungen wird noch nicht der Friedensschluß der Völker sein. Diese werden versuchen, sich weiter zu bekämpfen. Und da ihnen dann das Schießen nicht mehr erlaubt sein wird, werden sie es um so nachhaltiger durch Verunglimpfungen tun. Gewissen Kreisen in allen Ländern, die ihre Existenz durch den Zwiespalt der Völker fristen, wird das nur willkommen sein. Das wird das große Übel sein, das uns nach dem Kriege zu bekämpfen bleibt. Der fortdauernde Haß hindert den Frieden und erzeugt neue Kriege. Es ist also eine verdienstvolle und echt pazifistische Tat, daß Wagner bereits jetzt die vom Haß erzeugten Vorwürfe zu entkräften sucht und die mala fides der Haßapostel und Haßjünger in den Vordergrund stellt. Freilich fehlt ihm jetzt während des Krieges noch das wirkungsvollste Material. Die Zeitungsstimmen sind heute leider keine gute Quelle, da sie ja selbst die Leitungsröhren des Hasses und der Verleumdung sind, wodurch eine wahrhaft objektive Kontrolle zur Zeit unmöglich ist. Aber es genügt, das Große zu wollen. Wagners Buch ist ein Anfang in dem Kampf gegen das schleichende Gift. Das Studium dieses Buches ist geeignet, die Kämpfer für die kommende Arbeit gegen die Wiederholung des europäischen Wahnsinnes vorzubereiten und zu wappnen. Aus diesem Grunde wünschen wir ihm die weiteste Verbreitung. *F.*

Edward Stilgebauer, Inferno. Roman aus dem Weltkrieg. gr. 8°. Basel 1916. Druck und Verlag von Frobenius A.-G. 357 S.

Ein Roman aus dem Weltkrieg! Der erste vielleicht. Sicher aber der erste mit einer gegen den Krieg gerichteten Tendenz. Und diese Tendenz ist es, die uns hier interessiert. Was der Roman als Kunstwerk bedeutet, steht hier nicht zur Erörterung. Als Tendenzstück wirkt er ergreifend, faßt er den Leser im innersten Mark, erweckt er sein Denken. Er schildert uns den Krieg in seiner ganzen Verruchtheit, in seiner Roheit und Stupidität, in seinem wahnwitzigen Widersinn. Man hat das Buch als unpatriotisch bezeichnet; in Deutschland wurde es verboten. Beides ist mir unbegreiflich. Man möchte hier fragen: „Ist denn dem zertret'nen Wurm auch das Krümmen nicht gegönnt." Sieht man denn nicht, daß es der Schmerz eines gequälten Herzens ist, der sich hier Luft macht, der Jammerschrei eines Mannes, der sein Vaterland und die Menschheit liebt, der durch diesen Schrei für die kommende Generation die Hilfe herbeiruft, die für die gegenwärtige gefehlt hat? Gewiß sehen viele das nicht. Jetzt nicht. Aber die Zeit wird kommen, wo Stilgebauers „Inferno" eingereiht werden wird unter den großen Büchern unseres Volks. Unter den Büchern, die mit Herzblut geschrieben wurden. Daß „Inferno" eine ernste und würdige Ehrenbezeugung für das blutende Belgien bildet, erscheint mir erst recht als eine patriotische Tat, die man einst würdigen wird. An einer Stelle bezeichnet der Verfasser das Tagebuch seiner Heldin, der Schwester Irene, als „die grausige Anklageschrift, die sie einem entarteten und entgötterten Jahrhundert in das bleiche Antlitz zu schleudern entschlossen ist". Das kann auch für den Roman gelten. *F.*

Eingegangene Druckschriften.

(Besprechung vorbehalten.)

Bulletin of the Pan American Union. (Washington) April 1916.

Aus dem Inhalt: Work of the International High Commission at Buenos Aires. — Pan American Conference at Buenos-Aires. — Prominent in Pan-American affairs. — usw.

European War, The, The New York Times Current history. A monthly magazine. gr. 8°. New York. May 1916. Published by the New York Times Company, Times Square. Von S. 208 bis S. 398.

Aus dem Inhalt: George Bernard Shaw, The German Case against Germany. — Lily Braun, War and the Duty of Motherhood. — Prof. Dr. J. Jastrow, The future of German Trade. — usw.

Europäische Krieg, Der, in aktenmäßiger Darstellung. Deutscher Geschichtskalender. Februar. 8°. Leipzig 1916. Felix Meiner. Von S. 229—430.

Verlag: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, Zürich.

Novellen von
†Goswina von Berlepsch.

Jakobe.

Eine Gestalt und Geschichte aus dem Zürich von ehedem.
Zweite Auflage. Mit 19 Illustrationen. 191 Seiten. Geb. 3 Fr.

Die vorliegende Erzählung spielt auf zürcherischem Boden. Trägt sie auch lokalen Charakter, der Zürcher und Schweizer besonders anheimeln muss, so wird sie dennoch auch den Nichtschweizer ansprechen. Die Heldin des Stückes, die schlichte, etwas patriotisch-ideal-humoristisch veranlagte wackere und gesinnungstüchtige alte Jungfer, Jakobe Wohlgemut und ihr derber, braver Hausherr, der Küfermeister Kunz, sind zwei gut gezeichnete Persönlichkeiten. In ungezwungener Weise sind in der Erzählung historische Reminiszenzen und Darstellungen aus dem zürcherischen Volks- und Privatleben eingeflochten. Einen besondern Reiz geben der Erzählung die zahlreichen mit Kunstsinn und Verständnis ausgeführten Illustrationen. (Basler Nachrichten).

Der Treubund.

Eine Jugendgeschichte
aus dem vorigen Jahrhundert.

Geb. 4 Fr.

In alter Anhänglichkeit an die Stadt ihrer Jugendjahre lässt die Verfasserin auch in dieser Erzählung Gestalten aus dem Zürich der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts vor uns aufleben. Doch ist der Lokalcharakter nicht so strenge gewahrt, dass die Geschichte nicht auch in einer andern Schweizerstadt sich abspielen könnte. Ein längeres Kapitel führt uns zudem nach München, in dessen Künstlerkreisen die Verfasserin heimisch gewesen ist. Von besonders künstlerischer Wirkung ist die einheitliche Stimmung des Buches. Ein duftiges Frühlingsidyll beim Kloster Fahr bildet den Anfang, ein Herbstidyll auf dem gleichen Boden den Schluss der Erzählung.
(Schweizerische Lehrerzeitung).

An Sonnengeländen.

Sechs Schweizer-Novellen. — Geb. 3 Fr.

Die sechs Erzählungen und Skizzen, die das Büchlein enthält, spiegeln schlichte Menschen und Schicksale des zürcherischen und schweizerischen kleinbürgerlichen Lebens in poetischer Verklärung wieder. Mag die Verfasserin wie in der Novelle „Episode" das Liebesidyll eines jungen Malers mit einer anmutigen Müllerstochter zeichnen, in „Palmkätzchen" den tragischen Verlauf eines jungen, hoffnungsvollen Lebens darstellen, in „Liebe" eine etwas derbkomische Liebesgeschichte, in „Regen" eine Verlobung in der Sommerfrische, in „Vreneli" das von einer Pfarrersfamilie glücklich gestaltete Schicksal eines armen, schwachen Kindes, oder in „Rosen im Schnee" die wehmütige Enttäuschung der Liebe eines alten Mädchens erzählen, stets liegt, den Untertitel des Buches rechtfertigend, milder, warmer Sonnenschein über der Darstellung.
(Neue Zürcher Zeitung).

Diese drei Bücher können den Erwachsenen sowohl wie der reiferen Jugend zur Lektüre warm empfohlen werden.

Die Kriegsursache und die Friedensfrage

von **Eugenio Rignano**

Schriftleiter der Internationalen Zeitschrift „Scientia"

nebst einleitenden Kritiken von Prof. Ludo M. Hartmann (Universität Wien) und Prof. Ramsay Muir (Universität Manchester).
88 Seiten, 8° Format. Preis 1.80.

Der erste Teil dieses im Sommer 1915 italienisch niedergeschriebenen und hier in einer erst kürzlich revidierten deutschen Übersetzung erscheinenden Buches enthält eine eingehende Erörterung der wesentlichen Ursachen des Weltbrandes. Die seinerzeit von Rignano in der „Scientia" veranstaltete Enquete über das nämliche Thema hatte ihm ein wertvolles, von Vertretern der verschiedenen Parteien stammendes Material geliefert, das er hier mit rühmlicher Objektivität ergänzt und zusammenfasst. Im zweiten Teil prüft Rignano die Umstände und Mittel, die imstande sein dürften, Europa auf immer oder doch auf lange hin vor weiteren Kriegen zu bewahren. — Die Schrift hat bereits zwei hervorragende Kritiker gefunden: die Professoren Ludo M. Hartmann (Wien) und Ramsay Muir (Manchester). Ihre vorwiegend kontradiktorischen Ausführungen, die Rignanos Studie vorangesetzt sind, erhöhen den Wert dieses international gearteten Buches. Den Diskussionen, die es bereits enthält und die es voraussichtlich noch hervorruft, kann nur Gutes entspringen.

Ein neuer Gesichtspunkt zur Friedensfrage.

Ein Beitrag zu ihrer Lösung von
Henri Lambert
Fabrikant in Charlerol (Belgien).
Titularmitglied der „Société d'Economie politique" in Paris.
Deutsch von Klara Sokolowsky-Theumann.

38 Seiten, gr. 8° Format. — Fr. —.80.

Der weitblickende belgische Industrielle vertritt in diesen pazifistischen Betrachtungen seine feste Überzeugung, dass der Freihandel mehr und mehr der einzige Friedensstifter sein wird. Der zweite Teil der Broschüre enthält den vom Oktober 1914 datierten offenen Brief Lamberts an den Präsidenten Wilson, worin u. a. die Einberufung einer Konferenz angeregt wird, an der alle Völker der Welt teilnehmen sollten, um eine Konvention zu schliessen, durch welche sämtliche Kolonien dem Freihandel aller Völker eröffnet würden. Diese auch durch ihre objektive Haltung ausgezeichnete Studie verdient reichlich das Interesse der Nationalökonomen und der Friedensfreunde.

Belgien hat sein Schicksal nicht verschuldet.

Eine Antwort auf deutsche Anschuldigungen von
Professor Dr. **Emil Waxweiler,**
Direktor des Solvay-Instituts an der Universität Brüssel und Mitglied der Belgischen Kgl. Akademie.

120 Seiten. 8° Format. Brosch. 2.50, in Lwd. geb. 3.50.

Im ersten Teil des Buches wird die äussere Politik Belgiens von den Anfängen belgischer Unabhängigkeit an skizziert und gezeigt, wie Belgien allen Anfeindungen und Gelüsten gegenüber seine Unabhängigkeit gewahrt hat. Dies ist der Grundgedanke, der sich durch das Ganze zieht: bei der Erörterung der Anklagen, die man gegen Belgien wegen seiner angeblichen Beziehungen zu England und Frankreich erhebt, bei der Rechtfertigung seines Widerstandes, den es der deutschen Note vom 2. August 1914 entgegensetzte oder endlich bei der Untersuchung der Verpflichtungen, die ihm seine permanente Neutralität auferlegte, stets hebt der Autor ausdrücklich hervor, dass Belgien, sowohl aus Ehrgefühl, als zur Wahrung seiner Lebensinteressen seine völlige Unabhängigkeit behaupten musste. Belgien ist nicht, erklärt der Autor, ein künstliches Erzeugnis: es schöpft als unabhängige Nation die Hauptkräfte seines Aufblühens aus seiner eigenen Seele.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Friedenswarte XVIII. Jahrgang 1916.

Heft 1

Bismarcks Werk im Licht der grossdeutschen Kritik. Von Prof. Dr. *Friedrich Wilhelm Förster,* München. — Krieg und Charakterveredlung. Von *H. von Beaulieu.* — Über den Sinn dieses Krieges. Von Graf *Hermann Keyserling.* — Kriegsgewinne grosser Rüstungsunternehmungen in Deutschland. Von Dr. *Oscar Stillich,* Berlin. — Hermann Hesse und „die Pazifisten". — Aus meinem Kriegstagebuch. — Aus der Zeit: Ernst Sieper†. — Berner Studienkongress. — Aphorismen aus den Schriften des Erzherzogs Carl von Österreich. — Einige Beschlüsse von der Hauptversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft. — Literatur und Presse.

Heft 2

Zur Erörterung der Friedensbedingungen. Von einem deutschen Politiker. — Herr v. Bloch und der gegenwärtige Krieg. Von *Alexander Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst.* — Die pan-amerikanische Union und der Friede. Von *John Barrett,* Washington. — Kritisches zu „Mitteleuropa". Von *Franz Mannheimer,* Berlin. — Die Schuld der Frau am Krieg. Von *Elsbeth Friedrichs,* Basel. — Wirkt der Krieg belebend auf die Kunst? Von *Hermann Fernau,* Basel. — Dem Staatsbankrott entgegen. Von *W. Eggenschwyler.* — Krieg und Wissenschaft, Philosophie etc. — und geordnetes Denken. Von Dr. *E. Hurwicz,* Berlin. — Aus meinem Kriegstagebuch. — Aus der Zeit: Neutrale Präliminarien für Friedensverhandlungen. — Ernst Sieper †. — Kurze Mitteilungen. — Literatur und Presse.

Heft 3

Eine Erwiderung an Professor Natorp. — Was „richtet" die Weltgeschichte. Von *Prälat Dr. Paul v. Mathies,* Zürich. — Ein Fundamentalirrtum zeitgeschichtlicher Diskussion. Von *Dr. Edward Stilgebauer,* Zürich. — Eine Friedenskundgebung in Budapest. — Der Wille zur Ignoranz. Von *Paul Bertram.* — Aus den Erinnerungen eines Achtzigjährigen. — Wie weit dürfen unsre Zukunftswünsche sich erstrecken? Von Ministerialrat *Jonkheer Dr. B. de Jong van Beek en Donk,* Haag. — Die Vorbereitung des künftigen Friedens. — Professor Vierkandt über den „wissenschaftlichen Pazifismus". — Das alte und das neue System der Friedenssicherung. — Aus meinem Kriegstagebuch. — Aus der Zeit: *Klas Pontus Arnoldson†.* — Die Österreichische Friedensgesellschaft. — „Würdelos". — Literatur und Presse.

Heft 4

Die Grenze der Vertragstreue im Völkerrecht. Von Hofrat Professor Dr. *Lammasch,* Mitglied des österreichischen Herrenhauses und des Haager Schiedsgerichtshofes. — Französische Frauen für den Frieden. — Letzte Briefe an einen Toten. Von *Annette Kolb,* München. — Weltboykott oder Arbeitsgemeinschaft. — Aus meinem Kriegstagebuch. — Aus der Zeit: Erörterung der Friedensbedingungen. Rechte und Pflichten der Nationen. Wirkt der Krieg belebend auf die Kunst? — Literatur und Presse.

Heft 5

Die völkerrechtliche Literatur der Niederlande. Von Prof. *W. J. M. van Eysinga,* Leiden. — Spanien und die Idee einer Konferenz der Neutralen. Von *Oskar Streit,* Barcelona. — Los von Europa. Von *Walter Eggenschwyler,* Zürich. — Ausgrabungen: Von Münster zu Delcassé. — Ist der Sozialismus ein Ersatz für den Pazifismus? Von Dr. *E. Hurwicz,* Berlin. — Zeitalter des Diplomatischen. Von Dr. *Richard Maximilian Cahén,* Berlin. — Der Krieg Blochs. Von *H. G. Wells.* — Warum liebt man die Deutschen nicht? Von *Herm. Fernau.* — Hugo Haase und der Pazifismus. Von *Elsbeth Friedrichs,* Basel. — Über den Völkerhass. — Aus meinem Kriegstagebuch. — Aus der Zeit: Jean Richepin. — Nachher. — Literatur und Presse.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

HANDBUCH DER FRIEDENSBEWEGUNG

von Alfred H. Fried

Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. 1913

Band 1.: Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung

I. Abschnitt: Die Grundbegriffe der Friedensbewegung. — *II. Abschnitt:* Die realen Grundlagen der Friedensbewegung. — *III. Abschnitt:* Die Organisation des Weltfriedens. — *IV. Abschnitt:* Streitlösung ohne Gewalt. — *V. Abschnitt:* Das Haager Werk.

X und 269 Seiten. **Mk. 3.—**

Band 2.: Geschichte, Umfang und Organisation der Friedensbewegung

VI. Abschnitt: Die Geschichte der Friedensbewegung. (*A.* Bis zum Wiener Kongress. — *B.* Vom Wiener Kongress bis zur ersten Haager Konferenz. — *C.* Von der ersten Haager Konferenz bis zur Gegenwart (1912). — *VII. Abschnitt:* Die Friedensbewegung und ihre Organe. (*A.* Institutionen, Gesellschaften, Stiftungen, Zentralstellen usw., die der Friedensidee dienen. — *B.* „Wer ist's?" des Pazifismus 330 Biographien. — *C.* Führer durch die pazifistische Literatur.) — Sachregister. — Personenregister.

492 Seiten. **Mk. 5.—**

Beide Bände (771 Seiten) in einen eleganten Halbfranzband gebunden Mk. 10.—

DIE FRIEDENS-WARTE

FÜR ZWISCHENSTAATLICHE ORGANISATION

XVII. JAHRG.

1./2. HEFT

HERAUSGEBER: ALFRED H. FRIED

BERLIN-WIEN·LEIPZIG

Aus dem Inhalt:

Die Zukunft des Internationalismus.

Die Vorbereitung des künftigen Friedens.

Vollständiges Inhaltsverzeichnis umstehend.

Die Friedens-Warte erscheint in der Mitte eines jeden Monats und kostet bei direkter Zusendung oder durch den Buchhandel für Deutschland und Oesterreich-Ungarn M. 6,—, für das Ausland M. 6,60. Für kürzere Zeiträume einen entsprechenden Bruchteil des Preises.

Bestellungen, Reklamationen, Zahlungen an die Expeditionsstelle Herren **Paß & Garleb G. m. b. H.** (Postscheck-Konto Berlin 4307), **Berlin W. 57,** Bülowstr. 66.

Für den Buchhandel: Reichenbach'sche Verlagsbuchhandlung, Hans Wehner, Leipzig, Göschenstr 6.

Alle die Redaktion betreffenden Mitteilungen an den Herausgeber **Dr. Alfred H. Fried, Wien I,** Spiegelgasse 4. Telegramm-Adresse: **Interpax, Wien.**

INHALT:

DIE ZUKUFT DES INTERNATIONALISMUS 1

DREI AUFRUFE: I. AN DIE GEISTIGEN FÜHRER ALLER NATIONEN! — II. AN DIE INTERNATIONALEN ORGANISATIONEN. — III. AN DIE FRIEDENSGESELLSCHAFTEN ALLER LÄNDER 3

DIE VORBEREITUNG DES KÜNFTIGEN FRIEDENS: I. DER NIEDERLÄNDISCHE „ANTI-OORLOG-RAAD". — II. KOMITEE ZUM STUDIUM DER GRUNDLAGEN EINES DAUERNDEN FRIEDENSVERTRAGES. — III. KOMITEE „DER EUROPÄISCHE STAATENBUND". — IV. DER RAT DES INTERNATIONALEN FRIEDENSBUREAUS. V. KOPENHAGENER FRIEDENSKONFERENZ DER SOZIALISTISCHEN PARTEIEN ALLER LÄNDER 9

BRIEF AUS DEN VEREINIGTEN STAATEN 13

DIE STELLUNG DES PAZIFISMUS ZUM AKUTEN KRIEG INNERHALB DER NOCH VORHERRSCHENDEN ZWISCHENSTAATLICHEN ANARCHIE 15

PAZIFISTISCHE CHRONIK 15

AUS DER ZEIT 16

Verschiedenes: Friedrich der Große über die Politik der Allianzen. :: Mehr Kenntnis der modernen Friedenskewegung wäre erwünscht. :: Die große Pest. :: Der Krieg als Lehrmeister.

AUS DER BEWEGUNG 17

Außerordentliche Tagung des internationalen Friedensbureaus.

LITERATUR UND PRESSE 18

Besprechungen (Goldscheid. :: Wehberg. :: Wehberg. :: Die Ethische Rundschau. :: Die internationale Rundschau. :: Das Forum. :: The New York Times). :: Eingegangene Druckschriften. :: Fachpresse.

Januar/Februar 1915.

Die Zukunft des Internationalismus.

Wie sich die Völker nach dem Kriege in ihrem wechselseitigen Verkehr miteinander abfinden werden, wie mit ihrer bereits so weit entwickelt gewesenen Zusammenarbeit, das ist es, was die Geister heute schon beschäftigt. Man bezeichnet diese Zusammenarbeit mit einer gerade jetzt sehr gefährlich erscheinenden Terminologie als Internationalismus. Arg diskreditiert, wie diese Bezeichnung stets war, ist es nicht sehr ratsam, sie gerade jetzt in der Zeit nationaler Erregung anzuwenden. Diejenigen, die dabei an Verbrüderung, an „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt" denken, werden entsetzt auffahren, wenn sie solch ein Wort hören. Aber es ist das kürzeste zur Deckung des Begriffes, deshalb müssen wir es anwenden. Vielleicht finden wir später ein anderes. Der Internationalismus, von dessen Zukunft wir hier sprechen wollen, hat nichts mit Liebe zu tun, nichts mit Verbrüderung. Er ist kalte Vorteilsberechnung. Arbeitsteilung über die Landesgrenzen hinaus aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Es ist nicht Stimmung, die dazu nötig ist, sondern ein Bleistift und ein Blatt Papier.

Wenn wir das Ding so definieren, können wir ruhiger an die Beantwortung der Frage über die Zukunft des Internationalismus herangehen, als dies bisher geschehen, und wir dürften dabei auch zu praktischeren Ergebnissen kommen. Die Männer, die sich bis jetzt mit dieser Frage bei uns befaßten, haben zuviel von Stimmungen gesprochen. Professor v. Liszt spricht in einem Artikel („Die Krisis des Internationalismus" im „Berliner Tageblatt", 13. Jan. 1915) folgenden Satz aus: „Wie oft hat man, von Gneist bis Adickes, weit über das Gebiet des Strafrechts hinaus auf das englische Vorbild hingewiesen, um für die Mängel deutscher Einrichtungen geeignete Abhilfe zu finden. Und nun stelle man sich vor, daß in den nächsten Jahren einer von uns die Nachbildung eines englischen Rechtsinstituts zu empfehlen den Mut hätte. Mit aller Bestimmtheit kann man voraussagen, daß der Vorschlag einen Sturm nationaler Entrüstung hervorrufen und von der Reichsregierung wie vom Reichstag mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden würde. Schon heute werden Stimmen laut, die das Schwurgericht oder den Parlamentarismus mit dem einfachen Hinweis darauf zu bekämpfen versuchen, daß das eine wie der andere aus dem gehaßten England stamme. Jahre werden vergehen, bis das anders wird, bis die „internationale Stimmung" wiederkehrt."

Das ist Gefühls-Internationalismus, der heute begreiflich erscheint, aber für die Zukunft keinerlei Gefahren in sich birgt. Denn so werden sich die Dinge nie gestalten. Wir brauchen uns nur auf Goethe zu berufen, um jene Klippen glücklich zu umschiffen: „Selbst erfinden ist schön, doch glücklich von andern Gefund'nes, nennst Du das weniger Dein?" Niemals wird ein „Sturm nationaler Entrüstung" hervorgerufen werden, wenn irgendeiner die Nachahmung oder Anpassung einer nützlichen Einrichtung vorschlagen wird, die von den Engländern ausgegangen ist oder dort nützlich angewandt wird. Man muß solchen Gedanken nur zu Ende denken. Wollen wir alles, was von der andern Seite des Kanals kam, ablehnen? Dann dürfen wir nicht nur Parlament und Schwurgericht ablehnen, nicht nur die Formen der Demokratie, sondern auch den Tabakkonsum, den ein Engländer eingeführt hat, die Kartoffel, die ein Engländer nach Europa brachte, das Gaslicht, die hygienischen Einrichtungen der Kanalisation, die Pockenimpfung usw.

Und ich möchte nur fragen, ob wir nicht schon von dem Gesichtspunkte der nationalen Verteidigung aus eine solche Behauptung als gänzlich unhaltbar beseitigen sollten. Werden etwa unsere Militärtechniker irgendeine neue Waffe ablehnen, weil sie aus England kommt? Gewiß nicht! — Aber dann wollen wir doch nicht nur bloß für die militärischen Früchte der englischen Kultur eine Ausnahme machen, sondern auch von den bürgerlichen Nützlichkeiten uns vorbehalten, das anzueignen, was uns frommen wird.

Der frühere österreichische Justizminister Dr. Franz Klein, der sich mit diesem Thema in einem Artikel in der „Deutschen Revue" (Dez. 1914) befaßte, spricht vom „gesellschaftlichen Internationalismus", der stark erschüttert sein wird nach dem Kriege. Und v. Liszt pflichtet ihm bei mit der Begründung, daß gerade die Intellektuellen an dem Kriege so leidenschaftlichen Anteil genommen haben. Das wird kein Grund sein, nach dem Kriege die Schäden der Leidenschaft auch auf diesem Gebiete auszubessern. Wir werden nicht nur die zerstörten Städte wieder herstellen, sondern auch die Beziehungen der Einzelnen, und zuerst die Beziehungen der Intellektuellen. Auch sie werden Frieden schließen müssen. Nach dem Kriege werden doch auch die diplomatischen Beziehungen der Staaten wieder aufgenommen werden, und ich sehe nicht ein, daß das, was die Regierung tut, nicht auch die Universitäten, die Akademien, die einzelnen Gelehrten und Künstler werden tun können. Schon deshalb nicht, weil, wie ich hoffe, nach dem Kriege gewisse neue Einsichten zutage treten werden, die die geistigen Führer zuerst erfassen dürften. Es zeigen sich schon jetzt einige Symptome, die bekunden, daß der Furor der Intellektuellen vom Beginn des Krieges einer bessern Einsicht Platz zu machen sucht. So hat es die österreichische geographische Gesellschaft abgelehnt, ihre Mitglieder aus den gegnerischen Ländern zu streichen, und in Rußland haben Gelehrte gegen eine derartige Absicht der kaiserlichen Akademie, anscheinend mit Erfolg, protestiert. Man täuscht sich übrigens sehr über die Vergangenheit, wenn man die gesellschaftlichen Beziehungen nach einem Kriege als für lange Zeit zerrüttet ansieht. In den Memoiren Hohenlohes kann man es nachlesen, wie groß und rege schon unmittelbar nach dem Deutsch-Französischen Kriege die Beziehungen des deutschen Botschafters in Paris zu der französischen Gesellschaft waren. Und aus meinem eigenen Betätigungskreise kann ich es bestätigen, daß die Beziehungen der Pazifisten aus den feindlichen Ländern, von denen jetzt sogar viele unter den Waffen stehen, durch den Krieg nur wenig oder fast gar nicht gelitten haben. Wenn man Jahrzehnte miteinander für eine bestimmte Sache gearbeitet hat, kann der Krieg keine dauernde Kluft zwischen den Menschen reißen. Vielleicht werden die Bankette auf den Kongressen etwas leiden. Das wäre kein Schade. Die ernste Arbeit wird sicher nicht beeinträchtigt werden. Die sportlichen Wettspiele werden wahrscheinlich nur langsam wieder herzustellen sein, aber die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Verkehrs, der Gesundheitspflege und der sozialen Kultur ist unmöglich, nur einen Tag auszusetzen. Nicht aus Liebe, sondern aus Notwendigkeit.

Es wird nützlich sein, den Willen zur internationalen Mitarbeit bei uns deutlich zum Ausdruck zu bringen. Das Gegenteil wäre unklug und würde zu einer Schädigung der nationalen Interessen führen. Wenn sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn schmollend beiseite halten wollten, was würde geschehen? Von 44 Staaten, die die internationale Gemeinschaft bilden, würden zwei fehlen, und die übrigen 42 würden diese Arbeit fortsetzen. Denn es liegt kein Grund zur Annahme vor, daß die Neutralen aus Liebe zu den beiden Zentralmächten diese Zusammenarbeit mit der andern kriegführenden Gruppe aufgeben würden. Es könnte so etwas wie eine geistige und wirtschaftliche Einkreisung eintreten, die durch die eigene Auskreisung nur gefördert werden würde. Man wird zugeben, daß dies höchst töricht wäre. Deshalb sollte man schon von Anfang an keinen Standpunkt einnehmen, den man sehr bald unter dem Zwang der Verhältnisse wieder wird aufgeben müssen. Der Haß, der jetzt als Waffe dient, muß nach dem Kriege mit den übrigen Waffen zurückgestellt werden, weil er das friedliche Leben ebenso schädigt, wie er im kriegerischen Leben von Vorteil sein mag. Es bleibt für uns nichts anderes übrig, als unmittelbar nach dem Kriege unzweideutig zu betonen: Wir werden mittun. Mittun aus Klugheit, im Bewußtsein unserer Berechtigung und in Erkenntnis unseres Vorteils. A. H. F.

Drei Aufrufe.

In seiner am 6. und 7. Januar stattgehabten außerordentlichen Sitzung hat der Rat des Internationalen Friedensbureaus in Bern nachstehende drei Aufrufe beschlossen:

I.

An die geistigen Führer aller Nationen!

Ein halbes Jahr des Krieges ist nun über das alte Europa dahingegangen. Noch immer türmt sich aus den Leibern der erschlagenen Jugend aller Völker Hügel auf Hügel, wandeln sich die Stätten der Arbeit und der Kultur weiter zu Schutt und Ruinen. Millionen, die vor wenigen Monaten noch in Fleiß und Gesundheit die Werke des Friedens betrieben und in Glück und Zufriedenheit geschafft haben, sind dem Leben entrissen worden, siechen als Kranke oder Krüppel dahin oder dämmern in Elend und Verzweiflung. Die Hoffnungen, die die Menschheit vor wenigen Jahren erfüllten, als sie die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts überschritt, scheinen vergessen zu sein. In Haß und Erbitterung getaucht ist ihr Sinnen nur auf Vernichtung gerichtet, auf rücksichtsloses Zertrümmern alles dessen, was ihr noch gestern als heilige Attribute einer fortgeschrittenen Zeit erschienen ist.

Und dennoch! Mitten durch diese blutige Finsternis zieht sich ein leichter Schimmer, ein leises Hoffen, der noch verschwommene Gedanke, daß ein Tag erscheinen wird, wo all dieser Jammer beendet, wo die Vernunft wieder zur Herrschaft, die Menschheit wieder zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt sein wird.

Wir wissen heute noch nicht, wann dieser Tag kommen wird, daß er kommen muß, das wissen wir.

Den Gedanken an diesen Tag wachzuhalten, ist heute in noch höherem Sinne Menschlichkeit, als das Heilen der geschlagenen Wunden. Ihn vorzubereiten, ist die heiligste Pflicht, die Menschen in dieser Zeit des Fieberwahns obliegt.

Und Euch, Ihr Männer des Wissens und des Könnens, Ihr geistigen Führer der Menschheit, die Ihr berufen seid, die Fahne der Kultur hochzuhalten und sie, wie es Eure Vorgänger getan, auch in den finstersten Zeiten rein zu halten, Euch obliegt diese Pflicht! Diese heilige, diese unendlich bedeutungsvolle Pflicht, die in solcher Schwere höchstens in Jahrhunderten einmal auferlegt wird.

Erkennet sie!

Die Völker stehen sich heute erbittert und haßerfüllt gegenüber, bestrebt, sich gegenseitig zu zerfleischen. Sie vermögen ihre Zusammenhänge nicht mehr zu erkennen und wollen nichts wissen von ihnen. Aber Ihr, Ihr Priester der Wissenschaft und der Kunst, Ihr Lehrer der Völker, Ihr Forscher und Finder, Ihr kennt diese Zusammenhänge und wisset, daß, wenn der Fieberwahn des Krieges vorüber ist, ein ehernes Gesetz diese, die sich heute zerfleischen, wieder dazu treiben wird, sich zu suchen.

Dieses Wissen legt Euch eine hohe Verantwortung auf, und wenn Ihr sie vernachlässigt, müßt Ihr gewärtig sein, daß die Stunde kommt, wo die aus tausend Wunden blutende Menschheit von Euch Rechenschaft fordern wird.

Seid dieser Verantwortung eingedenk!

Haltet Euch bereit, diese große Aufgabe zu erfüllen!

Nicht, daß es Eures Amtes wäre, für die Beendigung des Krieges einzutreten, zum Frieden zu mahnen. Das liegt nicht in Eurer Gewalt. Es liegt in der Macht der Menschheit, Kriege zu vermeiden; aber den einmal entfesselten Krieg vorzeitig abzukürzen, liegt jenseits ihrer Kraft. Euch bleibt nichts anderes übrig, als Euch rein zu halten von den Schlacken des Hasses. Ihr sollt heute nicht rechten und hadern, nicht anklagen und beschuldigen. Wenn Euer Herz noch so voll davon ist, schweigt! Wollt Ihr aber reden, so müßt Ihr die Gedanken der Gemeinschaft vertreten, in der Ihr gelebt habt und in der Eure Arbeit, Eure Wissenschaft, Eure Kunst groß geworden sind. Der Tag muß ja kommen, an dem diese Gemeinschaft wieder aufgenommen wird. Dann wird alle jene, die sie jetzt verleugnet oder gar geschmäht haben, ein Gefühl der Beschämung beschleichen. Erspart es Euch und Eurem Volke. Bleibt Eurer Friedensidee treu, damit Ihr fähig seid, an dem Werke der Verbindung mitzuarbeiten, das Eurer nach dem Kriege harrt! Seid die Brückenköpfe, die intakt erhalten bleiben müssen, damit die Brücken, die heute allerorten gesprengt wurden, wieder hergestellt werden können.

Ihr seid in einem Irrtum befangen gewesen, als Ihr geglaubt habt, auch Ihr müsset Euch an dem Kriege der Heere beteiligen. Die heiligen Gefühle, die Euch zu diesem Irrtum verleitet haben, werden verstanden werden. Begreift aber jetzt, daß

Unheil in diesem Irrtum liegt, und streift ihn ab. Verstehet, daß für Euch die Menschheit über den Nationen stehen muß, daß Ihr nur dadurch Eurer Nation dient, indem ihr der Menschheit dient. Verstehet, daß Ihr die Hohepriester seid, die berufen sind, inmitten dieses Chaos die Ordnung und Gesittung vorzubereiten für den Tag des Friedens.

An jenem Tage wird Eure Zeit gekommen sein! Dann werdet Ihr mit Euren Worten und Taten die Wunden heilen helfen, die heute bluten.

II.

An die internationalen Organisationen!

Der Rat des Internationalen Friedensbureaus hat in seinen Sitzungen vom 6. und 7. Januar 1915 beschlossen, sich an alle internationalen Organisationen zu wenden, um ihre Hilfe und Mitarbeit zu erbitten.

In dieser Stunde der Trauer und der Sorge ist es in der Tat von Bedeutung, daß jene, die für die Annäherung der Menschen und der Völker, ungeachtet politischer Grenzen, auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Moral, der Industrie und des Handels tätig gewesen sind, nicht verzweifeln. Sie müssen sich vielmehr unverdrossen um die Aufrechterhaltung des Werkes, dem sie sich gewidmet haben, bemühen, und müssen die internationalen Beziehungen, die sie gefördert und geschützt haben, so eng wie möglich erhalten.

Die jammervollen Ereignisse, die Europa in ein Meer von Blut und Feuer getaucht und den Krieg bis nach Asien und Afrika getragen haben, bilden zum Glück kein unübersteigliches Hindernis für den Austausch der Ideen und Hoffnungen. Sobald der furchtbare Konflikt, der heute die Welt entsetzt, beendet ist, werden die Beziehungen zwischen Personen, die den verschiedensten Nationen angehören, mit Notwendigkeit wieder aufgenommen werden. Die Bedürfnisse, die den Menschen die Pflege ihrer internationalen Beziehungen aufgenötigt haben, werden sich von neuem fühlbar machen; sie haben nicht vernichtet werden können[1]).

[1]) Die Generalversammlung des Internationalen Landwirtschaftlichen Instituts hat am 31. Oktober 1914 in Rom getagt, und alle kriegführenden Länder waren dort vertreten. In Brüssel haben schon Mitte August die Leiter der internationalen Gesellschaften, die dort ihren Sitz haben, eine Zusammenkunft gehalten, in deren Verlauf sie sich einmütig gewillt zeigten, ihre Arbeit fortzusetzen. Eine ähnliche Zusammenkunft soll nächstens im Haag stattfinden.

Alle jene, die sich bisher der Aufgabe gewidmet haben, Menschen aller Nationen und aller Rassen zu einer für den Fortschritt und das gemeinsame Wohl unentbehrlichen Arbeitsgemeinschaft zu vereinigen, sind verpflichtet, bei ihrem Werk auszuharren und es mit aller Energie weiter zu verfolgen. An dem Tage, an dem der Friede geschlossen wird, müssen alle Kräfte, die zur Beruhigung der Leidenschaften beitragen können, lebendig und wirksam sein. Die heilige Aufgabe, Mißverständnisse zu beseitigen und Vorurteile zu zerstreuen, obliegt ihnen in ganz besonderem Maße, mehr als andern. Sie müssen durch ihr Beispiel den Menschen und den Regierungen zeigen, daß es Gesamtinteressen gibt, die alle Gefühle des Hasses, der Rache und der Vergeltung überwinden. Sie müssen gewissermaßen den beredten Beweis dafür geben, daß der Krieg nur ein widernatürlicher und krankhafter Ausnahmzustand der menschlichen Gesellschaft ist, und daß ihre Bemühungen vielmehr der natürlichen und notwendigen Entwicklung der Völker entsprechen.

Umsonst werden einzelne nationale Verbände ihren Austritt aus internationalen Vereinigungen, denen sie angehörten, erklärt haben. So bedauerlich diese Fahnenflucht ist, die Vereinigungen werden fortfahren zu bestehen und sich zu entwickeln. Jene, die das gemeinsame Werk im Stich gelassen haben, werden die Ersten sein, die darunter leiden, ja, sie werden allein darunter leiden. Umsonst werden sie sich bemüht haben, eine Entwicklung zu hemmen, deren Stärke den Willen einer jeden Minorität, so mächtig sie sein mag, überragt.

Wenn in einer hoffentlich nahen Stunde die Friedensverhandlungen beginnen, so rechnen wir darauf, daß die Leiter der internationalen Vereinigungen bei ihren Mitgliedern die Vorschläge unterstützen, die dahin zielen, für die Zukunft eine Wiederkehr des schrecklichen Dramas, an dem wir als Zuschauer oder unfreiwillige Mitspieler teilnehmen, zu verhüten. Nur wenn die gesamte öffentliche Meinung sich möglichst einstimmig auf diese Vorschläge einigt, kann ein Zustand geschaffen werden, begründet auf eine Organisation, die imstande ist, internationalen Konflikten vorzubeugen oder solche durch friedliche Mittel zu lösen.

Wie bescheiden das Sondergebiet auch sein mag, auf das sich die Aufgabe einer internationalen Vereinigung erstreckt, so bildet sie gleichwohl ein Glied in der Kette,

die die Völker miteinander verbindet, und sie kann nur leben und gedeihen in einer Atmosphäre internationaler Solidarität und des Friedens.

Wir sind überzeugt, daß Sie, so viel an Ihnen ist, werden teilnehmen wollen an der Begründung eines notwendigen Zeitalters der Eintracht und des Einvernehmens, in deren Schutz sich eine ungeahnte Blüte internationaler Arbeitsgemeinschaft entfalten wird zum Segen der gesamten Menschheit.

III.

An die Friedensgesellschaften aller Länder.

Der Rat des Internationalen Friedensbureaus ist am 6. Januar 1915 in Bern zu einer Sitzung zusammengetreten und hat beschlossen, sich an die Friedensfreunde der ganzen Welt zu wenden, um ihnen Rechenschaft abzulegen über seine eigene Haltung und über die Lage des Pazifismus.

Es ist nicht nötig, daß wir zu unsern Freunden sprechen über diesen verbrecherischen Krieg und seine Schrecken. Wir sind alle einig in dem gleichen Gefühl des Abscheus, und was wir ausdrücken möchten, geht über alle Worte.

Wir sind auch einig in der Verurteilung der Verletzungen des Völkerrechts, die diesen Krieg vom ersten Tage an bis heute begleitet haben. Gleichwohl haben wir davon abgesehen, unsere Verurteilung in einem feierlichen Protest kund zu tun. Neben Verletzungen des Völkerrechts, bei denen Tat- und Rechtsfragen wenigstens in der Hauptsache klar liegen, stehen andere, bei denen beide hart umstritten sind. Es ist auch einleuchtend, daß die Pazifisten in den kriegführenden Ländern nicht alle die Sprache führen können, die von anderen Seiten gefordert wird. Wir hätten deshalb nicht mit der Autorität eines einstimmigen Beschlusses sprechen können, oder hätten Abschwächungen vornehmen müssen, die niemanden befriedigt hätten. Die Aufgaben, die vor uns liegen, sind so gewaltig, daß sie unsere ungebrochene einige Kraft erfordern.

Wir sind weiter einig in dem Wunsche, den Frieden so bald wie möglich hergestellt zu sehen. Gleichwohl haben wir den in unserer Mitte gestellten Anträgen, uns mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit zu wenden oder die neutralen Regierungen durch Vermittlung des schweizerischen Bundesrates um gewisse Schritte zu ersuchen, keine Folge gegeben. Man kann zweifeln, ob es überhaupt unsere Sache ist, in den einmal entbrannten Krieg eingreifen zu wollen. Entscheidend für unsere Zurückhaltung aber war die Besorgnis eines Teiles unserer Freunde, es sei zurzeit leider unmöglich, einen Frieden zu erreichen, der unsern Forderungen entspricht und die Bedingungen der Dauer in sich trägt. Mit einem Frieden aber, der nur ein Waffenstillstand wäre, nur ein Atemholen für einen zweiten, vielleicht noch furchtbareren Krieg, wäre weder der Menschheit noch unserer Sache gedient. Auch werden die neutralen Mächte durch den Krieg so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß sie sicherlich — auch ohne unserer Mahnung zu bedürfen — den ersten günstigen Moment zu einer Vermittlung benützen werden.

Für diesen Moment aber müssen wir bereit sein.

Sobald ernsthafte Friedensverhandlungen beginnen, wird die große Stunde des Pazifismus geschlagen haben.

Die Notwendigkeit, unsern Ideen Kraft und praktischen Einfluß zu gewähren, wird sich dann mit zwingender Gewalt vielen aufdrängen, die bisher von uns nichts gewußt haben oder nichts haben wissen wollen.

Wohl gibt es Kurzsichtige, Kleingläubige und Zweifler, die — je nach ihrer Stellung zum Pazifismus — fürchten oder höhnen, dieser Krieg habe den Pazifismus Lügen gestraft und für alle Zukunft vernichtet. Das Gegenteil ist richtig. Man verwechselt Hoffnungen und Ueberzeugungen. Wohl sind wir in unsern Hoffnungen grausam enttäuscht, aber nicht in unsern Ueberzeugungen. Nicht unsere Lehren, sondern die unserer Gegner haben elend Schiffbruch gelitten.

Was ist es, das wir gefordert haben? Eine Sicherung des Friedens durch internationale Organisation, gegründet auf die Herrschaft des Rechtes, auf Pflege der gemeinsamen Interessen aller Völker und auf die Ausbildung einer internationalen brüderlichen Gesinnung. Wir haben dafür wenig Gehör gefunden. Wohl sind die Anfänge einer internationalen Organisation und einer internationalen Rechtsordnung geschaffen worden. Aber dann ist man stehen geblieben. Man hat sich geweigert, die Rechtsgarantien zu vollenden; man hat Verletzungen des internationalen Rechtes auf die leichte Achsel genommen; man hat weiter rücksichtslos die Interessen der Völker gegeneinander ausgespielt; man hat die nationalen Vorurteile und Leidenschaften ge-

schürt; man hat gewissenlos mit dem Gedanken eines notwendig kommenden Krieges gespielt.

Was ist es, das unsere Gegner uns entgegengehalten haben?

Der europäische Friede sei in sicherer Hut der Regierungen und Diplomaten; er beruhe auf dem System der Allianzen und auf den Rüstungen, von denen uns immer wieder versichert wurde, sie seien dazu bestimmt, den Frieden zu sichern — „si vis pacem para bellum" wurde zum Ueberdruß wiederholt —; und wenn wirklich ein Krieg komme, so sei durch Verträge, durch musterhafte Organisationen und durch die Wunder der modernen Wissenschaft dafür gesorgt, ihn zu humanisieren. Wir haben diese Lehren bekämpft. Wir haben Anklage erhoben gegen die Gefahr eines Regierungssystems und einer Diplomatie, die das Schicksal ganzer Völker in die Hände weniger Personen geben; wir haben Anklage erhoben gegen das System der geheimen Verträge, in denen die wichtigsten Verpflichtungen übernommen werden, ohne daß die Völker auch nur erfahren, wie mit ihrem Schicksal gespielt wird; wir haben Anklage erhoben gegen das System der Allianzen, durch das die Rivalitäten verschärft und die Konflikte erweitert werden; wir haben Anklage erhoben gegen das System der Rüstungen und gegen die stete Steigerung derselben, die gleichbedeutend ist mit der Steigerung gegenseitigen Mißtrauens und mit der Steigerung der Kriegsgefahr; wir haben Anklage erhoben gegen die gefährliche Täuschung, den Krieg humanisieren zu können.

Wer hat nun Recht behalten? Ueber die Umstände, die den Krieg unmittelbar veranlaßt haben und über die Verantwortlichkeit einzelner Personen mag man streiten. Das Dokumentenmaterial reicht nicht überall aus, und wir alle sind auch nicht unbefangen genug, um ein objektives neutrales Urteil fällen zu können. Aber über gewisse tiefer liegende, allgemeine Ursachen besteht Klarheit. Die Nichtachtung des internationalen Rechtes, die rücksichtslose Interessenvertretung, die systematische nationale Verhetzung, das leichtfertige Gerede von dem unvermeidlich kommenden Kriege, die Tätigkeit einer im verborgenen arbeitenden Diplomatie mit ihren geheimen Verbindlichkeiten, das System der Allianzen und Gegenallianzen, die unaufhörliche Steigerung der Rüstungen, das dadurch wachgehaltene und verstärkte Mißtrauen — das sind die Umstände, die zum Kriege getrieben, die Kräfte des Widerstandes geschwächt und schließlich die ganze Welt in Flammen gesetzt haben. Der Krieg aber, der jetzt geführt wird, das ist wohl der „humanisierte" Krieg? Barbarischer ist er in seinen Methoden, zerstörender in seinen Wirkungen, als jemals ein Krieg zuvor.

In die Lehren, die wir gepredigt, in die Anklagen, die wir erhoben haben, stimmen deshalb heute Millionen ein, die früher für uns unzugänglich waren. In jedem Soldaten, der aus der Front, erfüllt von Grauen vor dem Erlebten, zurückkehrt, in jeder Familie, die den Jammer des Krieges erfahren, erwachsen uns neue Mitkämpfer.

Aus diesem entsetzlichen Kriege muß deshalb der Pazifismus als Triumphator hervorgehen.

Seine erste Aufgabe ist es, den Friedensschluß so zu gestalten, daß er einen wirklich dauernden Frieden verbürgt und nicht den Keim neuer Kriege in sich trägt. In diese Forderung stimmen heute so ziemlich alle ein. Auch die Chauvinisten aller Länder gebrauchen fast die gleichen Worte; nur verbinden sie damit die ausschweifendsten Vorstellungen von der Niederwerfung des Gegners. Klärung tut hier not. Wir wollen keine Zweideutigkeiten.

Niemand kann heute übersehen, unter welchen Verhältnissen der Friedensschluß erfolgen wird: ob es Sieger und Besiegte geben wird, oder ob allgemeine Erschöpfung beider Teile dem furchtbaren Blutvergießen schließlich ein Ende setzen wird. Aber so viel ist unter allen Umständen klar: Soll der Friede Gewähr der Dauer in sich tragen, so muß er zwei Bedingungen erfüllen: Es darf erstens der Sieger, wer es auch sei, dem Besiegten nicht Bedingungen aufzwingen, die als unerträgliche Demütigung oder als unerträgliche Fesseln empfunden werden und mit dem freien Selbstbestimmungsrecht der Völker unvereinbar sind; denn solch ein Friede müßte notwendig zu einem neuen Kriege führen; so sehr kann kein Besiegter geschwächt werden, daß er nicht Verbündete finden könnte, um mit deren Hilfe das Glück der Waffen aufs neue zu versuchen. Der Friedensvertrag muß zweitens nach Möglichkeit die Ursachen beseitigen, die bisher den Frieden gefährdet und zu dem jetzigen Kriege geführt haben.

Wir haben versucht, in knapper Form die Forderungen zusammenzutragen, die wir

bei den künftigen Friedensverhandlungen geltend machen müssen.

1. An erster Stelle müssen wir fordern, daß die neutralen Mächte an den Friedensverhandlungen teilnehmen, schon, weil ihre Interessen mit im Spiele sind und weil die Vereinbarungen, die den dauernden Frieden sichern sollen, um wirksam zu sein, die ganze Welt umfassen müssen.

2. Für die Friedensbedingungen, auch soweit sie direkt nur die kriegführenden Mächte berühren, steht an erster Stelle die Forderung: Wahrung des Rechtes der Völker über sich selbst frei zu verfügen; keine Annexionen ohne vollkommen freie Zustimmung der Bevölkerung; in allen national gemischten Staaten Gewährleistung für die Rechte der nationalen Minderheiten.

Dazu gesellen sich die Forderungen, die Gegenstand von Vereinbarungen unter allen Mächten sein müssen. Sie sind grundsätzlich festzulegen, sogleich im Friedensvertrag und im einzelnen auszugestalten auf einer sich unmittelbar anschließenden Konferenz, die als dritte in der Reihe der Haager Konferenzen das Werk der beiden ersten fortzuführen hat.

3. Es ist eine internationale Staatenorganisation zu schaffen mit permanenten gemeinsamen Vertretungskörpern und von Vollzugsorganen und mit einer permanenten internationalen Gerichtsbarkeit für alle unter den Mächten sich ergebenden Streitigkeiten.

4. Die Rüstungen haben eine weitgehende, allgemeine, vertragsmäßig festgelegte und unter internationale Kontrolle gestellte Herabsetzung zu erfahren; die gesamte Rüstungsindustrie ist zu expropriieren.

5. Die Diplomatie aller Länder ist unter die Kontrolle der Parlamente und der Oeffentlichkeit zu stellen; Verträge, die nicht veröffentlicht werden und nicht in allen beteiligten Staaten die Zustimmung der Volksvertretungen erhalten, sind eo ipso null und nichtig.

6. Alle Offensiv- und Defensivbündnisse sind verboten.

7. Für alle Kolonien sämtlicher Mächte ohne Unterschied gilt der Grundsatz der „offenen Tür"; kein Staat darf dem andern ein bestimmtes Zollsystem aufnötigen; die Entwicklung zum Freihandel ist durch internationale Vereinbarungen über die Begrenzung von Schutzzöllen zu begünstigen.

8. Zum Schutze der Eingeborenen in den Kolonien und anderer unselbständiger Völker sind internationale Vorschriften zu vereinbaren.

9. Den öffentlichen Einrichtungen und der Ehre eines jeden Volkes ist gegen Verleumdungen im Auslande ein international vereinbarter und durch internationale Justiz gesicherter strafrechtlicher Schutz zu gewähren.

Daß die Durchführung dieser Forderungen im einzelnen mancherlei Schwierigkeiten bietet, sind wir uns wohl bewußt. Unseren Vereinen und deren Mitgliedern empfehlen wir, die Fragen in der nächsten Zeit, bis der Augenblick der praktischen Anwendung kommt, zu studieren. Es wird dann Gelegenheit sein, mit genauer ausgearbeiteten Vorschlägen im Namen des Pazifismus aufzutreten.

Die Friedensgesellschaften dürfen sicher sein, daß wir Pazifisten nicht allein stehen werden, wenn wir bei den Friedensverhandlungen diese Forderungen vertreten. Wir werden Verbündete haben in Regierungen neutraler Mächte, in großen politischen Organisationen und in den vernünftigen Leuten aller Schichten und aller Nationen. Zahlreich sind schon heute, auch außerhalb unserer Kreise, die Stimmen, die fordern, daß der Friede, der diesen Krieg beendigt, nicht ein Friede sein dürfe wie andere mehr, sondern daß er eine neue Organisation der Welt — nicht nur Europas — bringen müsse, um zu bewirken, daß dieser entsetzlichste aller Kriege auch der letzte gewesen sei.

In der Zwischenzeit, bis die Friedensverhandlungen beginnen, bietet sich uns Pazifisten eine weitere Aufgabe, die im Augenblick undankbar erscheinen mag, mancherlei Opfer und persönlichen Mut erfordert, die aber auch ihren Lohn in sich tragen wird.

In dem Strom von Haß und Verhetzung, von Lügen und Verleumdungen, der wie eine Schlammlawine das öffentliche Leben überschwemmt, sollen wir aufrecht bleiben als die Vertreter der internationalen Gemeinschaft, der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Jeder von uns hat Pflichten, zu erfüllen gegen sein Land. Das ist kein Hindernis für Erfüllung der Menschheitspflichten. Jeder von uns ist voll Empörung über die Greuel der Kriegführung; aber ehe wir diese unsere Empörung als Angehörige unseres Volkes gegen ein anderes Volk wenden, sollen wir uns fragen, ob wir nicht vielmehr den Krieg als solchen anzuklagen haben. Wir sollen uns widerstandsfähig zeigen gegen die Einseitigkeiten der Berichterstattung, unter der wir alle, besonders in den kriegführenden Ländern, leiden, wider-

standsfähig gegen die wilden Phantasien, die noch üppiger wuchern wie die Lügen, widerstandsfähig gegen die Kriegmentalität, die Millionen unfähig macht, richtig zu beobachten und Beobachtetes oder Erzähltes richtig wiederzugeben, widerstandsfähig gegen die Einflüsterungen des Hasses in unserer Umgebung. Wir sollen nicht vergessen, wie wir zu Friedenszeiten voneinander und von den jetzt Krieg führenden Völkern gedacht haben, und sollen überlegen, daß das in Ruhe und Frieden gewonnene Urteil wahrscheinlich besser begründet war als jenes, das jetzt aus Leidenschaft, Haß und Erbitterung geboren wird. Wir haben die Pflicht, in den Grenzen dessen, was wir zu erkennen vermögen und unsere Ueberzeugung gebietet, bei unserm eigenen Volk die Anwälte der Gegner zu sein und nicht die Ankläger. Für deren Geschäft finden sich andere leider mehr als genug. Und wenn wir — wie es unser gutes Recht und vielleicht unsere Pflicht ist — das eigene Volk gegen unbillige Beschuldigungen verteidigen, so sollen wir acht geben, in den Grenzen der Wahrheit zu bleiben und der Leidenschaft nicht Raum zu geben. Gar mancher, der bisher im internationalen Kulturleben hoch und gerühmt dastand, hat heute die Probe nicht bestanden. Der Einfachste und Bescheidenste in unsern Reihen kann jetzt eine solche Berühmtheit beschämen; er braucht nur wahrhaft Pazifist zu bleiben.

Auch wenn wir uns so dem Hasse und der Zerstörung aller internationalen Beziehungen entgegenwerfen, helfen wir den künftigen Frieden und die Wiederaufnahme normaler Beziehungen nach Friedensschluß vorbereiten. Der Rat hat sich in diesem Sinne mit Aufrufen an die geistigen Führer aller Nationen und an die internationalen Organisationen aller Lebensgebiete gewandt.

Um unsere Aufgaben im gegebenen Moment richtig erfüllen zu können, müssen wir unsere eigenen Organisationen aufrechterhalten. Das internationale Friedensbureau selbst wird dazu, soweit es an ihm ist, beitragen. Unsere Zeitschrift soll, allerdings in bescheidenem Rahmen, weiter erscheinen, trotz der finanziellen Schwierigkeiten, die der Krieg verursacht hat. Sie soll die Dokumente, nicht des Krieges, wohl aber des Pazifismus, während des Krieges darbieten und der Vermittlung zwischen den nationalen Organisationen unserer Bewegung dienen. Wir werden versuchen, sie streng neutral zu halten. Sollte das einmal nach Meinung von Lesern nicht gelingen, so möge man Nachsicht üben und an dem guten Willen nicht zweifeln.

Die Organisationen nur aufrechtzuerhalten, genügt nicht. Wir müssen sie zu stärken und ihren Einfluß zu erweitern suchen. Dieser Forderung werden unsere Freunde nicht überall in gleicher Weise nachkommen können. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen des Pazifismus sind jetzt in neutralen Ländern wesentlich andere als bei den kriegführenden. Aber wir bitten dringend, nirgends die Arbeit einzustellen. Wir freuen uns, auch aus kriegführenden Ländern Berichte verzeichnen zu können, nach denen unsere Vereine, unter Anpassung an den Kriegszustand, ihre Tätigkeit fortsetzen und einen Zugang an Mitgliedern zu verzeichnen haben. Das gilt nicht nur von England, wo die Vereine begreiflicherweise sich einer größeren Bewegungsfreiheit erfreuen, sondern auch vom Kontinent.

Wo es möglich ist, empfehlen wir, sich mit andern Organisationen in Verbindung zu setzen und für unsere nächste große Aufgabe, die Einwirkung auf den künftigen Friedensschluß, weitere Kreise zu interessieren. In Holland hat eine aus der Initiative unserer Freunde hervorgegangene neue Organisation, der Anti-Oorlog-Raad, bisher schon etwa 10000 Mitglieder und etwa 350 Vereine für diese Aufgabe gewonnen. Alle politischen Parteien sind darin vertreten, auch solche, die bisher grundsätzlich ein Zusammenwirken mit den Pazifisten abgelehnt hatten. Vielleicht verdient dieses Beispiel einer neuen, über die Friedensgesellschaften hinausgreifenden Organisation, in andern Ländern Nachahmung. Vielleicht ist es anderswo zweckmäßiger, die neugewonnenen Mitkämpfer der alten Organisation einzugliedern. Auf jeden Fall müssen unsere Freunde darauf bedacht sein, die neuen Kräfte auch dauernd der Sache des Pazifismus zu gewinnen.

Wie jetzt wir, Pazifisten aus neutralen und kriegführenden Ländern, in unserm Rat gemeinsam getagt haben, und wie trotz unvermeidlicher Unterschiede in der Beurteilung gar mancher Vorgänge zu gemeinsamen Beschlüssen gelangt sind, so wollen wir Pazifisten allesamt dafür sorgen, daß wir über den alles zerstörenden Krieg unsere Organisationen und unsere internationale Gemeinschaft ungebrochen hinüberretten, als Zeugnis für den unzerstörbaren Wert unserer gemeinsamen Sache, die alle nationalen

Gegensätze, allen Haß unserer Nationen und auch die Bitterkeit unserer eigenen Empfindungen überwindet.

Die Vorbereitung des künftigen Friedens.

I.

Der Niederländische „Anti-Oorlog Raad".

(Gegründet am 8. Oktober 1914.)

Aus dem „Aufruf zur Mitarbeit und rechtzeitiger Vorbereitung".

Die Aufgaben der konzentrierten Aktion:

a) Studium der notwendigen Neuerungen im Verhältnis der europäischen Staaten.

Unsere Aufgabe wird in erster Linie die sein, genau, jedoch ohne Aufschub, zu ergründen, welche Neuerungen in den internationalen Staatenverhältnissen gefordert werden sollen, und diese tunlichst in konkrete Vorschläge zu verkörpern.

Ohne die Auskünfte dieses Studiums vorwegzunehmen, glauben wir dies wohl erklären zu dürfen, daß internationale Regelung der Bewaffnungsfrage eine der hervorragendsten Forderungen der Gegner des Krieges sein wird. International wird man brechen müssen mit dem Schlagwort: „Si vis pacem, para bellum", dessen Unzutreffendheit jetzt in so jammervoller Weise an den Tag tritt.

Hinsichtlich dieses Desideratums denken wir alle zweifellos einstimmig. Wie aber soll es verwirklicht werden? Ist Einschränkung bezugsweise ebenfalls gründliche Charakteränderung der Bewaffnung tunlich ohne weitere eingreifende Reformen? Oder wird es zur Bekämpfung des Militarismus notwendig sein, auch gleichzeitig andere in sich wünschenswerte Neuerungen in der internationalen Politik zu befürworten? Namentlich ist die Bewaffnungsfrage ein Problem für sich oder soll sie gelöst werden als Teil des viel größeren Problems der internationalen Staatenorganisation?

Dies zu untersuchen, auch mit Heranziehung früherer Resultate des Studiums, wird unsere erste gemeinschaftliche Aufgabe sein. Demnach werden in bezug auf die Frage der allmählichen, gegenseitigen Entwaffnung, wenigstens erheblichen Bewaffnungsverminderung unter den europäischen Staaten, die folgenden Punkte hervortreten:

1. engerer Zusammenschluß der Staaten Europas;
2. Anerkennung des Prinzips, daß internationale Beziehungen zwischen Kulturstaaten nie durch Gewalt geregelt werden sollen;
3. ob Gebietsänderungen vorgenommen werden dürfen ohne die Zustimmung der betreffenden Völker;
4. Reform der auswärtigen Politik, u. a. in diesem Sinne, daß den Parlamenten, wenigstens Kommissionen aus den Parlamenten, größere Befugnis bei der Behandlung ausländischer Angelegenheiten eingeräumt wird;
5. imperialistische Expansionspolitik, als Anlaß gebend zu Reibereien zwischen den modernen Staaten;
6. allgemein verbürgte internationale Handesfreiheit, oder wenigstens ein System von gleicher Behandlung aller Nationen in Kolonialgebieten;
7. richtige Leitung des Wettbewerbes der Völker auf dem Gebiete der Produktion und Distribution in bezug auf gegenseitiges Absatzgebiet;
8. Abschaffung der Waffenfabrikation als Privatunternehmen und Einnahmequelle;
9. kräftige Bekämpfung aller jener öffentlichen Aeußerungen, namentlich in der Presse, die darauf hinzielen, Feindschaft zwischen den Völkern hervorzurufen;
10. Beziehung zwischen Abschaffung des Beuterechtes und Marineausgaben.

Zu wiederholten Malen wurden dergleichen Reformen propagiert, jedoch ohne daß einigermaßen konkrete Vorschläge in diesem Sinne vorgebracht wurden. Wir wollen solcherlei Popularisierung großer Gedanken keinen Nutzen absprechen, doch fragt es sich, ob nicht ein außerordentlich nützliches Werk verrichtet würde, wenn diese Ideen von tüchtigen Männern und Frauen mit allem Ernst und Sachverständnis, die für eine so wichtige Arbeit erforderlich sind, studiert würden.

Nächst diesen Punkten, die in heutiger Zeit ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wird unzweifelhaft auch ein fortgesetztes oder besser gesagt ein neues Studium von Gegenständen erforderlich, welche schon anläßlich der abzuhaltenden dritten Friedenskonferenz die Staatsmänner, Gelehrten und Pazifisten mancher Länder beschäftigen. Außer der Frage eines internationalen Gerichtes und der Möglichkeit und Wünschenswertheit von Zwangsmaßnahmen, um seinen Aussprachen Geltung zu verschaffen, wird wohl die Frage nach Wesen, Zusammensetzung und Periodizität der Friedenskonferenzen selbst die Gedanken manches Lesenden beschäftigen, der sich vom bisher Erreichten bitter enttäuscht fühlt.

Natürlich bezwecken wir mit der Aufzählung all dieser Probleme gar nicht, schon jetzt für deren Lösung in irgendwelchem Sinne Partei zu ergreifen, noch weniger wollen wir damit sagen, daß auf all diesen Gebieten schon jetzt konkrete Vorschläge möglich und notwendig seien. Doch ist es eine Pflicht aller derer, die die heutige Katastrophe bedauern, ernstlich zu prüfen, welche dieser

Punkte schon gleich in konkretere Vorschläge umgesetzt werden sollen zur Gewinnung der öffentlichen Meinung, damit die Schließung des künftigen Friedens in dieser Hinsicht ein Fortschritt sei, und die Völker endlich von dem Druck der Bewaffnung befreit werden.

b) Bearbeitung der öffentlichen Meinung zugunsten dieser Reformen.

Eine Erörterung, wie die öffentliche Meinung zu gewinnen wäre und wie dieselbe alsdann Einfluß auf die Vorgänge haben könnte, ist die zweite Aufgabe sämtlicher Freunde eines „dauerhaften Friedens". Verschiedene Wege können zum Ziele führen: ein internationales Wochenblatt, Petitionen, öffentliche Kundgebungen, ein internationales Manifest, das Ausdruck gibt dem Hauptgedanken, der alle erfüllt, dies alles kann mitwirken, um eine so kräftig und einheitlich mögliche Aktion zu erzielen für etwaige konkrete Reformvorschläge, die das Ergebnis des obenerwähnten notwendigen Studiums sein werden. Schon jetzt, da dieses Studium noch nicht beendigt ist, kann Ueberlegung stattfinden, behufs einer gemeinschaftlichen Lösung und einer Weiterführung der Aktion.

Denn wir sind überzeugt, daß über einige allgemeine Prinzipien, die durch Studium nicht erst entdeckt, sondern nur ausgearbeitet zu werden brauchen, Einstimmigkeit besteht, und daß schon jetzt Vorbereitungsmaßnahmen getroffen werden können, damit man fertig sei, sobald der Zeitpunkt für die öffentliche Propaganda da sein wird.

c) Beibehalten der internationalen Zusammenarbeit zwischen Privatpersonen auf allerhand Gebieten.

Drittens ist es Aufgabe der organisierten Gegner des Krieges, nach Kräften dazu beizutragen, die vor dem Kriege so blühende Zusammenarbeit von Männern und Frauen jeder Nationalität auf wissenschaftlichem und sozialem Gebiete nicht verloren gehen zu lassen. Unzweifelbar bildet diese Aufgabe großenteils die Verlockung zum Anschluß an unseren Bund für Männer und Frauen von internationalem Rufe, die sich zwar nicht berufen fühlen, über die Frage zu urteilen, wie die internationalen Verhältnisse neu gestaltet werden müssen, sich aber mit voller Hingabe dieser dritten Aufgabe widmen wollen. Dieselbe wird es oft wünschenswert erscheinen lassen, hie und da ein Wort der Warnung zu äußern gegen überflüssige Auswüchse der feindlichen Gefühle, die sich in den kriegführenden Staaten zeigen. Auch kann man Versuche anwenden, um gegenüber den allzu subjektiven und einseitigen Auffassungen, die in allen kriegführenden Staaten herrschen, einen objektiveren Laut hören zu lassen aus dem Kreise der neutralen Völker.

d) Förderung eines Vermittlungsversuchs neutraler Staaten im ersten günstigen Augenblick.

Auch werden die zentral organisierten Gegner des Krieges alle Kräfte einsetzen müssen, und zwar ohne Aufschub, um zu veranlassen, daß der erste günstige Augenblick, wo vielleicht mit Aussicht auf die Erzielung eines dauerhaften Friedens von neutralen Staaten ein Vermittlungsversuch gemacht werden kann, von den Regierungen benutzt wird. Eine gewissenhafte Ausführung der oben umschriebenen „dritten" Aufgabe wird auch gleich dazu führen können, daß die kriegführenden Völker eher geneigt sein werden, einem solchen Vermittlungsversuche das Ohr zu leihen, als dies bei gänzlicher Untätigkeit unsererseits der Fall wäre.

e) Verstärkung der Ehrfurcht für das Recht.

Schließlich darf man nicht versäumen, alles Mögliche zu tun zur Wiederherstellung des Schadens, den dieser Krieg wieder der Herrschaft des Rechtes im gegenseitigen Verhältnis der Staaten zugefügt hat. Sich beugen vor dem Rechte, sowohl dem ungeschriebenen wie dem in Verträgen festgelegten, ist Pflicht auch wo die Macht fehlt, welche Schändung des Rechtes gleich zu ahnden vermag. Was für Reformen auch zustande gebracht werden mögen, ohne Verehrung für das Recht und Treue an das gegebene Wort darf man nicht auf dauerhafteren Frieden hoffen.

II.

Komitee zum Studium der Grundlagen eines dauerhaften Friedensvertrages.

Die Folgen, die der jetzige Krieg für die gesamte Menschheit auf allen Lebensgebieten nach sich ziehen wird, lassen sich gegenwärtig auch nicht annähernd übersehen. Aber schon heute darf man sagen, daß er für das kulturelle Leben nicht nur Europas, sondern des Erdballs eine Katastrophe bedeutet, wie sie entsetzlicher nicht gedacht werden kann.

Diese Tatsache macht es den Völkern und ihren Regierungen zur unabweislichen Pflicht, der Wiederkehr eines derartigen Ereignisses rechtzeitig, mit aller Macht und allen Mitteln, entgegenzuarbeiten.

Der künftige Friedensvertrag sollte bereits die neue Ordnung für das Zusammenleben der Völker Europas und damit die Garantie gegen die Wiederkehr eines solchen Krieges enthalten. Es gibt daher zurzeit keine wichtigere Aufgabe als die, auf die Gestaltung dieses künftigen Friedensvertrages schon jetzt bei den Regierungen und in der öffentlichen Meinung im Sinne einer solchen Garantie einzuwirken.

Die Garantien des künftigen Friedensvertrages müssen selbstverständlich vor allem

darin bestehen, daß man die Hauptursachen, welche diesen Weltkrieg gezeitigt haben, — die Bündnispolitik, die, im Zusammenhang mit dem auf die Spitze getriebenen Wettrüsten, das gegenseitige Mißtrauen hervorgerufen hat —, aus der Welt zu schaffen sucht.

Wer die Möglichkeit einer Beseitigung dieser Ursachen des Krieges nicht zu bejahen wagt, der übersieht, daß heute bereits Ansätze zu einer Ordnung für das Zusammenleben der Völker vorhanden sind, einer Ordnung, die dem heutigen gegenseitigen Mißtrauen keinen Raum mehr gewähren und daher sowohl die jetzt bestehenden Sonderbündnisse wie auch das gegenseitige Ueberbieten im Rüsten entbehrlich machen würde. Die Haager Staatengemeinschaft enthält die Ansätze zu einem Bau, der nur noch des weiteren Ausbaues harrt, um den Völkern alle wünschbaren Garantien für ein friedliches Zusammenleben unter einer allen gemeinsamen Rechtsordnung zu bieten.

In der Verstärkung der internationalen Rechtsordnung liegt also offenbar der Weg, auf dem der künftige Friedensvertrag zu einer wahrhaften und dauerhaften Lebensordnung für das neue Europa wird ausgestaltet werden können.

Was den beiden Haager Friedenskonferenzen nicht gelungen ist, und was heute als die dringendste von allen Forderungen erscheint, eine Verständigung über die Rüstungen herbeizuführen, das könnte dann in diesem Friedensvertrage ebenfalls erreicht werden, wenn sich allseitig ein guter und starker Wille geltend macht.

Es müssen alle wertvollen Kräfte in den Völkern für die Arbeit zur Erreichung dieses edlen Zieles nutzbar gemacht werden. Eine Reihe von großen Organisationen haben schon seit Jahren in der hier angedeuteten Richtung zu arbeiten gesucht. Sie sollen sich jetzt zu einer Kooperation für das hier angedeutete Ziel zusammenfinden. Die Mitglieder der Interparlamentarischen Union, des Institut de droit international, der International Law Association sollen ebenso wie die Mitglieder der Friedensgesellschaften, der Verbände für internationale Verständigung und anderer gleichgerichteter Organisationen sich an dieser Arbeit beteiligen. Aber nicht minder sollen andere Persönlichkeiten, die der Lösung des Problems ein intensiveres Interesse entgegenbringen, an derselben mitarbeiten.

Alle diese Persönlichkeiten sollen in jedem Lande zu einem nationalen Komitee zusammentreten, das sich die Aufgabe setzt, die öffentliche Meinung des Landes und die Regierung auf die Wichtigkeit einer weitschauenden Vorbereitung des künftigen Friedensvertrages hinzuweisen.

Diese nationalen Komitees, denen nach dem Gesagten Erfahrung und Sachkunde keinesfalls fehlen wird, sollen Denkschriften vorbereiten und auch auf die öffentliche Meinung, durch die Presse oder auf andere Weise, in dem hier dargelegten Sinne einzuwirken suchen.

Die Bildung von nationalen Komitees wird vorläufig wohl nur in den neutralen Ländern erfolgen können. Aber es sollten sobald als möglich auch in den kriegführenden Ländern solche Komitees zusammentreten, die ja nicht besonders zahlreich zu sein brauchen.

Die nationalen Komitees sollen dann eventuell ihrerseits ein internationales Komitee bilden, das im geeigneten Moment den Regierungen mit dem gesammelten Material dienen kann und die Oeffentlichkeit über die hier zu lösenden Probleme aufklären wird.

Vorschläge von Thematen zur Behandlung in den nationalen Komitees.

1. Die Frage der Beteiligung von nichtkriegführenden Staaten bei den Verhandlungen über den künftigen Friedensvertrag.
2. Die Frage der politischen Bündnisverträge.
3. Die Frage der Abtretung von Gebietsteilen und Kolonien.
4. Die Frage der Verständigung über die Rüstungen.
5. Die Festigung der internationalen Rechtsordnung durch gegenseitige Garantie der Staatsgebiete und der internationalen Konventionen.
6. Der Ausbau der internationalen Rechtsordnung durch Organisation der Vermittlung, der Untersuchungskommissionen, der Schiedssprechung und ständigen Gerichtsbarkeit.
7. Die Frage der Neutralisierung von Staaten und Gebietsteilen.
8. Der Ausbau des Neutralitätsrechts und des Verkehrsrechts der Neutralen in Kriegszeiten.
9. Die Frage der Handelsfreiheit in den Kolonialgebieten.

Anfragen und Mitteilungen sind zu richten an Direktor J. Wiedmer-Stern, Bern.

III.

Komitee „Der europäische Staatenbund".

Secretariaat: Jhr. Dr. Nico van Suchtelen — Blaricum (Holland).

Die Unterzeichneten beehren sich Ihnen mitzuteilen, daß sie sich zu einem Komitee vereinigt haben: „Der Europäische Staatenbund".

Wir sind der Ueberzeugung, daß Kriege zwischen den heutigen gebildeten Nationen nicht mehr im Einklang sind mit dem sittlichen Bewußtsein der großen Volksmasse einerseits und der internationalen Verbreitung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen

Lebens andererseits. Angesichts des heutigen zerrütteten Zustandes und der seelischen Folgen, welche dieser Zustand verursacht, scheint es uns, daß die Zeit reif ist für die allgemeine Einsicht, daß ein starker wirtschaftlicher und rechtlicher Verband zwischen den Staaten im kulturellen Interesse aller Nationen ohne Unterschied liegt und daß, namentlich für das gegenwärtige Europa, ein engerer Zusammenschluß zu einem Staatenbund oder Bundesstaat auf Grundlage der Gleichberechtigung und Selbständigkeit aller Glieder, eine dringende Notwendigkeit ist und daher durch die öffentliche Meinung mit aller Kraft gefordert werden muß. Wir beabsichtigen, diese Meinung in einer Reihe von Flugschriften niederzulegen.

Wir bitten Sie dringlichst, unser Sekretariat darüber zu benachrichtigen, falls Sie dem Geiste dieser Schriften zustimmen können.

Dr. Frederik van Eeden.
Prof. Dr. G. Heymans.
Dr. Aletta Jacobs.
Jhr. Mr. B. de Jong van Beek en Donk.
Jhr. Dr. Nico van Suchtelen.
(Sekretär: Blaricum - Holland.)

IV.

Der Rat des Internationalen Friedensbureaus.

Die Vorschläge, über welche der Rat des Internationalen Friedensbureaus einstimmig Beschluß faßte, sind in dem in dieser Nummer enthaltenen Aufruf an die Friedensgesellschaften aller Länder enthalten. Es sind dies, kurz zusammengefaßt, folgende:

1. Intervention der Neutralen bei dem künftigen Friedenschluß.
2. Hierbei Respektierung des Rechtes für die Völker, selbst über sich zu bestimmen. Keinerlei Annexion soll stattfinden können, ohne freie Zustimmung der Bevölkerung. In den Ländern mit verschiedenartiger Bevölkerung sollen die Rechte der Minderheiten garantiert werden.
3. Organisation einer ständigen internationalen Rechtsprechung.
4. Beschränkung der Rüstungen. Enteignung der zur Herstellung von Kriegsmaterial dienenden Industrie.
5. Oeffentlichkeit der Diplomatie. Alle Geheimverträge und alle Vereinbarungen, die nicht vor den erwählten Volksvertretungen Billigung gefunden haben, sollen keinerlei Gültigkeit haben.
6. Unterdrückung und Verbot jedweder Offensiv- und Defensivbündnisse.
7. Anwendung des Prinzips der „offenen Türe" für die Kolonien. Anbahnung von Freihandelsbeziehungen zwischen den Mutterländern. Abschaffung von Handelsprivilegien zugunsten eines Staates oder einer Staatengruppe.
8. Gerichtliche Strafverfolgung in allen Ländern gegen Verleumdungen und Beleidigungen, die sich durch die Presse oder irgendein anderes Mittel der Publizität gegen fremde Nationen richten.
9. Einberufung der Haager Konferenz, die vor allem die Aufgabe haben wird, ihrem ständigen Charakter Ausdruck und Geltung zu verleihen und ihren selbsttätigen Zusammentritt zu sichern.

V.

Kopenhagener Friedenskonferenz der sozialistischen Parteien der neutralen Länder.

(16. bis 17. Januar.)

„Die sozialdemokratische Konferenz in Kopenhagen, welche Vertreter aus Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark umfaßt, hat ebenso wie vorher schon die Sozialdemokratie der Schweiz und Italiens sich veranlaßt gefühlt, sich zu versammeln, um sich über die herrschenden Zustände zu beraten, der Stimmung innerhalb der Arbeiterklassen ihrer Länder Ausdruk zu geben, und um die internationale Solidarität während der gegenwärtigen Krise aufrechtzuerhalten.

Die Konferenz konstatiert, daß der Kapitalismus in seiner imperialistischen Gestaltung, mit der damit verbundenen ununterbrochen anwachsenden Wettrüstung und der rücksichtslosen Expansionspolitik, neben der geheimen und verantwortungslosen Diplomatie der Großmächte, die Welt jetzt zu der Katastrophe geführt, welche die Sozialdemokratie vorausgesagt und vor welcher sie stets gewarnt hat.

In dem Augenblick, wo die gesamte Menschheit mit Abscheu erfüllt ist über die Greuel und Verheerungen, welche der Krieg über die Welt gebracht hat, gibt die Konferenz dem festen und kräftigen Friedenswillen, welcher in der Bevölkerung der auf derselben vertretenen Länder vorherrscht, Ausdruck.

Die Konferenz betrachtet es als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, den Volkswillen, welcher in allen Ländern den Abschluß des Krieges auf eine solche Weise fordert, daß ein dauernder Frieden gesichert wird, zu sammeln und zu kräftigen. Sie wendet sich deshalb an die sozialdemokratischen Arbeiter, namentlich in den kriegführenden Ländern, und weist auf die Prinzipien internationaler Solidarität und proletarischen Rechtsbewußtseins hin, welche auf allen internationalen Kongressen festgelegt worden sind. Der Kongreß von 1910 in Kopenhagen faßte diese Prinzipien in der Weise zusammen, daß er die sozialistischen parlamentarischen Vertreter verpflichtete:

a) für die Errichtung obligatorischer internationaler Schiedsgerichte zu wirken;

b) die Einschränkung der Rüstungen mit der allgemeinen Abrüstung als Endziel zu fordern;

c) Abschaffung der geheimen Diplomatie und Veröffentlichung aller bestehenden Verträge und Abmachungen zwischen den Regierungen zu verlangen;

d) einzutreten für das Selbstbestimmungsrecht aller Völker und diese gegen kriegerische Angriffe und gewaltsame Unterdrückung zu verteidigen.

Die Konferenz erachtet es demnach als die Pflicht aller sozialistischen Parteien, im Sinne eines baldigen Friedens zu wirken und dabei ihre ganze Kraft einzusetzen für das Zustandekommen von Friedensbedingungen, welche nicht den Keim zu neuen Kriegen enthalten, sondern die Grundlage bilden für internationale Abrüstung und für die Demokratisierung der auswärtigen Politik.

Die Konferenz protestiert gegen den Bruch des Völkerrechts Belgien gegenüber und spricht die Erwartung aus, daß die Sozialdemokratie aller kriegführenden Länder sich jeder Verletzung des Selbstbestimmungsrechts der Völker durch gewaltsame Annexion aufs schärfste entgegenstellen wird.

Indem die Konferenz also die alten Friedensprinzipien der Internationale wiederholt, ersucht sie das Internationale sozialistische Bureau, sobald die Verhältnisse solches erlauben, spätestens beim Anfang der Friedensunterhandlungen, die sozialdemokratischen Parteien zur Beratung über gemeinsame Forderungen in bezug auf den Friedensschluß zusammenzubringen. Sie betrachtet dies als eine notwendige Vorbedingung, daß die Friedensbedingungen nicht ohne Mitwirkung der arbeitenden Klasse oder gegen deren Willen fortgesetzt werden, und fordert deshalb die Arbeiter aller Länder auf, ihre ganze Energie auf die Herbeiführung eines baldigen und dauerhaften Weltfriedens zu konzentrieren.

Der Weltkrieg mit allen seinen Greueln ist nur dadurch möglich geworden, daß die Kapitalistenklasse in den verschiedenen Ländern noch immer die Macht in Händen hat. Die Konferenz fordert deshalb die Arbeiterklasse auf, mit noch größerer Kraft und Hingabe wie bisher den Kampf auf die Eroberung der politischen Macht zu führen, damit der Imperialismus niedergerungen und die internationale Sozialdemokratie ihre völkerbefreiende Aufgabe erfüllen werde."

Brief aus den Vereinigten Staaten.

Boston, 20. Nov. 14.

Heute früh ist im Alter von 55 Jahren Dr. Ernst Richard in New York gestorben. Er war Professor für deutsche Kulturgeschichte an der Columbia-Universität in New York, eine hervorragende, kraftvolle Persönlichkeit, ein Mann von gerader Gesinnung und beinahe stürmischem Freiheitsdrang; ein Demokrat im wahren Sinne des Wortes. Er war Mitbegründer und langjähriger erster Vorsitzender der deutsch-amerikanischen Friedensgesellschaft in New York und ein überzeugter Pazifist. Der Krieg war für ihn ein harter Schlag und, wenn auch nicht die unmittelbare Ursache seines Todes, so doch sicher mit Schuld an seiner Erkrankung. Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten verliert mit Richard einen seiner besten und fortschrittlichsten Führer, der Pazifismus einen vortrefflichen Vorkämpfer, der jahrelang einen heißen Kampf für Freiheit und Recht unter den Millionen Deutschen übern Ozean gekämpf hat. Manchen Gegner hatte er unter denen, die am alten festhalten wollten, die den Krieg als die alleinseligmachende Form der Lösung internationaler Konflikte auffaßten — und ihrer waren besonders viele in Richards zweiter Heimat.

Tragischer als dieses Gelehrten Tod ist das Hinscheiden eines deutschen Professors an der Leland Stanford-Universität in Kalifornien gewesen. Professor H. Flügel ist vor wenigen Tagen aus Sorge und Kummer über den Krieg in seinem deutschen Heimatlande gestorben! Und noch manchen guten Deutschen gibt es hier, dems schwer ums Herz ist in diesen Tagen der Not und Sorge um das, was eben allzeit das liebste bleibt, die heimatliche Scholle, die Muttererde! —

Einen interessanten und vielbeachteten Vorschlag zur Vermeidung künftiger Kämpfe um die Vorherrschaft zur See machte der bekannte Oekonomist und Finanzstatistiker A. Babson in Boston. Er sieht klar voraus, daß in Zukunft es sich nicht darum handeln kann, ob Deutschland oder England oder ein anderes Land die Vorherrschaft zur See innehat, sondern eine Neutralisierung aller Meere unter internationaler Kontrolle und Polizeiaufsicht nötig sein wird, sogar unvermeidlich, um eben den neutralen Handel zu schützen. Die Wirkung des Krieges auf das Volk der Vereinigten Staaten ist natürlich überaus heftig — wir leben ja doch unter einem Dache, wir Nationen alle zusammen, oder wie Präsident Wilson sich kürzlich treffend ausgedrückt hat: We are all in the same boat though we sometimes seem to forget it (Wir sitzen alle im selben Boot, wenn es auch manchmal so aussieht, als ob wir das vergäßen). Manche Handels- und Industriezweige profitieren natürlich vom

Kriege, so der Pferdehandel, die Schuhindustrie, Munition- und Waffenfabriken, die Tag und Nacht für England arbeiten u. a. m. Aber das wirtschaftliche Leben im allgemeinen hatte doch stark zu leiden. Die Eisenbahneinnahmen sind zurückgegangen, die Börsen sind drei Monate lang fast gänzlich geschlossen gewesen, die Schiffahrt ist stark behemmt usw.

Nun erschallt natürlich der Ruf nach Rüstungen, Flotten- und Heeresverstärkung. Ein Abgeordneter Gardner macht der Regierung Vorwürfe über ungenügende Landesverteidigung, ein anderer, Meyer, verlangt 48 Kriegsschiffe (eines für jeden Staat), andere verlangen den Bau von vier statt zwei neuen Schiffen in diesem und den kommenden Jahren. Präsident Wilson und die demokratische Partei ließ sich vom alten Flottenbauprogramm nicht abbringen, der Kongreß wird aber doch wohl beschließen, daß vier statt zwei Schiffe erstellt werden.

Auf der anderen Seite beginnt der Krieg aber einen günstigen Einfluß auszuüben. Jetzt sieht man erst, was der Krieg ist. Bisher hat man die Pazifisten ausgelacht, sie als Feiglinge bezeichnet, und den Krieg als eine Art Sport aufgefaßt. Heute denkt man darüber anders. Professor Starr-Jordan befindet sich auf einer Vortragsreise durch alle größeren Städte. Es ist einer der hervorragendsten Pazifisten der Union. Er findet ungeheure Zuhörermengen und riesigen Beifall.

Ich hatte die Ehre, vorgestern Andrew Carnegie kennen zu lernen. Ich war erstaunt, ein so „bescheidenes Männchen" vor mir zu sehen. Wir sprachen lange über den Krieg. Besonders freute mich, daß er den Kaiser in Schutz nahm. Er sagte: „He is a fine man, I know him and he did not want the war." Aber darin erblickte er doch einen Fehler, daß man in der internationalen Politik Deutschlands nie über die Maxime hinausgekommen sei: „To keep strong and to keep peaceful" (Stark gerüstet, aber friedlich sein). Das genügt nicht mehr, um den Frieden zu sichern. Die Welt ist über jene Stufe hinausentwickelt. Es wurde auch über die Frage gesprochen, warum Deutschland so viele Feinde habe. Da wird sich eben in Zukunft noch gar manches herausstellen. Leute wie General von Bernhardi, die nur „Weltmacht oder Verfall" als einzige dauernde Parole für die auswärtige Politik Deutschlands hinstellen, die haben dem Deutschtum in der Welt mehr geschadet, als jemals wieder gutzumachen sein wird.

Man verfolgt den Krieg mit warmem Anteil und Interesse. Die gebildeten Kreise, die Deutschland kennen, fühlen für die deutsche Sache; auch im Volk ist ein erfreulicher Zug zur Neutralität bemerkbar. In Restaurants und in den Bars sind Plakate angebracht, auf denen verboten wird, über den Krieg zu diskutieren. „This place is neutral." Viel belacht wird ein geschmackloser Witz eines Irländers: „Ich bin neutral, mir ist egal, welche Nation den Kaiser unterkriegt" oder so ähnlich. Das will aber nichts bedeuten, über England werden auch viele Witze gemacht, London im Dunkeln, die Not an Soldaten, die nicht eben ruhmvollen Taten der britischen Flotte usw., das gibt dem „Yankee" genug Stoff zum Lachen. Man erwartet von der Regierung in wenigen Wochen definitive Vorschläge zur Herbeiführung des Friedens und eines möglichst dauerhaften Friedens. Möge ihr das gelingen!

Allmählich fangen die „Interessenten am Frieden" an, mobil zu machen, die Kaufleute, Handelskammern usw. Man hat eben doch nun gefühlt, was so ein Weltkrieg bedeutet. Wenn auch gelegentlich ein Unternehmen aus der Verdrängung des deutschen und, wohlgemerkt, auch des englischen und französischen Exports Nutzen zieht, so bieten solche Einzelfälle doch dem gesamten Unternehmen keinen Ersatz für die Verluste und Ausfälle, die durch den Stillstand des Rades der Welt entstehen. Die Universitäten scheinen geneigt zu sein, die Friedensfrage wissenschaftlich in Form von Forschungsinstituten zu behandeln. Warum auch nicht? Ein Krieg ist schlimmer als Krebs und Tuberkulose; die psychologischen, sozialen, wirtschaftlichen und biologischen Folgen der Kriege darzutun, die Ursachen des bewaffneten Friedens, die Möglichkeit der Beseitigung der internationalen Anarchie zu erforschen und zu erstreben, ist wohl des ernstesten Strebens wert, wenn die katastrophalen sozialen Wirkungen der ganzen internationalen Ordnungs- und Gesetzlosigkeit, dieser Immoralität im Großen, auch nur einigermaßen beseitigt werden sollen.

In San Francisco findet im Sommer 1915 die Panamakanal-Weltausstellung statt. Südamerika wird ganz vertreten sein, von Europa nur Italien, Spanien, Holland, Norwegen, Schweden und, last not least, die Schweiz. Die „Kulturländer" haben auf dem Gebiet der Kultur den Betrieb einstweilen eingestellt. I. M.

Nachschrift.

(3. I. 15.)

Am 10. Januar ist in Washington eine große Frauenversammlung gegen Krieg und Rüstungen, mit Delegierten aus dem ganzen Land. Die Militaristen machen hier natürlich aus der gegenwärtigen Weltlage Kapital für sich; wir sind aber nicht müßig, und der Friedensgedanke gewinnt täglich an Boden.

Famose Arbeit leisten: Starr Jordan, Hamilton Holt (propagiert „Friedensliga der Nationen" in seiner Zeitschrift „Independent"), Louis Lochner, Sekr. d.

amerik. Peace Society in Chicago, ferner Villard, Chefredakteur der New-Yorker „Evening Post". Mead, Nasmyth und ich sind auch tätig. Die größte Errungenschaft ist das „Tentative Program for Peace", das Sie von Chicago erhalten haben. Frau Mead ist fest an der Arbeit gegen Rüstungsvermehrung, die Bostoner Friedensgesellschaft hält jeden Sonntag 3 Massenversammlungen für Frieden ab.

Vom 26. bis 29. Dezember fand in Columbus (im Staat Ohio) die 8. Tagung des A. C. C. Association of Cosmopolitan Clubs statt, also „Corda Fratres"-Congreß der U. S. A.-Universitäten. Famose Vorträge von Professoren, zahlreiche Beteiligung und vor allem viele Studentinnen! Am 9. bis 11. Januar ist 10. Anniversary des Cornell-Cosmop. Club in Ithaca, des zweitältesten Studentenvereins, gleichzeitig stärkste pazifistische Studentenorganisation, hat eben Mitgliederzahl von 1000 erreicht. I. M.

Die Stellung des Pazifismus zum akuten Kriege innerhalb der noch vorherrschenden zwischenstaatlichen Anarchie.

Das Nachstehende bildet das 11. Kapitel meiner (vor dem Kriege erschienenen) Schrift „Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus". Berlin 1914. 50 Pf.) Es sei hier abgedruckt, um die weitverbreitete irrige Anschauung über unsere Stellung zum Krieg und zu dessen Beendigung etwas zu klären:

Die Friedensbewegung arbeitet gegen den Krieg, weil er noch immer möglich ist und ständig droht. Dies begründet ihre Daseinsberechtigung; die Bewegung wäre überflüssig, wenn der Friedenszustand gesichert wäre.

Merkwürdigerweise wird diese Binsenwahrheit von der öffentlichen Meinung in einem unerhörten Umfange nicht verstanden. Denn gerade in Zeiten zwischenstaatlicher Wirren und drohender bewaffneter Konflikte bezeichnet man die Friedensbewegung als etwas Unzeitgemäßes. Als ob es angebracht wäre, nur dann für den Frieden zu wirken, wenn seine Bedrohung ausgeschlossen erscheint. Die vorhandene Krise kann niemals das Bestreben, ihr vorzubeugen, als unnütz erscheinen lassen. Die hygienische Propaganda ist nicht überflüssig, weil durch mangelnde hygienische Einrichtungen Seuchen entstehen; die Forderung nach Imprägnierung leicht brennbarer Gegenstände ist nicht zwecklos, weil Feuersbrünste durch Unterlassung dieser Vorbeugungsmaßnahmen ausbrechen.

Die verkehrte Auffassung über die Stellung des Pazifismus dem akuten Kriege gegenüber läßt sich durch den Aberglauben erklären, der den Krieg noch immer als ein, menschlicher Einwirkung unzugängliches, Naturereignis betrachtet. Man hat sich deshalb daran gewöhnt, die Pazifisten für Leute zu halten, die, diesem angeblich unabwendbaren Eintreten gegenüber, sich darauf beschränken, den Frieden zu „lieben" und zu „preisen", wie man den glatten Meeresspiegel der Sturmsee vorzieht, das schöne Wetter dem Wolkenbruch. So beschränkt man sich darauf, die Pazifisten als Leute zu achten, die das Schöne und Gute dem Häßlichen und Bösen vorziehen, die man aber bedauern muß, wenn Ereignisse eintreten, die nicht mehr „schön" und „gut" sind, ihnen also eine Enttäuschung bringen sollen. So muß also der Gedankengang jenes höheren politischen Beamten gewesen sein, der mir zur Zeit der Balkankrise sagte: „Ich möchte jetzt kein Pazifist sein." Das heißt: ich möchte nur dann ein Freund des schönen Wetters sein, wenn die Sonne scheint, weil ich sonst bei Sturm und Regen unter meinen Neigungen zu leiden hätte. Wie verschroben diese Anschauung ist, braucht kaum erläutert zu werden. Am wenigsten jenen, die die obigen grundlegenden Ausführungen gelesen haben.

Dann gibt es wieder auch Leute, die bei Ausbruch eines Krieges die Pazifisten dafür verantwortlich machen. Sie rufen mit Emphase nach uns und werfen uns Heuchelei vor, weil wir bloß im (von ihnen sogenannten) Frieden gegen den Krieg arbeiten, wo es ihrer Ansicht nach nicht nötig ist. Sie wissen nicht, daß man den akuten Krieg nicht bekämpfen kann, daß man die Ursachen, die ihn zeitigen, wandeln muß, um den Ausbruch der Hölle zu vermeiden. Ihnen sagen wir: Wir sind keine Feuerwehr, die man ruft, um einen Brand zu löschen. Wir sind lediglich die Anpreiser eines Imprägnierungsmittels, das bei rechtzeitiger Anwendung den Brand verhüten kann.

PAZIFISTISCHE CHRONIK

10. Dezember. Von der Verteilung des Friedenspreises der Nobelstiftung wird in diesem Jahr, Abstand genommen.

24. Dezember. Der Vorstand der deutschen sozialdemokratischen Partei übersendet der englischen J. L. P. Weihnachtsgrüsse.

25. Dezember. Weihnachtsansprache Papst Benedikt XV. zugunsten des Weltfriedens.

6. und 7. Januar. In Bern tritt der Rat des Internationalen Friedensbureaus zu einer ausserordentlichen Sitzung zusammen.

12. Januar. Der frühere Staatssekretär Dernburg tritt in einer im New Yorker Republican Club gehaltenen Rede für die Freiheit des Meeres eine

das ihm die Vorbedingung des Endes aller Kriege erscheint.

16. und 17. Januar. In Kopenhagen findet ein internationaler Sozialistenkongress statt, der sich mit den durch den Weltkrieg aufgeworfenen Fragen befasst.

AUS DER ZEIT

Verschiedenes.

Friedrich der Große über die Politik der Allianzen. ::

In einem Brief Friedrichs des Großen an Maupertuis, 10. Juli 1745, steht folgender Satz:

„Ich wünsche gar sehr, daß dieser Wahnwitz, der jetzt in ganz Europa herrscht, einmal der Vernunft Platz machte, und daß diese ehrgeizigen und galligen geheimen Verbindungen, die die Politik beherrschen, endlich einmal mit dem menschlichen Blute, das sie vergießen lassen, gesättigt wären."

Die große Pest. :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Eine der psychologischen Voraussetzungen der Möglichkeit des Krieges ist durch die Wirksamkeit der gewissenlosen Hetzpresse geschaffen worden, die in allen Ländern den Völkerhaß als lukratives Geschäft betrieben hat. In England hatten darin die „Times" und „Daily Mail" die führenden Rollen, deren Besitzer Lord Northcliffe ist. Dieser Mann, der zwar im Hintergrunde steht, aber durch seine einflußreichen, nur nach seinem Willen redigierten Blätter die öffentliche Meinung Englands in einzigartiger Weise beherrscht, erscheint auch vielen englischen Liberalen als ein nationales Unglück, sein Tun als ein nicht wieder gut zu machender Fluch. Zum Ausdruck dieser Ansicht macht sich die liberale „Daily News" in einem offenen Brief an Lord Northcliffe, der an Schärfe und grimmiger Wahrheit der erhobenen Anklagen nicht überboten werden kann.

Wer die Laufbahn Northcliffes überblicke, werde schwerlich eine Tat für das allgemeine Wohl, für die Ideale der Menschheit darin finden können; „aber er wird keine Schwierigkeit haben, auf die Kriege hinzuweisen, die Sie angestiftet haben, auf den Haß, den Sie gesät, auf die Sache, die Sie verlassen haben, auf Ihre Fälschungen, die Sie überall verbreiteten. Sie haben all das getan, nicht weil Sie irgendeinen Glauben hatten, nicht, weil Sie irgendein Prinzip hochhielten. Sie haben das alles getan, weil Sie den Erfolg suchten, und der Erfolg ist das einzige, wovor Sie Achtung haben unter all den Geheimnissen und Heiligkeiten des Lebens. Als Sie den Krieg gegen die Buren predigten, war es nicht, weil Sie die Buren haßten und England liebten; es war nur, weil Sie Ihre Zeitungen zu verkaufen verstanden. Als Sie den Krieg gegen Frankreich predigten und verkündeten, wir würden Frankreich „mit Schmutz und Blut bedecken" und seine Kolonien Deutschland geben, geschah es nicht, weil Sie irgend etwas gegen Frankreich hatten, sondern weil Sie wußten, wie man die Augenblicksleidenschaften des britischen Pöbels ausbeutet. Als Sie auf die schwersten Maßregeln gegen Rußland drangen, wegen des Unfalls in der Nordsee, da wußten Sie sehr wohl, daß da nur ein Versehen vorlag. Aber Sie wußten auch, daß das Kriegsgeschrei Ihnen eine gute Reklame für Ihre Zeitungen gab. Als Sie im vergangenen Frühling durch Ihre Zeitungen von den „Times" abwärts den „Bürgerkrieg" prophezeien ließen, da kümmerten Sie sich nicht um das Wohl des Landes und um die Parteien. Das Vaterland schiert Sie nicht, und Sie haben mit allen Parteien kokettiert. Ja sogar Ihre Neigungen reißen Sie so ohne jeden Grund aus Ihrem Herzen wie Ihren Haß. Als Sie den Kaiser mit kriechender Bewunderung umgaben, als Sie ihn „unsern Freund in der Not" nannten und für ein Bündnis mit Deutschland eintraten, da geschah das nur, um Ihre Predigt zum Krieg gegen Frankreich wirksamer zu machen. Mit einem Wort: Sie waren durch 20 Jahre der journalistische Brandstifter in England, ein Mann, stets bereit, die Welt in Flammen zu versetzen, um daraus ein Zeitungsplakat zu machen."

Der Verfasser führt dann weiter aus, wie der jetzige Weltkrieg eine Lieblingsidee des Zeitungsmagnaten gewesen sei, und wie er jetzt triumphiere, daß er und seine Zeitungen richtig prophezeit haben. Aber die Anklageschrift schließt mit den Worten: „Der Krieg wird vielen Dingen ein Ende bereiten, und unter diesen wird sich, so dürfen wir hoffen, auch das Ende des unheilvollsten Einflusses befinden, der jemals die Seele des englischen Journalismus verdorben und vergiftet hat."

Und wir hoffen, nicht nur in England, sondern auch in allen anderen Ländern.

(Aus dem „Vorwärts", 13. Dez. 14.)

Der Krieg als Lehrmeister. :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Man hat dem Kriege schon verschiedene Tugenden nachgesagt, daß er aber auch als Lehrmeister der Geographie gewertet werden kann, dies zu betonen, ist dem Wiener Feuilletonisten Ludwig Bauer (Feuilleton der „Frankfurter Zeitung", I. Morgenblatt vom 15. Dez.) vorbehalten gewesen. Schwungvoll führt er darin folgendes aus:

„In diesem Augenblicke beugen überall sich Menschen über die Landkarte, und ihre verschiedenen Zeichen, Farben, Schraffierungen haben eine ungeheuere, schreckhafte oder stolze Wichtigkeit bekommen. Was wir einst in vergessenen Schulstunden lernten und mit Beschleunigung vergessen haben, das wurde plötzlich wirklich, und unsere Augen gleiten nun

über die kolorierten Blätter, die den Erdball darstellen, den angezündeten, von Blut überströmten, im Feuer rauchenden Erdball. Die Seeschlachst an der chilenischen Küste, die Kokosinseln, der Suezkanal, der Kaukasus, all dies erinnert uns an Namen, die jetzt über unser Schicksal entscheiden, und wir alle versuchen uns unwillkürlich als Strategen, prüfen Entfernungen, wollen Absichten erforschen, Schwierigkeiten ermessen, unsere Finger gleiten über das blaue Meer, und die weißgelben Wüsten des Atlas, und dabei wird uns, als kämen wir dem erhabenen Geschehen dieser Tage näher. Dazwischen aber tönen an unser Ohr Namen von Orten, Flüssen und Landschaften, flandrische, galizische, polnische, und sie alle, in denen jetzt so viele Männer sterben, sind damit unsterblich geworden, schicksalhaft, mit dem höchsten rotblütigen Adel der Weltgeschichte ausgezeichnet. Nur wenige von ihnen waren uns bekannt, und diese ruhten in einem Winkel unseres Gedächtnisses; auf einmal wurde nun ihre Namen uns zur höchsten Gegenwart, denn dort kämpfen jetzt unsere Söhne und Brüder, dort entscheidet sich ihr, unser, der ganzen Menschheit Geschick.

Doch es entscheidet sich überall, in Asien, Afrika, in Südamerika wird gekämpft, das Geheimnis schlägt seinen dunklen Mantel über die tieferen Absichten der Feldherrn und Generalstäbe, und zu uns kommen bloß die Namen von Städten und Flüssen, in kargen Bulletins unserer Erwartung und Ungeduld zugeschleudert. Da ist es uns, als müßten wir, die wir nicht mitziehen können, wenigstens auf der Landkarte sie begleiten, und die Geographie, sonst bloß Weltbummlern und Touristen vertraut, wird zur Wissenschaft des Tages. Der Krieg unterrichtet uns, Mars nimmt uns in seine Schule, schwingt sein gewaltiges Schwert als Stock des Magisters. Oh, wir passen auf, wir lernen! Denn diese Erdkunde, die wir da gierigen und hoffenden Auges üben, sie wird von den Soldaten ja noch ganz anders betrieben, und was Flecken, Punkte und Striche auf Landkarten sind, oder ein Wortklang unserem Ohre, das umgibt sie als die Hölle eines brennenden Dorfes, einer von Granaten aufgewühlten Erde, eines eiskalten Bodens, in dem sie eingegraben Tage und Nächte verwarten, den Tod als Gesellschaft. Fürwahr, sie lernen Galizien, Flandern, Polen kennen, und die Meere sind für sie mit tausenden Gefahren angefüllt. So lernen sie jetzt Geographie, nicht ganz systematisch vielleicht, aber dafür sehr einprägsam. Nein, sie vergessen gewißlich diese Namen nicht mehr, die Lektion wird gründlich vorgenommen, und sie kennen sich nunmehr sehr gut in den Flüssen und Orten aus, und wir mit ihnen."

Schön gesagt. Ein Wiener Buchhändler, dessen Spezialität Atlanten sind, hat in seinem Schaufenster ein Plakat ausgestellt, auf dem es heißt: „Wissen ist Macht, geographisches Wissen ist Weltmacht." Es scheint, daß die Geographie eine besondere Eignung besitzt, zu politischem Dünkel zu verleiten.

AUS DER BEWEGUNG

Außerordentliche Tagung des Internationalen Friedensbureaus.

Das Berner Friedensbureau, dem nun fast seit Jahresfrist die fachmännische Leitung fehlt, konnte infolgedessen den Aufgaben, die ihm bei Beginn des Krieges zugefallen wären, nicht gerecht werden. Während es dazu berufen gewesen wäre, als Zentralstelle der Friedensorganisationen für deren Verbindungen und für deren Aufrechterhaltung einzutreten, das Werk einer großen und umfassenden Materialsammlung zu unternehmen, die pazifistischen Persönlichkeiten der ganzen Welt um sich zu sammeln und deren Verbindung zu ermöglichen, gab es sich einer an sich humanen, seinem eigenen Zweck jedoch völlig fernliegenden Korrespondenzvermittlung zwischen Gefangenen und der Eruierung Vermißter hin.

Von denjenigen Mitgliedern des Rates, denen daran lag, das nun seit einem Vierteljahrhundert bestehende Institut lebensfähig zu erhalten, wurde daher sofort nach Ausbruch des Krieges die Einberufung des internationalen Rates angestrebt. Dieser Vorschlag stieß zuerst auf Hindernisse. Schließlich gelang es dennoch, ihn zur Annahme zu bringen. So kam es, daß am 6. und 7. Januar die Mitglieder des Rates in Bern versammelt waren. Es war an sich ein Erfolg, mitten im Kriege die Pazifisten aller Länder zu gemeinsamer Arbeit vereinigt zu sehen. Diese Arbeit war nicht ohne Ergebnis. Abgesehen von der Möglichkeit einer persönlichen Aussprache gelangte man dahin, das pazifistische Programm für die aus Anlaß des künftigen Friedensschlusses geltend zu machenden Forderungen nach der Begründung eines dauernden Friedens aufzustellen. Ferner gelang es, in den drei in dieser Nummer abgedrucketn Aufrufen den künftigen kulturellen Aufgaben der Nationen vorzuarbeiten und die dabei in Betracht kommenden wichtigsten Organe, die geistigen Führer aller Völker, die internationalen Organisationen, die Friedensorganisationen selbst, auf ihre Aufgaben während des Krieges und nachher hinzuweisen.

Durch eine gehässige Blättermeldung in einer einzigen Schweizer Zeitung sind über

die Arbeiten des Bureaus ganz falsche Mitteilungen in die Weltpresse gelangt, an die sich die üblichen gehässigen Kommentare knüpften. Es wurde in dieser Meldung behauptet, man hätte sich über den Wert von Verträgen gestritten, und da es darüber zu einer Einigung nicht kommen konnte, sei man ohne Ergebnis auseinandergegangen. Das war wieder eine jener frivolen und gehässigen Berichterstattungen über pazifistische Aktionen.

Mit Herbeiführung eines baldigen Friedensschlusses hat sich die Versammlung nicht befaßt. Einen Antrag auf Anregung einer Vermittlung durch den Schweizer Bundespräsidenten hat sie einstimmig abgelehnt. Ebenso hat sie es abgelehnt, in eine Erörterung der in diesem Kriege begangenen Völkerrechtsbrüche einzutreten. Hierzu wird nach dem Kriege die Zeit gekommen sein.

LITERATUR U. PRESSE

Besprechungen. :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Goldscheid, Rudolf. Das Verhältnis der äußern Politik zur innern. Ein Beitrag zur Soziologie des Weltkrieges und Weltfriedens. 8°. Wien-Leipzig 1914. (Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky.) 71 S.

Die Abhandlung Goldscheids war ursprünglich als ein Referat für den XXI. Weltfriedenskongreß gedacht. Sie wurde im Frühjahr 1914 geschrieben. Als infolge des Krieges der Kongreß vertagt wurde, erschien sie als Broschüre. Gerade aber im Hinblick auf vieles, was der Verfasser bereits bei der Niederschrift kommen sah, legte er Gewicht darauf, festzustellen, daß die Broschüre schon vor dem Kriege geschrieben wurde. Sie ist, wie es in der Einleitung heißt, der Lösung jenes Gesellschaftsproblems gewidmet, das sich „als die Ordnung der Völkerbeziehungen durch die Macht des Geistes statt durch die Schärfe des Schwertes" darstellt, wie man also sieht, dem Pazifismus. Aber diese Schrift schürft tief in die Zusammenhänge der Ideen hinein und erschließt dem Pazifismus neue, mächtige Fundamente. Sie weist die Wechselbeziehungen zwischen äußerer und innerer Politik in erstaunlicher Schärfe nach. „Mit jeder bestimmten äußern Politik ist immer eine ganz bestimmte innere Politik, mit jeder bestimmten innern Politik stets eine ganz bestimmte äußere Politik notwendig verbunden." Das ist ein lapidarer Lehrsatz. Er wird um so bemerkenswerter, wenn wir in den Ausführungen Goldscheids erkennen, daß die Völkergegensätze das Primäre sind, die auf die Gegensätze im Innern einwirken, wenn diese rückwirkend auch wiederum die äußern Gegensätze begründen. Man muß dem Verfasser beipflichten, wenn er sagt, daß der Funktionalzusammenhang zwischen äußerer und innerer Politik die wichtigste soziologische Korrelation darstellt. Was sich aus dieser Erkenntnis gibt, muß man bei Goldscheid selbst nachlesen, wo mir jeder Satz wert erscheint, eingemeißelt zu werden in das Gedächtnis der Zeit; besonders aber dieser Zeit, in der wir seit den Julitagen des vorigen Jahres leben.

Von großer Wichtigkeit erscheint uns, was Goldscheid über den Internationalismus der Sozialdemokratie sagt. Ihr Internationalismus ist ihm nur eine Art internationaler Parallelismus, keineswegs aber bereits internationaler Solidarismus. „Sie unterliegt dem Wahne, anzunehmen, daß, wenn in allen Ländern ihre Anhänger sich nur das gleiche Ziel setzen, damit schon eine gesellschaftliche Entwicklung gewährleistet wäre, die die Voraussetzungen zur Verwirklichung der menschlichen Kulturideale schaffen würde." Das wurde geschrieben, ehe die sozialistische Internationale sich in internationale Kriegsparteien auflöste.

In den Schlußworten der Goldscheidschen Ausführungen finden wir auch die Forderungen des Pazifismus für die nächste Zukunft gerechtfertigt.

Er sagt uns da: „Und wie in der Politik in jeder Partei zwischen Minimal- und Maximalforderungen entschieden werden muß, so muß auch alle praktische und theoretische Arbeit in der äußern Politik darauf gerichtet sein, ein Uebergangsprogramm zu entwerfen, das einen Weg aufzeigt, wie innerhalb des bestehenden Völkerverhältnisses ein neues Völkerverhältnis zum Ausbau gelangen kann, wie in internationaler Hinsicht Gegenwartsforderungen und Zukunftsaufgaben in solcher Weise zugleich entsprochen zu werden vermag, daß innere und äußere Politik sich wechselseitig fördern, ohne die sozialen und internationalen Spannungen ins Maßlose zu steigern. Die Lösung des internationalen Problems, die Umgestaltung des Völkerverhältnisses — das ist die große Mission unserer Zeit. Mit ihrer Bewältigung wird sich das Schicksal unsrer gesamten Kultur entscheiden, an ihr hängt vor allem die dauernde Vormachtstellung Europas!"

Das sind ernste Worte in ernster Zeit. Die Lösungen, die eine nahe Zukunft uns bringen soll, werden an diesen Mahnungen nicht achtlos vorübergehen können. Goldscheid selbst wird aber aus den Ereignissen dieses Krieges die Beweise für seine Lehre der inner- und äußerpolitischen Zusammenhänge herausschälen und wird sie uns hoffentlich recht bald als Ergänzung dieser klassischen Schrift des Pazifismus vorlegen. F.

Wehberg, Dr. Hans. Limitation des Armements. Relevé des projets émis pour la solution du problème, précédé d'une Introduction historique. 8°. Bruxelles 1914. (Misch & Thron).) 104 S. 3 Fr.

Die vorliegende Schrift ist im Auftrage des Interparlamentarischen Amtes verfaßt worden. Sie sollte der vom Exekutiv-Komitee der Interparlamentarischen Union eingesetzten Sonder-Studienkommission als Material dienen. Jene Kommission wurde beauftragt, die Möglichkeit der Errichtung eines Entwurfes für ein internationales Abkommen zur Beschränkung der Rüstungen zu studieren. Da die Stockholmer Konferenz der Union infolge des

Krieges nicht stattfand, konnte sich jene Sonderkommission noch nicht vereinigen. Dies ist um so bedauerlicher, als ihre Vorarbeiten vielleicht bei dem künftigen Friedensschluß von großem Wert sein würden. Immerhin wird die Arbeit Wehbergs auch dann ihren Zweck erreichen. Sie bietet zum erstenmal eine übersichtliche Zusammenstellung alles dessen, was auf dem Gebiete der zwischenstaatlichen Rüstungsbeschränkung erstrebt und auch bereits erreicht wurde. Aus dem einleitenden historischen Teil ist zu ersehen, daß wechselseitige Beschränkungen der Rüstungen bereits vorgekommen sind. Man findet darin den Rush-Bagehot-Vertrag, der zur Abrüstung der großen amerikanischen Grenze führte, und das argentinisch-chilenische Rüstungsabkommen. Im übrigen wird man aus der Denkschrift erkennen, welch umfangreiche Arbeit von allen Völkern nach der Richtung einer Ermöglichung der Erleichterung der Rüstungen bereits geleistet wurde. Wehberg beschränkt sich klugerweise nur auf eine objektive Darstellung der Vorschläge, ohne irgendwie Kritik daran zu üben. Für diejenigen, die sich mit dieser brennenden Frage befassen, wird seine Arbeit von großem Werte sein.

Wehberg, Dr. Hans. Das Seekriegsrecht. (Aus dem Handbuch des Völkerrechts, herausgeg. von Prof. Dr. Fritz Stier-Somlo. IV. Band, erste und zweite Abteilung: Besonderer Teil.) gr. 8°. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1915. (W. Kohlhammer.) XI und 456 S. 16 M.

Ein Buch, das leider sehr zur rechten Zeit kommt. Die schwierigen Fragen des sogenannten Kriegsrechtes zur See finden darin eingehende Behandlung. Man wird an der Hand dieses Buches die Ohnmacht einer rechtlichen Regulierung des Krieges um so leichter zu erkennen vermögen. Von diesem Gesichtspunkte wohnt ihm sicherlich auch eine große pazifistische Bedeutung inne. Das Buch zeugt von Wehbergs großer völkerrechtlichen Sachkenntnis und Urteilskraft. Er hat durch das vorliegende Werk seine Stellung in der deutschen völkerrechtlichen Wissenschaft neu befestigt, was uns infolge seiner eingestandenen pazifistischen Richtung ganz besonders willkommen ist. Diese pazifistische Richtung tritt auch in der Behandlung des Seekriegsrechtes deutlich hervor. So namentlich in dem Abschnitt über „Feindseligkeiten, Repressivhandlungen und Prisengerichte auf neutralem Gebiete", wo er seitens der Kriegführenden die Achtung der Rechte der Neutralen auf das nachdrücklichste betont. „Nichts falscheres gibt es," so führt er (S. 396) aus, „als wenn die Kriegführenden die Neutralen so behandeln, als ob diese nur dazu da wären, eventuelle Verletzungen der Neutralität durch den Gegner abzuwehren, ohne daß den Kriegführenden besondere Pflichten oblägen." Wir möchten auch noch folgenden Satz aus jenem Abschnitt hervorheben, der uns gerade aktuelle Bedeutung zu haben scheint: „Es sei auch besonders darauf hingewiesen, daß im Gegensatz zu dem Verhältnisse der Kriegführenden untereinander Gründe der Staats- und Kriegsnotwendigkeit in keinem Falle und unter keinen Umständen die Mißachtung der Neutralität durch die Kriegführenden rechtfertigen können, solange die Neutralen ihre Pflicht erfüllen. Wie es im Landkrieg undenkbar ist, einen Durchzug durch neutrales Gebiet durch Hinweis auf einen angeblichen Notstand zu rechtfertigen, so muß es noch mehr im Seekriege ausgeschlossen sein, sich von der Innehaltung der Neutralitätspflichten unter Berufung auf einen Notstand entbinden zu wollen. Neutrales Gebiet ist heiliges Gebiet!"

Die Ethische Rundschau, Monatschrift zur Läuterung und Vertiefung der ethischen Anschauungen und zur Förderung ethischer Bestrebungen, die Magnus Schwantje in Berlin W 15, Düsseldorfer Straße 23, herausgibt, hat im Dezember zwei umfangreiche, zum größten Teil der Friedensbewegung gewidmete Hefte herausgegeben, die weiterer Beachtung empfohlen werden sollen. Das erste dieser Friedenshefte enthält folgende Aufsätze: Otto Umfrid, Ueber die Geschichte und Organisation der Friedensbewegung. — C. L. Siemering, Der Friedenspreis der Nobelstiftung. — Ders., Kaiser Wilhelm als Nobelpreisträger? — Magnus Schwantje, Unzweckmäßige Bestimmungen des Nobelschen Testamentes. — Besprechung neuer Friedensliteratur von Dr. Hans Wehberg, Otto Umfrid, Magnus Schwantje. — Ferner Nachrufe auf Adolf Richter, Jean Jaurès und Ludwig Frank. Im zweiten Friedensheft finden wir die Aufsätze: Otto Köster, Theologen als Gegner der Friedensbewegung. — Leopold Katscher, Die Begründung des Roten Kreuzes. — J. Vinzenz, Erinnerungen an Bertha von Suttner. — Bertha von Suttners letztes Wort an die Frauen. — Fritz Röttcher, Friedensarbeit in Kriegszeiten. Die schön ausgestatteten Hefte zum Preise von je 50 Pfennig zu beziehen. Wenn wir einen Wunsch ausdrücken dürfen, so ist es der, künftig die Friedensbewegung mit der Tierschutzbewegung (Ueber die Leiden der Kriegspferde) nicht zusammenzupferchen. Bei aller Achtung vor diesen edlen Bestrebungen, war es gerade die Hauptaufgabe der deutschen Pazifisten, die Friedensbewegung von den Eierschalen der Sentimentalität zu befreien, um ihr in unserem Lande besser dienen zu können. Die Friedensbewegung muß als politisches und soziologisches Problem behandelt werden. Es geht nicht anders!

Die Internationale Rundschau, herausgegeben von Prof. Häberlin in Bern und G. de Reynold in Genf, erscheint demnächst in Bern. Diese neue Zeitschrift stellt sich inmitten des Krieges in den Dienst der Verständigung der Geister. In ihrem Programm sagt sie u. a.:

Das Ziel des Krieges ist der Friede. Es sollen aus ihm bessere Neugestaltungen hervorgehen. Aber diese Neugestaltungen — wie sie auch gewünscht und geglaubt werden mögen — werden zweifellos erschwert, wenn wir es verlernen, uns gegenseitig ruhig zu beurteilen, wenn wir über der Gegnerschaft elementarste Gebote menschlicher Gerechtigkeit und Rücksicht vergessen. Wir sind nicht zu ewiger Feind-

schaft berufen. Einmal müssen wir, so oder so, wieder zusammenarbeiten, und die Kultur kann nur in solchem Zusammenarbeiten gedeihen.

Wir wenden uns an die Besonnenen aller Nationen. Wir wollen und dürfen den Glauben an die Menschheit und ihre große gemeinsame Aufgabe nicht preisgeben. Es gibt Pflichten und Beziehungen, welche trotz des Krieges bestehen bleiben können und bestehen bleiben müssen."

Wir können dieses Unternehmen, das seinem ganzen Wesen nach ein pazifistisches ist, nur mit Freuden begrüßen. Es kommt zur rechten Stunde. Daß das Ziel des Krieges der Friede ist, können wir zwar nicht unterschreiben. Bisher war das Ziel der Kriege nur der Friedensschluß, der keineswegs gleichbedeutend mit Frieden war, sondern nur den Nicht-Krieg darstellte. Daß der jetzt zu erwartende Friedensschluß die Grundlagen für den wirklichen Frieden bringen wird, ist unsere besondere Hoffnung. Die neue Zeitschrift wird uns unzweifelhaft bei der Erstrebung dieses Zieles unterstützen.

Das Forum. Herausgeber Wilhelm Herzog. München, Leopoldstr. 10. Jährlich 12 Hefte à 1 M., halbjährlich 5 M.

Die seit Kriegsausbruch vorliegenden fünf Hefte (5—9) sind voll interessanten Materials zur Kritik und Erläuterung der Zeit. Namentlich sei auf die im 9. Hefte enthaltenen Artikel des Herausgebers: Sintflut. — Die Ueberschätzung der Kunst. — Der Unfug der Moral. — Krieg und Geschäft. — Der neue Geist, hingewiesen, die sich sämtlich in der Richtung der in diesen Blättern vertretenen Anschauungen bewegen.

The New York Times. Current History of the European War. A Magazine History of the Worlds Catastrophe, Published Semi-Monthy at 25. Cents a Copy; 6 Dollar a Year.

Jedes Heft umfaßt ca. 200 Seiten im Revueformat mit zahlreichen Illustrationen. Ein umfangreiches Aktenmaterial über den Krieg in englischer Sprache mit möglichst unparteiischer Berücksichtigung der Stimmen aus allen Lagern.

Eingegangene Druckschriften. :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

(Besprechung vorbehalten.)

Zeitschrift für Völkerrecht. Herausgegeben von Prof. Dr. Josef Kohler, Berlin, Prof. Dr. L. Oppenheim, Cambridge, und Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg, Düsseldorf. VIII. Band, 4. und 5. Heft. Breslau 1914. J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Aus dem Inhalt: Prof. Dr. Robert Piloty, Staaten als Mächte und Mächte als Staaten. — Dr. Karl Strupp, Die Schiedsgerichtsverträge Frankreichs mit der Türkei, Venezuela und Haiti. — usw.

— Heft 6. Aus dem Inhalt: Dr. Neukamp, Die Haager Friedenskonferenzen und der europäische Krieg. — Dr. jur. Herbert Kraus, Staatenverantwortlichkeit und der gegenwärtige Krieg. — Josef Kohler, Notwehr und Neutralität. — Prof. Dr. Stier-Somlo, Das Völkerrecht über die Verwaltung in Feindesland. — Prof. Chr. Meurer, Der Volkskrieg und das Strafgericht über Löwen. — Dr. Karl Strupp, Die Vorgeschichte und der Ausbruch des Krieges von 1914. — usw.

Bulletin of the Pan American Union (Washington). November.

Aus dem Inhalt: Carnegie statue at Dunfermline. — International Students Reunion. — Peace treaties with Ecuador and Paraguay. — usw.

Alpheus,

Morgendämmerung. Bilder aus dem Wien das war, das ist und das wir schaffen wollen. Kl. 8°. Wien und Leipzig 1915. Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 296 S.

Bischoff, Diedrich,

Freimaurers Kriegsgedanken. 8°. Leipzig 1914. Bruno Zechel. 65 S.

Dichter Machar und Professor Masaryk im Kampfe gegen den Klerikalismus. I. Konfiszierte Partien aus dem Volkslesebuche J. S. Machars. II. Die Interpellation Professor Th. G. Masaryks und der Zusammenstoß mit den Klerikalen im österreichischen Abgeordnetenhause am 17. Mai 1912. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Emil Saudek. 8°. Wien-Leipzig o. J. Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 76 S.

Dokumente zur Geschichte des europäischen Krieges 1914/15. Mit besonderer Berücksichtigung von Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Gesammelt und in chronologischer Folge herausgegeben von Carl Junker. I. Band. 23.—31. Juli 1914. Gr. 8°. Wien 1915. Moritz Perles. VIII und 304 S. 5 Kr.

Europäischer Krieg, Der, in aktenmäßiger Darstellung. Deutscher Geschichtskalender. II. Band, Juli—Dezember 1914. 8°. Leipzig 1914. Felix Meiner. Von S. 469 bis S. 618.

Gennerich, J. D.,

Stark wie das Leben. Eine Erzählung aus Niedersachsen. 8°. Dresden 1915. Carl Reißner. 161 S.

Krieg und die Sozialdemokratie, Der, Separatabdruck aus dem „Grütlianer" vom 31. Oktober, 2., 3., 5. und 6. November 1914. Kl. 8°. Zürich 1914. Verlag der Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins. 24 S.

Kriegs-Almanach 1915. Kl. 8°. Leipzig 1915. Insel-Verlag. 245 S.

Mayer, Dr. Ernst Frhr. von,

Die völkerrechtliche Stellung Aegyptens. Gr. 8°. Breslau 1914. Völkerrechtliche Monographien. Heft 3. J. U. Kerns Verlag (Max Müller). 168 S.

Paris, Fritz,

Kultursozialismus. Kl. 8°. o. J. Lichtenrade-Berlin. Friedrich Ruhland. 93 S.

Broido, Louis,
National Honor and peace.

Weismann, Russell,
National Honor and vital interests. Prize orations of the intercollegiate peace association. 8°. Boston 1914. World Peace foundation. Pamphlet Series. October Vol. IV, No. 6. Published bimonthly by the World Peace foundation. 12 S.

Changing attitude toward war, The, As reflected in the American Press. With an introduction by Franklin H. Giddings. 8°. New York City 1914. International Conciliation. Special Bulletin. September. American Association for International Conciliation. Sub Station 84.

Documents regarding the European War. Series No. III. I. The Neutrality of Belgium and Luxemburg. II. Address of the President of the Council to the french senate, August 4, 1914. III. Official Japanese Documents. IV. Addresses to the people by the Emperor of Germany. 8°. New York City 1914. International Conciliation December No. 85. American Association for International Conciliation. Sub Station 84. 38 S.

Hugo, Victor,
The united States of Europe. 8°. Boston 1914. World Peace foundation. Pamphlet Series. October. Vol. IV, No. 6, Part. II. Published bimonthly by the World Peace foundation. 11 S.

Mead, Edwin D.
Woman and war. Julia Ward Howe's peace crusade. 8°. Boston 1914. World Peace foundation. Pamphlet Series. October. Vol. IV, No. 6, Part. IV. Published bimonthly by the World Peace foundation. 11 S.

Shall we increase our Army and Navy? 8°. Madison 1914. Bulletin of the University of Wisconsin. Serail No. 624; General Series No. 442. Extension Division. The University of Wisconsin. 33 S. 10 cents.

War poems, Contemporary, with an introduction by John Erskine. 8°. New York City 1914. International Conciliation. Special Bulletin. December. American Association for International Conciliation. Sub Station 84. 43 S.

De Jong van Beek en Donk, B.,
Hebben de Vredesconferenties nog Toekomst? Overdruck uit „Vragen van den Dag" (November 1914). 8°. Amsterdam 1914. S. L. van Looy. 15 S.

Wriget, freden och framtiden. Kl. 8°. Stockholm 1914. Svenska Fredsförbundets Skriftserie XI. Alb. Bonniers Boktryckeri. 63 S.

Key, Ellen,
Der Krieg 1914. Dokumente über seinen Ursprung. 2 Hefte. Genf. Buchdruckerei des „Journal de Genève". 1914. 86 und 113 S. Jedes Heft 70 Cts.

Bryce, James,
Neutrale Völker und der Krieg. 8°. Lausanne. Librairie Payot & Cie. 16 S. 10 Cts.

George, David Lloyd,
Der europäische Krieg. Bericht einer Rede, gehalten am 19. September 1914 in der Guildhall, London. 8°. Lausanne. Librairie Payot & Cie. 16 S. 10 Cts.

Büchi,
Die Geschichte der Pan-Amerikanischen Bewegung, mit besonderer Berücksichtigung ihrer völkerrechtlichen Bedeutung. Gr. 8°. Breslau 1914. Kerns Verlag. XVI und 189 S.

Bischoff, Diedrich,
Deutsche Gesinnung. Eine Gabe und ein Gebot großer Zeit. Gr. 8°. Jena 1914. Eugen Diederichs. 50 S.

Schwantje, Magnus,
Hat der Krieg die Friedensbewegung vernichtet? Anhang: 1. Friedensheldentum, 2. Friedensbewegung und Tierschutzbewegung. 8°. Berlin, Verlag Magnus Schwantje. 40 S. 30 Pfg.

Diplomatischer Schriftenwechsel des königlich-belgischen Ministeriums des Aeußern zu dem Kriege von 1914. 24. Juli bis 29. August. 8°. Deutsch-französischer Text. Bern. 1914. K. J. Wyss. 70 S. 2,50 Fr.

Warum wir Krieg führen, Großbritanniens Standpunkt von den Mitgliedern der Oxforder Fakultät der Geschichte der Neuzeit. Mit einem Anhang von Originaldokumenten einschließlich des von der deutschen Regierung ausgegebenen Weißbuchs. Dritte verbesserte Ausgabe, das russische Orangebuch und Auszüge aus dem belgischen Graubuch enthaltend. 8°. Oxford, Universitätsverlag 1914. 134 und 134 S. Preis: 2,50 Fr. (A. Franckes Buchhandlung, Bern, Bubenbergplatz.).

Spitteler, Carl,
Unser Schweizer Standpunkt, Vortrag, gehalten in der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Gruppe Zürich, am 14. Dez. 1914. 8°. Zürich 1915, Rascher & Cie. 23 S.

Ministère des Affaires Étrangeres. Documents diplomatiques. 1914. La Guerre Européenne. I. Pièces relatives aux négociations qui ont précédé les déclarations de guerre de l'Allemagne à la Russie (1. Août 1914) et à la France (3. Août 1914). Fol. Paris. Imprimerie Nationale 1914. 216 S. (Sog. franz. Gelbbuch.)

Wagnière, Georges,
1914. Près de la Guerre. En Suisse. En France. En Allemagne. Sur le Front. 8°. Genève. 1915. A. Jullien. 160 S. 2 Fr.

Otlet, Paul,
La Fin de la Guerre. Traité de Paix générale basé sur une Charte mondiale déclarant les droits de l'Humanité et organisant la Confédération des Etats. Lex.-8°. Bruxelles, Oscar Lamberty, 1914. (La Haye, Martinus Hijhof.) 159 S. 3 Fr.

The Churches and international Friendship. Report of the Conference held at Constance 1914. Published by: World Alliance of Churches for promoting international Friedenship. London. 77 S.

Jefferson, Charles Edward,
The Cause of the War. 16. New York. Thomas Y. Crowell Company. 64 S.

Dunning, William Archibald,
The British Empire and the United States. A. Review of their relations during the Century of Peace following the Treaty of Genth.

With an Introduction by the Right Honourable Viscount Bryce and a Preface by Nicholas Murray Butler. 8°. New York, 1914. Charles Scibners Son. 1914. XL u. 381 S. Cloth.

Blakeslee, George H.,
Latin America. Clark University Adresses. Gr. 8°. New York. G. E. Stechert & Company. XII und 388 S. Cloth.

Alexander, Horace G.,
Peace! Peace! o. O. u. J. 8 S.

Darby, W. Evans,
Catechisme of Non Resitance. 8°. London. 1914. The Peace Society. 12 S.

De komende Vrede. Uitgave No. 1. van den „Nederlandschen Anti-Orloog Raad". Dec. 1914. 8°. 16 S.

Fachpresse.

Der Völkerfriede (Stuttgart). Dezember. Der Pazifismus angesichts des Krieges. — Nithack-Stahn, Kriegsweihnachten. — (O. Umfrid) Der Idealismus der Realpolitiker.

— Januar. (O. Umfrid) Rückschau auf das Jahr 1914. — Ein an Präsident Wilson gerichteter Vorschlag. — usw.

Der Friede, Nr. 11 (Bern). Unsere Stellungnahme. — Die Schuld am Kriege. — usw.

Die Eiche. Vierteljahrsschrift für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Ein Organ für soziale und internationale Ethik. (Berlin.) Januar. — Vorwort des Herausgebers. — Ein Meinungsaustausch der Kirchenfürsten über Krieg und Frieden. — usw.

Advocate of Peace (Washington). December. Manifesto by Members of the International Peace Bureau. — James L. Tryon, The century of anglo-american peace. — D'Estournelles de Constant, Phases of the great European Conflict. — George W. Nasmyth, The Peace Novement and Social Reform. — usw.

The Cosmopolitan Student. (Ann Arbor). December. Charles W. Eliot, Roads toward Peace. — Hugo Münsterberg, International Understanding. — George W. Nasmyth, Above all Humanity are the nations. — usw.
— Januar. Prof. J. A. Leighton, Internationalism and the Philosophy of Nationality. — Eric S. Cogan, American Universities and the European War. — usw.

Vrede door Recht (Haag). Januar. H. van der Mandere, Een word van afscheid. — Deciamos ayer (Wij zeiden Gisteren . . .). — De Vergadering van het International Vredesbureau te Bern. 6.—8. Januari 1915. — (Dr. A. H. Fried) Een dozijn waarheden. — usw.

Fredsfanan (Stockholm). Dezember. Fredsröster. — usw.

— Januar. Emil Larsson, Nu och härefter. — usw.

Fredsbladet (Kopenhagen). Januar. Gerhard Kemp, Kristendom og Krieg. — usw.

An die Bezieher!

Die Verspätung des Erscheinens und der geringe Umfang dieser „Doppelnummer" sind aus den Zeitumständen (erschwerte Postverbindungen, Zensur) zu erklären.

Bezüglich des Umfanges sollen die Bezieher im Laufe des Jahres durch Sonderhefte entschädigt werden. Die Hauptsache sei auch hier: Durchhalten!

Der Herausgeber.

Verantwortl. Redakteur: Carl Appold, Berlin W. 50. — Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried.
Druck und Verlagsexpedition: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Man verbreite jetzt

ALFRED H. FRIED
Handbuch der Friedensbewegung

Erster Teil: Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung. X u. 269 Seiten :: Zweiter Teil: Geschichte, Umfang und Organisation der Friedensbewegung. 492 Seiten. Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig, 1911—1913. In einem eleganten Einband. M. 10.—

* * *

ALFRED H. FRIED, Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus

8°. Berlin und Leipzig. 1914. 32 Seiten. Elegant broschiert. M. 0.50

Durch alle Buchhandlungen oder durch die Verlags-Expedition der Friedens-Warte: PASS & GARLEB G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstraße 66, zu beziehen

Verantwortlicher Redakteur: Carl Appold, Berlin W 50. — Herausgeber: Alfred H. Fried.
Druck und Verlags-Expedition: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Blätter für
zwischenstaatliche Organisation

April 1915.

Die tieferen Ursachen des Weltkrieges.

Die Schuld an dem Weltkriege schieben sich die Diplomaten der beiden im Kampf befindlichen Mächtegruppen gegenseitig zu. In den von ihnen veröffentlichten Aktenstücken über die Vorgänge zwischen dem 23. Juli und dem 4. August 1914 tragen sie ein reiches Material zusammen, womit sie den Beweis für die Schuld des Gegners zu erbringen suchen. Die Geschichtsforschung wird dieses Material dereinst ergänzen, prüfen und ihr Urteil fällen. Jedenfalls wird erst nach dem Kriege die Erörterung darüber einsetzen können, bis die öffentliche Meinung in allen Ländern von den sie heute behindernden Fesseln befreit sein wird. Es muß aber jetzt schon hervorgehoben werden, daß jene diplomatischen Aktensammlungen nur den Endkampf eines lange vorher begonnenen Prozesses schildern. Sie können demgemäß nur die Tatsachen, die den äußern Anlaß des Krieges abgegeben, anführen und nur die Schuld an der unmittelbaren Entfesselung der Katastrophe erbringen wollen, nicht aber deren Ursachen. Sie bleiben an der Oberfläche haften.

Es ist aber von großer Wichtigkeit, diesen Ursachen nachzuforschen. Zunächst, weil wir erst dann die Vorgänge des Endkampfes richtig zu werten und die Handlungen der einzelnen Regierungen besser zu verstehen imstande sein werden. Wir werden erkennen, wie weit diese Handlungen durch tiefer liegende Verhältnisse beeinflußt worden sind. Für die richtige Beurteilung der unmittelbaren Schuld ist das eine unerläßliche Voraussetzung. Aber auch vom praktischen Gesichtspunkte ist diese Nachforschung nach den letzten Gründen dieses Weltkrieges von höchster Bedeutung. Die Feststellung der unmittelbaren Schuld vermag uns nur eine moralische Befriedigung zu gewähren, aber keine praktischen Dienste zu leisten. Daß wir wissen, wem letzten Endes dieses schwere Schicksal, das die Welt betroffen, zur Last fällt, vermag uns für die Zukunft keine Erleichterung in Aussicht zu stellen. Wohl kann aber die Darlegung der Ursachen, die den Konflikt zu jener gefährlichen Verwicklung geführt haben, der Menschheit die Möglichkeit geben, durch Beseitigung jener Ursachen künftig die Anlässe von politischen Konflikten weniger gefährlich zu machen.

Unterlassen wir daher, die Antwort auf die jetzt leider müßige Frage zu suchen, wer den Krieg gewollt oder unmittelbar herbeigeführt hat, und beschränken wir uns auf die Untersuchung jener Verhältnisse, die es ermöglichten, daß ein an sich harmloser Konflikt zum furchtbaren Weltkrieg ausarten konnte.

Dabei ist nun in erster Linie folgendes festzustellen:

Dieser Krieg ist nichts anderes als die logische Folge jenes Friedens, den wir besaßen.

Wir haben ja einen wirklichen Frieden gar nicht besessen. Gewisse Täuschungen über die Struktur des internationalen Zusammenlebens und gewisse — sehr berechtigte — Hoffnungen über den allmählichen Wandel dieses Zusammenlebens nach der Richtung der Vernunft ließen uns einen Zustand als Frieden bezeichnen, der in Wirklichkeit nur ein latenter Krieg war.

Wir wähnten im Frieden zu leben, weil die Waffen schwiegen. Wir glaubten deshalb, in einem der Gewalt entbehrenden Zustand der Ordnung zu leben, weil die Gewaltmittel nicht zur direkten Anwendung gelangten, die Geschosse nicht abgefeuert wurden, die Bajonette nicht stachen. In Wirklichkeit herrschte die Gewalt, war sie das entscheidende Regulativ des zwischenstaatlichen Lebens. Und die Gewaltmittel, die Waffen, bestimmten, ohne daß sie zu ihrer letzten Wirkung gebracht wurden, allein den Gang der Dinge. Wir lebten in voller Anarchie. Was wir Frieden nannten, war bloß der Zu-

stand des Nicht-Krieges. Ein Zustand, der uns in seiner latenten Gestalt Frieden zu sein schien, aber in Wirklichkeit derselbe Zustand war, der in seiner akuten Form Krieg genannt wird. In der Anarchie sind Krieg und Frieden wesensgleich. Sie unterscheiden sich von einander nur dem Grade nach, in dem die Gewalt ausgeübt wird.

Und deshalb sagen wir: dieser Krieg ist nichts anderes als die logische Folge jenes Friedens, den wir besaßen. Er ist bloß ein Umschlag der latenten Form in die akute, der durch irgend einen nebensächlichen Anlaß herbeigeführt werden konnte.

Ich bin auf den Einwand gefaßt, der mir unter Hinweis auf die ungeheuren Menschenopfer, die maßlosen Zerstörungen, die vernichtenden Verkehrsunterbrechungen des gegenwärtigen Krieges gemacht werden wird, denen gegenüber der sogenannte Friede doch einen Vorzug hatte. Einen Vorzug? Ja! Das will ich auch nicht bestreiten. Ich spreche ja auch von einem Gradunterschied der Erscheinung. Ich gebe zu, daß der akute Krieg blutiger, zerstörender, unerträglicher ist als seine latente Form des Nicht-Krieges, den wir euphemistisch Frieden nennen. Aber ich bestreite, daß dieser auf Gewalt beruhende, aus der Anarchie geborene sogenannte Frieden im Wesen etwas anderes war als der jetzige Krieg. Gewiß, wir sahen weniger Greuel, weniger Mord, weniger Wertevernichtung, ungestörteren Verkehr. Aber kann einer behaupten, daß dieser auf Gewalt beruhende Frieden nicht ebenfalls unerhörte Menschenopfer gekostet, unendliches Menschenglück vernichtet, enorme Werte zerstört hat und in noch viel größerem Maße Leben, Glück und Werte in ihrer Entstehung hemmte? Alle diese Nachteile sind nicht Eigentümlichkeiten des Krieges. Er läßt sie nur deutlicher erkennen. Die Greuel und Opfer des sogenannten Friedens sind nur weniger wahrnehmbar, weil sie sich über einen längeren Zeitraum erstrecken, der Beobachtung weniger zugänglich sind als die augenfälligen Katastrophen. Aber sie sind vorhanden. Die zwischen den Staaten noch vorherrschende Anarchie zwingt diese, ihre besten Kräfte einer immer kostspieliger werdenden Schutzwehr zu widmen, wodurch die Menschheit in ihrer übergroßen Mehrheit verhindert wird, ihre Sicherheit und die volle Entfaltung einer menschenwürdigen Existenz zu erlangen. Sie wird im sogenannten Frieden nicht durch Schrapnells dezimiert, aber die Summe, die für Schrapnells und ähnliche Werkzeuge der Gewalt im „Frieden" ausgegeben werden, bewirken jene Hemmnisse der Lebensentfaltung, deren Folgen in Gestalt des menschlichen Elends, in Form von Krankheit, Verbrechen, Unfreiheit, Unsittlichkeit usw. in Erscheinung treten und die zumindest ebensoviel Leben, Glück und Werte zerstören und verhindern, ebensoviele Leiden und Greuel hervorrufen, wie der Krieg mit seinen losgelassenen Zerstörungsmitteln. Die Gewaltmittel wirken auch, wenn sie nicht zur äußersten Anwendung kommen; die Kanone tötet, auch wenn sie nicht abgefeuert wird. Und so ist auch der nur auf Gewalt basierte Frieden nichts anderes als eine besondere Form des Krieges und die zwischenstaatliche Anarchie, der er entspringt, das bestimmte Merkmal unserer Zeit.

Ich will natürlich nicht bestreiten, daß diese latente Form des Krieges der akuten gegenüber Vorteile besitzt. Vor allem den, daß es während der Dauer der latenten Form — während des sogenannten Friedens also — allein möglich ist, den Zustand der Anarchie zu überwinden, und ihn allmählich zu dem Zustande der zwischenstaatlichen Organisation hinüberzuführen. Deshalb ist die Herbeiführung eines Krieges an sich ein Verbrechen gegen die Menschheit. Namentlich die Herbeiführung des gegenwärtigen Krieges muß als solches betrachtet werden, denn die Kräfte der zwischenstaatlichen Organisation waren schon weit entwickelt. Vielleicht hätte es kaum mehr eines Jahrzehntes bedurft, und die Kräfte der Ordnung wären stärker geworden als die der Anarchie. Es handelt sich aber hier nur darum, zu untersuchen, wie weit die Schuldigen frei oder unfrei waren, d. h. wie weit ihre Handlungen durch den Einfluß der bestehenden Anarchie bestimmt wurden.

Haben wir einmal die Wesensgleichheit von Krieg und Frieden unter der Herrschaft der zwischenstaatlichen Anarchie erkannt, erkennen wir damit, daß dieser Krieg nur die logische Folge jenes Friedens ist, so kommen wir der tieferen Ursache nahe, die uns den Weltkrieg gebracht hat.

Wir Pazifisten, die wir von der öffentlichen Meinung mit bewundernswerter Naivetät für bankrott erklärt wurden, weil der Ausbruch des Weltkrieges angeblich unsere Lehre widerlege, sind durch ihn gerade nur gerechtfertigt worden. Eben weil wir voraussahen, wie sich aus der Anarchie der kriegerische Zusammenprall entwickeln müsse, darum arbeiteten wir, warnten wir und suchten wir, die Kräfte der Ordnung

zur Abwehr zu entwickeln. Wir hatten uns keineswegs geirrt; wir sind nur inmitten unserer Arbeit von der von uns deutlich vorhergesehenen Katastrophe vorzeitig überrumpelt worden. Noch waren die Gegenkräfte stärker. Aber das haben wir ja nie bestritten. Denn nur weil wir sie als stärker erkannt hatten, suchten wir die Kräfte der Ordnung zu stärken und gegen sie mobil zu machen. Den Krieg sahen wir kommen. In meiner im Jahre 1908 erschienenen Schrift „die Grundlagen des revolutionären (d. h. organisatorischen) Pazifismus" führte ich folgendes aus: „In diesem Zustande (der Anarchie) muß jedes Volk des andern Feind sein, jedes Volkes Fortschritt des andern Volkes Niederlage, jedes Volkes Heil des andern Volkes Unheil bedeuten. Alle Kräfte wirken da gegeneinander und aus den Wirrnissen gibt es oft keinen andern Ausweg als die Explosion, gibt es keine andere Rettung als die Katastrophe, den Krieg. Der Krieg kann dann notwendig sein, weil er erlöst, weil er Unhaltbares beseitigt, weil er einen Ausweg schafft; der Krieg ist dann Befreiung, ist dann sogar vernünftig. Womit allerdings nur gesagt sein soll, daß der Krieg nur solange notwendig ist, daß er solange als eine Befreiung erscheint, solange als vernünftig gelten kann, als die Verhältnisse, die ihn zeitigten, unvernünftig sind. Er ist Befreiung, solange die Völker aus dem anormalen Zustand, in dem sie heute leben, keinen Ausweg durch die Vernunft gefunden haben; er ist notwendig, solange ihre Unvernunft die Entwicklung des normalen Lebens hemmt .... Der Krieg ist eben nur solange vernünftig, als der Zustand der internationalen Gesellschaft unvernünftig ist." Ich führte dann weiter aus, daß die mechanische Explosion der aufgespeicherten Spannkräfte, infolge der Gegenwirkung der stets zunehmenden Organisation, nicht mehr die größte Gefahr bildet. Diese fand ich vielmehr darin liegend, „daß die den Staat führenden Männer, die diesen Organisationsprozeß nicht erkennen, die Explosion noch fürchten, und danach streben, ihr bewußt zuvorzukommen. Die Angst vor einem möglichen Ersticken in der Anarchie ist es zumeist, die heute die Kriege verursacht. Da in dieser Unordnung jede normale Lebensbetätigung eines Staates, seine normale Entwicklung, für den andern Staat die Gefahr zeitigt, an Luft und Ellenbogenraum zu verlieren, so wird dieser aus Angst für seine eigene Zukunft, aus Furcht, in seiner eigenen Lebensbetätigung gehemmt zu werden, den Krieg herbeiführen, ehe es zur mechanischen Explosion kommt, in der Hoffnung, durch bewußtes Eingreifen, durch rechtzeitiges Vorgehen, für sich günstigere Kampfbedingungen zu schaffen."

Diese Kennzeichnung des Zustandes der europäischen Verhältnisse ist vor sieben Jahren, unmittelbar nach dem Abschluß der zweiten Haager Konferenz, niedergeschrieben worden. Man wird uns Pazifisten danach schwerlich mehr den Vorwurf machen können, daß wir uns Illusionen hingegeben haben, oder daß wir durch die im Sommer 1914 eingetretenen Ereignisse überrascht sein konnten. Es ist vielmehr genau so gekommen, wie wir es, in Erkenntnis der Ursachen, befürchtet hatten. Wir unterschieden uns nur von den andern dadurch, daß wir die Mittel suchten und auch zeigten, die geeignet gewesen wären, dem Unheil vorzubeugen. Aber unsere Bestrebungen erlangten nicht den Einfluß, den sie wohl verdient hätten. Die Kräfte der Organisation, die wir erweckten und unausgesetzt zu stärken suchten, blieben schwächer, und so kam es, daß jene Ursachen, so wie wir sie erkannt hatten, zur Explosion führten. Wir können daher nochmals wiederholen: Der Weltkrieg ist die logische Folge jenes Friedens, den wir besaßen. Seine letzten Ursachen liegen daher nicht in den Absichten und Machenschaften einzelner Regierungen und Diplomaten, sondern in jenem Zustande der zwischenstaatlichen Anarchie, der diese Absichten und Machenschaften beeinflußte, und der in einem gegebenen Augenblick jenen toten Punkt erreicht hatte, der durch Explosion der anarchischen Kräfte zur Entladung geführt hat.

Wenn wir von dieser Erkenntnis aus die Geschichte der historischen elf Tage ins Auge fassen, werden wir zugeben müssen, daß in diesem kurzen Zeitraum von der europäischen Diplomatie viel gesündigt wurde, daß bei einigem festen Willen, ebenso wie in vielen andern und noch schwereren Konflikten der letzten Jahre, das Blutbad auch diesmal hätte vermieden werden können, daß aber manche ihrer Handlungen, die ohne Eingehen auf die tieferen Beweggründe unverständlich, ja fast verbrecherisch erscheinen, wenigstens eine Erklärung finden.

Die europäische Diplomatie des Sommers 1914 wurde eben noch nicht geleitet von der Idee irgend eines europäischen Staaten-

systems. Sie war nur zu weit von jenem Zustande einer zwischenstaatlichen Organisation entfernt, den ich in meiner angeführten Schrift von 1908 als einen Zustand der Kräfteökonomie definiere und folgendermaßen erkläre: „Die Teile bilden dabei ein höheres Ganzes; die Organe vereinigen sich zu einem Organismus. Ihre Kräfte wirken vermittelnd und miteinander." Nichts von alledem beherrschte sie. Sie stand ganz unter dem Einflusse jener oben geschilderten zwischenstaatlichen Anarchie, „wo jedes Volkes Fortschritt des anderen Volkes Niederlage" bedeutet, die Explosion der aufgespeicherten Spannung als Erlösung angesehen wird, und es als klug erscheinen kann, diese Explosion durch bewußte Eingriffe vorbeugend herbeizuführen.

So wird man es sich erklären können, daß die österreichisch-ungarische Monarchie in jenen nationalen Expansionsbestrebungen ihres südlichen Nachbars eine Gefährdung ihrer Lebensinteressen erblickte, da sie dadurch Loslösung von eigenen Bevölkerungsteilen befürchten mußte. Man wird aus der Anarchie heraus, in der dieses Europa lebte, vielleicht auch die Schärfe ihres Vorgehens und die Ablehnung aller Verständigungsvorschläge begreifen, wenn man bedenkt, daß das ebenfalls von der europäischen Anarchie erzeugte Dogma des angeblich bevorstehenden Verfalles des Habsburgerstaates, diesem das Bedürfnis einer energischen Lebensbekundung nahe legte. Man wird aber auch verstehen, daß derselbe anarchische Zustand, der Österreich-Ungarn zu solchem Handeln aus Lebensinteresse veranlaßte, aus eben demselben Lebensinteresse Rußland den erstrebten Erfolg jenes Vorgehens als eine Bedrohung erscheinen ließ. Da in der Anarchie, wie ich es oben ausgeführt habe, „jedes Volkes Fortschritt des andern Volkes Niederlage" bedeutet, mußte — immer im Gedankengang der Anarchie gedacht — Österreich-Ungarns Erfolg am Balkan Rußland als Niederlage bedrohen. Man wird schließlich auch Deutschland verstehen, das in einer eventuellen Niederlage seines durch Rußland bedrohten Bundesgenossen, wieder seine eigene Niederlage befürchten mußte. Und letzten Endes können wir uns auch Englands Haltung aus dem gleichen anarchischen Prinzip erklären: Ein Sieg Deutschlands über Rußland und Frankreich wäre die Niederlage Englands gewesen.

Erklärt uns das herrschende anarchische Prinzip die anarchischen Handlungen, so gibt es uns auch eine Erklärung für jene Beschleunigung des Handelns, die letzten Endes die Gegenwirkung der Friedenskräfte lahm gelegt hat. Dieses Prinzip hat bekanntlich zu jener Überbietung an Rüstungsmaßnahmen geführt, die als einziger Schutz gegen die Katastrophe dienen sollten. Wie irrig diese Idee war — irrig wie alles aus der Anarchie Hervorgegangene — sollte leider erst diese Weltkatastrophe anschaulich machen. Waren es doch die Rüstungen, die schließlich den Zusammenbruch unvermeidlich machten. Sie wurden mit ihrer steten Verstärkung auch immer empfindlicher. Ihre Wirkung konnte durch örtliche Verschiebungen und Verkehrseinrichtungen, die diese Verschiebungen zu beeinflussen imstande waren, bedeutend verstärkt werden. So mußte dieses angebliche Schutzmittel des Friedens, in logischer Erweisung seiner Untauglichkeit, so überempfindlich werden, daß ein Mobilisierungsvorsprung seines Gegners um nur 24 Stunden dem andern Staate als ein unwiedereinbringlicher Nachteil erscheinen konnte. Und wieder vermögen wir uns aus diesem Folgegang des anarchischen Prinzips heraus Deutschlands zwölfstündig befristetes Ultimatum an Rußland zu erklären, mit all den darüber hereinstürzenden fürchterlichen Folgen.

Man wird sich auch erklären können, daß die durch den anarchischen Antrieb beschleunigten Maßnahmen, bei der deutschen Regierung den Verdacht aufkommen ließen, daß die sich plötzlich zuspitzenden Vorgänge nur die letzten Aktionen eines Komplottes seien, das auf seine Strangulierung hinziele, so daß Deutschland in die von mir (siehe oben) vorhergezeichnete Lage versetzt wurde, „aus Angst für seine eigene Zukunft, aus Furcht in seiner eigenen Lebensbetätigung gehemmt zu werden, den Krieg herbeizuführen, ehe es zur mechanischen Explosion kommt, in der Hoffnung, durch bewußte Eingriffe, durch rechtzeitiges Vorgehen, für sich günstigere Kampfbedingungen zu schaffen." Es mag den Engländern zugegeben werden, daß die Absichten König Eduard VII. lediglich dahin strebten, den europäischen Frieden auf eine stabilere Grundlage zu stellen, während man aber im Hinblick auf die herrschende Anarchie es den deutschen Staatsmännern nicht verargen kann, wenn sie die Ausführung jener Absichten als Bedrohung für Deutschland auffaßten, da sie für dieses die Gefahr zeitigten, „an Luft und Ellenbogenraum zu verlieren". Das ist eben der widernatürliche

Zustand der Anarchie, daß sie jede Schutzmaßnahme des einen als Bedrohung des andern erscheinen läßt und jene karikierte Optik erzeugt, die zu widerstrebenden Handlungen zwingt.

Unter Rücksicht auf diese Optik wird man für manche Handlung und für manchen Entschluß dieser unseligen elf Tage eine Erklärung finden. Selbstverständlich, ohne sie rechtfertigen zu wollen. Wer von der Idee durchdrungen ist, daß nur ein geordnetes Staatensystem diesem gequälten Erdteil Heil und Erlösung zu bringen vermag, und wer ein solches Staatensystem schon jetzt für möglich hält, müßte jene Vorgänge ohne die Erklärung durch ihren anarchischen Ursprung als Wahnsinn und Verbrechen bezeichnen. Aber er wird zugeben müssen, daß die zwischenstaatliche Anarchie es war, mit ihren fehlerhaften Voraussetzungen, die notgedrungen zu jenen gefährlichen Ideen, Schlüssen und Handlungen führen mußte, die die Staatsmänner beeinflußten, und die tiefere Ursache des Weltkriegs bildeten.

Diese Erkenntnis ist von hohem Werte. Wir wissen durch sie, wo das Übel liegt. Regierungen und Staatsmänner sind vergänglich, ihre Ideen und Programme werden durch andere ersetzt. Diese können aber keine andere Wirkung haben, wenn das Prinzip bleibt, das sie beherrschte. Dieses Prinzip, dieser Zustand der zwischenstaatlichen Anarchie, muß daher fallen, wenn Europa vor ähnlichem Zusammenbruch in der Zukunft verschont bleiben soll. Sie hat den Frieden bedingt, unter dem wir bisher lebten, der kein Friede war und der uns als logische Folge seiner unlogischen Existenz den Weltkrieg gebracht hat. Darum muß aller Menschheitsfreunde Augenmerk darauf gerichtet sein, daß der Schluß des Weltkrieges nicht den üblichen „Frieden" bringt, daß nicht nur eine bloße Umschaltung vom akuten Krieg zurück zum latenten erfolgt. Wir dürfen uns nicht begnügen, die landläufige Phrase zu wiederholen, daß jeder Krieg, so auch dieser, den Frieden zum Ziele habe. Das ist eine gewaltige Täuschung. Nie haben die Kriege bislang zu einem wirklichen Frieden geführt. Nur einen Friedensschluß, der die Feindseligkeiten beendigte, einen Waffenstillstand, der die Erscheinungsform, aber nicht das Wesen der internationalen Gemeinschaft änderte, hatten sie zur Folge. Wir danken dafür, wenn das Ergebnis des Weltgemetzels wieder nur eine Phase des Nicht-Krieges von längerer oder kürzerer Dauer sein sollte.

Diese Explosion, die das Unhaltbare des bisherigen Zustandes so deutlich veranschaulichte, muß zu einem grundlegenden Wandel der Völkerbeziehungen führen, muß uns den wahren Frieden bringen, der auf eherner Grundlage ruht. Der Weltkrieg muß seine eigene Quelle vernichten, die Anarchie, und muß die Grundlage einer zwischenstaatlichen Ordnung, eines vernünftigen Staatensystems zur Folge haben. Es ist anzunehmen, daß dieses Ereignis, das wir jetzt bedauern, die Weltbeziehungen neu gestalten und auf den Organisationsprozeß, der ja bereits in voller Entwicklung war, katalytisch einwirken wird. Dafür sprechen verschiedene Tatsachen. Zunächst weil sich hier das Übel zum ersten Mal als universelles geltend macht. Bislang spielten sich alle Kriege nur zwischen zwei oder mehreren wenigen Gegnern ab, während alle übrigen unbeteiligte oder daraus Nutzen ziehende Zuschauer waren. Dieser Krieg hat die ganze Welt erfaßt; nicht nur die Staaten, die ihn führen, sondern auch alle andern, die unter ihm leiden. Es ist das allgemeine Interesse der Menschheit daran beteiligt, und der allgemeine Wille der Welt wird erwachen, dahingehend, daß ein System geändert wird, das solche Folgen zeitigen kann. Ferner hat gerade diese Katastrophe gezeigt, wie sehr die Grundlagen einer Gemeinschaft der Kulturnationen bereits vorhanden sind. Daß ein verhältnismäßig geringfügiger Konflikt zweier Staaten sich zum Weltkonflikt auswachsen mußte, beweist jene Zusammenhänge, die folgerichtig ausgenützt, statt zum Weltkrieg zur Weltordnung führen müssen. Des weiteren werden die Völker und mit ihnen die Regierungen einsehen, daß Kriege, die in solchem Umfang geführt werden müssen, doch nicht mehr in ihre politischen Kombinationen aufgenommen werden können, daß sie demnach notgedrungen zu einem andern System des Ausgleichs werden schreiten müssen. Wenn die Menschheit nachher die Rechnung dieses Exzesses besehen wird, muß sie ja einsehen — was sie vorher unseren Versicherungen nicht glauben wollte — daß das von ihr jetzt angewandte Mittel kaum mehr als ein taugliches anzusehen ist.

Ein Nachforschen nach den tieferen Ursachen des Krieges hat uns die Quelle des Unheils gezeigt. Ihrer Beseitigung muß die Arbeit aller Menschenfreunde, muß das Endergebnis dieses Krieges dienstbar gemacht werden. Wir brauchen nicht den Sieg einer Staatengruppe über die andere, keine Vernichtung von Staaten oder Regierungs-

systemen. Uns kann einzig die Vernichtung der Anarchie frommen und als einziges Kriegsziel die Erkenntnis, daß nach diesem Kriege der alte Friede nicht wiederkehren darf, der ihn erzeugt hat, die Erkenntnis, daß nicht die Staaten gegenseitig die Feinde sind, sondern der Zustand ihres bisherigen Nebeneinanderlebens, der sie zermalmend bedrückte, der einzige Feind Aller ist.[1])

A. H. F.

Über das Kriegsziel.

Von Geh.-Rat Dr. LUJO BRENTANO,
Professor an der Universität München.

Vor ungefähr vier Wochen hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen Aufsatz gebracht, worin sie sich gegen diejenigen wendet, welche weitgehende Annexionen europäischen Landes als Siegespreis für das deutsche Volk fordern. Der Artikel hat denen keine Überraschung gebracht, die Gelegenheit hatten, die Stimmung kennen zu lernen, die schon seit Jahren in den für die deutsche Politik maßgebenden Kreisen herrscht. Man hat ja in allen Ländern seit Jahren mit der Möglichkeit eines europäischen Krieges gerechnet; da konnte man sowohl von hochstehenden Offizieren wie Regierungsmännern hören, daß Deutschland im Falle eines Sieges sich nicht wieder fremde Landesteile einverleiben, sondern mit einer entsprechend großen Kriegskontribution begnügen werde. Der Ausbruch des Krieges und sein Verlauf konnte an dieser Auffassung nichts ändern. Deutschland und das mit ihm verbündete Österreich-Ungarn haben ja ohnedies fast die ganze übrige Welt zu Feinden; wollten sie einem Eroberungsgedanken Raum geben, so müßte dies auch die wenigen Neutralen, die ihnen geblieben sind, ins feindliche Lager treiben.

Aber nicht alle deutschen Parteien scheinen dies einzusehen. Das sind nicht bloß die Alldeutschen, die, von geschichtlichen Phantasien von der Herrlichkeit des alten deutschen Reiches trunken, die Grenzen des neuen in das fast Unermeßliche erweitert träumen; es gibt auch Parteien, die am Fortbestand eines Kriegsfiebers in den weiten Kreisen der Bevölkerung ein Interesse haben. Sie haben sich sowohl gegen den Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", wie auch gegen die Ausführungen gerichtet, in denen im deutschen Reichstag vom Regierungstisch aus vor Erörterungen des Kriegsziels gewarnt wurde. Das sind besonders die Parteien, welche an der Verschärfung des Wirtschaftskampfes unter den Völkern interessiert sind. Wie oft hat man in letzter Zeit hervorgehoben, daß der gegenwärtige Weltkrieg in wirtschaftlichen Interessengegensätzen, in dem Kampf um Absatzmärkte und um die Beschaffung billiger Rohstoffe aus fernen Zonen, seine Ursache hat. Die Richtigkeit wird niemand bestreiten, der die allmähliche Zuspitzung der Erbitterung, die zum Krieg zwischen Deutschland und England geführt, verfolgt hat. Auch ist der Krieg wie der logische Gipfel des wirtschaftlichen Interessengegensatzes der Völker, so auch von jeher die ultima ratio gewesen, um Interessenkämpfe zum Ende zu führen. Zur Zeit des alten Merkantilsystems war der Krieg ein nur zu häufig gebrauchtes Kampfmittel der Handelspolitik, und es erscheint nur naturgemäß, daß er in unserer neomerkantilistischen Zeit seine frühere Rolle abermals spielt. Und umgekehrt sind auch im 19. Jahrhundert auf Kriege stets neue und verstärkte Schutzzollbestrebungen gefolgt, und die Aufrechthaltung der Kriegsstimmung ist stets ein Mittel gewesen, das diesen Bestrebungen wesentlich diente. So hören wir auch jetzt schon wieder Stimmen, die lebhaft betonen, daß nach wieder eingetretenem Frieden das nationale Gebiet von der Einfuhr jedweder fremder Ware verschont bleiben müsse, die auch im Inland hergestellt würde; und das wird hingestellt als ein gerechter Anspruch, den das Volk habe für all die Opfer, welcher dieser Krieg ihm auferlegt habe. Und so nicht bloß in Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern nicht minder in England. Die Erbitterung der Völker gegeneinander, welche der Krieg wachgerufen hat, wird als zugkräftiges Mittel zur Wahrnehmung von Sonderinteressen bereits eingespannt.

Umgekehrt das Vorgehen aller deren, die da wünschen, daß auf den gegenwärtigen Krieg nicht alsbald ein weiterer folge. Ich erwähne hier besonders eine Eingabe, welche die Trustees des Reform-Clubs von New York City unter dem 10. Februar 1915 an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson, gerichtet haben. Darin heißt es unter anderem: „Wenn in allen Ländern der Welt Freihandel herrschte, würde alle Notwendigkeit nach territorialer Ausdehnung aufhören; alle Angriffe der Völker aufeinander würden überflüssig werden; denn die ganze Welt würde der Produktion und dem Handel einer jeden Nation zu gleichen Be-

[1]) Der Artikel erschien vorher in der „Neuen Zürcher Zeitung".

dingungen offenstehen, und territoriale Erweiterungen daher für jedwedes Volk bedeutungslos sein." Dann werden in der Eingabe die verschiedenen Arten der Behinderung des freien Verkehrs aufgeführt, wie Zölle, Beschränkungen in der Benutzung der großen Handelsstraßen und Seehäfen der Welt, wie Beeinträchtigungen fremder Nationen im Verkehr mit den Kolonien, und endlich Beschränkungen in der freien Nutzung des Meeres. Ungleich den Landstraßen, biete sich der Ozean praktisch ohne jedwede Kosten als der große Verkehrsweg, wo immer ein Meer sei, aber auf diesen Meeresstraßen sei der Handel bis in unsere Zeit stets Gegenstand der Plünderung sowohl durch die regelmäßigen Kriegsmarinen als auch durch Seeräuber gewesen. Der Anspruch des Handels auf Schutz zur See sei weit langsamer zur Anerkennung gelangt als sein Schutz auf dem Land; und in einem Maße, das für den Landhandel völlig undenkbar wäre, erlaubten sich noch heute kriegsführende Staaten, den Seehandel der Neutralen zu schädigen. Daher die Frage: Müssen sich, wenn dieser Krieg zu Ende geht, nicht alle zivilisierten Völker der Welt in dem Verlangen nach Freiheit der Meere, Schutz des Seehandels und einem, durch alle Völker der Erde garantierten Frieden zur See vereinen, unter Gestattung eines Kampfes der Kriegsschiffe gegeneinander und der Schließung der Häfen durch effektive Blockade? Das Ende des Krieges werde eine neue Welt sehen. Männer und Frauen würden durch neue Gedanken belebt werden; es sei nicht wahrscheinlich, daß die Welt den Versuch irgendwelcher Staatengruppe, andere zu beherrschen, dulden werde, noch auch werde irgendein Staat, der stark genug sei, sich selbst zu behaupten, in den dauernden oder vorübergehenden Ausschluß seines Handels von dem gleichen Gebrauch der natürlichen Zugänge und Erleichterungen des Handels einwilligen. Je freier der Handelsverkehr, desto größer auch die Gemeinsamkeit der Interessen und die gegenseitige Abhängigkeit der Staaten und desto geringfügiger ihre Rivalitäten. Immer fühlbarer mache sich die Macht kommerzieller und industrieller Kräfte. Warum sollten wir diesen Einflüssen nicht jetzt schon Folge geben, anstatt damit zu warten, bis noch mehr Kriege die Welt, in dem Ringen um kommerzielle Emanzipation, gänzlich verödet haben?

All dies erscheint im Augenblick der gesteigerten Entfremdung der Völker als utopistisch. Aber mag auch die nächste Wirkung des gegenwärtigen Krieges eine vergrößerte wirtschaftliche Absonderung der Völker von einander sein, so wird sie die Notwendigkeit, ihre steigende Bevölkerung zu ernähren, doch bald wieder zusammenführen. Denn kein Volk vermag heute auf die Dauer von dem zu leben, was es innerhalb des von ihm bewohnten Gebietes erzeugt. Die Notwendigkeit, mit dem geringstmöglichen Aufwand ihren steigenden Bedürfnissen gerecht zu werden, wird sie alsbald wieder die Fäden aufnehmen lassen, welche die einzelnen Volkswirtschaften in ein Ganzes verflechten. Das aber hat ein weiteres zur Voraussetzung.

Der gegenwärtige Krieg hat in betrübender Weise gezeigt, daß die Satzungen des Völkerrechts bedeutungslos bleiben, solange es an einer Exekutive fehlt, die auf deren Beachtung zu bestehen die Kraft hat. Einstweilen fehlt noch die Aussicht auf Entstehen einer solchen Exekutive. Und so wird auch die steigende Verflechtung der Wirtschaften der verschiedenen Völker in eine Weltwirtschaft eine Wiederkehr des gegenwärtigen Weltkrieges nicht verhindern, wenn nicht für einen wirksamen Schutz des Privateigentums zur See, auch gegen die größte Seemacht, gesorgt wird. Es muß daher jeder Macht gestattet sein, zum Schutz ihres überseeischen Handels eine Flotte zu bauen und zu deren Schutz befestigte Stützpunkte in den verschiedenen Erdteilen zu erwerben. Ohne dies wird von einer freien Bewegung auf der Haupthandelsstraße der Welt keine Rede sein, und Kriegführende und Neutrale werden alsbald unter der auf dem Meere herrschenden Rechtlosigkeit abermals ebenso leiden, wie sie es jetzt tun. Daher sollten alle friedlich gesinnten Personen und Vereine in den verschiedenen Ländern auf diesen Punkt als auf das wichtigste Kriegsziel, zunächst ihre Anstrengungen vereinigen.

Sind Kriege unvermeidlich?

Von Norman Angell, London.

Es wird gesagt, daß der Krieg unvermeidlich ist, weil er gewissen Gesetzen entspringt, über die wir keine Macht besitzen. Wenn wir die Unvermeidlichkeit des Krieges annehmen, dann sind wir auch nicht Herren unseres Schicksales, und das bedeutet viel hinsichtlich der Moral, der Handlungen und Pflichten eines jeden im Leben. Die Annahme dieser Doktrin berechtigt zu folgendem Schluß: wir sind frei von Verantwortlichkeit, denn wir können nicht für etwas zur Rechenschaft gezogen werden, was unvermeidlich ist.

Man wird finden, daß alle militärischen Schriftsteller aus diesem Grunde stark zum Fatalismus neigen, weil sie nicht daran glauben, daß menschlicher Verstand Probleme, die in unser Leben einschneiden, anders als durch Krieg lösen kann. Bei Völkern, die die Doktrin von der Ohnmacht des menschlichen Willens angenommen haben, finden wir förmlich Anlage zum Krieg und im allgemeinen ein zum Fatalismus neigendes Temperament, wie z. B. bei den Türken.

Aber wenn wir selbst für einen Augenblick zugeben wollen, daß der Krieg unvermeidlich ist; will das sagen, daß Kriege unvermeidlich sind? Das deutsche Volk hat 44 Jahre Frieden gehabt, und es wären unter Umständen noch vierzig Jahre Frieden ganz gut möglich gewesen, also eine Friedensperiode von ungefähr achtzig Jahren. Was nicht ohne Bedeutung gewesen wäre, da die Häufigkeit der Kriege den Charakter der Gesellschaft bestimmt, in der wir leben.

Wir kennen Völker, die immer kämpfen: Mohren, Beduinen, Venezolaner. In einem Jahrhundert hat Venezuela 110 Kriege geführt. Jede Wahl wird in Venezuela mit Waffengewalt erledigt. Der Staat unterwirft sich nicht dem kindischen Pazifismus einer gewöhnlichen Wahl. Die verschiedenen Fraktionen bekriegen einander um das Resultat. Daraus ergibt sich in den südamerikanischen Staaten ein ganz bestimmter Kulturtyp.

Der Unterschied zwischen Venezuela und uns besteht darin, daß wir wissen, wie wir gegen diese angebliche Unvermeidlichkeit des Krieges anzukämpfen haben und sie nicht. Wir beherrschen also in dieser Beziehung unsere Handlungen besser als die Venezolaner. Gewisse moralische Faktoren, die sie noch nicht überwunden haben, treiben sie zum Kriegführen an. Die einfache Erklärung dafür ist, daß sie den Willen zum Frieden und den Willen, das Unrecht herauszufinden, nicht kennen; sie sehnen sich mehr darnach zu zeigen, wer von ihnen im Zuschlagen stärker ist.

Der Mensch aber, der die Gesellschaft zum Besten aller fördern möchte, muß überzeugt sein, daß wir unsere Handlungen überwachen können und daß wir nicht Sklaven eines äußern Einflusses sind, wie das vom Wind hin und her gewehte Gras oder der Tiger, der aufspringt, weil sein Instinkt ihn dazu treibt.

Um die Annahme von der Unvermeidlichkeit der Kriege zu begründen, wird die Geschichte herangezogen, die beweisen soll, daß Kriege immer stattgefunden haben. Zur Zeit des römischen Reiches gab es römische Schriftsteller, die die Meinung vertraten, daß die Gesellschaft ohne Sklaverei nicht bestehen könne. Diese erschien ihnen unvermeidlich. Auch sie riefen die Geschichte zur Hilfe, um die Richtigkeit ihrer Worte zu beweisen, denn die Geschichte, die sie kannten, wußte tatsächlich nichts von einer Zeit, die keine Sklaven gehabt hätte. Sie hatten recht. So weit geschriebene Urkunden reichen, hatten sie recht.

Aber das bewies noch nicht, daß die menschliche Intelligenz unfähig war, eine Gesellschaft zu schaffen, die auch ohne Sklaverei auskommen konnte. In unserem Staatswesen werden Menschen nicht als Eigentum betrachtet und ihre heiligsten verwandtschaftlichen Beziehungen werden nicht mehr durch einen betrunkenen Herren bestimmt. Durch unseren Willen haben wir uns in dieser Richtung entwickelt, trotzdem es den vor zweitausend Jahren lebenden weisesten Männern unmöglich erschien. Ein Appell an die Vergangenheit beantwortet uns daher keineswegs die Frage über unsere Entwicklung in der Zukunft.

In dem Buch eines Schriftstellers aus dem sechzehnten Jahrhundert finden wir eine Erörterung zwischen einem katholischen Staatsmann und einem Hugenotten über das Massaker der Bartholomäusnacht. Der Hugenott fand es sehr bedauerlich, daß 70,000 Menschen getötet wurden. Der Katholik gab ihm recht, fügte aber hinzu: „Sie können von uns Katholiken nicht verlangen, daß wir Selbstmord verüben. Die Macht der Hugenotten war im Steigen; sobald der Staat Euch gehört hätte, würdet Ihr uns getötet haben, und um dem vorzubeugen, töteten wir Euch."

Der Hugenotte frug weiter, ob es dieses Massakers überhaupt bedurft hätte, worauf der Katholik erwiderte: „So lang die menschliche Natur so ist, wie sie ist, werden die Menschen für die ihnen wichtigste Sache kämpfen: für ihre Religion. Dieser Instinkt geht bis zum Ursprung der Dinge zurück. Die menschliche Natur müßte bis zur Unkenntlichkeit verwandelt werden, um eine Veränderung zu bewirken."

Der St. Bartholomäusnacht folgten der dreissigjährige Krieg und die langen religiösen Kriege in Frankreich, seitdem ist aber ein radikaler Umschwung eingetreten. Die spanischen Auto-da-fés haben aufgehört. Und auch in anderer Beziehung kam etwas in den europäischen Geist, das die Leidenschaften regelte, die nach der Ansicht des katholischen Staatsmannes des sechzehnten Jahrhunderts unweigerlich zum Kriege führen mußten. Wir schlichten religiöse Streitigkeiten durch den Geist und durch Diskussion, nicht aber durch rohe Gewalt, und die Bekehrung von einem Glauben zum andern wird auch mehr von dem Gefühl für Recht oder Unrecht als durch die Erweisung als Stärkerer geleitet.

Unsere ganze Tendenz geht immer mehr und mehr dahin, alles durch Übereinkunft zu regeln. Sogar in dem gegenwärtigen Krieg finden wir den Geist der Übereinstimmung gegenwärtig vorwalten. — Wir sehen auf jeder Seite Verbündete. Wenn Frankreich sich allein ohne die durch Verträge gesicherte Hilfe der anderen Nationen zu verteidigen hätte, wäre es überwältigt worden. Wir wären wahrscheinlich froh, mit fünf oder sechs anderen Nationen zusammen gehen zu können. Unser Vertrauen stützt sich also nicht nur auf den Zusammenprall der rohen Gewalt.

Wenn die Gewalt wirklich die Welt regierte,

dann wären wir Sklaven der Tiere, die unserer Nahrung dienen, denn sie sind im Hinblick auf die physische Kraft stärker als wir. Der Mann des Steinzeitalters, der vor fünftausend Jahren lebte, war genau so stark wie wir. Was uns also befähigt, die Natur zu überwachen und uns alles andere untertänig zu machen, ist nur die mehr und mehr fortschreitende Entwicklung unserer Intelligenz über die Stärke.

Gewalt ist ein Instrument zum Gebrauch des menschlichen Willens. Die Welt besteht nicht aus einer blinden Konkurrenz von Einheiten, von denen sich eine gegen die andere wendet. Mit fortschreitender Zivilisation wächst das Gefühl für Zusammenarbeit und Verständigung und sinkt die Gefahr eines blinden Zusammenpralls. Die ungeheuren, brutalen Dinge in der Natur, wie z. B. das Mastodon, dessen Schädel wir im South Kensington Museum sehen, sind verschwunden. Sie wurden durch kleinere, ihre Intelligenz gebrauchende Tiere verdrängt.

Der bleibende Wert des Zusammenwirkens ist unvergleichlich größer als der aus einem Krieg sich ergebende. Als unser Land in ein halbes Dutzend Nationen eingeteilt war, hatte es bloß zwei Millionen Einwohner. Sie bekriegten sich, wie die Indianer vor fünf Jahrhunderten um ihre Existenz und um die Jagdgründe Krieg führten. Als aber in Großbritannien das Zusammenwirken einsetzte, erhöhte sich die Einwohnerzahl auf fast fünfzig Millionen. In Nordamerika erreichte die Einwohnerzahl unter dem wohltuenden Einfluß des Zusammenwirkens hundert Millionen, dort, wo anfangs nur ebensoviel tausend lebten.

Es wird behauptet, daß wir in diesem Lande durch die aus dem Kriege sich ergebenden moralischen Vorteile weiter gekommen sind. Ebensogut könnten wir sagen, daß auch die irische Hungersnot gewisse moralische Vorteile zur Folge hatte, aber, wenn wir die sich daraus ergebenden Vor- und Nachteile prüfen, kommen wir doch darin überein, Hungersnöte nicht zu wünschen.

Nehmen wir z. B. an, daß ein Mann ein Einkommen bezieht, das ihm nicht ermöglicht seine Familie, die naturgemäß darunter leidet, zu erhalten. Plötzlich verdoppelt sich das Einkommen. Er fängt aber an Champagner zu trinken, während seine Familie noch immer Not leidet. Man sagt: Da seht ihr nun; es hilft nichts. Das Heilmittel wird aber nicht darin bestehen, den Mann auf sein früheres Einkommen zurückzuversetzen, sondern darin, ihm den Champagner abzugewöhnen! So mag es richtig sein, daß in diesem Lande die Schäden im Wachsen sind, aber wir begegnen ihnen nicht dadurch, daß wir einander bekämpfen, sondern dadurch, daß wir ihnen kraft unseres Willens widerstehen.

Wenn der Krieg wirklich unvermeidlich wäre, können wir kein Land dafür tadeln, ihn herbeigeführt zu haben. Wenn der Krieg ein Segen ist, haben wir nicht das Recht, seine Urheber zu beschimpfen, wie wir es tun. Ich habe in meinen Schriften nachgewiesen, was ein Krieg kostet. Der Preis, den wir dafür bezahlen, kann in Geld nicht ausgedrückt werden, der höchste Preis ist auch nicht das Leben; der höchste Preis, den wir dafür bezahlen, ist die Ungerechtigkeit, weil ein Krieg nicht das Recht entscheidet, sondern nur darüber, wer der Stärkere ist. Wenn wir in die Vergangenheit schauen, finden wir immer und immer wieder, daß die gerechte Sache verlor und die ungerechte siegte, so daß die Zivilisation erheblich zurückblieb.

Wenn ich gefragt werde ob dies der letzte Krieg sein wird, antworte ich: vielleicht noch nicht. Um so mehr müssen wir uns aber selbst fragen, was wir werden wollen: blinde Sklaven eines Schicksals wie die Militaristen annehmen, oder Beherrscher unserer Taten, wie es uns eine wirkliche Einsicht lehrt? Wenn wir entschlossen sind, nur so zu handeln, daß wir die Wohlfahrt unserer Mitmenschen im Auge behalten, dann werden wir bald fühlen, daß der Krieg sich nicht von oben auf uns niedersenkt.

Einige meiner Freunde, die in letzter Zeit über den Kanal reisten, waren der Ansicht, daß Stürme eine Unannehmlichkeit sind. Ich halte den Krieg für eine Unannehmlichkeit. Der Unterschied ist nur, daß wir Stürme nicht machen. Wir machen aber den Krieg.

Jene aber, die die Ansicht vertreten, daß der Krieg unvermeidlich ist, und daß wir unsere Handlungen nicht beherrschen können, möchte ich fragen, weshalb wir überhaupt darüber sprechen? Wenn das, was wir sagen, nichts an der Lage verändern kann, verlieren wir nicht unsere Zeit umsonst? Was ist der Sinn von allem? Es gibt kein Land in der Welt und keinen Tag im Jahr, in welchem und an dem die zehn Gebote nicht verletzt werden. Wo wären wir aber trotzdem, wenn wir die zehn Gebote nicht hätten? Wir ständen auf der Stufe Venezuelas oder der Türkei.

Nein, wir sind die Herren unseres Willens, und wir können Kriegen vorbeugen. Anders denken — annehmen, daß Kriege immer sein werden, weil Kriege immer gewesen sind — heißt jedem die moralische Verantwortlichkeit rauben und der Zivilisation einen hoffnungslosen und unsittlichen Zynismus zuschreiben.

Die Vorbereitung des künftigen Friedens.[1]

VI.

Bund „Neues Vaterland".

Geschäftsstelle Berlin W. 50, Tauentzienstr. 9.

Der Bund „Neues Vaterland" wurde im November 1912 begründet. Als Vorsitzender wirkt der Rittmeister a. D. Kurt von Tepper-Laski. Nach dem § 1 der Statuten ist der Zweck des Bundes:

„1. die direkte und indirekte Förderung aller Bestrebungen, die geeignet sind, die Politik

[1]) Siehe Friedens-Warte, Heft 1/2, Jahrg. 1915, die Organisationen und Kundgebungen Nr. I—V.

und Diplomatie der europäischen Staaten mit dem Kulturgedanken des friedlichen Wettbewerbs und des überstaatlichen Zusammenschlusses zu erfüllen. Kurz: politische und wirtschaftliche Verständigung mit den Völkern der europäischen Kulturgemeinschaft.

2. Im Innern Deutschlands für die Stärkung des sozialen Gedankens und die Lösung der gegenwärtig lösbaren sozialen Probleme zu wirken, um die nationale Leistungsfähigkeit und Wehrhaftigkeit des gesamten deutschen Volkes zu erhöhen. Der Bund will keine neuen Organisationen ins Leben rufen, sondern dazu beitragen, daß die Vorarbeiten der sozialreformerischen Verbände fruchtbar gemacht und vereinheitlicht werden.

Der Bund geht von der Voraussetzung aus, daß die Volkserneuerung Deutschlands im organischen Zusammenhang mit den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben der europäischen Völker steht."

In einer von dem B. N. V. herausgegebenen Flugschrift (Was will der Bund „Neues Vaterland", Preis 10 Pfg.) werden die Aufgaben näher erläutert. Wir entnehmen dieser Programmschrift folgende Stellen:

„Der Bund „Neues Vaterland" geht von der Grundanerkennung aus, daß trotz des jetzigen Krieges die europäischen Völker eine kulturelle Arbeitsgemeinschaft bilden und auch in Zukunft bilden müssen, wenn nicht die europäische Kultur eine gleich verheerende Krise durchmachen soll, wie sie Deutschland während und nach dem 30jährigen Kriege erlebt hat.

Der Krieg ist nach den bekannten Worten des Generals von Clausewitz die Fortführung der Politik eines Staates mit andern Mitteln. Und er muß und darf nur den Lebensinteressen der Staaten und Völker dienen. Alle rein gefühlsmäßigen Stimmen, wie sie in der Verwirrung des Krieges in der Öffentlichkeit so leicht entstehen, müssen schweigen gegenüber der Notwendigkeit, daß die Kriegsführung einem klar erkannten Ziele dienen muß. Die Politik ist aber die Kunst des Möglichen. Deutschland muß daher diesen Krieg führen mit der bestimmten Absicht, alles zu tun, was den nachkommenden Geschlechtern die friedliche Arbeit auf allen Gebieten der Kultur ermöglicht und was zugleich die Konfliktsstoffe zwischen den europäischen Staaten auf ein Mindestmaß beschränkt.

Daher muß der Gedanke, fremde Länder erobern zu wollen, abgewiesen werden, da man heute die Annexion eines ganzen Volkes oder die Verstümmelung eines alten Nationalstaates, der der Träger großer kultureller Kräfte ist, nur dann unternehmen kann, wenn man die feste Absicht hat, binnen kurzem für diese Eroberung einen neuen Weltkrieg zu riskieren. Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der europäischen Völker, des deutschen sowohl wie der andern, ist die Vorbedingung, ohne die es keinen Frieden und keine friedliche Arbeit gibt. Darüber hinaus muß aber versucht werden, die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen der europäischen Völker enger zu gestalten, was sich am ehesten durch die zollpolitische Annäherung der europäischen Staaten erreichen lässt.

Gerade der plötzliche Ausbruch des Krieges hat gezeigt, wie wenig die Vertretung der ausländischen Interessen der europäischen Nationen den Anforderungen genügt, die alle Völker und ganz besonders das deutsche Volk an sie zu stellen hat. In Deutschland hat ohne Zweifel die Tüchtigkeit der diplomatischen Vertretung durch die beschränkte Auswahl aus einer engen Kaste, die den modernen weltwirtschaftlichen Bedürfnissen fernersteht, gelitten. In den Verhandlungen zwischen den europäischen Diplomaten zeigt sich die verhängnisvolle Wirkung der künstlichen Geheimhaltung aller getroffenen Abmachungen. Es war durchaus möglich, und die Diplomaten haben es uns stets versichert, daß an Stelle der katastrophalen Lösung ein allmählicher Ausgleich der Interessengegensätze erfolgt wäre, der ohne Zweifel den Interessen aller Völker mehr genutzt hätte, als die jetzige Verheerung von Kulturwerken. Die Geheimdiplomatie hat eine solche Lösung zum mindesten außerordentlich erschwert und es muß daher, wie in allen anderen Gebieten des modernen Staatenlebens, auch auf diesem Gebiet die öffentliche Kontrolle einsetzen. Es muß verhindert werden, daß einzelne Staatsmänner hinter dem Rücken ihrer Parlamente, wie es namentlich in England durch Grey geschehen, bindende Verträge — wenn auch in unverbindlicher Form — abschließen, die Europa in die Gefahr der Selbstvernichtung stürzen."

Der Bund ist bereits mit einer Reihe von Gelehrten und Schriftstellern in Verbindung getreten, die im Sinne seiner Bestrebungen sich ganz oder teilweise übereingehend geäußert haben: Lujo Brentano, Franz von Liszt, Otfried Nippold, Lammasch-Salzburg, von Scala-Innsbruck, Hans Delbrück-Berlin, Albert Osterrieth-Berlin, Walther Schücking-Marburg, Hans Wehberg-Düsseldorf, Ferdinand Tönnies-Kiel, Ludwig Stein-Berlin, Lic. Siegmund-Schultze, Richard Calwer-Berlin, Herbert Eulenberg, Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Ernst Schultze-Großborstel, Heinrich Roeßler-Frankfurt a. M., Hellmuth von Gerlach, Hans Leuß. Ingenieure: Graf Georg von Arco, Otto Schultz Mehrin; ferner die Professoren: Ernst Sieper-München, Leopold von Wiese-Düsseldorf, Carl Lamprecht-Leipzig, Max Dessoir-Berlin, Carl Brockhausen und Rudolf Goldscheid-Wien, ferner Wilhelm Herzog-München und Walther Federn-Wien (Der Österreichische Volkswirt), Prof. Einstein, Prof. Deussen; von Ausländern Romain Rolland-Genf und Björnson, zurzeit in

Berlin, ferner eine Reihe von Persönlichkeiten in den Niederlanden, der Schweiz und Skandinavien.

VII.

Kundgebung der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden.

Washington D. C. 16. Februar 1915.

Seit einer Reihe von Jahren sind die Unterzeichneten mit der Führung einer Körperschaft zur Förderung des internationalen Friedens betraut. Es gehörte dabei zu ihren Pflichten, unausgesetzt die zu diesem Ende in der gesamten Welt unternommenen Bemühungen zu verfolgen.

Danach ist es uns ein Bedürfnis allen Freunden des Friedens zum Ausdruck zu bringen, daß der jetzt wütende Krieg keinen Anlaß zu Entmutigung gibt, daß er die früheren Bemühungen nicht entwertet, und nicht daran zu zweifeln ist, daß in Zukunft weitere Anstrengungen wirksam und nützlich sein werden.

Der Krieg predigt selbst die Wahrheit des Friedens durch eine so erschütternde und so fürchterliche Methode, daß die Gleichgültigsten zur Beachtung und zum Verständnis angeregt werden müssen.

Es haben die Zerstörung von Menschenleben, die Verwüstungen und die Leiden nicht nur in den kriegführenden Ländern alles bisher Dagewesene übertroffen, sondern auch in den friedlichen Ländern der Welt haben die Einstellung der Produktion, die Schließung der Märkte und die Unterbrechung des Warenaustausches die gesamte Tätigkeit lahm gelegt und Ruin und Armut hervorgerufen.

Dies hat die gegenseitige Weltabhängigkeit aller Völker erwiesen und jedem Denkenden die Wahrheit aufgedrängt, daß der Friede aller Völker der Lebenskern eines jeden Volkes ist.

Es wäre überflüssig, jetzt, wo furchtbare Kräfte den großen Kampf betreiben, unsern schwachen Protest dazwischen zu werfen; doch binnen kurzem wird das Ende dieses Krieges kommen, und dann wird sich die große Frage erheben, ob die Lehre vergessen bleiben, das große Opfer vergeblich gebracht sein soll.

Diese Frage werden allein die kriegführenden Mächte die Macht haben zu beantworten; aber jeder Mensch auf Erden wird das Recht haben, darüber gehört zu werden, weil es eine Frage der Kultur, die wichtigste unserer Geschichte sein wird.

Es erscheint nicht glaubhaft, daß, nach all dem Vorgefallenen, die geschlagene Menschheit ihre Füße in die bisherigen alten Pfade der Politik und des Mißtrauens setzen wird wollen, die sie wieder zu dem gleichen Ergebnis führen müssen.

Die allgemeine öffentliche Meinung der Menschheit, die überall durch eine große Menge von Stimmen zum Ausdruck kommen wird, sollte alsdann den Geist jener Unterhändler erleuchten, die die Friedensbedingungen aufstellen werden und sollte sie zur Anbahnung einer neuen Aera veranlassen, die die Errichtung der des Rechts als die Regel der internationalen Beziehungen vorsieht.

Während wir jedoch kein zu großes Vertrauen in unsere persönliche Eignung zur Darlegung einer detaillierten Methode setzen sollen, die das Endergebnis herbeizuführen hat, sollen wir dennoch Maßnahmen empfehlen, die für den angedeuteten Zweck geeignet erscheinen.

Wir können ins Auge fassen, daß bestimmte Regeln des nationalen Verhaltens angenommen, daß ein Hof mit kompetenter Rechtssprechung errichtet, und neue Sanktionen zur Erzwingung der Achtung der gefällten Urteile ins Auge gefaßt werden sollen.

Das Motiv und der Geist dieser neuen Einrichtungen sollten jedoch vor allem nicht in der Förderung von Ehrgeiz oder Machterweiterung liegen, sondern in der Beschützung der Menschenrechte und in der Vervollkommnung der persönlichen Freiheit.

Zu diesem hehren Ziele mögen Mut, Hoffnung und Überzeugung selbst der einfachsten Bürger auch des entferntesten Landes beitragen.

Joseph H. Choate; Andrew D. White; John W. Foster; Elihu Root; Luke E. Wright; Charlemagne Tower; Robert S. Woodward; Austen G. Fox; Jacob G. Schmidlapp; Thomas Burke; Robert S. Brookings; Oscar S. Straus; Samuel Mather; James L. Slayden; John Sharp Williams; Charles L. Taylor; Henry S. Pritchett; William M. Howard; Cleveland H. Dodge; Robert A. Franks; George W. Perkins; Nicholas Murray Butler; Andrew J. Montague; Arthur William Foster; James Brown Scott.

VIII.

Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts.

Präsident: Prof. Dr. R. Broda, Lausanne, Avenue de Rumine, 60.

Alle Bemühung des Bundes soll während der Kriegszeit der Vorbahnung eines künftigen Dauerfriedens gelten. Zu diesem Zwecke wird der Bund dafür eintreten:

1. Daß der Krieg zu keiner Annexion eines Landgebietes gegen den Willen seiner Bewohner führe; denn dies wäre dem demokratischen Prinzip des freien Selbstbestimmungsrechtes der Völker entgegen und würde außerdem die Gefahr künftiger Rache- und Befreiungskriege heraufbeschwören.

2. Daß die Züchtung wechselseitigen Völkerhasses durch farbige Darstellung der vom jeweiligen Feinde begangenen Übeltaten vermieden werde und daraus nicht ein Hemmnis für eine künftige Wiederaussöhnung der Völker erstehe.

3. Daß der künftige Friedensvertrag eine Bestimmung enthalte, derzufolge alle aus seiner Auslegung oder der anderer Verträge entstehen-

den Streitigkeiten schiedsgerichtlich zu regeln seien.

4. Daß der gleiche Vertrag die Begründung eines internationalen Rates vorsehe, dem es obliege, alle zwischen den Völkern entstehenden Gegensätze, die sich juristischer Beurteilung auf Grund geltender Verträge entziehen, zu untersuchen und dieselben nach Gesichtspunkten der Billigkeit und des Menschheitsinteresses zu regeln.

Der Bund wird diese Gedanken einesteils in seinen bisherigen Organen — und zwar in den Dokumenten des Fortschritts, die fürderhin in Bern erscheinen, in den Documents du Progrès, die von Paris nach Lausanne verlegt wurden und in der Vierteljahrsschrift Progress — vertreten, außerdem jedoch in den beiden Wochenschriften „Die Menschheit" und „La Voix de l'Humanité".

Schweizer Aktionskomitee des Bundes: Dr. Otfried Nippold, alt Prof. d. Univ. Bern; Dr. Aug. Forel, alt Prof. d. Universität Zürich; Dr. A. Suter, Vizepräsident des Gemeinderates von Lausanne; Prof. Dr. R. Broda, Lausanne; O. Volkart, Präsident des Ordens f. Ethik und Kultur; Direktor Tobler, Vorsitzender der Bernischen Ortsgruppe des Schweizerischen Monistenbundes; Hugo Wassermann, Lausanne; Fr. Ruedi, alt Grossrat, Lausanne; Dr. F. Uhlmann, Zugerberg; Wenger, Mitglied des Zürcher Kantonsrates; E. Peytrequin, Herausgeber d. „Libre Pensée intern."; H. Hodler, Präs. d. Esperantoverbandes, Genf, u. a. m.

Internationaler Ehrenausschuß: Geheimrat Prof. Dr. W. Förster, Berlin; Ed. Bernstein, Mitglied des deutschen Reichstags, Berlin; Dr. Carl Grünberg, Prof. a. d. Universität Wien; Dr. Masaryk, Prof. a. d. Universität Prag; Castberg, Staatsminister, Kristiania; Ferdinand Buisson, Präsident der Liga der Menschenrechte, Paris; Ramsay Macdonald, Mitglied des engl. Parlaments; E. Vandervelde, belg. Minister; Dr. von Noe, Prof. an der Universität Chicago, u. a. m.

IX.

Neutrales Bureau zur Förderung der nationalen u. internationlen gemeinsamen Arbeit im Interesse des Friedens.

Koppenhagen, Vester Voldgade 8 II.

Ziele des Bureau:

1. Aufrechterhaltung der Verbindung der internationalen Organisationen.
2. Besorgung von Aufklärungen und Nachforschungen während des Krieges. (Doch nur solche, die Zivilpersonen umfassen.)
3. Verbreitung von Auskünften betreffs der internationalen Friedensarbeit.

X.

Ligue des Pays neutres.

Lugano (Schweiz), Villa Coenobium.
Sekretär: E. Bignami.

Die „L. d. P. n." stellt sich die Aufgabe irgendeinen neutralen Staat dahin zu bringen, daß er die Initiative zu einer Entente aller neutralen Staaten ergreife, sei es um ein Vermittlungsanerbieten zustande zu bringen oder um teilzunehmen an der Herstellung eines gerechten, wiederherstellenden und dauernden Friedens; die öffentliche Meinung zugunsten dieser Idee vorzubereiten und gleichzeitig das Werk der Wiederannäherung zu betreiben.

Das internationale Komitee der Ligue setzt sich bereits aus einer großen Anzahl hervorragender Persönlichkeiten zusammen.

XI.

Internationaler Frauen-Kongress.

Im Haag, Holland, 28.—30. April 1915,
Büro: Damrak 28—30, Amsterdam.

Vorläufiges Programm:

Einige Grundsätze zum Frieden.

1. Man dringe auf einen Waffenstillstand. In Berücksichtigung des Umstandes, daß in allen gegenwärtig im Krieg befindlichen Ländern, das Volk glaubt keinen Angriffskrieg zu führen, sondern zur Verteidigung seiner nationalen Existenz zu kämpfen, fordert dieser Int. Frauenkongreß von den Regierungen aller kriegführenden Ländern öffentliche Darlegung der Bedingungen, auf Grund deren sie gewillt sind, Frieden zu schließen und zu diesem Zwecke sofort einen Waffenstillstand einzugehen.

2. Schiedsgerichtliche Austragung und Vergleich. Dieser Int. Frauenkongreß ist der Ansicht, daß der Krieg die Verneinung jeglicher Zivilisation und jeglichen Fortschrittes bedeutet; nach seiner Überzeugung sind Int. Streitigkeiten einem Schiedsgericht oder einer Vermittlung zu unterstellen; er fordert, daß künftighin ein solches Verfahren von den Regierungen aller Völker eingeschlagen werde.

3. Internationaler Druck. Dieser Int. Frauenkongreß fordert von den Mächten ein Übereinkommen, nach welchem internationale Maßregeln über ein Land verhängt werden, wenn es bei einem Streitfall zu den Waffen greift, ohne Schiedsspruch oder Vermittlung angerufen zu haben.

4. Demokratische Kontrolle. Die Völker in ihrer Gesamtheit wollen keinen Krieg, sondern nur einzelne Interessengruppen eines Volkes verursachen ihn. Daher fordert dieser Int. Frauenkongreß, daß die auswärtige Politik unter demokratische Kontrolle gestellt werde, d. h. die Kenntnis und die Beaufsichtigung ihrer Entwicklung durch eine Volksvertretung unter

gleicher Beteiligung von Männern und Frauen.

(Als Volksvertretung erkennen die Frauen eine Körperschaft nur an, wenn sie von Männern und Frauen unter gleichen Bedingungen gewählt ist.)

5. Gebiets-Abtretung. Dieser Internationale Frauenkongreß erklärt, daß keine Abtretung von Grund und Boden ohne Zustimmung der Männer und Frauen desselben stattfinden soll.

Der Krieg und seine Beziehung zu den Frauen.

1. Protest. Den Krieg, die ultima ratio der Staatsweisheit der Männer, erklären wir Frauen für einen Wahnsinn.

Nur unter der Herrschaft einer Massenpsychose ist er im Leben der Völker möglich, da er alles zu zerstören strebt, was die aufbauenden Kräfte der Menschheit in Jahrhunderten geschaffen haben.

2. Die Verantwortlichkeit der Frauen. Der Kongreß ist der Überzeugung, daß einer der mächtigsten Faktoren, um den Wiederausbruch eines Krieges zu verhindern, der zusammenwirkende Einfluß aller Frauen aller Länder ist; deshalb tragen auch die Frauen die Verantwortung für einen künftigen Krieg. Da sie jedoch nur im Besitz der vollen politischen Gleichberechtigung auf die Leitung der Staaten bestimmend einwirken können, ist es die Pflicht der Frauen in allen Ländern, mit allem Nachdruck für die Erlangung des Stimmrechts zu kämpfen.

3. Die Leiden der Frauen im Kriege. Dieser Int. Frauenkongreß protestiert gegen die Behauptung, daß Kriege zum Schutze für Weib und Kind geführt werden.

Unter Hinweis auf die Schmerzen der Frauen als Mütter, Gattinnen, Schwestern hebt er die Tatsache hervor, daß viele Frauen jeder Gewalt ausgeliefert und ihre Leiden unbeschreiblich sind. Ihr Los ist so furchtbar, daß nach stillschweigendem Übereinkommen der Männer, dieses im Gefolge des Krieges herrschenden Zustandes möglichst wenig Erwähnung getan wird. Pflicht der Frauen ist es, ihre Stimme zu erheben in Mitgefühl für die Scharen ihrer Schwestern, die im tiefsten Grunde ihrer Weiblichkeit verwundet und machtlos sind sich zu verteidigen.

4. Weibliche Abgeordnete auf der Friedenskonferenz der Mächte. In der Überzeugung, daß es für den zukünftigen Friedensschluß von wesentlicher Bedeutung ist, daß die Volksvertretungen an der Konferenz der Mächte nach dem Kriege teilnehmen, fordert dieser Int. Frauenkongreß, daß diese Volksvertretung weibliche Abgeordnete umfaßt.

5. Resolution zum Frauen-Stimmrecht. Dieser Int. Frauenkongreß fordert, daß die nach dem Kriege stattfindende Konferenz der Mächte im Interesse der Zivilisation eine Resolution fassen möge, in welcher die Notwendigkeit in allen Ländern das politische Wahlrecht auf die Frauen auszudehnen, bekräftigt wird.

Allgemeines.

1. Förderung des guten Einvernehmens zwischen den Völkern. Da dieser Int. Frauenkongreß den Beweis liefert, wie lebhaft der Wunsch der Frauen ist, die ganze Menschheit zu vereinen, erachtet er es als eine freudig übernommene Pflicht, das gute Einvernehmen zwischen den Völkern wieder aufzurichten und die Gefühle des Hasses und der Rache zu bekämpfen.

2. Kinder-Erziehung. Um die Möglichkeit eines künftigen Krieges zu vermeiden, muß jedermann mehr als bisher die Überzeugung von der Unzulässigkeit gewinnen, Streitfragen durch Waffengewalt zu lösen. Unter dieser Voraussetzung betont dieser int. Frauenkongreß die Notwendigkeit, den Unterricht der Kinder in der Schule in Bahnen zu lenken, welche ihre Gedanken und ihren Willen der Erhaltung des Friedens förderlich machen, ebenfalls ihnen eine Erziehung zu geben, die ihnen die Kraft verleiht, in jeder Lebenslage ihrer Überzeugung gemäß, zu handeln.

Diskussionen.

1. Wie auf Grund der Resolutionen gehandelt werden soll.
2. Methoden zur Beeinflussung der Presse.
3. Internationale Konföderation.

Kongreß-Statuten.

Kongreß-Mitglieder. Einzelstehende Frauen, die mit den auf dem Programm verzeichneten Resolutionen im allgemeinen einverstanden sind, können gegen Zahlung von 10 M. Mitglieder werden. Ein Frauenverein oder ein gemischter Verein der mit den Programm-Beschlüssen im allgemeinen übereinstimmt, kann eine oder zwei weibliche Delegierten bestellen, wobei 10 M. für jede Delegierte zu entrichten sind. Einzelstehende Mitglieder, sowie Delegierte sind berechtigt, das Wort zu ergreifen und ihre Stimme abzugeben.

Kongreß-Besucher. Nichtmitglieder, männlichen oder weiblichen Geschlechts, können gegen Zahlung von 5 M. als Besucher zu den öffentlichen Vormittags-Diskussionen und zu den öffentlichen Abend-Versammlungen zugelassen werden.

Besucher sind weder wort- noch stimmberechtigt.

Kongreß-Bericht. Ein Kongreß-Bericht wird gedruckt und jedem Mitglied zugeschickt werden.

Sprachen. Bei den Vormittags-Debatten zur Erledigung der Agenden kann man sich der Französischen, Deutschen und Englischen Sprache bedienen. In den öffentlichen Abend-Versammlungen kann Französisch, Deutsch, Englisch und Holländisch gesprochen werden.

Das Ausführungs-Komitee: Dr. Aletta H. Jacobs, Vorsitzende; Dr. Mia Boissevain

vain, Unter-Vorsitzende und Schriftführerin; Rosa Manus, Schriftführerin, Damrak 28—30, Amsterdam (Holland); F. J. Vattier Kraane-Daendels, Schatzmeisterin; H. Van Biema-Hijmans, C. Ramondt-Hirschmann, Vorsitzende des Empfangs-und Organisations-Komitees; J. C. Van Lanschot Hubrecht, Vorsitzende des Propaganda-Komitees.

Über die wirtschaftlichen Folgen des Krieges.

Anfangs Februar hielt der ehemalige ungarische Ministerpräsident Alexander Weckerle im Rahmen der vom ungarischen Kriegsausschuß veranstalteten Kriegsvorträge einen Vortrag über „Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges", dem wir nachstehende Ausführungen entnehmen:

Die Verringerung des Nationaleinkommens im Laufe des Krieges ist, wenn man alle Daten zusammenfaßt, eine sehr bedeutende. Nach den vor sechs Jahren bewerkstelligten Aufnahmen läßt sich der Wert der jährlichen industriellen Produktion Ungarns auf bis 5 Milliarden schätzen, wobei der Ertrag der Bergwerke, Verkehrsunternehmungen, Versicherungs- und Geldinstitute nicht mit inbegriffen ist. Die industrielle Produktion Österreichs wird auf das Fünf- bis Sechsfache der ungarischen geschätzt. Wenn man den Produktionsgewinn des Kleingewerbes, nachdem in diesem auch der Arbeitslohn inbegriffen ist, auf 30 Prozent, den der Mittelindustrie auf 10 Prozent schätzt, so kann man sich ein Bild von jenen Verlusten machen, welche das Nationaleinkommen bisher erlitten hat und noch erleiden wird.

Aus diesem verringerten Einkommen werden wir jene Schäden decken müssen, welche der Krieg hervorgerufen hat, sowie auch die Ausgaben der Kriegführung selbst.

Die Höhe der auf dem Kriegsschauplatze von Privaten erlittenen Schäden läßt sich nicht einmal annähernd feststellen.

Ganz unmöglich ist der Schadenersatz für jene Verluste, welche wir an Menschenmaterial und Arbeitskräften erleiden. Hier kann es sich nur um die Versorgung der Erwerbsunfähigen sowie der Hinterbliebenen der Verstorbenen, und zwar um eine ohne Rücksicht auf die soziale Stellung nach gleichmäßigen Prinzipien durchgeführte Versorgung handeln. Die damit verbundenen Ausgaben werden durch den nach dem Krieg erhöhten Pensionsbedarf beträchtlich erhöht werden. Sie bilden eine sich Jahr für Jahr wiederholende große Ausgabe, welche bei der Erwägung der wirtschaftlichen Folgen des Krieges unbedingt in Betracht zu ziehen ist.

Noch mehr sind jene Schäden in Rechnung zu ziehen, welche der Staat selbst an Vermögen erleidet. Jene Ergänzungen und Erneuerungen, welche bei dem Heere, bei der Marine, Eisenbahn und bei anderen staatlichen Institutionen notwendig sein werden und welche sehr beträchtliche Ausgaben bilden, die der Staat im Interesse der Regeneration des wirtschaftlichen Lebens wird leisten müssen. Alle diese Bedürfnisse haben, selbst wenn sie nicht sofort zu decken sind, einen solchen akuten Charakter, daß ihr Kapitalsbedarf als eine unmittelbare wirtschaftliche Folge des Krieges in Rechnung zu ziehen ist.

Dazu kommt noch die wichtigste Post der durch den Krieg hervorgerufenen Belastung: die Kosten der Kriegführung.

Auch ich vertraue fest auf den Sieg unserer gerechten Sache, würde es aber doch nicht wagen, eine Kriegsentschädigung in Kombination zu ziehen, ja, ich glaube, wenn diese Entschädigung uns in Form neuer Gebiete gewährt würde, so würde die Einrichtung derselben nur neue Ausgaben nach sich ziehen. Die ungeheuren Ausgaben der Kriegführung belasten nicht nur uns, sie machen sich bei unseren Gegnern noch viel mehr fühlbar. Einer der gründlichsten Kenner der internationalen wirtschaftlichen Verhältnisse, Professor Julius Wolf, hat berechnet, daß sich die Verringerung des nationalen Einkommens in einem Zeitraum von neun Monaten in Deutschland auf 10,5 Milliarden Mark, in Frankreich und England auf je 7,5 Milliarden Mark, in Rußland auf 4,5 Milliarden Franken beläuft. Die Kosten der Kriegführung berechnet er ebenfalls auf neun Monate in Deutschland auf 12 Milliarden, bei den Ententemächten auf 25 Milliarden. Zu diesen ungeheuren Ausgaben gesellen sich auch in den anderen kriegführenden Staaten die Ausgaben für Erneuerungen, Versorgungen und Entschädigungen, welch letztere in Frankreich allein auf 12 Milliarden Franken geschätzt werden. Es ist daher wahrscheinlich, daß in allen großen Staaten eine gewisse wirtschaftliche Erschöpfung eintreten wird, so daß die Verminderung oder der vollständige Mangel der Leistungsfähigkeit eine größere Kriegsentschädigung ausschließen muß. Es ist daher besser, nicht um das Fell des Bären zu handeln. Wenn es zu einer Kriegsentschädigung kommt, so wird diese uns nur in den Stand setzen, bei den Entschädigungen und Versorgungen freigebiger vorzugehen und mehr Geld für die Erneuerungen und für die Belebung des wirtschaftlichen Lebens verwenden zu können. Wir müssen jedoch, wenn wir die wirtschaftlichen Folgen des Krieges erwägen, darauf vorbereitet sein, daß wir selbst die Lasten des Krieges tragen müssen. Eine gesicherte politische Situation, ein erstarktes nationales Leben, eine gesteigerte wirtschaftliche Entwicklung muß uns als Entschädigung für die gebrachten Opfer dienen. Die Ausgaben müssen ihre Deckung in den staatlichen Einnahmen finden, die Quelle dieser staatlichen Einnahmen wird das Nationaleinkommen bilden. Man muß auf die Notwendigkeit einer Erhöhung der öffentlichen Abgaben gefaßt sein.

* * *

Über die Kosten des Weltkrieges hielt Edgar Crammond am 18. März in London vor den Mitgliedern der „Royal Statistical Society" einen Vortrag, worin er die gesamten Kriegskosten bis zum 31. Juli 1915 auf 9,147,900,000 Pfund Sterling (183 Milliarden Mark) berechnete, vorausgesetzt, daß der Krieg so lange dauern werde. Er berechnete für die Verbündeten 4,870,900,000 und für Deutschland-Österreich 4,277,000,000 Pfund Sterling. Dabei würden entfallen auf Belgien 526½ Millionen Pfund, Rußland 1400 Millionen, Frankreich 1686 Millionen, Großbritannien 1258 Millionen, Deutschland 2775 Millionen, Österreich 1502 Millionen Pfund. Er berechnet diese Ziffern aus den direkten Ausgaben der Staaten, Vernichtung an Eigentum und dem kapitalisierten Wert des Verlustes an Menschenleben und anderen Verlusten. Infolge Fehlens zuverlässiger Angaben aus Japan, Serbien und der Türkei konnten für diese Staaten keine Berechnung vorgenommen werden. Ebenso konnten die bedeutenden Verluste durch Ausgaben der neutralen Mächte nicht berechnet werden.

Man wird daher nicht übertreiben, wenn man die Kosten des Weltkrieges für ein Jahr mit 200 Milliarden annimmt. Die Verzinsung, die diese Summe erfordert, wird demnach der Höhe jener Summe entsprechen, die die europäischen Staaten gegenwärtig für ihre Rüstungen ausgeben. Diese Summe wird dadurch verdoppelt werden!

Aus meinem Kriegstagebuch. [1]

(Bruchstücke vom Dezember und Januar.)

2. Dezember.

Vier Monate des Kriegs. — Man hat sich den Stand der Dinge um diese Zeit doch anders vorgestellt. Man glaubte, zu Weihnachten würde der Höhepunkt überschritten sein. Wir stehen aber immer noch am Anfang. Allerdings stehen wir vor großen Entscheidungen. In Flandern und in Polen können sie stündlich fallen. Vielleicht noch heute. Der 2. Dezember ist ohnehin ein geschichtliches Datum.

Ein Brief von Vinzenz aus Wien, der viel Interessantes enthält und eine starke Beurteilungsgabe mit wundervollem Humor paart, enthält u. a. eine sehr richtige Bemerkung. „Die Leute, so schreibt er, reden sich ein, daß, wenn der Krieg zu Ende ist, das Leben wieder so weiter gehen wird, wie es vor dem Kriege gewesen ist." Das ist in der Tat die allgemeine Meinung und wird die große Täuschung bilden. Nein, das Leben kommt nie mehr so, wie es gewesen ist. Es wird etwas anderes kommen, völlig neues, in das man sich erst hineinleben wird müssen. Und nicht nur die Situation wird eine andere sein, auch neue Menschen werden da stehen, die den alten den Platz streitig machen werden. Ganz abgesehen von den Vielen, die nicht mehr da sein werden. In jedem Falle, mit dem Friedensschluß hört der Krieg noch nicht auf. Er fängt damit nur an, zu Ende zu gehen.

3. Dezember.

Aus Wien traf gestern abend die Nachricht hier ein, daß die österreichisch-ungarische Armee Belgrad in Besitz genommen habe. Die offizielle Depesche des Korrespondenzbureaus im heutigen „Bund" lautet:

Seine Majestät erhielten vom Kommandanten nachstehende Huldigungsdepesche: „Hochbeglückt bitte ich Eure Majestät am Tage der Vollendung des 66. Jahres Eurer glorreichen Regierung ehrfurchtsvollste Glückwünsche der fünften Armee, sowie die alleruntertänigste Meldung zu Füßen legen zu dürfen, daß die Stadt Belgrad heute von den Truppen der fünften Armee in Besitz genommen wurde." —

4. Dezember.

In der Reichstagssitzung, in der ein erneuter Kriegskredit von 5 Milliarden mit allen Stimmen gegen die des Abg. Liebknecht bewilligt wurde, hat nur der Reichskanzler gesprochen. Er gab eine offizielle Aufklärung über die Vorgeschichte des Krieges, indem er sagte:

„Die Verantwortung an diesem größten aller Kriege liegt für uns klar. Die äußere Verantwortung tragen diejenigen in Rußland, die die allgemeine Mobilisierung der russischen Armee betrieben und durchgesetzt haben. Die innere Verantwortung aber trägt die britische Regierung. Das Londoner Kabinett konnte den Krieg unmöglich machen, wenn es in Petersburg unzweideutig erklärte, England sei nicht gewillt, aus dem österreichisch-serbischen Konflikt einen kontinentalen Krieg der Mächte herauswachsen zu lassen. Eine solche Sprache hätte auch Frankreich gezwungen, Rußland energisch von allen kriegerischen Maßnahmen abzuhalten. Dann gelang unsere Vermittlungsaktion zwischen Wien und St. Petersburg und es gab keinen Krieg. England tat dies nicht. England kannte die kriegslüsternen Treibereien einer zum Teil nicht verantwortlichen, aber mächtigen Gruppe um den Zaren. Es sah, wie das Rad ins Rollen kam, aber es fiel ihm nicht in die Speichen. Trotz aller Friedensbeteuerungen gab London in St. Petersburg zu verstehen, England stehe auf Seiten Frankreichs und damit auch Rußlands. Das Londoner Kabinett ließ es zu diesem ungeheuerlichen Weltkriege kommen, weil es ihm eine Gelegenheit zu sein schien, mit Hilfe seiner politischen Ententegenossen den Lebensnerv seines größten europäischen Konkurrenten auf dem Weltmarkt zu zerstören. So trägt England mit Rußland zusammen vor Gott und der Menschheit die Verantwortung für die Kata-

[1] Siehe die vorhergehenden Veröffentlichungen vom „Aus meinem Kriegstagebuch" in „Die Friedens-Warte" 1914, Heft 8/9 und 10; ferner in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation" 1915, Heft 1.

strophe, die über Europa und die Menschheit hereingebrochen ist." — —

Der gestrige Tag brachte mir noch eine Überraschung

Während die beiden ersten Kriegsnummern der „Friedens-Warte" von der Zensur nicht beachtet wurden, hat sich das Oberkommando in den Marken, wahrscheinlich durch den in der „Kölnischen Zeitung" vom 17. November erschienenen Angriff gegen das Blatt (siehe in den Eintragungen vom 25. November) direkt oder indirekt beeinflußt, die Manuskripte und Korrekturen der im Satze befindlichen Oktober-Nummer zur Zensur kommen lassen und hat fast alles als unzulässig erklärt. Von der ersten Manuskriptsendung, die ich gestern aus Berlin zurückerhielt, waren nur drei kleine, offizielle Äußerungen wiedergebende, Absätze bewilligt worden. Unter den zurückgewiesenen befanden sich Abdrücke aus Artikeln, die in andern deutschen Zeitungen („Kölnische Zeitung", „Hilfe" usw.) bereits unbeanstandet erschienen waren. Gelingt es mir nicht, eine Berufung durchzusetzen, so muß ich das Blatt während des Krieges eingehen lassen.

5. Dezember.

Mittlerweile von der Buchdruckerei in Berlin (verspätet) eingegangene Briefe besagen, daß das Oberkommando in den Marken verlangt hat, daß sämtliche Manuskripte der „Friedens-Warte" zur Vorprüfung einzureichen sind. Das war am 28. November. Die Wirkung der Denunziation ist klar. Das Erscheinen der „Friedens-Warte" in Berlin dürfte fernerhin unmöglich sein.

Die sozialdemokratische Erklärung in der Reichstagssitzung vom 2. Dezember beginnt mit der Mitteilung, daß die nachträglich bekanntgewordenen Tatsachen über Belgien nicht ausreichen, „um von dem Standpunkt abzugehen, den der Herr Reichskanzler am 4. August gegenüber Luxemburg und Belgien eingenommen hat."

Dieser Standpunkt kam in den Worten zum Ausdruck: „Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt und vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gut machen."

6. Dezember.

Die Rede, mit der am 3. Dezember der Ministerpräsident Salandra die Sitzungen des italienischen Parlaments eröffnete, klingt nicht sehr friedlich. Er sagte, daß Italien seine Stellung als Großmacht behaupten und sie nicht nur unversehrt erhalten, sondern auch so, daß sie nicht durch die möglichen Vergrößerungen anderer Staaten relativ gemindert werde. „Daher mußte und wird notwendigerweise unsere Neutralität keine untätige und lässige, sondern eine tätige und wachsame sein, nicht eine ohnmächtige, sondern eine stark gewappnete, die jeder Möglichkeit gewachsen ist "(Andauernder, lebhafter Beifall. Die gesamte Kammer erhebt sich und bringt dem Ministerpräsidenten eine lebhafte Huldigung dar.)

Das klingt nicht „neutral", besagt vielmehr, daß Italien zwar nicht am Kriege beteiligt ist, wohl aber am Friedensschluß beteiligt sein will. Das wird den Krieg erbitterter, den Frieden schwieriger machen. Italien wird ohne Einsatz gewinnen wollen. Wenn die Kriegführenden bereits erschöpft sein werden, wird es das Schwergewicht seiner noch unberührten Kriegsstärke in die Wagschale werfen. „Vae victis!" wird es dann heißen.

Es kann sich als wahr herausstellen, was ich immer verkündet habe, daß die eigentlichen Sieger in einem europäischen Kriege die nicht daran direkt beteiligten Staaten sein werden.

7. Dezember.

Heute die Nachricht, die Deutschen in Lodz eingezogen, die Russen im Rückzug. Die äußerst schwierige, seit Wochen andauernde Situation scheint nun zu ungunsten der Russen entschieden zu sein. Ob nun die Entscheidung so nachhaltig ist, daß es zur großen Winterpause kommen wird, oder ob der Feldzug im Osten in der Hauptsache entschieden ist, werden die nächsten Tage lehren.

Die italienische Kammer hat vorgestern mit übergroßer Majorität entschieden, vorläufig neutral zu bleiben. Während der Debatte machte Giolitti die Mitteilung, daß Österreich-Ungarn Italien mitten im Balkankrieg — das ist am 9. August 1913 — die Absicht mitgeteilt habe, gegen Serbien vorzugehen und die Aktion als eine Verteidigungsmaßnahme dargelegt habe, die für Italien den casus foederis schaffe. Italien teilte diese Anschauung nicht, und suchte auf Deutschland einzuwirken, daß es Österreich-Ungarn vor diesem Schritte warne.

Fürst Bülow ist zum Botschafter in Rom ernannt worden. Flotow angeblich gesundheitlich erschüttert.

8. Dezember.

Das französische Gelbbuch enthält eine eigentümliche Vorgeschichte des Krieges. Dabei ist von einem „geheimen, deutschen Bericht" die Rede, von dem das französische Kriegsministerium im März 1913 „aus sicherer Quelle" Kenntnis erhielt.

Man kennt die Quelle nicht, und nicht die Stelle, die den Bericht erstattet hat.

Nach der Übersetzung im Berner „Bund" beharrt jener Bericht auf der Notwendigkeit, den Krieg vorzubereiten, ohne Mißtrauen zu erwecken, aber die Geschäfte so zu führen, daß unter der Bürde von ruinösen Rüstungen und einer gespannten politischen Lage die deutsche öffentliche Meinung „ein Losschlagen wie eine Erlösung empfinden würde", der dann lange Jahrzehnte der Wohlfahrt folgen müßten wie nach 1870. Man studierte die Mittel, um Erhebungen in Ägypten, Tunis, Algier und Marokko

ins Leben zu rufen und stellte den Grundsatz auf, „daß die kleinen Staaten gezwungen werden müßten, Deutschland Folge zu leisten, oder von ihm gemaßregelt zu werden.“ Man spielte hiebei speziell auf Belgien und Holland an, die mit Namen genannt wurden. Zum Schlusse schrieb dieses Dokument „ein kurzbefristetes Ultimatum, gefolgt von sofortigem Truppeneinmarsche“ vor. Dieses Ultimatum, sagte der Bericht, „wird es erlauben, unsere Aktion genügend vom Standpunkte des Völkerrechtes aus zu rechtfertigen.“

Das ist alldeutsche Terminologie. Es ist möglich, daß ein derartiger Bericht von irgendeinem der alldeutschen Verbände oder einem der alldeutschen Führer der Regierung überreicht wurde. Es ist nichts Geheimes darin, nichts, was in der alldeutschen Literatur und Presse nicht offen gesagt worden wäre. Es fragt sich nur, wieweit diese Anschauungen die Regierung schließlich beeinflußt haben. Die Redensart, daß das alldeutsche Kriegsgeschrei von einer einflußlosen kleinen Gruppe ausgeht, müssen wir jedenfalls nachdrücklich bekämpfen. So einflußlos scheint diese Gruppe doch nicht gewesen zu sein.

Die amerikanischen Blätter betonen noch immer, der deutsche Militarismus müsse vernichtet, das deutsche Volk dürfe aber nicht vernichtet werden. Das geht aber nicht. Im Kriege ist Volk und Militarismus eins. Im Kriege kann nur Beides vernichtet werden oder siegen. Der Militarismus muß im Frieden überwunden werden.

9. Dezember.

Wenn ein Mann wie Ostwald, der den Krieg als Energievergeuder verworfen hat, den Hauptträger des Krieges, den deutschen Militarismus, heute als „tatsächlich den höchsten Grad der bisher entwickelten Kultur darstellt“ (siehe: Monistische Sonntagspredigten 1. Dezember 1914, Nr. 17, S. 266), so steht einem der Verstand still.

Vollends aber, wenn Ostwald den Haß, der die Gegner Deutschlands zu Feinden macht, erklärt mit dem Gefühl der Unwiderstehlichkeit dieses neuen Kulturmittels (!), das wir Deutschen uns erworben haben, und andererseits dem Gefühl, daß ihnen „die Fähigkeit abgeht, Sinn und Charakter dieses neuen Mittels zu begreifen.“

Sind denn alle Begriffe verwirrt? Wir waren uns doch immer klar über die Bedeutung des Begriffes „Militarismus“ und doch tun heute alle Gelehrten, die das Wort ergreifen, so, als ob unter Militarismus die Organisation und Schlagfertigkeit der Wehrkraft zu verstehen wäre.

Sie denken nicht einen Augenblick daran, daß das Übergreifen des militärischen Geistes auf die Zivilkreise und die Zivilregierung, daß das Junkertum, Reserveoffizierswesen, das Korpswesen auf unseren Universitäten, das Kriegervereinswesen im Volke, die Propaganda des Wehr- und Flottenvereins, die Militarisierung der Jugend, die Ver-Treitschkesierung der Politik, die Nietzschesierung der Philosophie, die Beeinflussung der Dichtkunst im Sinne Wildenbruchs und Lauffs, der bildenden Kunst im Sinne der Berliner Siegesallee, die Allmacht des Junkertums, die Bekämpfung aller liberalen Regungen, die Entrechtung der Sozialdemokratie, die Vorkommnisse à la Zabern, Königsberger Hochverratsprozeß, das Wort des Jannuchaurers von den „zehn Mann“, die scharfen Gerichtsurteile für militärische Vergehen, das Festhalten der militärischen Gerichtsbarkeit für den ganzen Tag der Kontrollversammlungen, der Widerstand gegen die Verbesserung des preußischen Wahlrechts, die Unterlassung des Ausbaues der Reichstagswahlkreise, die vielfach bewiesene Mißachtung des Reichstags und tausend ähnliche Vorkommnisse, Einrichtungen, Äußerungen, das Bild jenes Militarismus bilden, den das fortgeschrittene Bürgertum Deutschlands seit Jahrzehnten auf das heftigste bekämpft, und der in seinen in der auswärtigen Politik aufgestellten Formen den Widerspruch und die Furcht des übrigen Europas erweckt hat.

Eine derartige genau zu definierende Erscheinung als den „höchsten Grad der bisher entwickelten Kultur“ darzustellen, kann man nur als Verirrung bezeichnen, für die die allgemeine Kriegspsyche wohl eine Erklärung, aber keine Entschuldigung abgeben kann.

* * *

Man spricht heute sehr viel von der Utopie des „ewigen Friedens“, trotzdem wir uns so sehr bemühten, darzulegen, wie wenig Gewicht wir auf die „Ewigkeit“ jenes Zustandes legen, den wir an die Stelle der heutigen Anarchie setzen wollen. Mit der Unerreichbarkeit des „ewigen Friedens“ die Unerfüllbarkeit des pazifistischen Programms darlegen wollen, ist gerade so, als wenn man früher den Versuch zur Luftbeherrschung mit der Unmöglichkeit, je den Mars auf einem Fahrzeug erreichen zu können, hätte abtun wollen. Zwischen internationaler, den Krieg begründender Anarchie und „ewigem Frieden“ ist ein weiter Zwischenraum, von dem wir nur eine Etappe zu erreichen suchen, wie der Luftschiffer nicht den Weg zwischen Erde und Mars im Auge hatte, sondern nur die Herstellung des Prinzips, das ihm gestattete, sich von der Erde zu erheben.

* * *

Schopenhauer bezeichnet den Eid als die Eselsbrücke der Juristen. Es gibt auch eine Eselsbrücke der hohen Politik. Das ist die Stigmatisierung durch den Vorwurf der Heuchelei. Der Diplomat braucht sich nicht die Mühe zu geben, eine Behauptung des Gegners zu widerlegen. Er erklärt sie einfach als unwahr. Aber nicht als gewöhnliche Unwahrheit. Sondern als eine Lüge, die eine direkte Notwendigkeit ist, die als Wahrheit eine unbedingt schädigende Wirkung gehabt hätte, kurz: die Lüge als unentbehrliches diplomatisches Mittel. Damit beseitigt er alle ihm unbequemen Argumente der Gegenseite. Mögen sie noch so einleuchtend sein,

so wird man bei dieser Praxis nur erkennen, wie meisterhaft das diplomatische Handwerk geübt wird. Der Fluch wird ein Kompliment, und der geduldige Bürger ist wehrlos den Angaben seiner eigenen Diplomaten ausgesetzt, die nur den einen Fehler begehen, für sich selbst den Anspruch auf die angeblich unbedingte Notwendigkeit der Lüge nicht geltend machen zu wollen.

10. Dezember.

Morgens eine Depesche des Sekretärs Moe in Kristiania, die besagt, daß das Nobelkomitee beschlossen habe, den Preis nicht zu verteilen und ihn für das nächste Jahr zu reservieren.

Nicht wegen Umfrid allein, der mein Kandidat war, der den Preis nicht nur wegen seiner Lebensarbeit verdient hätte, und dem er wegen harter Schicksalsschläge ganz besonders zu gönnen gewesen wäre, sondern auch wegen der offenbaren Schädigung, die durch die Nichtverteilung unserer Sache zuteil wird, ist diese Entscheidung bedauerlich. Die Verächter der Bewegung werden meinen, daß sie Recht behalten haben, denn in die Kriegszeit gehöre kein Friedenspreis. Damit wird der schädlichen Ideenverwechslung über die Aufgabe und das Wesen der Friedensbewegung Vorschub geleistet. Die Friedensbewegung wirkt, weil die Gefahr des Krieges besteht. Der Krieg ist nicht ein Beweis ihrer Überflüssigkeit, sondern ihrer Notwendigkeit. Der Friedenspreis, der die Bewegung fördern will, hätte gerade während eines solchen Krieges, der die Notwendigkeit der Friedensarbeit wie noch kein Ereignis beweist, erteilt werden müssen. Und wenn die Banausen sich darüber auch amüsiert hätten. Es wäre immer besser gewesen als jetzt, wo sich zu ihrem Amüsement die Schadenfreude gesellt, da sie in der Nichterteilung des Preises eine Bestätigung ihrer blöden Idee vom Bankrott der Friedensbewegung ersehen werden.

* * *

In der Botschaft, die der Präsident der Vereinigten Staaten wie alljährlich an den Kongreß richtete, betonte er, daß die Vereinigten Staaten zu einer Mission der Eintracht und des Friedens und zur Wiederherstellung der Freundschaft zwischen den Völkern bestimmt seien. Das ist die richtige Erkenntnis der Aufgaben jenes großen demokratischen Staatengebildes. Nach dem Kriege wird Amerika die zerschossene und erschlagene Verständigungsarbeit und Kooperation restaurieren müssen. Man wird die Völker nicht mehr ihrem blinden Haß überlassen dürfen und sie abwarten lassen, bis die Generationen ausgestorben sein werden, die den Krieg gesehen haben. Das wird dank der Vorarbeit unserer Bewegung nicht mehr nötig sein. Man wird anknüpfen können an dem bereits Vorhergeschaffenen, und da wird das neutrale und fortgeschrittene Amerika das Zentrum der Anknüpfungsarbeit bilden. Ich stelle mir vor, daß von Amerika aus Verständigungs-Missionen angesehener Männer Europa bereisen und sich der Mühe unterziehen werden, die Beziehungen von Mann zu Mann, von Korporation zu Korporation wieder anzuknüpfen. Ein ganzes Heer von Intellektuellen wird von drüben herüberkommen, um die Stupidität, die Unfruchtbarkeit des Hasses darzulegen, der nur solange eine Erklärung besitzt, als er die Wirkung der Waffe beeinflußt. Sobald die Waffen schweigen, muß der Haß weggeschafft werden, wie alsdann die Minen in der Nordsee fortgeschafft werden müssen, damit der Verkehr nicht mehr gehemmt werde.

* * *

Die verfehlte Methode unserer Intellektuellen fängt jetzt an, eine wohltuende Reaktion auszulösen. Da las ich kürzlich im „März" einen sehr guten Artikel von Hermann Friedemann über die „Immobilisierung der Geister" und im „Berliner Tagblatt" vom 7. Dezember einen Artikel Theodor Wolffs, der angesichts der Tätigkeit von Ostwald, Haeckel, Lasson u. a. endlich das Wort von der überhandnehmenden „Kriegsneurose" ausspricht. Das Unglaublichste hat tatsächlich Lasson in einem nach Holland gerichteten Brief geleistet, der im „Amsterdammer" erschienen ist.

Jetzt kommt mir die „Vossische Zeitung" vom 29. November zu Gesicht. Es ist unglaublich, welche Verirrung und Karikierung sich der intelligentesten Menschen bemächtigt hat. Auch Fulda begeht den Fehler, unter „Militarismus" die Wehrkraft und die Schlagfertigkeit des Heeres zu verstehen. Er schreibt: „Unser Militarismus! Was soll dieses zu Tode gehetzte Schlagwort im Munde von Feinden, die uns doch in bezug auf den Eifer und Umfang ihrer Rüstungen wahrhaftig nichts nachgeben (!). Besteht etwa in Frankreich, in Rußland kein Militarismus? Ist die englische Riesenflotte ein Friedensinstrument? Wurde der Dreiverband gegründet, um das tausendjährige Reich auf Erden zu verwirklichen? Hätte er, wenn wir töricht genug gewesen wären, uns zu entwaffnen (!), zum Lohn für Wohlverhalten unsern Besitzstand garantiert? Glaubt ihr das, Amerikaner?"

Nein, das werden sie nicht glauben! Sie werden aber erwidern, daß von einer einseitigen Entwaffnung nicht die Rede war, wenn man sich bemühte, das Überbieten an Rüstungen, das unweigerlich zur Explosion des Krieges führen mußte, durch gegenseitige und gleichzeitige Vernunftmaßnahmen zu regulieren oder zu hemmen. Sie werden schließlich sagen, was ich hier so oft schon ausgeführt habe, daß die Rüstung an sich noch nicht der Militarismus ist, der die andern Völker bedroht. Gewiß ist das deutsche Volk das friedliebendste auf der Erde, aber in ihm wirkten Kräfte — Menschen und Ideen —, die den Frieden der andern beunruhigten und schließlich dieses friedliebende Volk, das in den Schutzmaßnahmen der andern Völker gegen jene Menschen und Ideen eine Bedrohung erblickte, mit in den Weltkrieg hineinrissen. Was weiß der Dichter Fulda von der Realität des Treitschketums, des Bernhardismus usw.

Da las ich in der „Münchner Post“ (1. Dezember 1914) aus Anlaß einer künstlerischen Vorführung ein wahres Wort: „Der Schrecklichste der Schrecken ist der Ästhet, in seinem Wahn, plötzlich Volksführer sein zu wollen!“

Sehr wahr!

* * *

In Berlin sind Bestimmungen erlassen worden, daß in den Gefangenenlagern — auch in denen der Zivilinternierten — „den Gefangenen jede Gelegenheit, ihre Neigungen zu verfeinerter Lebensweise zu befriedigen, scharf unterbunden werde.“ „Damit wird“, so heißt es in dem Bericht, „dem, angesichts der menschlich unwürdigen Behandlung, die unsere in feindliche Gefangenschaft geratenen Heeresangehörigen zum Teil (!) zu erdulden haben, berechtigten Empfinden weiterer Volkskreise Rechnung getragen.“

Diesen Hinweis auf das „berechtigte Empfinden weiter Volkskreise“ hätte ich im Interesse des deutschen Volkes gerne vermieden gesehen. Ob es klug ist, so zu handeln, und „die Neigungen zu verfeinerter Lebensweise“ zu unterbinden, also gerade die besser gewohnten Elemente zu strafen, wage ich nicht zu bejahen. Es sei darauf hingewiesen, was Hofschauspieler Gregori neulich im „Kunstwart“ darüber schrieb (zitiert in „Friedens-Warte“ 1914, Seite 359), welches Kapital für die Zukunft wir anlegen durch die gute Behandlung unserer Gefangenen. Repressalien? — Nun, der Bericht gibt selbst zu, daß es sich nur um einen Teil unserer Angehörigen im fremden Lande handelt, der sich über schlechte Behandlung zu beklagen hat. Es fragt sich, ob wir diesem Teil mit einer entgegenkommenden Behandlung unsererseits nicht mehr genützt hätten, als wir dem andern Teil, der sich nicht zu beklagen hat, jetzt schaden werden. Der Haß ist ein schlechter Organisator.

11. Dezember.

Irgendwo habe ich einmal — ich glaube, es war bei Wells — von einem grünen Nebel gelesen, der sich über die Erde legte und die Menschen ihrer Sinne beraubte. Der Gedanke an diesen „grünen Nebel“ geht mir jetzt nicht aus dem Sinn. Wenn man liest, was unsere Gelehrten, unsere größten Köpfe, was unsere Dichter, was unsere Philosophen, Kirchenmänner, Künstler, Politiker aller Richtungen sagen, sieht, wie sich ihre Anschauungen verwirren, wie sie wie in der Hypnose sprechen, die einfachsten Widersprüche nicht bemerken, die Vergangenheit verleugnen, vor der Erscheinung des Krieges wie vor etwas Überirdischem stehen und ihn mit Gott, Kunst und Leben durchdringen wollen, dann ist es einem, als stünde man auf dem Gipfel eines hoch in die Lüfte ragenden Berges und sähe drunten in den Tälern die Menschen unter dem grünen Nebel zappeln und schreien, als sähe man Irre, Umnachtete, arme Betrogene.

Ein Zettelpaket meines Berliner Zeitungsausschnittebureaus läßt mir dieses Zappeln und Schreien immer verstärkter scheinen. Hie und da einmal eine Stimme, die beweist, daß es Immune gibt, denen der grüne Nebel noch nichts antun konnte. Da finde ich den schon gestern hier angeführten Artikel Hermann Friedemanns über „Die Immobilisierung der Geister“ („März“, 5. Dezember), dessen Hauptstelle ich hier festhalten will. Sie steht am Schlusse und lautet:

„Die traurigsten Gestalten des Krieges sind die Intellektuellen. An ihnen wäre es gewesen, Widerstand zu leisten; während des Krieges die Güter des Friedens zu retten oder zu schweigen. Statt dessen laufen sie hinter den Soldaten her, fuchtelnd und unterscheiden sich vor der Masse nur durch ihr lauteres Schreien. Leute, denen eine Welt zusammenstürzen mußte, überstanden die Wandlung in vierundzwanzig Stunden. Sie dachten an keinen Widerstand. Umlernenkönnen ist etwas sehr Rühmliches; aber: so schnell? Während der Soldat dem Feinde gerecht war, entäußerten sich Gelehrte mit unanständiger Eile der Ehrenzeichen, die ihnen nicht etwa von Staatsvertretungen des Feindeslandes verliehen waren. Verantwortliche laufen mit fabrikentstandenen geistigen „Nationalabzeichen“ umher. Die Listen und Verknüpftheiten europäischer Diplomatie werden in ihren Spiegeln zur Backfisch- und Lyrikerpolitik. Sie sind es, die mit Wollust dem Schlagwort von der „Mobilisierung der Geister“ folgten — indem sie die Geister immobilisierten. Wer das Leid des Krieges erfahren oder empfunden, in aller Unmeßbarkeit empfunden hat: der mag, wenn er kann, sein Dennoch! sprechen. Die Geistigen begnügten sich, den Krieg, vom Tage der Mobilmachung an, bildschön zu finden . . .“

Aber gleich daneben wieder eine Kundgebung „Intellektueller“, die sich gegen das von einigen Mitgliedern der Oxforder Universität herausgegebene Buch („Warum Großbritannien zu den Waffen griff“) richtet.

Ich denke, der Freudentag wird kommen, wo alle diese Herren ihre Kundgebung mit den Worten „à la guerre comme à la guerre“ richtig einschätzen werden. Es sind viele unserer bekanntesten Völkerrechtler unter ihnen, die genau wissen, wie schwer man in Deutschland für das Völkerrecht zu kämpfen hatte.

Immerhin erscheinen sie mir doch noch begreiflicher, als ein Professor der Rechte aus Marburg, der dort, wie er selbst mitteilt, auch über Völkerrecht liest. Als Leutnant im Felde stehend, veröffentlichte er — wenn auch „als zerschossener und zerhauener Kriegsmann“ in einem Berliner Lazarett — im „Berliner Lokalanzeiger“ (3. Dezember) einen „Militarismus und Völkerrecht“ betitelten Artikel.

Nur der Schluß dieses Artikels sei hier wiedergegeben:

„Überhaupt kann ich das eine sagen: die ganzen völkerrechtlichen Abmachungen haben sich auf Seiten unserer Gegner nur als Papier erwiesen und obendrein als recht brüchiges. In

unserm deutschen Volke aber hat der Krieg so viel herrliche Mannestugenden heraustreten lassen, wie wir es in unserem materiellen Zeitalter kaum für möglich gehalten hätten. Und wenn man unsere grauen Jungen draußen sieht, muß man so stolz auf sie werden, daß man sagt: Der deutsche Militarismus ist doch wertvoller als das ganze Völkerrecht"

Schöner kann das keiner sagen, als dieser Völkerrechtslehrer, der morgen, wenn er von seinen Wunden genesen sein wird, der deutschen Jugend wieder Vorlesungen über Völkerrecht halten wird.

Da fällt mir aus meinem Ausschnittepaket noch ein Feuilleton Karl Schefflers: „Gespräch über den Krieg" aus der „Vossischen Zeitung" (6 Dezember) in die Hände, worin der Verfasser einen Beamten, Kaufmann, Landwirt, Lehrer, höheren Offizier, Rechtsanwalt, Arzt, Künstler und einen Dichter über das Phänomen des Krieges Untersuchungen anstellen läßt. Alle betrachten den Krieg als etwas Unfaßbares, über den Erscheinungen Stehendes, etwas Großes, etwas Elementares, und der Künstler faßt es in die lapidaren Worte zusammen: „Was der Krieg in Wahrheit ist, weiß keiner, und niemand wird es je erfahren." Nun haben wir das Problem genau herausgeschält. Ignorabimus!

Wir Toren glaubten einst, von Kriegsmache reden zu dürfen, konnten uns der Meinung hingeben, daß diesem mystischen Weltwunder Arrangements, Verabredungen, Willensäußerungen zugrunde liegen, geradeso wie einem Vereinsausflug, einer Theateraufführung, einer Börsenoperation oder dem Betrieb eines Buttergeschäftes. Wir irrten uns, denn es handelt sich um ein „ungeheures Naturphänomen". Man muß sich nur wundern, daß wir dann so ungerecht sind, Rußland und England die Schuld an diesem Kriege zuzuschreiben, während wir sie doch folgerichtig als arme Mit-Opfer dieser rätselhaften Naturerscheinung begrüßen müßten.

Am wenigsten scheint mir aber die Ansicht des „hohen Offiziers" in diese mystische Anschauung hineinzupassen, den der Verfasser folgendermaßen sich äußern läßt:

„Beim Ausbruch des Krieges habe ich in einer französischen Zeitung gelesen, der Friede langweile die Völker. Das ist etwas frivol ausgedrückt, hat aber was für sich. Die Völker brauchen den Krieg, wenn sie nicht verfaulen wollen. Auch in ganz unmittelbarem Sinne ist der Krieg der Vater aller Dinge. Man braucht darum gar nicht erst nach seinen Ursachen in jedem Falle zu suchen: er erklärt sich selbst. Es hat mir immer ungeheuer gefallen, daß die Alten den Krieg als den natürlichen Zustand, den Frieden aber als ein seltenes Geschenk ansahen. Der Krieg macht jung, und erhält jung, und alles Leben will stete Verjüngung. Wenn ein Volk wachsen will, so führt es einen Krieg. Die Deutschen wollen als Nation noch wachsen, darum ist dieser Krieg ihr Recht, nein, ihre Pflicht (an die sie erst durch die Engländer und Russen erinnert werden mußten? A. H. F.) Wer ihn angefangen hat, mag politisch, mag juristisch wichtig sein. Gekommen wäre er aber auf jeden Fall; so oder so. Werkzeuge wie die modernen Volksheere wollen benutzt sein, wenn sie nicht stumpf werden sollen. Die Kanonen schießen im gegebenen Augenblick von selbst, möchte ich sagen. Und erleichtert spricht der Soldat: Endlich!"

Was mag der „Künstler" über diese Auslegung denken, der sich einredet und uns einreden will, es wisse keiner, was der Krieg ist!

Der „grüne Nebel" lagert so Tag für Tag. Was er alles anrichtet, kann man nur andeuten, aber nicht schildern. Daß der ehemalige Sozialdemokrat und ewig an Österreich Erkrankte, Hermann Bahr, plötzlich die Militärdiktatur als das Ideal der Staatsverwaltung erklärt („An einen entfremdeten Freund" in der „Täglichen Rundschau", Abendausgabe vom 5. Dezember), sei hier nur nebenbei erwähnt als Material für die künftigen Geschichtsschreiber der grünen Nebel-Zeit und die psychologischen Erklärer der Tatsache, warum die deutsche Intelligenz im Jahre 1914 den Kopf verloren hat und auf den Rücken gefallen ist. —

Noch einer politisch recht merkwürdigen Tatsache will ich hier heute Erwähnung tun. Ich entnehme sie einem Telegramm des „Berliner Lokal-Anzeiger" (Morgen-Ausgabe, 5. Dezember). Es kommt aus Wien (4. Dezember) und meldet:

> „Die Reichspost erfährt von diplomatischer Seite: Die verschiedentlichen Meldungen über angebliche Absichten maßgebender Kreise in Serbien, angesichts der großen Fortschritte der kaiserlichen Truppen auf serbischem Boden einen Sonderfrieden mit Österreich-Ungarn anzubahnen, um den vollständigen Zusammenbruch des Königreichs zu vermeiden, entbehren jeder Grundlage. Die serbische Regierung ist abhängig von Petersburg, und es geschieht in Serbien heute nur das, was Rußland will. Das Zarenreich wird aber nie zugeben, daß sein Vasallenstaat sich mit der Donaumonarchie aussöhnt. Auch von der angeblichen, schon mehrmals gemeldeten Kabinettskrise in Nisch ist an hiesiger unterrichteter Stelle nichts Authentisches bekannt!"

Wenn diplomatische Kreise an der Donau diese Erkenntnis besitzen, so drängt sich einem doch die wichtige Frage auf, warum man sie nicht schon vor dem 23. Juli angewendet hat, wo man sich darauf versteifte, zu behaupten, daß es sich um einen Konflikt handle, der Serbien und Österreich allein angehe, der niemand anderen etwas kümmere. Warum verschloß man sich denn damals dem von den Diplomaten häufig gemachten Einwand, daß hinter Serbien Rußland stehe, und man den Streit nicht durch Lokalisierung beseitigen könne, wohl aber durch Verständigung mit Rußland schlichten müsse?

14. Dezember.

Man sollte eigentlich aufhören, die Zeitungen zu lesen, die notgedrungen nur solchen Inhalt bieten können, der einem zuwider ist. „Erlaubt ist, was mißfällt." — Nur das „ziemt sich" während des Krieges. „Und willst du wissen, was sich ziemt, frage nur bei der Zensurbehörde an " —

In dem oben (11. Dezember) zitierten Artikel von Hermann Bahr befindet sich eine Stelle, wo bestritten wird, daß man den Krieg in Deutschland mit Haß führt.

„Wir hätten den Krieg ohne Haß geführt. Wir hatten zu hassen nicht nötig, wir haben Kraft, nur Schwäche haßt. Wir hassen heute noch keinen. Wir schlagen sie, aus Pflicht und weil es sein muß, doch ohne Haß. Wir Deutsche, hat Bismarck gesagt, fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt. Und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer den Frieden bricht, den schlagen wir ab, dies muß sein, aber dazu brauchen wir keinen Haß, das Schwert genügt. Es ist nicht wahr, daß wir hassen; der deutsche Furor muß nicht erst mit Haß gepfeffert werden . . . Der Deutsche bringt die nötige Wut auch ohne Haß auf. Da wir keinen fürchten, hassen wir auch keinen. Nicht einmal die Engländer, die uns doch zwingen wollen, sie von Herzen zu verachten, hassen wir. Wenn Europa zerrissen ist, wir sind unschuldig. Der Haß, der es zerrissen hat, war nicht unser. Ein paar Ästheten mögen auch bei uns verrückt geworden sein, doch das deutsche Volk haßt keinen Feind."

Dies wäre sehr schön, wenn es wahr wäre. Alles beweist das Gegenteil. Man haßt, man haßt blind. Und das ist das Bedauerliche; es zeugt nicht von Größe. Lissauer ist ein berühmter Mann geworden durch sein „Lied vom Haß". Und ich erinnere mich, als ein englischer Staatsmann zu Beginn des Krieges irgendwo gesagt hatte, „wir Engländer führen den Krieg ohne Haß", wurde er von verschiedenen deutschen Presseorganen schön angefahren. Das wäre eben die Perfidie, die Frivolität, einen Krieg zu führen ohne Haß, einfach aus heller Berechnung. Und nun kommt ein Ästhet und erzählt uns, Haß ist niedrig, wir führen den Krieg ohne Haß, nur die Feinde hassen. Wie mans gerade braucht. — Grüner Nebel!

Der Vorschlag des Papstes, am Weihnachtstage die Feindseligkeiten ruhen zu lassen, ist an der Ablehnung Rußlands gescheitert. Begreiflich, da Rußland seine Weihnachten um dreizehn Tage später feiert. Ob der Vorschlag durchführbar gewesen wäre, wenn er allgemeine Annahme gefunden hätte, will ich bezweifeln. Die Kriegsmaschinerie läßt sich nicht nach freiem Willen einstellen. Der Gedanke hätte aber eine große moralische Einwirkung auf die christlichen Streitteile ausüben können. Die japanisch-indisch-mohamedanischen Mitstreiter hätten diese treuga dei nicht begriffen. Im Grunde zeigt der Versuch sowohl wie sein Versagen, daß auch die christliche Internationale — die älteste und bestorganisierteste — dem Kriege gegenüber versagt hat. Da diese aber bisher immer versagte und dennoch stark und am Leben blieb, braucht man den Bankrott aller andern Internationalen erst recht nicht zu fürchten.

15. Dezember.

Von M. N. heute Nachricht aus Madrid erhalten. Darin sagt er u. a.:

„Sie konnten es in Wien nicht aushalten? Ich kann es in der Menschheit nicht aushalten. Angesichts der schauerlichen Bankbrüche der Vernunft, der Gesittung, der Menschlichkeit, inmitten der Entfesselung aller Bestialitäten, Fanatismus und Dummheit frage ich mich mitunter, ob wir Handvoll Sonderstreber überhaupt das Recht haben, logisch zu denken, menschlich zu fühlen, ein Hirn und ein Herz zu haben.

Am tiefsten ekeln mich übrigens nicht die Männer des Hauens, Stechens und Schießens, sondern die Professoren, die Geheimräte, die „Intellektuellen" an, die die Barbarei in wissenschaftlichem, tiefsinnelnden und salbungstriefendem Gebabbel rechtfertigen."

Hiezu kann man nur „bravo!" sagen.

16. Dezember.

Zu Beginn dieser Aufzeichnungen habe ich wiederholt dem Gedanken Ausdruck verliehen, daß das Wünschenswerteste ein rascher und billiger Friedensschluß der Zentralmächte mit den Westmächten wäre, um dann mit den vereinten Kräften der Kulturstaaten gegen das Zarenreich vorgehen zu können. Das wäre ein Krieg, den selbst der Pazifismus begreifen würde. Nun scheint aber die Entwicklung der Dinge einzelne Kreise in Deutschland gerade in eine umgekehrte Richtung zu führen, nämlich zu dem Wunsch, mit Rußland ehestens zu einem Separatfrieden zu gelangen, um dann mit vereinten Kräften gegen die Staaten des Westens, die vereinten konservativen Mächte gegen die westeuropäische Demokratie vorzugehen.

Der Gedanke ist höllisch, darum aber nicht so unmöglich, wie Th. Wolff es in seinem Leitartikel vom 14. d. M. („Berliner Tageblatt") darzulegen sucht. Zu leicht könnte sich doch im zarischen Rußland die Erkenntnis Bahn brechen, daß eine Niederlage der beiden Monarchien auch eine Niederlage des Zarismus bedeuten würde, und dies könnte dort zu einer Umkehr in der Politik führen. Eine von dieser Seite kommende Hilfe Deutschlands und Österreich-Ungarns wäre aber auf das Höchste zu bedauern. Mit Rußland vereint, würden Deutschland und Österreich-Ungarn auf ein Jahrhundert der Hort der Reaktion sein. Die Weissagung Napoleons würde sich erfüllen, jedoch nicht nach der sympathischen Seite. Europa würde — wenigstens zur Hälfte — kosakisch werden.

Das Streben gewisser deutscher Schichten, den Krieg mit Rußland zu Ende zu bringen, ist vielleicht schwer zu erfüllen; denn Rußland

würde seine Ansprüche nicht aufgeben wollen. Aber eine Gefahr bleibt es doch.

Wenn dieser Weltkrieg eine solche Lösung finden sollte, wird das deutsche Volk für seine imponierende Einmütigkeit, die hauptsächlich durch das gegen Rußland gerichtete Kampfziel hervorgerufen wurde, arg getäuscht werden.

Hoffen wir, daß es nicht dazu kommt.

* * *

Eine gestern aus Nisch verbreitete Meldung, daß Belgrad von den Serben wieder besetzt worden sei, wird heute auch aus Wien bestätigt. —

18. Dezember.

Deutscher Sieg in Polen. Gestern Abend wurde es bekannt, daß die russische Offensive in Polen niedergebrochen, der Feind in vollem Rückzuge begriffen sei. Die offizielle Depesche spricht von einem „entscheidenden" Sieg. Gibt es noch solche? Wo liegt die Entscheidung? Wird dadurch der Friede hergestellt? Nur ein solcher Sieg kann als entscheidender bezeichnet werden. Ich fürchte, dieser Art wird der Ausgang der Polenschlacht nicht sein. Er bedeutet sicherlich einen großen deutschen Erfolg, eine Zurückweisung der Russen von den deutschen Grenzen. Die Leute in Breslau und Posen werden ruhig Weihnachten feiern können. Aber der Friede wird durch diese Schlacht noch nicht kommen. Immerhin, die Lage Deutschlands ist dadurch bedeutend besser geworden.

Die gestern gemeldete Beschießung der englischen Ostküste bei Scarborough durch ein deutsches Geschwader hat Sensation erregt.

Beide Ereignisse haben nach Blättermeldungen in ganz Deutschland ungeheuren Jubel ausgelöst. Begreiflich. Die Angst über den Ausgang der Polenschlacht war groß. Jetzt kann man aufatmen. Und schon lange war kein Sieg zu feiern.

Trotz aller offiziellen Ableugnungen und dem entrüsteten Gebahren der offiziösen Presse über das Friedensgerede scheint der Gedanke an den Friedensschluß die Gemüter im umfangreichen Maße zu beschäftigen. Und zwar überall. Ich glaube, in jedem Lande hat man sich den Verlauf des Krieges anders vorgestellt, als er wirklich gekommen ist. Deutschland meinte, in raschem Anlaufe zu siegen und seine Friedensbedingungen diktieren zu können. Es rechnete nicht mit den Langwierigkeiten des Positionskrieges und noch weniger mit der Teilnahme Englands, dessen Stärke in der Zeitausdehnung liegt. In Österreich rechnete man mit den raschen Erfolgen Deutschlands und einer schnellen Niederwerfung Rußlands, wobei dessen langsame Mobilisierungsfähigkeit einen großen Faktor bildete. In Frankreich rechnete man damit, daß Rußland und England den Krieg rasch auf deutsches Gebiet übertragen und das Land von der Invasion frei halten werden. Am wenigsten enttäuscht ist England. Darin liegt die Schwierigkeit, zu einem Friedensschluß zu gelangen, der für jedes Land eine Entschädigung der ungeheuren, bereits gebrachten Opfer darstellen soll und dennoch keinerlei Entscheidung als Unterlage bietet. Kein Land ist besiegt, und jedes hat ungeheuer gelitten. Wahrscheinlich wird dieses Verhältnis nach einem Jahr nur in der Art verändert sein, daß die Entscheidungslosigkeit bleiben wird, die Opfer aber noch größer geworden sein werden. Wir werden die Geschichte mit den sybillinischen Büchern erleben. Kluge Vorsicht könnte den Frieden schon jetzt erreichbar machen. Aber die getäuschten Hoffnungen werden diese Vorsicht kaum aufkommen lassen. Für den Pazifismus wäre dieser vorzeitige Friede doch nicht schlecht. Er würde nicht das neue Europa gestalten; aber er würde die Einsicht stärken, daß Kriege keine Entscheidungen bringen. Allerdings würde in Deutschland die Lage der Rüstungsfanatiker infolge der deutschen Waffenerfolge auch gebessert erscheinen. Aber für die Dauer müßte die Politik des Wettrüstens an dem gesunden Sinn des deutschen Volkes scheitern und einer bessern Erkenntnis Platz machen.

Eigentümlich berührt mich die für morgen angekündigte Konferenz der drei skandinavischen Könige in Malmö. Die Könige werden von ihren Ministern des Äußern begleitet sein. Das Zusammentreffen soll nach den offiziellen Mitteilungen den Königen der drei Staaten Gelegenheit geben, „über die Mittel zu beraten, die in Frage kommen könnten, um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die der Kriegszustand für die drei Länder mit sich bringt, zu begrenzen und zu hemmen." Das ist offenbar nicht der Grund. Dazu bedarf es keiner Königskonferenz. Das kann man im Zeitalter der Telegraphie auch von Amt zu Amt beraten. Es hat den Anschein, als ob hier eine Vermittlung beabsichtigt ist. Berufen wären die drei Staatsoberhäupter der am wenigsten an dem Kriege interessierten neutralen Monarchien wohl am meisten dazu. Wer weiß, was daraus noch wird.

Der für Deutschland günstige Ausgang der Schlacht in Polen kann von Einfluß für das Gelingen einer Vermittlung sein. Wäre es umgekehrt der Fall, dann wären gar keine Aussichten vorhanden. Also, wir werden sehen.

* * *

In der „Kölnischen Zeitung" in der mir am 17. November Herr Privatdozent Schönburg in Heidelberg „eine dreiste Beleidigung der deutschen Regierung" zum Vorwurf machen konnte, weil ich in meinem Kriegstagebuch der Vermutung Ausdruck verliehen habe, daß es sich vielleicht um einen Präventivkrieg handle, um einen Krieg also, den jene am lautesten gefordert haben, die sich am meisten mit ihrem Patriotismus brüsteten, steht in einem dem französischen Gelbbuch gewidmeten Artikel vom 4. Dezember folgender Satz:

„Es bleibt bestehen trotz aller Weiß- und Gelbbücher, mögen auch Orangebücher noch hinzukommen: man hat uns in den Krieg gehetzt, und wir sind nicht so dumm gewesen, zu warten, bis alles auf der Gegenseite fertig war, bis alle die russischen stra-

tegischen Bahnen nach unserer Grenze zu gebaut, bis alle englischen Munitionsniederlagen in Frankreich und Belgien gefüllt waren, bis alles zum Beginn des Spieles bereit war, und nur noch eine diplomatische Jonglierung hätte gefunden zu werden brauchen."

Das heißt den Krieg, den Deutschland führt, viel unumwundener als einen Präventivkrieg bezeichnen, als es in meiner Vermutung angedeutet war.

* * *

Eine bemerkenswerte Erscheinung ist der Abdruck eines Vortrages, den Carl Spitteler am 14. Dezember in der Neuen helvetischen Gesellschaft, Gruppe Zürich, über „Unser Schweizer Standpunkt" gehalten hat, in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 16. Dezember und 17. Dezember (Nr. 1670 und 1674).

Der Artikel ist ein Dokument. Ich möchte ihn im vollen Umfang hier festhalten. Nur eine Stelle — die über Belgien — will ich abschreiben:

„Daß Belgien Unrecht widerfahren ist, hat der Täter ursprünglich persönlich zugestanden. Nachträglich, um weißer auszusehen, schwärzte Kain den Abel. Ich halte den Dokumentenfischzug in den Taschen des zuckenden Opfers für einen seelischen Stilfehler. Das Opfer erwürgen, war reichlich genug. Es noch verlästern, ist zu viel. Ein Schweizer aber, der die Verlästerung der unglücklichen Belgier mitmacht, würde neben einer Schamlosigkeit Gedankenlosigkeit begehen. Denn genau so werden auch gegen uns Schuldbeweise zum Vorschein kriechen, wenn man uns einmal ans Leben will. Zur Kriegsmunition zählt eben leider auch der Geifer."

19. Dezember.

Gestern die „Friedens-Warte"-Korrektur bekommen. Diese Doppelnummer mit ihren acht Seiten statt achtzig sieht aus wie ein gerupfter Vogel. — Den Artikel von Marschall hat das Auswärtige Amt passieren lassen. So erscheint er und wird dem Willen des Gefallenen Genüge geschehen. Was ich künftig tun werde, weiß ich nicht. Das Blatt in die Schweiz verlegen, widerstrebt mir. Ich will diesen einzig rettenden Gedanken für die arme, irregeführte Menschheit in Deutschland und Österreich, in meinem Volke, vertreten. Dabei sehe ich ein, daß man sich bei der Kritik in dieser Zeit, wo die blutenden Menschenleben zu Tausenden hingemäht werden, Mäßigung auferlegen muß. Es ist nicht wegen des „Durchhaltens" allein, sondern auch wegen der Schonung, die man den wunden Seelen gegenüber üben muß, die heute von diesem Wahn zerrissen werden. Diese Rücksicht wird einem allerdings schwer gemacht, wenn man den unqualifizierbaren Schwefel liest, der heute die Zeitungen erfüllt, die Dummheit und Niedertracht bemerkt, wie sie sich unter dem Schutze der Kriegspsychose bläht und breit macht und die armseligsten Geschöpfe die günstige Gelegenheit ergreifen, an die Oberfläche zu treten mit Lug und Trug, und, von den niedrigsten Instinkten getrieben, dem Götzen des Tages huldigen. Welch physischer Widerwillen überwältigt einen angesichts all dieser Braven, Gutherzigen, Demütigen, Schweifwedelnden! Und zu alledem soll man schweigen, wo man so sehr berechtigt, so verpflichtet wäre, zu reden, zu schreiben? —

Das ist die große Gefahr, daß es eine Kaste von Menschen gibt, die das Machen von Geschichte zum Beruf erwählt haben. Die Auffassung dieser Leute von jenen Vorgängen, die sie für Geschichte halten, und von den Pflichten ihres Berufes sind falsch. Sie halten noch immer an der irrtümlichen Idee fest, daß das Herumschieben von Menschengruppen, das Andersaufteilen von Ländern, das Herumlaborieren an dem natürlichen Gruppierungs- und Niederlassungsprozeß Geschichte sei. Man hat in naiven, sehr höfisch gesinnten Zeiten diesen falschen Gedankengang gehegt und ist seitdem dabei geblieben, weil das Geschäft seinen Mann ernährt und überdies sehr angesehen und interessant ist. In Wirklichkeit ist das, was man Geschichte nennt, nicht der Vorgang der Entwicklung der menschlichen Gruppen, sondern ein störendes Hineinpfuschen in diese Entwicklung. Die Leute, die da wähnen, in diesem Sinn Geschichte zu machen, halten sie nur auf. Die Menschheit wäre in ihrer Entwicklung sehr viel weiter, wenn diese berufsmäßigen Geschichtsmacher sie in Ruhe lassen wollten. Die großen Fragen und Probleme, die die Menschheit fortwährend mit Konflikten bedrohen und heimsuchen, sind zumeist nur Erfindungen dieser berufsmäßigen Geschichtemacher, Spekulationen, die ihnen als Folie für ihr Dasein dienen. In Wirklichkeit sind alle diese Dinge gar nicht so wichtig, gar nicht so aufregend, erst das Indenvordergrundstellen, ihr Ins-Auge-fassen von einem gewissen, immer einseitigen Gesichtspunkt, die jahrhundertelange Bearbeitung der Psyche der Geschichtsobjekte lassen sie so schwierig, so wichtig, so blut- und eisenmäßig erscheinen. Und wenn man die Menschen erst einmal in Ruhe lassen wird mit all diesen politischen Schlagworten, mit diesem Traditionsballast, mit der ganzen schiefen Weltanschauung der Geschichtemacher, wird man darüber erstaunt sein, daß es auch ohne diese Eingriffe geht, ja daß das normale Leben der Menschheit dann erst recht zur Entwicklung kommen wird, befreit von all dem Alpdrücken der politischen Manien. Die Entwicklung der Baumwollpflanzung und des Reistransportes, der Petroleumausbeutung und Wasserkraftverwendung wird sich alsdann als das Wichtigere erweisen und die Erfindung des Knopfes oder des Wagenrades wird eine größere Bedeutung gewinnen als die Schlachten bei Mantinea, Châlons und Leipzig.

Der Beruf des Zunftdiplomaten, des Geschichtemachers wird brotlos werden, aber die Menschheit wird in ihrer Gesamtheit zum erstenmal ausreichend Brot besitzen.

21. Dezember.

Heute ist ein halbes Jahr vergangen seit Bertha von Suttners Tod.

Ein erfreuliches Merkmal — erfreulich, weil es Aussicht auf künftig erweiterte Einsicht gewährt — bietet die in Deutschland selbst einsetzende Bewegung gegen das höchst kompromittierende politische Eintreten der deutschen Professoren. Sie haben uns wahrlich genug geschadet, und wenn der künftige Friedensschluß von ihren Taten abhängig wäre, dann könnte sich Deutschland heute bereits als besiegt betrachten.

„Ein lärmsüchtiges Häuflein, dessen Schimpferei und Konjunktur-Schnüffelei unsern Weltverruf ebenso hastig fördert wie, direkt dahinter, das Jammergekribbel der Kriegsliedermacher tut." So spricht Harden über sie („Zukunft", 12. Dezember 1914, S. 337).

Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat sich gegen den Geheimrat Lasson ausgesprochen, der unglaubliche Briefe in einem holländischen Blatt veröffentlicht hat. Nun erläßt die Leipziger Universität einen Bannfluch gegen Ostwald, weil dieser in Skandinavien mit seinen Zukunftsbildern eines unter Deutschlands Führung geeinigten Europas Ärgernis erregt haben soll. Es dämmert in immer weiteren Kreisen, daß die Wissenschaft die Voraussetzungslosigkeit des Überpatriotismus nicht gut verträgt, und doppelt Schaden anrichtet. Sie nützt nicht dem Vaterlande, aber auch nicht der Wissenschaft.

Es ereignet sich auch Tröstliches. Der aufmerksame Beobachter bemerkt durch die Ritzen, die die wachsame Zensur in der Presse doch offen gelassen hat, daß der Krieg nicht nur die Bestie bei den Massenmenschen auslöst, sondern auch die Opposition wachruft und eine Verstärkung des Friedensgedankens zeitigt, die unserer Bewegung eine große Stütze verleihen wird. Es dämmert allerorten und in allen Kämpfen. Nur führt dieses Dämmern in den mit dem pazifistischen Gedankengang nicht geschulten Köpfen zu jener dilettantischen Auffassung der pazifistischen Frühperiode. Der Boden muß daher vorbereitet werden. Die pazifistischen Organisationen müssen sich zur Aufnahme des heranbrausenden großen Stromes bereit halten, um all den mächtig auftauchenden Willen in ihre Kanäle zu leiten und um ihm dadurch Richtung und Kraft zu geben.

22. Dezember.

Die heiligen drei Könige aus Nordland scheinen sich nicht mit dem Versuch einer Vermittlung abgegeben zu haben. Vielmehr hat es den Anschein, als ob sich in Form eines Skandinavischen Bundes eine neue Militärmacht in Europa entwickeln sollte. In Deutschland tut man so, als ob dieses Bündnis gegen England gerichtet sei. Dies dürfte eine neue Enttäuschung werden. Dem skandinavischen Bund ist jedenfalls vorgearbeitet worden durch die skandinavischen interparlamentarischen Konferenzen. Der Pazifismus ist wiederholt für eine Vereinigung der neutralen Kleinstaaten eingetreten. Unter der Not der Zeit ist vielleicht hier der Anfang gemacht worden. Vielleicht aber kommt es anders, und ein neuer Antrieb im Rüstungsgetriebe ist entstanden. Wenn die Sven Hedin und Frithjof Nansen bei diesem Bunde Paten gestanden haben, ist nichts Gutes davon zu erwarten.

* * *

Für den 6. Januar hat nun Lafontaine die Sitzung des Rates des Berner Bureaus einberufen. Schlechtes Datum.

* * *

Wie weit die Roheit und Verbohrtheit geht, mag untenstehender, aus der Wiener „Arbeiter-Zeitung" (17. Dezember) herrührende Ausschnitt bekunden, den das Blatt dem klerikalen Wiener „Weltblatt" entnahm. Dort heißt es:

„Unsere Leute verstehen es, sichs auch im Schützengraben recht gemütlich einzurichten, ja sie wissen sich sogar die Zeit mit Kartenspiel zu vertreiben, wenn eine Kampfpause eintritt. Wenigstens wird in einem Feldpostbrief von den Bozener Landesschützen folgende Episode erzählt: Drei Landesschützen lagen in einem Schützengraben nebeneinander und spielten Hazard. Jeder hatte zwanzig Heller eingezahlt. Der erste Russe, der sich zeigt, wird beschossen, der erste, der ihn trifft, bekommt die sechzig Heller. Es dauerte eine Viertelstunde, da tauchte drüben auf etwa zweihundertfünfzig Schritt — stellenweise lagen die Russen auf achtzig Meter gegenüber — ein Russe auf. Der Schütze, der die „Vorderhand" hatte, legte an, schoß, traf und strich schmunzelnd die sechzig Heller ein. Die munteren Kriegshazardspieler waren die Unterjäger Riedmüller, Wagner und Habitzl (der letztgenannte gewann den Preis)."

Dazu schreibt die „Arbeiterzeitung":

„Hier hat der Zensor dem „Weltblatt" ein paar Zeilen gestrichen. Unter dem weißen Fleck steht noch folgendes:

„Unser Titelbild stellt die originelle Feldszene dar, bei der ein getroffener Russe mit sechzig Heller bewertet wurde. Kartenspiel im Pulverdampf — das ist wohl der „Gipfel der Gemütlichkeit"! —

Also eine Tat, die eine Gemütsroheit sondergleichen verrät, findet das christliche Blatt unterhaltlich, gemütlich, originell, der Verherrlichung in Wort und Bild würdig. Wirklich zeigt uns das Titelbild des „Weltblattes", wie sich der eine von den „Hazardspielern" die sechzig Heller verdient. Unter dem Bild steht zu lesen: „Für den ersten getroffenen Russen sechzig Heller. Hazardspiel im Schützengraben." Also nicht nur der Wunsch, daß alle Russen „hingemacht" werden sollen, gilt unseren christlichen Blättern als rühmenswert und vor allem als ein Beweis christlicher Gesinnung, sie finden es auch herrlich, wenn das „Hinmachen" als „Hetz", als „Remasuri" betrieben wird. Das muß man sich merken."

Wann werden wir endlich aufhören, uns über das Barbarentum der andern zu entrüsten.

Wir sind ja alle Barbaren. Eine dünne Schicht in allen Ländern ist der Barbarei entwachsen. Die übergroße Masse steckt noch in der Roheit drin, die lediglich durch das Strafgesetzbuch zurückgehalten wird. Hören diese Fesseln durch den Krieg (der ja auch nichts anderes ist als der Beweis der vorhandenen Barbarei) auf, wird die bislang gebundene Roheit frei und betätigt sich ungebunden, unter dem Vorwand des Patriotismus, als Tugend.

Ich lese bei Naumann (Kriegschronik, 15. Dezember): „Die königliche Akademie von Madrid beantwortete, wie man jetzt erfährt, eine Aufforderung zum Protest gegen die deutsche Beschädigung der Kathedrale von Reims mit dem Hinweis, daß die Kathedrale von Gerona im Jahre 1808 (!) von den französischen Truppen geschändet und beraubt worden sei."

Es wird mich nicht wundern, wenn ich diese Tatsache in Schriften deutscher Intellektueller zur Verteidigung gegen französische Angriffe über Ereignisse aus dem jetzigen Krieg herangezogen finden werde. Der Krieg hat einen alten Stammbaum und eine durch die Zeit nicht erschütterte Überlieferung. Er beruft sich auf Geschehnisse, die weit zurückliegen, weil sein Geist und sein Grundzug durch die Jahrhunderte nicht berührt worden ist. Selbst ein Anachronismus in unserer Zeit, begeht er niemals einen solchen, wenn er sich treu bleibt. Nur wir, die wir außerhalb seiner Sphäre stehen, finden dieses Zurückgreifen auf Geschehnisse, die ein Jahrhundert zurückliegen, etwas grotesk. Uns drängt sich eben der Unterschied auf, den das Leben, die Ideen, die Einrichtungen von 1808 bis 1914 erfahren haben. Dies hindert uns, solche Vergleiche als giltig anzuerkennen. Wenn man aber liest, daß alldeutsche Vereine Belgien und Nordfrankreich als „urdeutschen Kulturboden" einfordern, „weil schon im vierten und fünften Jahrhundert germanische Scharen ihn bevölkerten" (aus einer Kundgebung des Deutschen Sprachvereins), so wird man an der durch den Krieg gestörten Folgerichtigkeit des menschlichen Denkens irre.

23. Dezember.

Gestern Abend mit Professor N., dessen Frau und dem Nationalrat Sch. zu gemeinsamem Abendessen. Hierauf in den originellen, seit 1635 bestehenden „Klötzlikeller". Der Raum wie eine enge Stube, niedrig, altehrwürdig. Platz für zwanzig Personen. Diese saßen dicht gedrängt. Lustige, singende Gesellschaft besserer Kreise. Deutsche Kneipgemütlichkeit. Momente des Vergessens. Gewärmt und angeregt durch guten Sassella-Wein: gegen 12½ Uhr nach Hause. Und des Morgens liest man dann wieder die Berichte von dem meterweisen Vordringen der Einen oder Andern an der Yser, im Argonnenwalde, von abgeschlagenen Angriffen, zahlreichen Toten Verwundeten, Gefangenen, von Bajonettangriffen und eroberten Schützengräben. An einem solchen Morgen, nach einigen Stunden des Vergessens, kommt einem dieses wahnsinnige Ringen um Boden, um Häuser, um Bäume erst recht entsetzlich vor. Wie sind doch die Menschen zu bedauern, die, von ihrer Arbeit fortgerissen, ihrer Familie geraubt, plötzlich Jahre, Jahrzehnte ihres Lebens hingeben müssen, um all diese entscheidungslosen Erfolge zu bezahlen. Und gibt es gar kein Erwachen aus dieser Verbohrtheit? Gibt es keine Möglichkeit der Besinnung, daß hier ein böser, längst erloschener Trieb aus Urzeiten kümmerlich erregt worden ist, ohne Not, ohne Zwang, einfach nur aus einer verkehrten Weltanschauung heraus? Würden diese Menschen, die ja jetzt in Urzeithöhlen wohnen, und morderpicht sich gegenüberstehen, nicht friedlich ihrem Berufe nachgehen, wenn das Kommando nicht erschallt wäre, das sie gegeneinander führt.

Die Meldung über den deutschen Sieg in Polen vom 17. Dezember (siehe Tagebuch vom 18.) scheint eine Übertreibung gewesen zu sein. Meine Bedenken scheinen sich zu bestätigen. Die Stilisierung jener Siegesmeldung war derart, daß man wähnen konnte, nicht nur die Schlacht, nein der Feldzug sei gewonnen. Allmählich werden sich die Menschen doch daran gewöhnen müssen, daß es im modernen Kriege Entscheidungsschlachten nicht gibt, sondern ein unausgesetztes Ringen nur, innerhalb dessen der eine oder der andere seine Stellung verbessern kann, ein Vorschieben erreichen oder ein Zurückschieben erdulden mag, ohne daß an den Chancen des Krieges irgend etwas sich ändert. Allmählich werden sich die Menschen auch daran gewöhnen müssen, einzusehen, daß der Krieg unter solchen Umständen lange dauern muß und nur durch ein gegenseitiges Verbluten endigen kann.

Naumann schreibt in seiner Kriegschronik (12. Dezember): „Die Tatsache der nun über drei Monate fast unverändert bestehenden gegenseitigen Belagerungslinien ist sicher das merkwürdigste Ergebnis der bisherigen Kriegführung. Soviel uns bekannt, hat niemand in der ausgedehnten militärischen Literatur diesen Fall vorgesehen, der uns, da er vorhanden ist, beinahe als natürliche Folge des Bewaffnungssystems erscheint. Die Verteidigung ist stärker als der Angriff . . ." — „Soviel uns bekannt", ja warum war Johann von Bloch so ein verruchter Pazifist, dessen Schriften man nicht zu lesen braucht. Er hat diesen Fall vorausgesehen und die pazifistische Propaganda hat stets auf seine Lehren hingewiesen. Südafrika, Mandschurei, der Balkan haben ihm recht gegeben. Natürlich nur soweit seine Lehren sich auf diese Kriegsschauplätze bezogen. Sie waren aber ausdrücklich im Hinblick auf den Krieg der gleichmäßig gerüsteten europäischen Militärmächte auf europäischen Kriegsschauplätzen gemünzt. Und wenn Naumann (a. a. O.) zu dem Ausrufe kommt: „Ist es nicht eine merkwürdige Logik, mit der der Krieg, wenn er auf diese Weise zum Stehen gekommen ist, sich selber tötet?", so müssen wir ihm erwidern, daß wir das seit einem halben Menschenalter wissen und uns bemüht

haben, die denkenden Teile des Volkes zu einem Ins-Auge-fassen dieser merkwürdigen Logik anzuregen. Leider blieben unsere Versuche vergeblich.

* * *

Die Professoren der Nationalökonomie an der Universität Berlin erlassen im Verein mit anderen Gelehrten einen Aufruf an die Bevölkerung, um diese zu haushälterischem Umgang mit Nahrungsmitteln zu veranlassen. Man solle jeden irgendwie noch brauchbaren Abfall verwenden, das Weißbrot den Kranken lassen, keine Kuchen backen, und statt Brot möglichst Kartoffel genießen. Auch an Fleisch, Fett und Butter solle man sparen. Es wird der Anschauung Ausdruck verliehen, daß an allen diesen Lebensmitteln bald Knappheit eintreten müsse. Eingangs wird darauf hingewiesen, daß England mit diesem Zustande rechne, um Deutschland zu einem ihm genehmen Frieden zu zwingen.

Diese Gefahr ist ernst. Daß man das offen zugibt, wo man so sehr bemüht ist, über alle Gefahren hinwegzutäuschen, und dem Volk die zuversichtlichste Stimmung zu erhalten, läßt erkennen, daß man auch in den Kreisen der Regierung über diese Dinge nicht ohne Sorge ist. Aber es sind doch Verhältnisse, die man vorausgesehen haben muß. Und man hat sie auch vorausgesehen, denn ich erinnere mich, daß man die Errichtung der deutschen Flotte hauptsächlich damit begründete, daß man im Falle eines Krieges dem deutschen Volke die Zufuhr der Nahrung sichern müsse. Es zeigt sich doch, daß die Flotte dafür ein unzulängliches Mittel gewesen ist. Was nützen die in ihr investierten Milliarden dem deutschen Volk? Den Raub der deutschen Kolonien konnte sie nicht verhindern (und die offizielle Erklärung, daß deren Schicksal zu Lande entschieden wird, bestätigt erst recht die Überflüssigkeit der Flotte), und die Sorge um die Ernährung konnte sie dem deutschen Volk doch nicht nehmen. Der Einwand der Flottenenthusiasten, daß eben die deutsche Flotte noch immer nicht groß genug war, daß man sie nach dem Kriege erst recht ausbauen müsse, ist hinfällig, wenn man sich klar darüber ist, daß jedes Wachstum der deutschen Flotte das Wachstum der englischen bedingt. Die deutschen Marinepolitiker glichen in ihrem Gebahren, die englische Flotte überflügeln zu wollen, einem zwölfjährigen Knaben, der sich alle Mühe gibt, ebenso alt zu werden, wie sein fünfzehnjähriger Bruder. Wenn er dessen Jahre nachgeholt hat, bemerkt er erst, daß der andere wieder um drei Jahre älter geworden ist.

Auf all das haben wir hingewiesen. Unsere Argumente wurden nicht beachtet. Jetzt bleibt nur die Hoffnung, daß unter den Ängsten dieses Krieges die Vernunft heranreift, die wir stets als die Voraussetzung der Wirksamkeit unserer Propaganda ersehnten. Man hätte aber dieses zu hoffende Ergebnis unter geringeren Opfern erreichen können, wenn man gewollt hätte.

Ein wenig erfreuliches Beispiel des durch den Krieg ausgelösten Zuckens der Intelligenz bietet Pastor Gottfried Traub, der eine unglaublich umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltet. Eines seiner Elaborate („Hilfe" vom 17. Dezember 1914) will ich hier festhalten. Es betitelt sich „Mitleid", und es ist immerhin interessant, zu sehen, wie ein Diener der Religion der Liebe über das Mitleid denkt.

„Der Soldat", so heißt es da, „der den Feind kampfunfähig macht, handelt sittlich. Jede Kugel, die nicht trifft, verlängert den Kampf, bedroht nicht nur des Soldaten eigenes Leben, sondern auch das seines Kameraden, bedeutet eine neue Gefahr für Weib und Kind und Vaterland. Mitleid wird hier nicht nur zur Narrheit, sondern zur Unsittlichkeit. Es klingt ergreifend, wenn einer aus dem Felde schreibt: „Ich kann auf diesen Menschen nicht schießen", aber es ist nicht menschlich gedacht, sondern unmenschlich. Denn er tötet durch sein Zaudern nur den Freund, statt daß er Leben und Frieden schützt, indem er den Gegner möglichst rasch niederzwingt."

Dagegen ist vom kriegstechnischen Gesichtspunkt sicherlich nichts einzuwenden. Aber es spricht hier kein General zu uns, sondern ein Pastor. Von dem möchten wir doch die Erklärung hören, wie er über eine Institution denkt wo derartige Handlungen, derartige Unterdrückungen des Mitleids noch „sittlich" sind. Muß eine solche Institution nicht den Höhepunkt der Unsittlichkeit, der Unmenschlichkeit bedeuten? —

Weiter:

„Ist aber der Feind entwaffnet, so ist er Mensch wie jeder andere auch. Sie stehen beide unter demselben Geschick und teilen beide ihres Volkes Schuld oder Unschuld. Die Soldaten im Feld finden sich untereinander viel leichter zurecht. Sie stehen immer vor den letzten Entscheidungen. Ihre Sittenlehre vollzieht sich verhältnismäßig einfacher oder, sagen wir besser, geradliniger als für uns hinter der Front. So gibt es heute manche, welche russische und englische Mütter bemitleiden, daß auch sie Weihnachten einsam feiern. Wohlan! Trage Dein Mitleid zuerst in Deines Nachbars Haus, oder gehe in der Großstadt in die Kellerwohnung und steige in den fünften Stock und laß dort Dein Mitleid stömen, hell und stark. Es ist keine Sünde, wenn Du Dein Herz ausgibst und nachher keine Kraft mehr findest, die andern jenseits der Grenze wirklich zu bemitleiden. Warum führen sie den Krieg denn weiter? Warum haben sie den Frieden gebrochen?"

Was soll man hier zuerst erwidern? — —

Schließt denn das Mitleid für die russischen und englischen Mütter das Mitleid für das Nachbarhaus aus? Ist nicht das Mitleid für dieses gerade die Voraussetzung für das andere? — Verwechselt hier Traub nicht das Empfinden mit der Betätigung? Es scheint, als ob er fürchten würde, deutsche Arme würden bei der Fürsorge zu kurz kommen, wenn einer das Elend der englischen und russischen Mütter erfaßt und deshalb zu Empfindungen für diese Unglück-

lichen gelangt, die seiner Menschlichkeit nur Ehre machen. Dieses Nacheinander der Empfindungen, das Traub hier annimmt, gibt es gar nicht. Was wir empfinden, ist allgemein. Nur die Betätigung dessen, was wir empfinden, können wir schön in Reihenfolge bringen. Es bedarf gar keiner Kraftanstrengung, um für unsere Mütter und auch für die Mütter der Feinde zu empfinden. Die Gefahr des „Ausgebens" besteht nicht für das Herz, sondern nur fürs Portemonnaie. Herz und Portemonnaie sind aber nicht dasselbe.

Wäre das Mitleid so der Begrenzung zugänglich, wie Traub es annimmt, dann würde es auch nicht des Elends und Schmerzes unserer Landsleute sich annehmen können. Es würde im eigenen Hause (Warum im Keller oder in der fünften Etage? Hier spielt wieder der Portemonnaiegedanke mit, denn Mitleiderregendes findet sich heute in allen Kreisen!) die Grenzen seiner Kraft finden.

„Warum haben sie den Frieden gebrochen?" Wie seltsam! Will Traub uns weismachen, daß die englischen und russischen Mütter und Frauen, daß alle jene, die heute unter dem Kriege zusammenbrechen, den „Frieden" gebrochen, diesen Krieg herbeigeführt haben?

Ja, er will es; denn er schreibt:

„Es ist ungerecht, Einzellos in den Vordergrund zu schieben. Jetzt handelt es sich um Volksschuld und Volkswille; in ihm versinkt das Einzelschicksal, weil es ganz mit ihm verwoben bleibt. Wir sahen diese Fäden des Gewebes in Friedenszeiten nicht so deutlich. Sie waren auch damals stark und unzerreißbar. Aber der Einzelne hob sich vielleicht mehr ab. Heute trägt ein jeder seines Vaterlandes Los, weil er selbst nur ein Stückchen dieses Vaterlandes ist. Darum bemitleide ich auch jene einzelnen über der Grenze wenig, weil sie den Krieg fortführen, und so Schuld tragen am gemeinsamen Kampf. Und wenn ihr sagt: „Auch sie können nichts für den Krieg; das ist Sache ihrer Regierungen", so antworte ich, daß Völker die Regierungen haben, die sie verdienen."

Daß Völker die Regierungen haben, die sie verdienen, ist ein guter Feuilleton-Witz, Herr Pastor, aber nicht Staats- oder Geschichtsphilosophie. Ist dem Herrn Pastor nicht bekannt, daß es überall Mehrheiten gibt, die ohnmächtig sind gegen geringfügige Minderheiten, denen die geschichtliche Entwicklung die Macht in die Hand gegeben hat? Ist es dem Herrn Pastor nicht bekannt, daß es in allen Kulturländern ein heftiges Ringen gibt, um den Willen der Völker in den Regierungen zum Durchbruch zu verhelfen? Will er uns wirklich glauben machen, daß das russische Volk d i e Regierung hat, die es verdient? Und wenn er das meint, wie will er es gutheißen, daß der Krieg, den Deutschland führt, sich gerade in erster Linie gegen den Zarismus richtet, das heißt, daß er für die Befreiung des russischen Volkes von einer Regierung eintritt, die wir damit als unverdient betrachten? —

Man sieht, wie weit man mit der zügellosen Phrase kommt.

Wir wollen das russische und polnische Volk befreien und sollen ihm kein Mitleid gönnen dürfen?

„Aber ich denke weiter und glaube, daß auch die einzelnen Vertreter dieser Regierungen nicht allein schuld sind, sondern sich jetzt ein Völkerschicksal entlädt wie ein Gewitter?"

Ich habe aus den verschiedenen Weiß- und Gelb- und Blaubüchern usw. keinerlei Merkmale entnommen, die auf ein Gewitter schließen lassen, sondern habe nur Menschen handeln gesehen, die feilschten und mäkelten, und solche, deren geheime Absichten ganz deutlich zutage traten. Oder meint Pastor Traub, daß die vorzeitige russische Mobilisierung irgend einer magnetischen Entladung zu verdanken ist statt einer Machenschaft des Großfürsten Nicolajew?

Der Artikel schließt:

„Eben darum stehe ich mit meinem Mitleid da, wo es zunächst gehört und zuerst erwartet wird, und weiß, daß ich da genug zu tun, zu geben, zu erfahren habe. Aber ich finde kein Unrecht darin, wenn man die persönliche Teilnahme wirklich einmal persönlich beschränkt und sie zum eigenen Volke trägt. Du hattest hier früher viele Menschen nicht gekannt, die es wert gewesen wären, und bist an Hunderten mitleidslos vorbeigegangen. Der Krieg hat sie in Deine Nähe gebracht. Entdecke sie! Werde heimisch in Deiner Volksseele und trage das Leid, das über sie gekommen ist, aus innerlichster Seele mit. Das ist unsere sittliche Aufgabe.

Wenn Du Deinen Bruder liebst, den Du siehst, wirst Du auch Deinen Feind lieben, den Du jenseits der Grenzen weißt. Aber nicht umgekehrt. Unsere Feindesliebe ist echt und wahr, wenn sie sich zuerst am Nachbar erprobt; sie war oft ein bloßes Paradestück, mit dem man sich losgekauft hat gerade von der nächsten sittlichen Pflicht. Lernen wir m i t leiden, wirklich und unverkürzt, wo es uns an Herz und Nieren geht, aber seien wir vorsichtig gegenüber dem allgemeinen Mitleid, das oft eine recht billige Sache ist und gar nicht leidet."

Zum Schluß erinnert sich Pastor Traub anscheinend des Gebotes seiner Religion: „Liebe Deine Feinde!" Nun sucht er diesem Gebot gerecht zu werden, indem er schnell noch die Feindesliebe zugibt, aber — nachher. Er glaubt sogar der Feindesliebe zu dienen, wenn er das Mitleid und die Liebe für den eigenen Landsmann in Anspruch nimmt. Zuerst absolviert er uns, wenn wir nach Ausgeben unseres Mitleides für unsere Nächsten keines mehr übrig haben für jene jenseits der Grenze; denn diese haben das so verdient, weil sie den Krieg gewollt haben. Und dann sagt er uns, daß wir doch unsern Feind lieben, den wir jenseits der Grenze wissen, wenn wir den eigenen Bruder lieben.

Man sieht, in welche Widersprüche man gelangt, wenn man solche Moral predigt.

Aber all diese Widersprüche werden bei der

allgemeinen Verwirrung gar nicht wahrgenommen. Das ist das Traurige.

Und dennoch wird es dem Pastor Traub nicht gelingen, die Menschheit des Mitleids zu berauben, das der einzige kraftvolle Antrieb ist, der die Einrichtung des Krieges überwinden helfen wird.

Weihnachten, 25. Dezember.

So wäre dieser gefürchtete Abend glücklich vorüber. Dieser Abend, der so ganz dem Empfinden von Liebe und Traulichkeit gewidmet ist, auf dem Wrack der Zeit, das uns dieser Krieg gelassen. Deutsche Weihnacht im Blut. Das Fest der Familie unter der Zerrissenheit und der Vernichtung des Krieges. Wäre ich Machthaber, ich hätte mich vor diesem Abend gefürchtet, vor dem wilden Aufschrei der Verzweiflung und Empörung, der da durch die Herzen des Volkes — der Völker — gegangen sein muß. Ich möchte keiner dieser Regisseure des Krieges sein, an deren Tisch gestern die verglasten Augen der Erschlagenen gestarrt haben mögen, die hängenden Köpfe der trauernden Mütter, Gattinnen, Kinder, die geballten Fäuste der Flüchtlinge, die im fremden Lande dieses Tags im vergangenen Jahr gedacht haben mochten, und die Krüppel ohne Arm, ohne Beine, ohne Augenlicht. Und die Erinnerung an die Millionen, die aus der winterlichen Stille heraus ihre Gedanken in die unwirtlichen Gegenden Polens, Serbiens, Flanderns, in die Konzentrationslager richten mußten, um jene zu erhaschen, die zu ihnen gehören!

Wer das ganze Elend dieses gestrigen Abends erfaßt hat und sich bewußt wurde, daß es Menschen mit Willen und ruhiger Überlegung herbeigeführt haben, war nahe daran, den Verstand zu verlieren.

Unsere Gedanken zogen zu Lucy, die in dem selben Raume saß, wo sie im Vorjahr glücklich mit dem Gatten und dem Kinde das Weihnachtsfest beging. Wir sahen sie in den finstern Zimmern herumirren, das verlorene Glück suchen und nur die Bilder der beiden Verlorenen finden. Das Kind gestorben, der Mann erschlagen vor dem Feind. Das Glück zerstört. Und dies nur e i n Erlebnis von Millionen.

Menschen! Menschen! Ihr seid doch dieselben geblieben, die sich von Philipp II. foltern und verbrennen ließen. Nicht um ein Haar besser geht es euch, als in jenen Zeiten, die ihr die finstern nennt.

Die Art, wie wir den heiligen Abend verbrachten, stand in schreiendem Widerspruch zur Zeit. Ungefähr dreißig Personen unserer Pension vereinigten sich unter einem lichterhellen Weihnachtsbaum zu einem Festmahl. Nachher hielt uns Musik, die Schweizer Offiziere boten, in trautem Geplauder bis Mitternacht zusammen. Die Gesellschaft bestand aus Deutschen, Österreichern, Franzosen, Russen, Schweizern und einem Brasilianer, der in Deutschland studiert hat. Wir merkten diese Unterschiede der Nationalität nicht und kamen miteinander ohne Haß aus, und ohne uns zu zerfleischen.

Eine österreichische amtliche Meldung von gestern erklärt das Débâcle der k. u. k. Armee in Serbien. Man habe den Schwierigkeiten nicht genug Rechnung getragen. „Infolge der Ungunst der Witterung", so heißt es da, „waren die wenigen durch ungünstiges Terrain führende Nachschublinien in einen solchen Zustand geraten, daß es unmöglich war, der Armee die notwendige Verpflegung und Munition zuzuführen" usw.

Also wegen schlechten Wetters!

Und da will man noch immer sagen, daß der Krieg ein v e r n ü n f t i g e s Mittel der Entscheidung ist?

Ein Völkerschicksal hängt oft von der Witterung ab! Sind da nicht die Chancen einer internationalen Untersuchung, die eventuellen Nachteile eines friedlichen Übereinkommens doch vorzuziehen?

28. Dezember.

Gestern abend die Weihnachtsnummer der „Neuen Freien Presse" gelesen. Schlaflose Nacht gehabt. Es ist unerhört, mit welch tändelnder Liebenswürdigkeit hier das größte Verbrechen der Zeit dargestellt wird. Aus jeder Zeile dringt Weihrauch als Dank für das ungeheure Glück, das uns da beschieden ist. Dieses Blatt erhält und ernährt eine Psyche, die es dem Volke unmöglich macht, klar zu sehen.

Nach den Zeitungstelegrammen wurde allenthalben während der Feiertage gekämpft. Überall ohne wesentliche Entscheidung, aber unter starken Verlusten. Das war die Weihnachtsfeier der Christenheit. „Christentum, gepredigt aus Kanonenschlünden". Die Leute ergehen sich alle in dem Spott über den angeblichen Bankrott des Pazifismus durch den Krieg. Wirklich bankrott ist das Christentum durch ihn, nicht der Pazifismus, der alle Kompromisse mit der Kriegspartei ablehnt.

Vor den Feiertagen ist die „Friedens-Warte" erschienen. Acht Seiten stark statt achtzig.

1. Januar 1915.

So haben wir das Unglücksjahr 1914 überwunden. Ein neuer Zeitabschnitt beginnt, dessen Entwicklung von der gesamten Welt mit höchster Spannung erwartet wird. Als heute Nacht die zwölf Schläge dröhnten, drang sich jedem Lebenden die bange Frage auf: Wird dieses Jahr die Einstellung des Krieges bringen? Und wie wird der Friedensschluß zustande kommen?

Wirklich zwei bange Fragen. Denn für den, der zu ermessen versteht, wie groß die Erschütterungen sind, die diese fünf Kriegsmonate schon herbeigeführt haben, für den mag es immerhin fraglich erscheinen, ob die Sylvesternacht 1915 schon über ein vom Kriege befreites Europa sich niedersenken wird. Der innige Wunsch und das lebhafte Hoffen möge diesen Zweifel beeinträchtigen. Der Verstand muß ihn aufrecht erhalten! Die Entscheidung muß für den unterliegenden Teil so einschneidend sein, daß jeder Teil bis an das Ende seiner Kräfte kämpfen muß. Und

kann, wenn es selbst zu den Einstellungen der Feindseligkeiten kommen sollte, auch der Kampf an dem grünen Tisch der Friedenskonferenz bis dahin beendigt sein? Wir können nur sagen: „Vielleicht." —

Und die andere Frage, die mir noch wichtiger erscheint als die nach der Beendigung des Krieges, die nach der Gestalt des künftigen Friedens, sie spornt unsere Zukunftserwartungen bis zur Unerträglichkeit. Wie wird Europa nach diesem Kriege aussehen, welcher Geist wird siegen? Wird der Beginn einer Organisation (an die vollendete Organisation ist doch nicht zu denken) bemerkbar sein, oder wird sich die Anarchie vertieft haben? Wird der unglückliche Erdteil dem Verfall und der Auflösung entgegengehen und das Zentrum der Welt nach Amerika sich verschieben? Die Antwort ist jetzt unmöglich. Beide Chancen sind gleichmäßig wahrscheinlich. Wir dürfen auf die erstere hoffen, aber von der letzteren nicht überrascht sein.

Bei mir träfe das um so weniger zu, als ich selbst immer darauf hingewiesen habe, daß ein europäischer Krieg notgedrungen eine Herabdrückung der Bedeutung Europas zur Folge haben müsse. Nicht nur deswegen, weil — wie heute viele meinen — durch die Heranziehung andersfarbiger Truppen auf europäische Schlachtfelder das Erwachen der im Europäerdünkel als „inferior" bezeichneten Rassen beschleunigt würde, sondern weil die Lebensbedingungen des Verkehrszeitalters ein stabileres und weniger mittelalterliches Zentrum der Welt erfordern. Es wäre eine ganz natürliche Erscheinung, wenn die alternde Mutter Europa ihren Kindern jenseits der Meere, die sie gezeugt hat, die Herrschaft übergeben müßte.

Traurige Aussichten, aber nicht unwahrscheinliche. Und all dieses soll das Jahr 1915 entscheiden. Man kann es daher begreifen, daß es mit Gefühlen begrüßt wurde, die der lebenden Generation bisher fremd waren.

* * *

Unser Auge forscht heute zurück in die Ereignisse des vergangenen Jahres. — Hat dieser Krieg kommen müssen?

Je mehr man sich in die Vorereignisse vertieft, umso deutlicher erkennt man diesen unverantwortlichen Wahnsinn, umso besser nimmt man die Fäden wahr, und die heimliche Maschinerie, die da um die ahnungslose Menschheit seit Jahren in Bewegung gesetzt wurde. Es ist ein Unsinn — den übrigens heute kein halbwegs denkender Mensch begeht — den Krieg als eine Folge des Attentats von Sarajewo hinzustellen. Man muß genau unterscheiden, zwischen Anlaß und Ursache.

Anlaß war das Attentat. Es wäre aber auch jedes x-beliebige Ereignis der Anlaß geworden. Man hätte sich nicht gescheut, Fälle, wie den des Konsuls Prochaska oder des Pater Palitsch zum Ausgangspunkt des Weltkrieges zu machen. Daß man einen vornehmeren Grund gefunden hat, war Zufall. Die den Tod des Erzherzogs so zum Ausgangspunkte des Weltmordes machten, sind sich wohl kaum bewußt gewesen, welch unerhörte Leichenschändung sie damit begingen. Noch nie wäre ein Toter mit solchem Fluch bedeckt worden wie jener, auf dessen Rechnung eine eiskalte Diplomatie den Mord von Hunderttausend, das Siechtum von Millionen, den Ruin von Milliarden-Werten allein hätte stellen wollen. Die wirklich Königstreuen werden vielleicht eines Tages Rechenschaft fordern von diesen eigenartigen Dienern der Monarchie, die es so gewollt haben.

Die Untersuchung nach der Ursache ist nicht so einfach abgeschlossen. Diese liegt nicht so an der Oberfläche.

Die deutsche und die österreichisch-ungarische Regierung glauben durch Ausnützung eines äußeren Anlasses einem Kriege vorgebeugt zu haben, den die Ententemächte in zwei Jahren unter für die Zentralmächte ungünstigeren Verhältnissen unbedingt geführt hätten. Sie fühlten sich von diesen Mächten bedroht und schrieben ihnen die Absicht zu, daß sie ihren Untergang herbeiführen wollten. Die Ausnutzung des Anlasses sei demnach nichts weiter als die Abwehr eines seit langem vorbereiteten Angriffes.

Um die Bedrohung verständlich zu machen, führten sie Gründe an: Gegen Österreich-Ungarn, das angeblich ein Lebensinteresse in der Vormachtstellung auf dem Balkan erblickte, hegte Rußland die Absicht, es aus dem Balkan zu verdrängen. Die Westmächte wünschten eine Schwächung der Doppelmonarchie, um Deutschland damit in seinem einzigen Bundesgenossen zu treffen, es schließlich völlig zu isolieren, um es umso besser vernichten zu können.

Gegen Deutschland wirkte, so wird uns klar gemacht, vom Osten her das Gepenst des Panslawismus und seine Ausdehnungsbestrebungen, der Neid Englands gegen Deutschlands sieghafte Wirtschaftskraft, das Rachebedürfnis Frankreichs.

Deutschland fühlte sich — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — rings von Feinden umgeben. Das Einzige, was ihm übrig zu bleiben schien, war, sich durch äußerste Kraftanstrengung gegen diese Feindschaft, die zur Umzingelung auszuarten drohte, zu schützen. Es rüstete. Es rüstete im Hinblick auf die Übermacht des Feindes derartig, daß diese es immer mehr zu fürchten begannen und ihrerseits zu Kraftanstrengungen verpflichtet wurden, die sie nur mit Murren ertrugen.

Während Deutschland sich durch sie bedroht fand, was die Entente-Staaten — auch hier sei dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht — nicht zugeben wollten, sahen sich jene durch Deutschland bedroht und vermehrten demzufolge jene Maßnahmen, die Deutschland als erhöhte Bedrohung ansehen mußte, während diejenigen, die sie unternahmen, sich mit Recht wieder nur als Abwehr aufgefaßt wissen wollten.

Aus diesem Dilemma, auf dessen geschichtliche Entwicklung ich hier nicht näher eingehen will, gab es nur zwei Auswege: den der Vernunft und den des Wahnsinns.

Die Vernunft hätte erkennen lassen, daß dieser Wettbewerb der gegenseitigen Bedrohung zur Katastrophe führen müsse, daß alle Schutzmaßnahmen nicht nur nichts nützen, sondern den unhaltbaren Zustand noch unhaltbarer machten, daß man, um zu einer vernünftigern Lebensordnung der europäischen Staaten zu gelangen, den Weg ehrlicher Verständigung hätte wählen müssen.

Das wäre der einzige Ausweg gewesen, der die Katastrophe vermeidbar gemacht hätte.

Dieser Weg wurde jedoch nicht eingeschlagen, weil der herrschende Militarismus ihn verrammelte.

Dieser Militarismus (ich spreche hier nicht nur von dem deutschen und will darunter auch nicht das verstanden wissen, was man in Deutschland seit Ausbruch des Krieges darunter zu verstehen vorgibt, nämlich nicht die Schlagkraft des Heeres) ist nicht nur jene Einrichtung, die durch das fehlerhafte Mittel zur gegenseitigen Abwehr entstanden ist, sondern auch der von ihr ausgehende Geist.

Dieser Geist erblickte in jedem Gegner etwas Hassenswertes und Vertrauensunwürdiges. Er stärkte den Glauben, daß nur die Gewalt Lösung und Befreiung bringen könne, daß jeder Versuch auf andere Weise zu einer Lösung der unhaltbaren Verhältnisse zu gelangen, den Verzicht aufs Dasein, den Untergang der staatlichen Existenz bedeute, daß es unehrenhaft sei, eine Gefahr anders abwehren zu wollen als durch das Schwert.

So verrammelte der Militarismus den Weg der Vernunft.

Es ereignete sich, daß eine Einrichtung, die ein Mittel zu einem bestimmten Zweck sein sollte — das Mittel zur Abwehr einer Gefahr — Selbstzweck wurde. Die Armeen waren nicht mehr da, um dem Vaterland zu dienen. Das Vaterland wurde in den Dienst der Armeen gestellt. Aus dieser Umkehrung heraus entwickelte sich jener Geist, der jede den Krieg bekämpfende Anschauung als eine Schwächung der Armeen und somit des Vaterlandes erscheinen ließ. Durch eine weitgehende Bearbeitung der öffentlichen Meinung, durch die Presse und bestimmte Organisationen, durch patriotische Feste, durch Entwicklung einer eignen Philosophie der Gewalt und einer eigenen Staats- und Geschichtsauffassung wurde die Psyche der Völker nach jener Richtung hin bearbeitet, die von der Vernunft fort und zum Wahnsinn hintrieb.

Das war nicht nur in Deutschland der Fall, sondern in ganz Europa. In jedem Lande nahm diese Militarisierung der Geister, dem Temperament des Volkes entsprechend, eine jeweilig andere Gestalt an.

So mußte denn von den beiden Auswegen, die aus dem Dilemma Europas herausführen konnten, jener eingeschlagen werden, der nicht von der Vernunft gewiesen war. So kam der Krieg!

Der Schuldige an diesem Krieg ist daher nicht dieses oder jenes Land, sondern das militaristische System.

Nun liegen Hunderttausende tot auf den Feldern. Tatmenschen der Jugend vernichtet! — Nun kriecht die Million der Krüppel und der durch Siechtum vom Tode Gezeichneten durch die Länder. Nun brennen die Produkte der Arbeit, die Wohnstätten, die Denkmäler der Geschichte. Nun stockt die Arbeit, liegen die Schiffe müßig in den Häfen und der Geist des Hasses frißt an der Menschheit.

Und all das, weil die Menscheit ihren Geist durch militaristische Phrasen durchdringen ließ, so daß er die Stimme der Vernunft nicht mehr zu vernehmen vermochte. Um Gespenster Willen, die der Militarismus ihrem von ihm benebelten Geist gezeigt, blutet die Menschheit aus Millionen Wunden, ist die Erde ein satanisch besudelter Haufen geworden. Fluch ihm!

8. Januar.

Die Sitzung des Rates des Internationalen Friedensbureaus ging gestern abend vorüber.

11. Januar.

Eine Reihe arbeits- und anregungsreicher Tage ließen mich nicht zu meinen Eintragungen kommen, und manche Eindrücke, die wert gewesen wären, festgehalten zu werden, mußten übergangen werden.

Die Sitzung des Bureaus brachte uns Enttäuschung und Triumph.

Nach langem unfruchtbarem Gerede kamen wir zu positiver Arbeit. Auf meinen Antrag wurden drei Aufrufe angenommen, an unsere Organisationen, an die internationalen Körperschaften, an die Intelligenz aller Länder, und die Grundlagen unserer Forderungen für den künftigen Friedensvertrag festgestellt. Diese Aufrufe sollen der weiteren Öffentlichkeit übergeben werden. So glaube ich doch, daß die Bureauversammlung vom 6. und 7. Januar 1915, die mitten im Kriege stattgefunden hat, eine gewisse Bedeutung erlangen wird.

12. Januar.

Es wird immer fürchterlicher. — Der Wahn wird deutlicher, anschaulicher. Die Stimmen über das Grauenhafte mehren sich. Trotz aller Beschönigungen und Stimmungsmachereien tritt das Furchtbare immer deutlicher zutage. Das wird nicht mehr als Krieg zu bezeichnen sein, was da vorgeht. Ein neuer Name wird für diese unerhörte, noch nie ereignete Erscheinung gefunden werden müssen. Das ist nicht mehr Krieg, nicht mehr der bewaffnete Konflikt mit Anfang, Höhepunkt und Überwindung. Das ist ein Menschheitsbeben, eine Weltepilepsie, ein Kulturkrampf. Was wird von allem, das uns lieb und teuer erschien, das uns das Leben lebenswert machte, übrig bleiben, wenn der Krampf zu Ende sein wird? Ein Leichenhaufen, ein Trümmerhaufen, ein Irrenhaus!

Dieses sich vom reichlich fallenden Aase nährende Gewürm der Schmeichler und Preiser,

der Vergolder von Totengerippen wird täglich stärker und zahlreicher. Ohne Widerspruch zu finden, erreichen sie einen Grad von Dreistigkeit, der jeden noch immun Gebliebenen erzittern macht. Die zertrümmerten Mauern, Häuser, Brücken, Maschinen sind nicht das Ärgste dieses Menschheitskrampfes. Die vergifteten Anschauungen, Meinungen, Äußerungen sind es. Es gibt schließlich kein normales Gehirn mehr in den vom Unglück heimgesuchten Ländern. Was nützt die Kulturarbeit der Jahrtausende, wenn nunmehr Wahnsinnige berufen sein sollen, deren Produkte in Besitz zu nehmen, sie fortzuführen.

13. Januar.

Als Beitrag zur Roheit der Gesinnung, die der Krieg begünstigt, diene nachfolgender Ausschnitt aus der „Deutschen Jägerzeitung", den ich der „Welt am Montag" (4. Januar 1915) entnehme. Da schildert ein angeblicher Offizier, der sich unter dem Namen „Hochwildjäger" versteckt, seine Kriegseindrücke. Nachdem er die Mobilmachung als das „lang Ersehnte, Erflehte und Erwünschte" bezeichnet hat, nimmt er zu den Feinden folgendermaßen Stellung:

„Wir wollen Gewähr haben, daß die Kläffer hüben und drüben sobald nicht wieder wagen, uns anzufallen, daß sie sich winselnd und hinkend in ihre Hundehütten zurückziehen, wenn eine deutsche Faust an einen Degenkorb faßt. „Nun aber wollen wir sie dreschen", sagte unser Kaiser, als er die Mobilmachung befahl; das Kaiserwort ist wahr gemacht, wir haben sie gedroschen und sind auch schön warm dabei geworden; noch haben wir aber Lust und können und wollen weiterdreschen, weiterdreschen, daß die Schwarte knackt. Immer drauf und vorwärts. Keiner braucht es uns zu sagen, wir dreschen schon, nur hindern soll man uns nicht. Noch ist der Hauptkläffer mit ziemlich heiler Haut davon gekommen, er soll, er muß auch noch seine Dresche besehen. Und wenn St. Hubertus es weiter gut mit mir meint, dann schickt er mich auch noch auf den vierten Kriegsschauplatz und läßt mich dreschen und schießen, daß er seine Freude haben soll."

Der Artikel schließt mit dem Satz:

„Und das kann ich euch sagen, ihr Waidgenossen daheim, als ich den ersten Franzosen mit dem Karabiner niederschoß, da schoß ich so ruhig, als ob ich meinen Feisthirsch, der hoffentlich dafür heute noch lebt, vor mir gehabt hätte."

„Nach diesen Stilproben glauben wir (so schreibt die „Welt am Montag") im Namen der sehr großen Mehrheit der guten Deutschen zu sprechen, wenn wir den Wunsch äußern, daß nie wieder in einem deutschen Blatt der Krieg unter dem Gesichtspunkt der Jagd behandelt werden möge."

Das ist wohl im Hinblick auf die Zensur, sehr milde ausgedrückt.

Die „Wiener Urania" hat die Konjunktur benutzt, um Männer verschiedener religiöser Bekenntnisse zu Worte kommen zu lassen, um den Krieg in seinen ethischen und religiösen Wirkungen zu beleuchten!

Mir liegt ein Bericht des „Neuen Wiener Tagblatt" vom 6. Januar über den Vortrag vor, den der sehr bekannte Benediktiner-Mönch Graf von Galen im Rahmen dieser Vortragsreihe über „Der Krieg als Erzieher" hielt.

„Der Krieg ist eine schreckliche Völkergeißel," so argumentiert der gräfliche Mönch, „aber", so führt er weiter aus, „wie ein Mensch niemals ganz und gar schlecht ist, so wenig ist es auch in allen seinen Folgen und all seinen Erscheinungen der Krieg. Gewiß wäre es schön, könnte man ihn auf ewig von dieser Erde bannen. Manche Idealisten hofften, es zu können, aber, Verzeihung, wie stellte man sich das vor? Durch Verträge? Durch Schiedsgerichte, gestützt auf Treue und Glauben? Wohl, aber Treue und Glauben, wer sollte sie garantieren? Die Kultur. Auch diese Kultur, in deren glitzernden Falten sich das westliche Europa gefiel, hat sich als äußerst fadenscheinig erwiesen. Hätte der Krieg in moralischem Belangen keine andere Folge, als die falschen und oberflächlichen Begriffe von Kultur zu zerstören, wahrlich er hätte schon ein hochwichtiges Erziehungsmoment geschaffen. Mehr noch, wenn wir dann bei vorurteilsfreier Prüfung erkennen, daß die ewigen göttlichen Sittengesetze die allein unerschütterlichen Grundpfeiler wirklicher Herzensbildung sind. Der Krieg wirkt aber auch noch in manch anderer Hinsicht erzieherisch.

„Der Krieg wird, so hoffe ich, auch in anderer Richtung erziehlich wirken. Er wird der kindischen Anglomanie mancher Kreise ebenso den Todesstoß versetzen wie dem unwürdigen Nachahmen französischer Moden, die der Ethik und der Ästhetik gleichmäßig widersprechen. Möge es mit dem besonders bei uns Deutschen so gebräuchlichen kritiklosen Anstaunen und Wertschätzen des Fremden von jetzt an ein Ende haben! Mehr Selbstgefühl und Selbstachtung! Ein Volk, das solchen Krieg sieghaft besteht, bedarf keiner schwächlichen Anlehnung ans feindliche Ausland. Möge auch der übertriebene Luxus verschwinden, die einfache heimatliche Lebensführung zurückkehren, das Leben über die Verhältnisse aufhören.

„Sollte man es glauben, daß der männermordende Krieg auch ein Erzieher zur Liebe werden könnte? Wir glauben es nicht, nein, wir sehen es täglich, wir greifen es mit Händen, wir leben und atmen in einer Atmosphäre der Liebe, die der Krieg geschaffen oder doch geweckt hat. Sie ist es, welche die Herzen aller Nationen entflammte in einigender Begeisterung für ihren Kaiser, für das gemeinsame herrliche Vaterland. Diese Liebe hat ihren Sonnenthron auch in unserer Mitte aufgerichtet. Keiner denkt mehr an sich selbst; der Allgemeinheit, allen Österreichern und Ungarn ohne Unterschied der Sprache und des Stammes, den Leidenden, Kranken, Verwundeten, Hungernden, Frierenden, Armen, Trau-

ernden gehört jeder Gedanke, jedes Wort, jede Tat. Wie viel schlummernde Kräfte hat der erziehende Krieg da geweckt! Ja, es scheint, als wolle uns dieser eifernde Volkserzieher auch Wegweiser zu Gott werden. Das Wort des Heilands von den Mühseligen und Beladenen ist niemals besser verstanden und befolgt worden als in unsern Tagen."

Es ist dem wirklich nichts hinzuzufügen. — So verteidigt ein Diener der Religion der Liebe den Krieg.

Ich freue mich, daß mein Artikel „Die sittlichen Werte und die kulturelle Bedeutung der Cholera", worin ich nachwies, daß die Seuchen dieselben Vorteile zeitigen können, die man gemeinhin dem Kriege zuschreibt, nunmehr in mehreren Sprachen erscheinen wird. Er dürfte geeignet sein, viele über den Irrtum dieser Kriegspreiser aufzuklären.

14. Januar.

Minister Berchtold demissioniert! Das ist die Nachricht, die mich heute morgens überraschte. Aus „gewichtigen persönlichen Gründen." Nun, die Formel ist einerlei. Das Wichtige ist die Tatsache, daß einer der bei der Entstehung des Krieges Beteiligten vom Schauplatz verschwindet. Man wird diesem Minister nirgends eine Träne nachweinen. Aber das Meer von Tränen, das sein Wirken hervorgerufen hat, schreit zum Himmel. Die Geschichte wird ihn einst richtig beleuchten.

15. Januar.

Vor Jahren ersuchte ich einmal Forel, den Krieg als psychiatrisches Problem zu behandeln. Als Irrsinnsanfall der Masse. Kürzlich veröffentlichte nun der Wiener Arzt Dr. Alfred Götzl in dem Organ des Obersten Sanitätsrates in Wien einen Bericht über die inneren Erkrankungen der im Felde stehenden Soldaten. Darin sagt er nach einem Bericht der „Arbeiterzeitung" (12. Januar): „Bedenkt man, daß unter den Millionen Menschen, die einander gegenüberstehen, Tausende sind, die in normalen Zeiten keinen Tropfen Blut sehen und keinem Menschen ein Haar krümmen können, so ist man wohl berechtigt, den Krieg selbst in gewissem Sinne als Völkerpsychose aufzufassen." —

Dieser Ansicht bin ich auch. Normalen Geistes ist diese Einrichtung weder von den Kämpfenden noch von den Zurückgebliebenen zu ertragen.

16 Januar.

Seit langem wieder ein kriegerisches Ereignis, das sich von den üblich gewordenen Berichten etwas abhebt. Rückzug der Franzosen auf das linke Aisne-Ufer. Von den Franzosen nur als taktische Vorsichtsmaßnahme hingestellt, spricht der deutsche Generalstabsbericht von einer großen Schlacht.

Die Demission Berchtolds erregt allenthalben lebhaftes Erstaunen. Doch weiß man ihr nirgends eine Deutung zu geben. Vielleicht werden sich alle täuschen, die da glauben, dieser Rücktritt müßte etwas bedeuten.

In Budapest soll man ihn den Minister „étranger aux affaires" genannt haben.

Vielleicht wäre es Berchtold doch lieber gewesen, als Ehrenpräsident des XXI. Weltfriedenskongresses sein Amt zu verlassen, denn als abgesägter Miturheber des Weltkrieges. Er und Moltke, zwei Personen, die man zu den angeblichen Hauptakteuren dieser Tragödie gerechnet hat, sind also vor Ablauf des ersten Halbjahres von der Bildfläche verschwunden.

18. Januar.

Der Winter ist eingekehrt. Hoch liegt der Schnee und das Schneien hört nicht auf. Alle Wandlungen der Witterung werden jetzt in ihrer Bedeutung für die Schützengräben gewertet. Wie werden es unsere Höhlenbewohner draußen ertragen? Der Gedanke schweift unaufhörlich zu ihnen. Schon seit einigen Tagen melden die Generalstabsberichte auf allen Seiten Stocken der Aktion infolge der Ungunst des schlechten Wetters. Nun wird der endgültige Übergang zum Winter die längst vorausgesehene Pause bringen, die den bisherigen Kriegsfortgang trennt von dem zum Frühjahr erwarteten Höhepunkt. Die Ruhe vor dem Generalsturm. Das abgenützte Wort der Kriegspropheten „nach der Schneeschmelze" erhält Wert. Wenn von den Vogesen und den Karpathen die Schneemassen zu Wasser werden, sollen dort die letzten Würfel über die Zukunft Europas fallen.

* * *

Merkwürdig! Wir stehen noch mitten im unerhörtesten Krieg, den die Welt gesehen hat, und unsere Eisenfresser und Gewaltapostel sprechen schon vom nächsten Krieg. Das ist wohl der Höhepunkt kriegerischen Wahnsinns. Dem unentwegten Rohrbach, dessen Betätigung neben der des General Bernhardi viel zu wenig beachtet wird, blieb es (nach einer Notiz der „Arbeiterzeitung" vom 13. Januar) vorbehalten, Anfang 1915 vom „nächsten Krieg" zu sprechen. In einer Versammlung der Kolonialgesellschaft in Berlin hat er nach Berliner Blättern folgendes gesagt:

„Die größte der Völkerwelten, die sich jetzt im Umbau befinden, ist China . . . Siegen wir gründlich jetzt — oder müssen wir noch einen zweiten Krieg führen — so werden sich die Chinesen natürlich ebenso die Frage vorlegen, ob sie in Zukunft weiter bei den Besiegten in die Schule gehen sollen oder bei den Siegern. Darum müssen wir gründlich siegen, damit es sich den Chinesen zu ihrem eigenen Vorteil aufdrängt: Die besten Baumeister können wir doch von Deutschland beziehen! Demgegenüber tritt die Frage, ob wir Tsingtau wieder erhalten, erst in die zweite Linie. Es wird ja dann das Entscheidende sein, daß wir so mit China stehen wie Amerika und England und nicht irgendwie ungünstiger. Wenn diese beiden auf Stützpunkte verzichten, können wir es auch, — sonst nicht. Erringen wir diese Gleich-

stellung in China nicht, so wäre der Krieg 1914/15 an einem entscheidenden Punkte mißglückt. Wir wollen hoffen, daß wir alles dies erreichen; und sollte es nicht der Fall sein, dann — beim nächstenmal sicher!"

Also: mit Grazie und Krupp ad infinitum.

* * *

Aus Frankreich kommt die Nachricht, daß sich die Regierung veranlaßt sah, gegen Personen vorzugehen, die im Lande umherreisen und besonders bei den Frauen Propaganda für einen Friedensschluß machen. Es wurde angeordnet, solche Personen zu verhaften.

Als ich diese Mitteilung las, war ich überzeugt, daß, daran anknüpfend, auch in Deutschland ein Sturm gegen die Pazifisten und ihre „landesverräterische Agitation" losgehen werde. Leute, die für Frieden eintreten, müssen unbedingt doch Pazifisten sein.

Sie sind es nicht!

Wir haben hier ein prachtvolles Schulbeispiel für meine, von mir zuerst und seitdem so oft vergeblich hervorgehobene Unterscheidung zwischen Nicht-Krieg und Frieden. Jene Agitatoren in Frankreich wollen nur den Krieg beendigen und wir Pazifisten wollen den Frieden sichern. Nicht bloß einen Friedensschluß, der einen Krieg abschließt, sondern eine Neuordnung der Dinge, die Kriege — wenigstens in ihrem bisherigen Wesen — unmöglich macht.

Und gerade, um die herrschende Verwirrung nicht noch zu vermehren, bin ich immer dafür eingetreten, daß wir als Pazifisten nicht für Beendigung eines akuten Krieges einzutreten haben. Wir wollen nicht kurze Kriege, sondern die Vorbeugung von Kriegen überhaupt. Wir haben nur prophylaktisch zu wirken, nicht therapeutisch. Und deshalb war es mir eine ungeheure Freude, daß der internationale Rat des Berner Friedensbureaus in seiner vorwöchigen Sitzung es einstimmig ablehnte, eine Anregung auf Vermittlung in diesem Kriege zu erlassen. —

Wir können als Menschen das Ende dieses Krieges dringend ersehnen, als folgerichtige Friedenstechniker haben wir mit der Dauer des einmal ausgebrochenen Kriege nichts zu tun. Wer dies bestreitet, vermag den Pazifismus wissenschaftlich nicht zu erfassen. Er ist Gefühlspazifist, aber nicht Friedenstechniker. Ich wiederhole hier zum besseren Verständnis des Gesagten, was ich so oft geschrieben habe: „Wir sind keine Feuerwehr, die man ruft, um einen Brand zu löschen. Wir sind lediglich die Anpreiser eines Imprägnierungsmittels, das bei rechtzeitiger Anwendung den Brand verhüten kann."

* * *

Der Krieg hat die Erinnerung an Bertha von Suttner allenthalben lebendig erhalten. Sie gilt nun einmal im deutschen Sprachgebiet den weitesten Kreisen als Entfesslerin und Vertreterin des Friedensgedankens. Es war mir eine große Freude, in den Feldpostbriefen wiederholt auf ihren Weltroman Hinweise zu finden. Gewöhnlich der Art, daß es ganz so sei, wie Bertha von Suttner es beschrieben oder — daß es noch viel ärger sei. In einer Rede, die (nach der „Sächsischen Staatszeitung" vom 12. Januar) der Oberkonsistorialrat Hofprediger Dr. Friedrich im Dresdner Gewerbeverein hielt, sagte dieser u. a.: „Offiziere hätten es bestätigt, daß die von Bertha von Suttner gezeichneten Bilder vom Kriege nicht im entferntesten an das heranreichten, was die Soldaten im jetzigen Völkerringen erleben müssen . . ." Hiezu wäre nur zu bemerken, daß Bertha von Suttner, als sie Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ihren Roman schrieb und darin die Kriege von 1859, 1866 und 1870 schilderte, den modernen Krieg in seiner Wirkung noch nicht ahnen konnte. Daß sie aber später auch dessen Wirkungen erkannte und vorhersagte, namentlich, nachdem sie mit J. v. Bloch in Verbindung getreten war, geht aus ihren späteren Schriften hervor (es sei nur beispielsweise an ihre letzte, 1913 erschienene Schrift „Die Barbarisierung der Luft" erinnert), die allerdings und zu Unrecht — weniger bekannt sind als ihr volkstümlich gewordener Roman „Die Waffen nieder!" Schon ihr oft angewendeter Ausspruch, daß ein Bad, dessen Wasser auf 100 Grad erhitzt ist, kein Bad mehr ist, sondern ein Siedekessel, zeigt, wie sie die Wirkungen des modernen Maschinenkrieges richtig aufgefaßt hat.

Während sich aber die Krieger in den Schützengräben ihrer ehrfurchtsvoll erinnern, wird sie für eine andere Gruppe ihrer Landsleute zum Gegenstande eines liebenswürdigen Gespöttes. Ich meine die Wiener Feuilletonisten, deren süßliches Getändel bis jetzt noch nicht zu den Auswüchsen zu zählen scheint, von denen uns der Krieg als Wohltäter befreit hat. Außer Tango, geschlitzten Kleidern, Afternoon-Teas hätte er uns auch das Wiener Feuilleton nehmen sollen, das uns die Welt in einer Optik schildert, die liebenswürdig aber unwahr ist.

Diese Wiener Feuilletonisten spielen jetzt mit Vorliebe in wenig pietätvoller Weise mit dem Andenken Bertha von Suttners, dabei zeigend, wie gering sie es vermögen, in den Kern ernster Probleme einzudringen. Raoul Auernheimer nannte sie kürzlich die „Friedensgroßmama" (Weihnachtsnummer 1914 der „Neuen Freien Presse") und Arnold Höllriegel sagt in der „Zeit" (14. Januar 1915): „Die alte Frau von Suttner, die mit ihrer streitbaren Güte so außerordentlich wenig Erfolg gehabt hat". Nett, aber empörend! Wenn die Suttner Erfolg haben wollte, so wollte sie es nicht aus „Güte", sondern aus Verstand. Und vor allen Dingen dadurch, daß sie ihre Zeitgenossen vor einer Gefahr warnen wollte, die sie kommen sah. Wenn die Zeitgenossen nicht auf sie hörten, so sind sie es selbst, die jenen Mißerfolg verschuldeten. Obenan die Wiener Feuilletonisten, die ihr breites Lesepublikum immer so betörten, daß sie der Stimme ernster Mahner kein Gehör schenken wollten. Nein, meine Herren vom „unterm Strich", dieser Weltkrieg, mit dem ihr jetzt

tändelt, ist kein Mißerfolg der Suttner oder der Friedensbewegung, sondern ihre blutig-grauenhafte Rechtfertigung!

Am drolligsten nimmt sich aber das Produkt eines Wiener Schöngeistes aus, der zwar nicht als Feuilletonist zu werten ist, diesen aber geistig nahe steht. Der reiche Großindustrielle Philipp Freiherr Haas von Teichen leistet sich im „Neuen Wiener Tagblatt" (13. Januar) einen Artikel über „Die Friedensidee". Er hat Dramen geschrieben, die er vor geladenen Gästen aufführen ließ, wobei er selbst als Schauspieler mitwirkte. Ein reicher Dilettant, der in dem Kreise seiner Wiener Freunde das Surrogat für einen Weltruhm findet, betrachtet er sich gewiß als den ersten Sachverständigen in Dingen des Pazifismus. Sonst hätte er ja nicht das Bedürfnis, in einer gelesenen Zeitung seine Ansichten darüber der Menschheit zu verkünden. Und was verkündet er? Er — er Philipp Freiherr Haas von Teichen, Inhaber der großen Teppichfabrik Haas Söhne in Wien, er habe Recht gehabt, Bertha von Suttner Unrecht.

Und wieso? Er sagt der blutenden Welt von 1915, daß Bertha von Suttner ihn im Frühjahr 1899 eingeladen habe, sich an der Propagandaarbeit für die bevorstehende erste Haager Konferenz zu beteiligen. Damals habe er der Baronin einen Brief geschrieben, den er jetzt der Mitwelt zur Kenntnis gibt. Darin heißt es u.a.:

„Der Krieg ist nichts anderes als die Folge multiplizierten Selbsterhaltungstriebes (!) der Individuen im Staate. Wie sollte der Instinkt der Menschen aus der Welt geschafft werden? Alles fruchtloses Beginnen, vergebliche Mühe, verlorenes Geld, das für diese Frage verwendet wird... Ich bin für den Frieden begeistert, kann mich aber für die Arbeit, den Krieg aus der Welt zu schaffen, nicht erwärmen, weil sie mir als eine absolut nutzlose erscheint, und deshalb bitte ich vielmals mich zu entschuldigen, wenn ich, von dieser meiner allerdings unmaßgeblichen, für mich aber zwingenden Anschauung geleitet, für die Idee, den Krieg unmöglich zu machen, keine Geldopfer bringe."

In der Nummer vom 12. Januar des „Neuen Wiener Tagblatt", ist eine Spende von 9000 Kronen öffentlich bestätigt, die Freiherr von Haas für das Rote Kreuz gewidmet hat. Er, der vor 16 Jahren es ablehnte, für die Verhütung von Knochenbrüchen durch Krieg Geld zu geben, sieht sich jetzt veranlaßt, für deren Heilung eine namhafte Summe zu spenden. Und doch behauptet er — das ist der Tenor seines Artikels —, daß er vor 16 Jahren Recht gehabt hatte, als er die Nutzlosigkeit aller Friedensbestrebungen vorhergesagt hat. Recht gehabt, weil seitdem viele Kriege stattgefunden haben, die er aufzählt (darunter auch einen zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten, dessen wir uns nicht erinnern können!) und weil nun dieser Weltkrieg ausgebrochen ist. Wieder einmal der Beweis, daß jene Leute meinen, wir kämpfen gegen den Krieg, weil wir ihn für überwunden wähnen, wieder ein Beweis, daß jene Leute glauben, eine Handvoll Menschen könne die Welt allein von diesem Übel befreien, und daß sie nicht einsehen, daß die Mithilfe der breitesten Schichten notwendig ist, um jenes Übel überwinden zu können. Nicht mitgeholfen haben und dann den andern den Vorwurf machen, daß sie nichts erreicht haben, ist nicht folgerichtig gedacht. Sie verkennen, daß sie die allein Schuldigen sind. Aber Baron Haas, der heute als Kluger triumphieren will und diesen Triumph in breiten Schichten sicher einheimsen wird, wodurch er uns, die wir die Dinge anders sehen, zu Trotteln stempelt, verkennt den Zusammenhang der Dinge. Er weiß nicht, was in andern Teilen der Erde durch Mitarbeit der Gesamtheit wirklich schon erreicht ist, und er irrt sich, wenn er den Weltkrieg, der unsere Arbeit so grauenhaft rechtfertigt, als etwas anderes betrachtet als sein eigenes Débâcle und das seiner Gesinnungsgenossen.

19. Januar.

Um noch einmal auf die Wiener Feuilletonisten zurückzukommen. „Ignotus" im „Neuen Wiener Tagblatt" philosophiert über den Krieg (12. Januar „Kriegsmomente"). Er nimmt ihn in Schutz gegen die Pazifisten. „Man hatte ihn (den Krieg) in die Acht getan. Es war schon beinahe eine Mode, Pazifist zu sein. Kein gutes Haar ließ man am Kriege, er sei das schrecklichste, das roheste, das verbrecherischeste Überbleibsel des Mittelalters, so deklamierten empfindsame Seelen und wollten unsere heranwachsende Jugend des Gruseln vor ihm lehren." So Ignotus. Dieser Satz ist ein Dokument dafür, wie die Friedensbewegung immer noch von der Gefühlsseite aufgefaßt wird. Sie stellen sich unter Pazifisten immer nur „empfindsame Seelen" vor, und schreiben uns nur einen Kampf gegen das Schreckliche des Krieges zu. Daß er dumm, überflüssig, ein untaugliches Mittel ist, und wir mit dem Rechenstift gegen ihn kämpfen, geht in diese Feuilletonisten-Seelen nicht hinein.

Und Ignotus bemüht sich darzulegen, wie sehr wir dem Krieg Unrecht taten. Er ist ein Reiniger, ein Befruchter. Die Idealisten wie die Gelehrten werden nachher reiche Arbeit bekommen. „Das reichste Geschenk aber, das je ein Krieg den Dichtern und Künstlern gebracht, wird dieser ihnen darbieten. Sie werden jahrzehntelang von ihm zehren können." .... Nun wissen wir es, wozu es gut war. Millionen Tote, Millionen Krüppel, Verarmte, Verzweifelte, Vertriebene, Milliarden vernichteter Werte als Geschenk für stoffarme Dichter und Künstler.

Ist Derartiges zulässig? Sind derartige Argumente wert, in Druck zu erscheinen? Der fürchterlichste Zusammenstoß, den die Welt gesehen, als Anreger für Dichter und Künstler gepriesen?!

Mir ist, als ob nach einem Erdbeben, das Tausende Menschenleben vernichtet und Städte zerstört, ein Fabrikant von Hosenknöpfen das Unheil deshalb preisen würde, weil infolge der

allgemeinen Zerstörung auch Millionen Hosenknöpfe vernichtet wurden, die neu angeschafft werden müssen. Auf Jahre hinaus Befruchtung der Hosenknopfindustrie durch das Erdbeben!

* * *

Erdbeben? — Ich habe ganz vergessen, hier zu notieren, daß sich die Natur abermals einen Witz geleistet hat durch das katastrophale Erdbeben von Süditalien. 30,000 Tote, 50,000 Verwundete, gegen 40 Städte zerstört. Der Schaden in die Hunderte von Millionen gehend. Ich habe es vergessen. Die andern beachtens kaum. Die Kämpfe an der Yser oder an der Weichsel haben Gigantischeres geleistet. 30,000 Tote? Bah! Stümperhafte Natur! Wir arbeiten im Großbetrieb.

* * *

Gestern den Besuch eines englischen Arztes erhalten, der seit zwanzig Jahren in Paris lebt. Ein Freund Norman Angells. Er kam hierher, um sich mit Deutschen über die Möglichkeiten eines Friedensschlusses zu unterhalten. Ich legte ihm meine Skepsis dar. Immerhin war es mir erfreulich zu sehen, wie ehrlich und offen dieser Engländer, der als Arzt in einem Dünkirchner Lazarett den Krieg in seiner furchtbarsten Gestalt gesehen, den Krieg haßt, Deutschland achtet und seine eigene Regierung nicht frei spricht von dem Verbrechen.

22. Januar.

Vorgestern fand der Zeppelin-Raid auf Yarmouth statt Der erste Luftangriff auf England. Fünf Tote und erheblicher Materialschaden. Die Toten sind natürlich Nichtkämpfer. Ob dieser Raid nur der Anfang war oder eine Höchstleistung, wird die Zukunft ergeben. In jedem Falle ist der Luftkrieg ein Kampf gegen die bürgerliche Bevölkerung. Der Protest Deutschlands, daß das englische Blockadesystem unzulässig sei, weil es auf die Aushungerung der Zivilbevölkerung abzielt, verliert an Kraft, wenn Zeppeline und Aeroplane nächtlicherweise Frauen und Kinder durch Bomben töten.

24. Januar.

Vorgestern lange Unterhaltung mit Baron R. Interessanter, ernster und gebildeter Mann. Er interessierte sich für unsere Beratungen bei unserer Sitzung des Internationalen Friedensbureaus, über die ich ihm Bericht erstattete. Dann suchte ich ihn für die Friedenswarte zu interessieren, damit — wenn möglich — in Berlin eine mildere Auffassung Platz greife. Ich sträube mich vorläufig, das Blatt in der Schweiz erscheinen zu lassen. Wenn es nicht anders geht, so werde ich es doch tun.

25. Januar.

Bewegter und anregender Sonntag. Mittags trafen sich bei mir Dr. W., mein oben genannter Engländer, N. und Dr. G. Bewegte Debatten. W. hält die Fortsetzung des Krieges für Wahnsinn. Er sagte, daß der europäische Friede niemals durch Gewalt entschieden werden könne, sondern nur durch Diskussion. Wie Recht hat er. Die Worte Novicows: Aller Fortschritt geht schließlich nur durch Diskussion von statten. Novicow wird zu sehr vergessen. Schade! Dr. W. mit seinem gebleichten blonden Scheitel und seinen wundervollen blauen Augen, seiner innigen, herzlichen Redeweise (écoutez mon ami, und dabei faßt er einen am Arm) ist ein prachtvoller Mensch, der den Deutschen gegenüber, die Schuld der englischen Regierung betonte. Sein Plan, daß das sich überfallen wähnende Deutschland jetzt, nachdem es den Überfall abgewiesen hat, sich bereit erklären soll, Frieden zu schliessen, wenn ihm Garantien gegen künftige Überfälle geboten werden, hat etwas für sich. Er meint, in sechs Monaten würde der Krieg keine andere Entscheidung zeigen als heute, würde aber unendlich mehr Opfer gezeitigt haben. Das dürfte richtig sein. Ich machte ihm den Einwand, daß man diese Erklärung Deutschlands als Schwäche auslegen dürfte, daß Deutschland daher niemals damit hervortreten würde. Er bestritt die Möglichkeit dieser Auslegung. Daß Hetzblätter sich so äußern könnten, gab er zu, aber die Tatsachen allein, — so meinte er — sprächen dagegen. Ich meinte, es müßte von irgend einer neutralen Macht eine geschickte Anregung ausgehen, daß Deutschland in der Lage wäre, einfach als Antwort auf eine solche Anregung im Sinne einer derartigen Erklärung zu antworten.

Dann riet ich ihm, seinen Plan dem Fürsten Bülow in Rom vorzulegen und begründete diesen Rat.

Er dachte nach, zählte sein Geld im Portemonnaie, und verließ mich stracks mit der Absicht, nach Rom zu fahren.

Bin neugierig, ob er es tat.

Abends kam B. aus Lausanne. Bis nach Mitternacht im Gespräch.

* * *

Die Nachrichten aus Rumänien klingen beunruhigend. Nach dem „Corriere della Sera" soll Deutschland in Bukarest eine Art Ultimatum überreicht haben. Was mag sich da entwickeln?

26. Januar.

Und Dr. W. ist gestern früh nach Rom gereist. Das nenne ich Entschlossenheit.

* * *

Die Prediger der Wohltaten des Krieges verstummen nicht. In ungeheurer Masse stürmen sie in die Öffentlichkeit und in tausenden von Variationen stimmen sie in das Lob des Krieges ein. Nicht nur der einfache Mann, auch viele der sogenannten Gebildeten können sich einem derartig[redacted] Massenaufgebot der Geister nicht entziehen[redacted]lenken mit. Wie man in einem Konzerts[redacted]hanisch mitapplaudiert, wenn die ande[redacted]le zusammenschlagen. Das Gesetz d[redacted]

Hand in[redacted] Verherrlichung der Kriegswohl[redacted]rächtlichmachung des Friedens. Erich Schlaikjer — auch einer von der Ästhetenzunft, der dadurch glaubt, berechtigt zu sein, soziologische Probleme zu

erörtern, spricht in der „Täglichen Rundschau" (Abend-Ausgabe vom 16. Januar) von den „Gefahren des Friedens". Er liefere uns einer langsamen Fäulnis aus. Fäulnis! Wer Deutschland in seiner ungeheuren Arbeit gesehen, wird über die Penäler-Phrase von der Fäulnis des Friedens lächeln. Wer je einmal durch Rheinland-Westphalen gefahren, Hamburg und Bremen gesehen, wer das wilde Treiben der Arbeit und des Verkehrs in Berlin und andern deutschen Städten bewundert, wer einen Einblick gewonnen hat in die geistige Arbeit des deutschen Volkes, der wird wohl den Mut bewundern, mit dem hier von der „Fäulnis des Friedens" gesprochen wird. Schlaikjer, der an den, so wenig an Fäulnis erinnernden, Aufstand des deutschen Volkes denkt, verbessert sich schnell und sagt: Es war nur der Anfang dieser Fäulnis da, „der Wurm saß in der Friedensblüte". Dafür ist er uns aber den Beweis schuldig geblieben. Er — und mit ihm Tausende — reden sich und uns das nur ein, um für das sonst unfaßbare Schreckliche eine Rechtfertigung zu finden. Von den Gefahren des Friedens reden, ist das Gleiche, als wollte uns einer von den Gefahren der Gesundheit reden und die Krankheit, ja den Tod preisen, der uns vor den verweichlichenden Gefahren der Gesundheit zu retten vermag.

Es sind mittelalterliche Wahnideen, wenn man von den „Wohltaten des Krieges" und von den „Gefahren des Friedens" spricht, die wir als überwunden betrachteten.

Dabei bemerken jene verstockten Prediger nicht, wie sie sich widersprechen. Wenn man sie um das Ziel des Krieges fragt, so antworten sie: Wir müssen uns gegen künftige Angriffe unserer Nachbarn sichern und ihnen für immer die Lust nehmen, unseren Frieden zu stören. — Wenn der Krieg wirklich solche Wohltaten mit sich bringt, warum wollen wir ihn so sehr verrammeln, uns auf menschlich absehbare Zeit seinen Segnungen entziehen? Ist es nur Betrug oder zum Himmel schreiender Irrtum, der uns den Krieg als Wohltäter preisen, ihn aber dennoch führen läßt, um ihn unmöglich zu machen. Und ist der Krieg wirklich der Wohltäter, wenn wir mit allem Nachdruck betonen, wir hätten ihn gar nicht gewollt, er wäre uns — „ruchlos" — aufgezwungen worden. Wenn wir den Krieg wirklich als Wohltat empfinden, so müßten wir stolz verkünden, daß wir ihn gewollt haben. „Die ganze Schwere der Entscheidung ruht jetzt auf Deinen Schultern" telegraphierte Kaiser Wilhelm am 30. Juli an den Zaren, „sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen." Die Verantwortung [illegible] einen Glücksfall weist man nicht in so [illegible] Weise zurück.

Hier noch ein Satz [illegible]rn Schlaikjer, den ich festhalten m[illegible] lautet: „Daß unsere Volkskraft trot[illegible]nangetastet war (nebenbei bem[illegible] selbst zugegebene Beweis d[illegible] „Fäulnis des Friedens" nicht so arg stand!), bewiesen bei Ausbruch des Krieges die Millionen von Freiwilligen, die lieber ihr junges Leben dahingaben, als daß ihr Vaterland die Freiheit verlieren sollte." Ich will den Idealismus des deutschen Volkes, der sich in jenen außerordentlich großen Freiwilligenmeldungen äußert, sicher nicht antasten, dennoch der millionenfach geäußerten Phrase entgegentreten, als ob jene Freiwilligen ihr Leben zu opfern bereit waren. Das spräche aller Erkenntnis der menschlichen Psyche und der physischen Gesetze Hohn. So wie es nach dem bekannten Ausspruch noch keinen Philophen gegeben hat, der mit seiner Philosophie den Zahnschmerz zu ertragen vermochte, so hat es noch keinen Helden gegeben, der sich gegen das Gesetz der Selbsterhaltung aufzulehnen vermocht hätte. Er hat dieses Gesetz verkannt, seine Überwindung unterschätzt, kurz, die Gefahr nicht richtig gewürdigt, in die er sich begeben hat, und immer wird er die Idee der glücklichen Chance im Kopfe gehabt haben, die es ihm als wahrscheinlich erscheinen ließ, die Lebensgefahr zu überwinden. Nach dem Fehlschlagen dieser Hoffnung konnte man noch keinen befragen, ob er, wenn er von seinem sichern Untergang überzeugt gewesen wäre, nicht doch anders gehandelt hätte. Der Selbsterhaltungstrieb ist eben stärker als aller Idealismus. Was nun aber die Kriegsfreiwilligen betrifft, so ist es eine liebenswürdige, aus der allgemeinen Psyche dieser Kriegszeit hervorgegangene Irreführung, wenn man — wie dies jetzt immer geschieht — behauptet, daß der Kriegsfreiwillige mit seinem Entschluß, ohne Zwang in den Krieg zu ziehen, sein Leben opfervoll hingibt. Er denkt gar nicht daran, sein Leben zu opfern. Er ist nur bereit, ein Risiko zu übernehmen, wobei er das Leben verlieren kann. Das ist aber nicht dasselbe. Wenn sich einer freiwillig meldet, ein Schiff oder eine Brücke in die Luft zu sprengen, wo er dabei mit in die Luft fliegen muß, der — nur der — opfert sein Leben. Wer sich jedoch nur entscheidet, in den Krieg zu ziehen, wo erfahrungsgemäß nur ein kleiner Prozentsatz der Teilnehmer sein Leben verliert, der riskiert wohl sein Leben, aber er opfert es damit noch nicht. Denn die menschliche Psyche ist bei Risiken immer nach der optimistischen Richtung eingestellt. Der Mensch, der als Lotteriespieler den Geldeinsatz wagt, in der Hoffnung, einer von einer Million zu sein, dem das große Los zufällt, wird in der Hoffnung in den Krieg ziehen, daß er zu den Neunzig von Hundert gehört, die wieder lebend nach Hause kommen. Wäre das Verhältnis der aus einem Kriege nach Hause Kommenden das Gleiche wie das der Gewinner des großen Loses bei einer Lotterie, die Zahl der Kriegsfreiwilligen hätte anders ausgesehen. Also weg mit der Phrase der ihr Leben hingebenden Kriegsfreiwilligen! Ändern wir sie dahin, daß wir jene idealen Kämpfer als Übernehmer eines günstigen Risikos hinstellen, das ihnen neben der Möglichkeit des Todes viel mehr Möglichkeiten der Ehre, des Ansehens, des interessanten Erlebnisses einzutragen vermag.

* * *

Vorgestern eine Seeschlacht in der Nordsee. Der „Blücher“ mit 850 Mann gesunken. Der deutsche Bericht spricht auch von einem englischen Schlachtschiff, das gesunken ist; der englische Bericht bestreitet es.

28. Januar.

Ein halbes Jahr Weltkrieg.

Der Zustand, wie ich ihn hier nach dem ersten Vierteljahr geschildert habe, hat sich nur insofern geändert, als die Opfer größer geworden sind. Sonst ist alles beim Alten geblieben.

Dieses erste halbe Jahr des Weltkrieges ist für diejenigen unter den Kriegführenden, die entscheidende, weltumfassende Siege erhoffen, eine bittere Enttäuschung. Für uns Pazifisten, die wir den Krieg als untaugliches Mittel für europäische Großstaaten bezeichnet haben, bedeutet dieses Halbjahr bei allem Schmerz über den lodernden Wahnsinn einen Triumph. Es werden sich wohl auch heute jene Kriegsbegeisterten, die vor einem halben Jahre noch von glänzenden Erfolgen und einem umfassenden Umschwung der Verhältnisse träumten, zugestehen, daß sie sich über die Tragweite des zu Erringenden getäuscht haben. Äußerlich geben sich ja alle noch so, als erwarteten sie die Erfüllung ihrer kühnsten Träume. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wer die Stimmung richtig zu erfassen vermag, der erkennt, daß jene Welteroberer schon viel Wasser in ihren Wein getan haben. Sie, die von einer Weltvorherrschaft träumten, beginnen einzusehen, daß es eine solche nicht geben kann. Ihre Träume gehen heute nur mehr dahin, daß es sich zeigen wird, daß Deutschland sich gegen einen Ring von Feinden ehrlich und heldenhaft zu verteidigen vermag. Daran hat aber vorher auch niemand gezweifelt. Dies zu beweisen, war gar nicht nötig, und dafür hätte man auch nicht das Leben und die Gesundheit so vieler junger Männer zu opfern brauchen.

Aber wenn es sich nun gezeigt hat, daß eine Weltvorherrschaft nicht möglich ist, warum kämpft man noch? Doch nur, weil es den landläufigen Ehrbegriffen zuwiderläuft, den Ruf zu einer Verständigung zuerst auszustoßen. Man fürchtet, daß man gerade dadurch, daß man sich zur Vernunft bekennt, als besiegt gelten könnte, ohne es in der Tat zu sein. Man ist nicht besiegt, wenn man zugibt, daß man sich in der Tragweite des zu Erreichenden getäuscht hat und daher für eine Abkürzung des Verfahrens eintritt, das bei ungehemmter Weiterführung die Verluste nur vergrößern und um so schrecklicher machen muß, als man sie jetzt mit dem halben Bewußtsein darbringt, daß sie vergeblich sind. Aber die Kriegspsyche läßt eine derartige vernünftige Auffassung des Problems nicht aufkommen. Die Hurrah-Psychose läßt noch immer denjenigen als Besiegten erscheinen, der zuerst von Fri… den spricht.

Hier wäre nun der richtige Augenbl… die Neutralen gekommen. Aber diese s… ihre politischen Anschauungen für e… Situation äußerst ungeeignet. Zwei der neutralen Staaten Europas sind an dem Ausgang des Krieges zu sehr interessiert, als daß man sie als wirklich neutral bezeichnen könnte; die andern europäischen Staaten sind für eine derartige Intervention zu klein und zu wenig einflußreich. Es blieben denn die Vereinigten Staaten von Amerika. Dort herrscht aber noch immer die gefährliche Anschauung vor, der Krieg müsse ausgekämpft werden, er müsse eine Entscheidung bringen, und zwar eine gegen Deutschland gerichtete Entscheidung. Daß eine solche ebenso unmöglich ist wie die Erfüllung der Träume der deutschen Weltmachtapostel, wird drüben noch nicht erkannt.

Man muß dafür sorgen, daß es nun endlich erkannt wird. Nur Amerika könnte Europa retten, nur Amerika hat es in der Hand, das Leben von noch einer Million blühender Menschen zu schützen, wenn es mit dem verderblichen Wahn bricht, Deutschland müsse, um für eine andere Politik gewonnen zu werden, erst vernichtet sein.

Nur ein nicht geschlagenes Deutschland vermag ein Grundpfeiler des künftigen Europas zu werden. Ein geschlagenes Deutschland, wie die Amerikaner sich das vorstellen, ist nicht denkbar ohne ein vorher völlig vernichtetes Europa.

Möchte doch der Halbjahrstag dieses unseligen Krieges die Köpfe im alten Europa — sofern sie noch nicht zerschlagen sind — und auch im jungen Amerika zum Denken anregen. Denken ist schon viel in einer Zeit, wo die Schrapnells sprechen. So könnte es kommen, daß in wenigen Wochen oder Monaten die Beweiskraft der Waffen dem einzig förderlichen Mittel der Entwicklung — der Diskussion — Platz gemacht haben wird. —

Aber wird es so kommen?

29. Januar.

Dr. W. ist gestern auf der Rückreise von Rom eine Stunde hier gewesen. Fürst Bülow hat ihn trotz eines Empfehlungsschreibens des Baron R. nicht empfangen. Schade.

30. Januar.

Bei der Paroleausgabe an Kaisers Geburtstag vor dem Brüssler Schloss lautete das Motto des Tages: „Durchhalten und Festhalten“. Festhalten — das ist die gefährliche Idee des ge… zärtigen Krieges. Wie ist sie in Uebere… nung zu bringen mit dem preussisc… lspruch „Suum cuique“?

Dies… alten“ (an dem eroberten natürlich) … en verantwortlichen Kreisen des Rei… ßt zu werden, wie bei den Bier… se und in den P… gerade zu… auptquar… ber die … Das

Hier wird nicht die Welt geteilt, hier werden nicht Länder genommen und Reiche verschenkt, hier gründet man nicht „Pufferstaaten" und korrigiert nicht die Landkarte von Europa mit einem anspruchsvollen Bleistift". Diese Mitteilung hat etwas Wohltuendes, und sie erscheint mir von höchster Bedeutung. Die Weltreich-Philosophen und Weltmacht-Apostel erscheinen dadurch in ihrer vollen Lächerlichkeit.

31. Januar.

Die geringste Berechnung der bis jetzt im Krieg erlittenen Verluste an Toten (ohne Krüppel) ergibt die Zahl von 250,000. Also im ersten Halbjahr des Krieges die mehr als sechsfache Zahl der im deutsch-französischen Kriege von 1870—71 auf deutscher Seite Gefallenen (42,000). Dabei ist jene Berechnung von einer Viertelmillion noch sehr gering veranschlagt. Die Wahrscheinlichkeit spricht für eine bedeutend höhere Zahl, namentlich wenn man die infolge Krankheiten Verstorbenen und die mittelbar oder unmittelbar durch den Krieg verursachten Todesfälle der Zivilbevölkerung hinzurechnet.

Aber bleiben wir bei der Viertelmillion!

Diese Zahl ist gräßlich genug. Menschenopfer unerhört, die unserer Zivilisation Hohn sprechen. Ein Vergeuden kostbarster Kraft, eine Tragik, die in ihrem Umfange gar nicht faßbar ist. Eine Vernichtung des heiligsten Gutes, das der Mensch besitzt, des Lebens, des jungen in voller Zeugungskraft und Betätigung stehenden Lebens.

Mit einem Zynismus, der an Besinnungslosigkeit grenzt, beginnt man die Bevölkerung auf die ungeheuren Verluste vorzubereiten, indem man versucht, sich „volkswirtschaftlich" darüber hinwegzusetzen. „Volkswirtschaftlich!" Die Eltern, die ihre Söhne unter Mühen für das Leben erzogen, die Väter, die Weiber und Kinder verwaist in der Welt lassen mußten, sie werden volkswirtschaftlich verrechnet. Alle diese traurigen Einzelschicksale werden als „Masse" — verrechnet.

Das „Berliner Tagblatt" (Abendausgabe vom 26. Januar) bringt einen solchen trostreichen Artikel über „Die Kriegsverluste", der darlegen soll, „daß auch die Wirkung selbst eines verlustreichen und langwierigen Krie[illegible]cht überschätzt werden" darf. [illegible] überschätzt"! So eine Viertelm[illegible]fallener, wenn es sein muß, auch eine [illegible]on, wer wird denn das gar so [illegible]?! Das „Berliner Tagbl[illegible]nn manchesmal be[illegible]h den Krieg um[illegible] könnten[illegible] treibu[illegible]

„In Deutschland gab es bei Kriegsausbruch zwischen zehn und elf Millionen Männer, die im dritten und vierten Lebensjahrzehnt — also in dem Alter, das einerseits durch den Krieg fast ausschließlich gefährdet, andererseits für die wirtschaftliche Volksleistung besonders wichtig ist — standen. Diese Zahl vermehrt sich durch den normalen Zuwachs (über die natürlichen Abgänge hinaus) jährlich um rund 140,000 bis 150,000 Mann. Jedes Hunderttausend Kriegstoter bedeutet also einen Verlust des Zuwachses von etwa acht bis neun Monaten. Was wir demnach schlimmstenfalls (!) einbüßen können, ist der Gewinn weniger Jahre. Unterschätzen darf man freilich auch diesen Entgang nicht, denn seit der Jahrhundertwende ist unsere Geburtenziffer stark gesunken, und in nicht allzu ferner Zeit wird sich das auch in der Zunahmerate der erwachsenen Bevölkerung äußern. Aktive Bevölkerungspolitik wird nach dem Kriege unter allen Umständen nötig sein."

„Schlimmstenfalls!" Dieses Wort genügt. Mögen sich die Mütter, Witwen und Waisen damit trösten. In wenigen Jahren ist der Verlust wieder eingeholt. Die zerbrochenen Schicksale kommen dabei gar nicht in Betracht. Dieselbe Weisheit, die einst der Prinz Condé nach einer opferreichen Schlacht ausgesprochen hat. „Ah bah! Eine Pariser Frühlingsnacht bringt das alles wieder herein!" Wir brauchen uns vor den fürchterlichsten Hekatomben nicht zu scheuen, denn unsere Weiber werden weiter gebären. In wenigen Jahren ist das alles wieder ersetzt. Das ist der Weisheit höchster Schluß, einer Weisheit, die von den Lehren der modernen Menschenökonomie gar nicht angekränkelt ist. Der Mensch hat für jene keinen Wert. Der englische Nationalökonom Hirst berechnet zwar den rein materiellen Wert jedes in diesem Kriege gefallenen Jünglings mit durchschnittlich 10,000 Mark und kommt bei der Annahme von einer Million Toten für alle Armeen auf einen Verlust von bereits 10 Milliarden allein an dem materiellen Verlust an Menschenleben; das ficht aber unsere Kriegsverteidiger nicht an. Sie rechnen mit dem Ersatzbestreben der Natur. Ich glaube, sie werden sich täuschen, und sich erst später daran erinnern, daß die Stagnation der französischen Bevölkerung auf den Aderlaß der napoleonischen Kriege zurückgeführt wird, der ein Kinderspiel war gegen jenen Aderlaß, den Europa sich heute leistet.

Es gibt aber Leute, die dieser Gefahr spotten. In der Frankfurter „Umschau" (23. Januar), spricht ein Dr. Ernst Franck über „Die Weisheit des Krieges", die auch das Problem des Geburtenrückgangs glatt gelöst habe. „Die Mobilmachungswoche mit ihrem heißen Aufflammen ehe[illegible]en und unehelichen Liebesverlangens ohne [illegible]sicht auf die Mittel der Geburtenhinderung [illegible]ereits für das nächste Jahr, zumal wenn [illegible]ingsfürsorge ihre Aufgabe richtig erheblich relatives Aufsteigen der

Geburtenziffer erwarten, und ein Gleiches darf für das Jahr nach dem Friedensschluß gelten, wenn die Millionen heimkehrender Krieger sich nach monatelanger Enthaltsamkeit wieder in die Arme ihrer Frauen werfen". Das ist schön gesagt. Nur wird von jenen nicht gesprochen, deren Zeugungskraft mit ihrem Leben für ewig erwürgt ist und nicht von den prozentual vorwiegenden Minderwertigen, die an der zu erwartenden Progenitur beteiligt sein werden. Die biologische Rechnung eines Krieges wird, nach Starr Jordan, später präsentiert. Er wies auf den Verfall des römischen Reiches hin, der nach dem deutschen Historiker Seck der Entartung durch die fortwährenden Kriege zu verdanken war. Und merkwürdig ist es, daß diese trostreiche Philosophie, die zum Zwecke der Erhaltung der Rasse für eine sorgfältige Pflege der noch Ungeborenen eintritt, für eine richtige Erfassung der Aufgaben der Säuglingsfürsorge, über die Vergeudung der bereits aufgezogenen Männer kein Wort verliert. Natürlich einer, der für die „Weisheit des Krieges", für die Vernunft der Sprengbomben, Minen, Bajonette, Torpedos usw. eintritt, der kann für die Weisheit der Menschenökonomie keinen klaren Blick besitzen.

* * *

Deutsche Dichter sind aus Anlaß des letzten Kaisergeburtstages mit dem roten Adlerorden vierter Klasse ausgezeichnet worden. Unter ihnen Gerhart Hauptmann, Richard Dehmel, Gustav Falke usw. Auch Ernst Lissauer, der Sänger des Haßliedes gegen England, befindet sich unter ihnen. Daß auch der Dichter der „Weber" diese Auszeichnung erhielt, erregt allgemeines Erstaunen. Wer hätte das vor zwei Jahren gedacht, wo sein „Festspiel" als zu wenig patriotisch von der Breslauer Festbühne verschwinden mußte.

Unter den Ausgezeichneten vermißt man manchen braven Kriegssänger. Vor allem aber Sudermann, der an Kriegspreisung in seinen Dichtungen nicht zurückstand. Von ihm rührt ein Gedicht her, zu dem Humperdinck die Musik gemacht hat, das im Berliner Theater des Westens als Einlage zur Operette „Der Feldprediger" von einem hundert Mann starken Chor allabendlich gesungen wird, während das Publikum den Vortrag stehend mit anhört und wohl auch den Kehrreim mitsingt. Dieser Kehrreim lautet:

„Der deutsche Mann,
Der freie Mann,
Er liebt den Kaiser
Wie er kann,
Er hält ihn lieb und wert
Und haut die Feinde fest
(Haubewegung aller Sänger
Er ist und bleibt der
Denn er schliff un

(Wird fo

AUS DER ZEIT

Verschiedenes.

Der „letzte" Krieg.

Ob dieser Krieg der letzte sein wird, diese Frage ist seit den Julitagen des vorigen Jahres vielfach aufgeworfen worden. Sie ist natürlich mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Denn es kann keiner in die Zukunft sehen, und erst wenn man das Ende aller Tage abwarten könnte, wäre man in der Lage, sie zu beantworten. Aber die Sicherheit der Antwort ist nicht von so großer Bedeutung. Auf die Art, wie man sie zu geben sucht, darauf kommt es an.

Wenn irgendwo ein Unheil die Menschheit erreicht, das sie schon oft vorher erreicht haben mag, werden wir sehen, daß alle vernünftig denkenden Menschen in der Art, wie sie den Gedanken über eine mögliche Wiederkehr solchen Unheils Ausdruck verleihen, zumindest die Hoffnung durchleuchten lassen, oft auch den entschiedenen Willen bekunden, daß jenes Unheil uns zum letzten Male heimgesucht haben möge. Als im Jahre 1891 die große Choleraepidemie in Deutschland herrschte (es war in Hamburg), hat sicher jeder Mensch zum Ausdruck gebracht, daß dies das letzte Mal gewesen sein müsse, daß eine Epidemie in solchem Umfange in Deutschland um sich greifen konnte. Und diese Hoffnung stützte sich auf den Willen, alles aufzubieten, daß die Ursachen einer solchen Epidemie beseitigt werden mögen. Als die Titanic mit 2000 gesunden Menschen unterging, durchzuckte die gesamte Menschheit der Wille, daß alle Möglichkeiten geschaffen werden müssen, damit sich ein derartiges Unglück nicht wiederhole. Epidemien und Schiffbrüche hat es vorher schon gegeben, daß sie sich wieder ereignen könnten, liegt nur zu sehr in dem Bereich der Wahrscheinlichkeit. Doch hat sich niemand daran gekehrt, hat niemand die Hoffnung aufgegeben, daß es doch das letzte Mal gewesen sein könnte, und hat niemand den Mut besessen, unter Hinweis auf das häufige Vorkommen des Unheils, mit Zuversicht auf dessen Wiederholung zu schließen und es dabei bewenden zu lassen.

Dem [illegible] gegenüber setzt der Mensch seinen Willen [illegible] zu beugen, und, wenn er sich dazu au[illegible] wie bei Naturkatastrophen — so[illegible] zu hoffen; ist er gläubig,

[illegible] mit dem Unheil des [illegible] Denkens erleidet [illegible] hier der Hoff[illegible] nicht wiederholen [illegible] wer gar den [illegible] daß einem [illegible] wird [illegible] freu[illegible]

würden dieselben Leute wenigstens zu hoffen wagen, daß es nicht wieder erscheine, würden sie, wenn sie diese Hoffnung als irrig erkennen, zum mindesten ihr Bedauern ausdrücken, daß die Möglichkeit einer Wiederholung gegeben ist. Nicht so beim Kriege. Die seltsamen Menschen, die schon heute von dem „nächsten Krieg" sprechen und die Idee, er könnte der letzte sein, zurückweisen, belasten sich nicht mit der psychologisch so selbstverständlichen Einschränkung. Nicht einmal das Wörtchen „leider" entschlüpft ihrem Munde. Mit einer, einer besseren Sache würdigen, Starrköpfigkeit geben sie ihr Diktum ab: Es wird weiter Kriege geben.

Diese Art der Beantwortung jener bangen Frage, die heute die Menschheit stellt, ist das Merkwürdige und Bedenkliche. Sie beweist uns, daß hinter der Verneinung nicht tiefere Erkenntnis, sondern lediglich der brutale Wille zum Kriege sich versteckt. Die Kriegsgläubigen, die sich eine solche Blöße geben, zeigen nur, daß sie das System des jetzigen Zusammenlebens der Staaten nicht geändert sehen wollen, daß sie die eigentlichen Kriegwollenden sind, die ihren Willen durch die Art ihrer Erklärung nur schlecht verkleiden. Vielleicht genügt dieser Hinweis, sie künftig vorsichtiger zu machen und, statt daß sie unumwunden erklären, daß bald der „nächste Krieg" kommen werde, sie wenigstens sagen zu lassen: „Hoffentlich ist dieser Krieg der letzte" oder „wenn wieder ein Krieg kommen sollte, was Gott verhüten möge", oder ihre Ansicht in eine andere psychologisch einleuchtendere Form zu kleiden. F.

Vom „bankerotten" Pazifismus.

Prof. Stengel in München wähnt seine Zeit gekommen. Wie damals im Jahre 1899, als er als bestellter Vertreter der deutschen Reichsregierung zur I. Haager Konferenz, ein Pamphlet gegen diese Konferenz veröffentlichte, glaubt er jetzt durch den Weltkrieg die Konjunktur herbeigeführt zu sehen, die ihm für seine antipazifistische Haltung einen Triumph verheißt. Wie damals wird er sich auch jetzt verrechnen. Der Pazifismus ist nicht bankerott; er erlebt sei[illegible]roße Stunde. Professor Stengel hat ihn bereit[illegible]nachtsnummer der „Münchener Neue[illegible]hten" vernichtet. Dafür wurde e[illegible]n-heimer im „Monistisch[illegible]in den „Blättern für zwis[illegible] gebührend zurückg[illegible] einen Artikel v[illegible] zeitung", der d[illegible] des Pazifismus[illegible] gezeichnet. [illegible] ihr von[illegible] ungu[illegible] Ge[illegible] r[illegible] fang. Da steht der verblüffende Satz, daß es „kein Zufall" war, daß Bertha von Suttner acht Tage vor der Ermordung des österreich-ungarischen Thronfolgers aus dem Leben schied. Kein Zufall? Ich erschrak, als ich diese Behauptung las, sollte es Berechnung gewesen sein, Absicht? Der Verfasser meint jedoch, es wäre „die Vorsehung" gewesen, die ihr den größten Schmerz erspart hätte. Darin hat er nur teilweise recht. Schmerz ist der großen Frau wohl erspart worden durch den Tod; aber leider auch eine ungeheure Genugtuung. Der Herr Verfasser glaubt nämlich, wir Pazifisten sind durch den Weltkrieg überrascht, in unserer Lehre getäuscht worden. Er ahnt nicht, daß wir durch ihn nur gerechtfertigt wurden. Diesen Krieg sahen wir kommen; die Wege zu seiner Vermeidung wiesen wir. Der Bankerott liegt nicht bei uns!

„Gegen Übereifrige".

Unter diesem Titel, den wir auch für diese Glosse beibehalten wollen, schreibt Dr. Karl Strupp im „Fränkischen Kurier" (20. Februar) folgendes:

„Das internationale Friedensbureau in Bern hat den gegenwärtigen Zeitpunkt, in dem die mächtigsten Völker der Welt nach mehr als sechsmonatigem blutigen Ringen noch immer erbittert um den Siegeslorbeer kämpfen, für besonders geeignet gehalten, mit einer Reihe von Vorschlägen hervorzutreten, die nach Ansicht ihrer Redaktoren den wesentlichen Inhalt des zukünftigen Friedensinstrumentes ausmachen sollen. Wenn man aus dem ziemlich bunten Katalog nur zwei Punkte hervorhebt, nämlich die Forderung einer Abrüstung und die prinzipielle Anerkennung des Satzes, daß zwischen Kulturstaaten keine Kriege stattfinden dürfen (evtl. unter Zubilligung eines Interventionsrechtes seitens dritter Nationen), so ist damit schon der utopistische Charakter der Vorschläge genügend gekennzeichnet."

Das wäre wohl der Fall; aber das internationale Friedensbureau in Bern hat nirgends derartige Vorschläge gemacht. Wer sich die Mühe gibt, die auf Seite 7 des laufenden Jahrgangs der „Friedens-Warte" veröffentlichten 9 Programmpunkte nachzulesen, die das erwähnte Bureau nach Beschluß seiner internationalen Kommission als [illegible]derungen für die künftigen Friedensverhand- [illegible] aufgestellt hat, wird vergeblich jene „uto- [illegible] Vorschläge" darin suchen.

[illegible] von einer „Abrüstung" ist darin (Punkt [illegible] einer „allgemeinen, vertragsmäßig [illegible] und unter internationale Kontrolle ge- [illegible]bsetzung" der Rüstungen die Rede. [illegible] Verbot des Kriegführens (?) zwi- [illegible] ist überhaupt nicht die Rede. [illegible] nicht an der Zeit, die pazi- [illegible] ungenaue Behauptungen

Im XVII. Jahrgang erscheint in Berlin:

Die Friedens-Warte

für

zwischenstaatliche Organisation.

Herausgeber **Dr. ALFRED H. FRIED.**

Das Ende April erscheinende Doppelheft 3/4 wird u. a. enthalten:

DER PAZIFISMUS VON MORGEN.
STAAT UND SITTENGESETZ. Von Prof. Dr. FRIEDRICH WILHELM FÖRSTER, München.
KRIEG UND KAMPF UMS DASEIN. Von Dr. PAUL KAMMERER, Privatdozent an der Universität Wien.
DIE IDEE DER MENSCHHEIT UND DER KRIEG. Von Prof. Dr. W. KINKEL, Giessen.
DER WILLE ZUR MACHT. Von O. UMFRID, Vizepräsident der deutschen Friedensgesellschaft, Stuttgart.
DIE EINTRACHT DER VÖLKERORGANISATION. Von Gerichtsassessor Dr. HANS WEHBERG in Düsseldorf.
AUSLANDSSTUDIEN. Von CORNELIUS BERGMANN, Zürich.
usw. usw.

Jedes Heft 60 Cts., 50 Pfg. oder 60 Heller. Im Abonnement postfrei pro Jahrgang:
Fr. 8.—. Mk. 6.—. Kr. 7.20.

Ferner erschien:

ALFRED H. FRIED
Handbuch der Friedensbewegung

Erster Teil: Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung. X u. 269 Seiten. Zweiter Teil: Geschichte, Umfang und Organisation der Friedensbewegung. 492 Seiten. Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig, 1911–1913. In einem eleganten Einband. Mk. 10.—

ALFRED H. FRIED, Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus

8°. Berlin und Leipzig. 1914. 32 Seiten. Elegant broschiert. Mk. 0.50

Durch alle Buchhandlungen oder durch die Verlags-Expedition der Friedens-Warte:
PASS & GARLEB G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstrasse 66, zu beziehen.

Neuerscheinungen

aus dem Verlage: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI in Zürich (Schweiz).

Die Bank von England

mit besonderer Berücksichtigung der Reservefrage und der Entwertung der englischen Rente

Von Dr. **Otto Hulftegger**

423 S. gr. 8°, mit historischem und statistischem Anhang, sowie einem Sachregister.

Preis: 10 Fr. (8 Mk.), geb. in Lwd. 12 Fr. (10 Mk.)

Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, in der vorliegenden Studie die Bedeutung der Bank von England als Mittel- und Stützpunkt, sowohl des englischen, wie auch des internationalen Geldmarktes darzustellen. Gegenstand einer besonders eingehenden Beleuchtung bildet die Reserve der Bank, nach ihrem geschichtlichen Werdegang, ihrer gegenwärtigen Bedeutung für das englische Kreditwesen und die internationalen Beziehungen des Platzes London. An mehr als an einer Stelle hatte der Verfasser Fragen anzuschneiden, die durch die jüngsten Ereignisse sehr in den Vordergrund öffentlicher Aufmerksamkeit gerückt sind. Da die Studie unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges fertig wurde, und es der Verfasser unterlassen hat, nachträgliche Erfahrungen zu Änderungen zu benutzen, dürften seine Ausführungen von um so grösserem Interesse sein.

Die finanzielle Kriegs-bereitschaft

der Schweizerischen Eidgenossenschaft

unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Nationalbank

Von Dr. **Walter Hoefliger**

XI, 254 Seiten, 8°. Preis: 5 Fr. (4 Mk.)

In der vorliegenden Arbeit wird zum erstenmal die finanzielle Kriegsbereitschaft der schweizerischen Eidgenossenschaft auf Grund alles erreichbaren authentischen Materials Gegenstand einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung. Und zwar erstreckt sich diese nicht nur auf die im Finanzhaushalt enthaltene Kriegsbereitschaft, d. h. auf eine Ermittlung über die Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit der für die Bestreitung der Mobilmachungs- und ersten Kriegskosten bereitliegenden Geldmittel, sondern ganz besonders auch auf die Mittel und Wege zu deren Mobilmachung. Die Untersuchung ist bis auf den Sommer 1914 durchgeführt; sie war gerade vollendet, als die Schweiz vor die Notwendigkeit einer Gesamtmobilisation gestellt wurde. Sie kann daher als Unterlage für eine Beurteilung der Tragweite der finanziellen Kriegsbereitschaft der Schweiz, sowie der Zweckmässigkeit der für die finanzielle Mobilmachung eingeschlagenen Mittel dienen.

Die Schweiz und die Europäische Handelspolitik

Von Dr. **Peter Heinrich Schmidt**

Professor an der Handelshochschule und Sekretär des Industrievereins St. Gallen.

(VIII und 319 Seiten, 8° Format)

Brosch. 7 Fr. (Mk. 5.60), geb. in Lwd. Fr. 8.50 (Mk. 6.80).

In diesem, im Sommer 1914 fertig ausgearbeiteten und nun mit dem Weltkrieg zu besonders aktuellem Wert gelangten Buche, erläutert Prof. Dr. Schmidt in anschaulicher Weise die Beziehungen der Schweiz zu der europäischen Handelspolitik. Als Volkswirtschafter, der als Lehrer an der Handelshochschule in St. Gallen wirkt und anderseits als Sekretär des dortigen Industrievereins an der praktischen Gestaltung unseres nationalen Wirtschaftslebens mitwirkt, ist Dr. Schmidt sehr gut dokumentiert.

Das Werk hebt die Licht- und Schattenseiten der Schweizerischen Zollwirtschaft in ihren Beziehungen zu der europäischen Handelspolitik trefflich hervor und beurteilt in gerechter Weise die Stellung, die die verschiedenen Länder als Exporteure und Importeure gegenüber der Schweiz einnehmen. Es verdient die weiteste Verbreitung in Gewerbe-, Handels- und Industriekreisen.

Hat Belgien sein Schicksal verschuldet?

Von

Dr. **Emil Waxweiler**

Professor an der Universität Brüssel.

276 Seiten. Preis: broschiert Fr. 2.50 (Mk. 2.—), gebunden Fr. 3.50 (Mk. 2.80).

In der Schweiz, dem Land, das an dem Schicksal von Belgien naturgemäss ganz besonderen Anteil nimmt, ist eben das obige bedeutsame Werk über die belgische Frage erschienen, das ohne Leidenschaft und vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus die wirklichen Tatsachen im Lichte des Rechts darstellt.

Dies Buch ist umso wertvoller, als es über wesentliche Punkte neue Beweismittel und Dokumente veröffentlicht. Durch die Stellung, welche der Verfasser in Belgien einnimmt, war es ihm möglich, die besten politischen und diplomatischen Quellen zu benützen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, nötigenfalls direkt vom Verlag: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, Zürich.

Nr. 5 Juli 1915

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Der „Friedens-Warte“ XVII. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

Der Jahrestag.

Völkerrecht und Vergeltung.
Von Kapitän zur See a. D. L. Persius, Berlin.

Der Internationale Frauen-Kongress im Haag
Von Olga Misař, Wien.

Einfluss des Kriegs auf die Kulturentwicklung.
Von Prof. Dr. Verworn, Bonn.

Aus meinem Kriegstagebuch.

Vollständiges Inhaltsverzeichnis umstehend.

Druck und Verlag:
Art. Institut Orell Füssli, Zürich

Die „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“, der „Friedens-Warte“ XVII. Jahrgang, erscheinen im allgemeinen monatlich. **Abonnementpreis** bei direkter Postzusendung für Deutschland und Oesterreich-Ungarn Mk. 6.—, Kr. 7.20. Für die Schweiz Fr. 7.20, für die Weltpostvereinsländer Fr. 7.50. Für kürzeren Zeitraum einen entsprechenden Bruchteil des Preises. Einzelhefte: 50 Pfg. = 60 Heller oder 60 Cts.

Herausgeber **Dr. Alfred H. Fried.**

Alle Zuschriften (Redaktion und Versand betreffend) sind an das **Art. Institut Orell Füssli, Zürich,** Bärengasse 6 zu richten.

Man abonniert bei allen Buchhandlungen wie direkt beim Verlag.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

INHALT:

DER JAHRESTAG 161

ZWEI ERWIDERUNGEN AUF FREDERIK VAN EEDEN:
ZUR BEURTEILUNG DES DEUTSCHEN „MILITARISMUS“. Von Prof. F. W. Förster, München. — ABWEHR EINES DEUTSCHEN: EINIGE WORTE AN FREDERIK VAN EEDEN. Von Prof. A. Vierkandt, Berlin. 165

VÖLKERRECHT UND VERGELTUNG. Von Kapitän zur See a. D. L. Persius, Berlin 167

DER INTERNATIONALE FRAUENKONGRESS IM HAAG, 28.—30. April 1915. Von Olga Misař, Wien 170

EIN DEUTSCHER PÄDAGOGE ÜBER DEN KRIEG. Von Hofrat Prof. Dr. Heinrich Lammasch, Salzburg 172

EINFLUSS DES KRIEGS AUF DIE KULTURENTWICKLUNG. Von Prof. Max Verworn, Direktor des Physiologischen Instituts an der Universität Bonn 173

DER PAZIFISMUS ALS THEORIE DER MODERNE. Von Dr. Richard Cahèn, Berlin 178

UNSERE INVENTUR. Von O. Umfrid, Vizepräsident der deutschen Friedensgesellschaft, Stuttgart 179

ÜBER DIE „BESTRAFUNG“ DEUTSCHLANDS 181

AUS MEINEM KRIEGSTAGEBUCH. (Bruchstücke vom Juni) . . . 183

AUS DER ZEIT:
Robert Lansing. Von Hofrat Prof. Lammasch. — Warum Japan keine Armee nach Europa senden konnte. — Kriegslyriker. — Nachrichten von unsern Mitarbeitern. — Hass-Mode 193

LITERATUR UND PRESSE:
Besprechungen. (Übereinstimmung von Kriegs- und Friedensfreunden in den nächsten praktischen Zielen. Von Prof. A. Vierkandt. — J'accuse. — Ragaz. — Witz-Oberlin. — Fried). — Eingegangene Druckschriften. — Fachpresse. — Artikel-Bibliographie . . . 194

Blätter für
zwischenstaatliche Organisation
Der „Friedens-Warte“ XVII. Jahrgang

Juli 1915.

Der Jahrestag.

Wenn diese Blätter in die Hände der Leser gelangen, wird seit dem Beginn des Weltkriegs bald ein Jahr verflossen sein. Ein Jahr lang wird die Zeit des „faulen“ Friedens hinter uns liegen. Die „schreckliche“ Zeit, wo wir noch den Wert des Menschenlebens hochschätzten und unsern Ehrgeiz darein setzten, Glück zu stiften, Werte zu schaffen, Kultur zu errichten. Wie haben wir uns inzwischen vor dem „Versinken in Materialismus“ zu schützen gewußt, indem wir uns all dieser Torheiten von damals entwöhnt haben.

Vergessen sollten wir aber nicht an jene „Torheiten“. Deshalb ist es gut, einige Vorgänge in Erinnerung zu bringen, die sich in dem Vierteljahr vor den verhängnisvollen Julitagen von 1914 zugetragen haben. Hier ein kurzer Überblick:

Die Welt fing an, sich mit der Fortsetzung des Haager Friedenswerkes zu befassen. Aus Amerika kamen die ersten Anregungen. Bereits Ende April hatte Präsident Wilson bei der holländischen Regierung die Beschleunigung des Zusammentritts der dritten Haager Konferenz befürwortet, die der holländische Ministerpräsident sofort allen Kabinetten übermittelte. Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten, in England, Frankreich und Belgien unterstützte diese Anregung. Am 2. Juli erfolgte seitens der niederländischen Regierung die Einladung an den vorbereitenden Ausschuß der Konferenz, dem die Feststellung des Programms obliegt, sich am 1. Juli 1915 im Haag zu vereinigen.

22. April. Über 2000 sozialistische Frauen verschiedener Länder demonstrieren in Berlin für den Weltfrieden.

23. April. Otto Ernst hält in deutscher Sprache einen Vortrag in der Sorbonne.

26. April. Der mexikanisch-amerikanische Konflikt, der zum Krieg auszuarten drohte (Bombardement von Tampico, Einnahme von Veracruz) wird, durch Annahme der von den A-B-C-Staaten angebotenen Vermittlung seitens der Union friedlich beigelegt.

26. April. Das Exekutiv-Komitee der Interparlamentarischen Union läßt durch einen Sonderausschuß die Frage behandeln, wie dem Wettrüsten der Grossmächte ein Ende bereitet werden soll.

29. April. In der Budgetkommission des deutschen Reichstags, erklärt Ministerialdirektor Dr. Kriege, daß Deutschland dem Schiedsgerichtsgedanken durchaus nicht feindlich gegenüberstehe.

29. April. Festabend der britisch-deutschen Freundschaftgesellschaft in London zu Ehren Sir Frank Lascelles. Sprecher: der deutsche Botschafter Fürst Lichnowsky: „... Die Erhaltung eines guten Einvernehmens unter den Nationen der Welt ist ... das Hauptproblem der Gegenwart“. Sir Frank Lascelles: „... Zwischen beiden Ländern gibt es keinen Grund zu einem Streit, der einen Krieg rechtfertigen würde. — England wünscht, mit allen Nationen in Freundschaft zu leben ...“

6. Mai. Die internationale Ausstellung für Buchgewerbe wird in Leipzig eröffnet.

7. Mai. Sir Edward Grey entwirft im Englischen Unterhause die Bedingungen, unter welchen die Britische Regierung bereit sei, Vorschläge bezüglich der Unverletzlichkeit des Privateigentums zu See in Erwägung zu ziehen.

8. Mai. Jahresversammlung der britischen Abteilung des kirchlichen Komitees zur Pflege freunsdchaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland in London. Anwesend: Erzbischof von Canterbury, Kardinal

Bourne, Fürst Lichnowsky, Bischof von Hereford und andere. Erzbischof von Canterbury: „König Georg und Kaiser Wilhelm haben großes Interesse für die Bewegung". D. Lahusen freut sich „daß die Missverständnisse zwischen England und Deutschland nicht mehr bestehen. Beide Länder verstehen sich jetzt besser als je zuvor".

13. Mai. Internationaler Frauenkongress in Rom. Mit großem Gepränge offiziell empfangen. Ein Ausschuß unter dem Vorsitz der Lady Aberdeen, Vizekönigin von Indien, befaßt sich mit den Problemen des Pazifismus.

15. Mai. Abg. Wendel ruft im deutschen Reichstag am Schluß seiner Rede: „Vive la France!".

16. Mai. Vorlesung des französischen Gelehrten Boutroux an der Berliner Universität.

17. Mai. Englische Kriegsschiffe festlich empfangen in Triest und Fiume.

19. Mai. Gegenbesuch des österreichischen Geschwaders in Malta.

20. Mai. Auf dem Bankett zu Ehren der auswärtigen Presse in London, dem auch die Botschafter von Frankreich, Russland, Deutschland, Österreich-Ungarn beiwohnen, sagt Sir Edward Grey: „Für den europäischen Frieden wäre es notwendig, daß die Nationen einander Kredit für guten Willen und gute Absichten geben".

20. Mai. Hundert englische Arbeiter in Berlin. Begrüssungsreden durch Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg und Geh. Reg.-Rat Dr. von Böttiger. „...Wir wollen die Wohlfahrt unseres Vaterlandes und Wohlfahrt kann nur im Frieden gedeihen. Undenkbar erscheint uns der Gedanke an einen Krieg zwischen England und Deutschland..."

20. Mai. Hundert englische Arbeiter in Hamburg. Grosse öffentliche Kundgebung für Völkerverständigung. Sprecher: Dr. Carl Petersen, Rektor Bloh, Henry Chaper, Mertens-Rugby (London) u. a.

21. Mai. Große Verständigungskundgebung aus Anlaß der Anwesenheit der englischen Gäste in Berlin. 5000 Anwesende. Unter den Rednern: Exzellenz Dernburg, Geheimer Konsistorialrat Lahusen, Mertens, Reichstagsabgeordneter Ickler, der frühere Staatssekretär des Reichsamts des Innern Graf von Posadowsky u. a.

22. Mai. Tagung des VII. deutschen Friedenskongresses in Kaiserslautern. Der Abgesandte der französischen Friedensgesellschaften überbrachte die Grüße und Sympathiekundgebungen französischer Wählerversammlungen.

24. Mai. Exposé des russischen Ministers des Äußern Sasanow. „Die Tripleentente ... sei immer bereit, mit dem Dreibund zur Erhaltung des Friedens zusammenzuarbeiten". „... Die unnütze Polemik der deutschen und russischen Blätter möge aufhören..."

26. Mai. Ansprache des Papstes in einem geheimen Konsistorium. „... Die Zeit verlange jetzt mehr als je nach Frieden.... Es seien ernste, angesehene Männer an der Arbeit, die die Sache der Nationen und der menschlichen Gesellschaft im Auge hätten und die... daran arbeiten, die Kriegsgreuel zu vermeiden".

29. Mai. Kongreß der Gesellschaft „La Paix par le droit" in Lyon. Kundgebung für die deutsch-französische Verständigung. Der Vertreter der deutschen Friedensgesellschaft spricht über die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen als von einer rein inneren deutschen Angelegenheit, deren Beeinflussung von außen die Entwicklung der Verständigung stören würde.

Ende Mai. Das Endergebnis der unter der Parole der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ausgeschriebenen französischen Wahlen ergibt eine überwiegende Mehrheit für die deutsch-französische Verständigung.

30. Mai. Zweite Konferenz deutsch-französischer Parlamentarier in Basel. Annahme eines Beschlusses in einer deutschen und einer französischen Stadt am gleichen Tage Konferenzen für die franco-deutsche Verständigung zu veranstalten.

1. Juni. In Paris erscheint eine neue Monatsschrift „Amitié franco-étrangère" mit der Aufgabe, die guten Beziehungen Frankreichs mit dem Auslande, namentlich mit Deutschland zu fördern. Mitarbeiter u. a. Anatole France, Boutroux, Sembat.

3. Juni. Die Universität Oxford ernennt den deutschen Botschafter Lichnowsky zum Ehrendoktor.

8. Juni. VI. Internationaler Handelskammerkongreß zu Paris.

9. Juni. Tagung des X. englisch-nationalen Friedenskongresses in Liverpool.

9. Juni. Der österreichische Völkerrechtsgelehrte Hofrat Professor Lammasch wird in Oxford zum Ehrendoktor promoviert.

13. Juni. Körperschaftlicher Besuch französischer Buchgewerbler in Leipzig und Berlin.

16. Juni. Bankett zu Ehren des Präsidenten der Columbia-Universität, Nicholas Murray Butler, zu Paris. Vorsitz: Emile Loubet. Anwesend zahlreiche deutsche, österreichische, englische Pazifisten.

21. Juni. Erste Tagung des Landesverbandes der elsaß-lothringischen Ortsgruppen der deutschen Friedensgesellschaft in Colmar. Annahme eines Beschlusses, an die Lehrerschaft und an die Frauen einen Aufruf zu richten, sich der Friedensbewegung anzuschließen.

21. Juni. Besuch der englischen Flotte in Kiel.

22. Juni. Der deutsche Verein Berliner Kaufleute und Industrieller Gast der Londoner Handelskammer.

22. Juni. Eröffnung der deutschen Abteilung auf der Lyoner Städte-Ausstellung. Anwesend der Militärgouverneur und der Präfekt von Lyon, mehrere französische Generäle, Vertreter der deutschen und französischen Presse.

24. Juni. Der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller in London dankt dem deutschen Botschafter Fürsten Lichnowsky für seine erfolgreichen Bemühungen, die Beziehungen zwischen beiden Ländern zu verbessern. — Kaiser Wilhelm an die Londoner Handelskammer und an den Verein Berliner Kaufleute und Industrieller: „... Ich hoffe, daß die persönliche Berührung von Vertretern des Welthandels zur Förderung gegenseitigen Einvernehmens und guter Beziehungen zwischen beiden Ländern beitragen wird".

30. Juni. Unter dem Vorsitz von Lloyd George findet im Londoner Savoy-Hotel ein Bankett zu Ehren der Entente cordiale statt. Baron d'Estournelles hält eine Rede über die Aufgaben der Entente. Sie hätte viele als „unvermeidlich" angesehene Kriege verhindert. Ein beispielloses Erziehungswerk wird sie für die ganze Welt. Die Milliardenlast der Rüstungen vermochte sie noch nicht zu erleichtern. Warum? Weil angeblich noch ein unvermeidbarer Krieg vor uns liegt, der deutsch-französische Krieg oder der englisch-deutsche Krieg oder der russisch-deutsche Krieg oder gar alle drei aufeinmal (!! F.-W.). Wir müssen mit dieser neuesten Gefahr, die sich würdig ihren Vorgängern anschließt, ebenfalls ein Ende machen. Die Entente cordiale war ein Anfang, sie war die Inangriffnahme einer neuen Politik. Nunmehr müssen die wiederversöhnten Staaten Frankreich und England mit Russland, mit den Vereinigten Staaten, mit der großen Majorität der wirklich friedliebenden Staaten der alten und der neuen Welt handeln, Deutschland den Beweis zu erbringen, daß es auch in seinem Interesse liegt, mit dem Märchen vom unvermeidlichen Krieg durch gegenseitig zu gewährendes Entgegenkommen Schluß zu machen. Die Politik der Entente cordiale wäre uns ein verfehltes Beginnen, eine Enttäuschung, wenn sie nicht zur Politik der ganzen zivilisierten Welt wird".

3. Juli. Schlußprotokoll des Friedens von Niagara-Falls zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko.

Reichhaltig war das Programm der organisierten Friedensarbeit für die nächsten Wochen. Die großen Internationalen hatten Kongresse in Aussicht genommen, um sich gegen den Krieg zu organisieren. In Lüttich sollte der internationale katholische Friedenskongreß, in Wien der internationale Sozialistenkongreß, in Frankfurt der internationale Freimaurer-Friedenskongreß stattfinden. Die evangelischen Kirchen-Pazifisten gaben sich ein Rendezvous in Konstanz. Die XIX. Konferenz der Interparlamentarischen Union sollte in Stockholm, der XXI. Weltfriedenskongreß in Wien stattfinden. Graf Berchtold hatte bereits das Ehrenpräsidium dafür übernommen. Das Institut de droit international war nach München einberufen worden, die XXIX. Konferenz der International Law Association nach dem Haag, wo im September die Internationale Rechtsakademie eröffnet werden sollte. Die wirtschaftlich-historische Abteilung der Carnegie-Stiftung sollte in Luzern, der III. Verbandstag des Deutschen Verbandes für internationale Verständigung in Eisenach zusammentreten. Dieser war besonders der Weiter-

führung der anglo-deutschen und der franko-deutschen Verständigungsarbeit gewidmet. Hervorragende Persönlichkeiten aus jenen Ländern waren angemeldet. Ebenso sollten auf dem internationalen Sozialistenkongreß und auf dem Weltfriedenskongreß das Thema der franko-deutschen Verständigung in den Vordergrund gestellt werden.

* * *

Nach all diesen Vorgängen, die hier aufs Geratewohl hervorgesucht und zusammengestellt wurden, statt all dieser geplanten hoffnungsreichen Veranstaltungen kam der Krieg. Wenn wir dies, so zusammenfassend, übersehen, kommt uns das alles nicht wie ein Traum vor, wie eine Sage aus längstverklungener Zeit? All dies hatten wir, all dies erlebten wir? Und an Stelle dieser befruchtenden Arbeit, dieses hoffnungsreichen Ringens für Eintracht und Verständigung haben wir jetzt die Millionen Leichen, die verstümmelten Jünglingsgestalten, die zerrissenen Familien, die Witwen, die Waisen, die heimatlosen Flüchtlinge, verbrannte und zertrümmerte Städte, verwüstete Länder, unterbrochenen Verkehr, feiernden Handel, Cholera, Flecktyphus, Syphilis und die schwärende Eiterbeule des Hasses.

Und doch will man uns einreden, daß d a s das Gute, Große, Erhebende sei, und das von uns Erstrebte, das Schlechte, Gemeine, Törichte? D a s will man uns einreden, w a g t man, rechtfertigen zu wollen?

Ich kenne die Phrase, die man mir erwidern wird, die Phrase , mit der man jenen klaffenden Zwiespalt, der das Heute vom Gestern trennt, überbrücken will. Danach wäre all dies hoffnungsreich Aussehende nur Lug und Trug gewesen, dazu bestimmt, das deutsche Volk einzulullen, um es um so leichter überwinden zu können. Betrüger und Betrogene wären alle gewesen, die an jenem Werke mitgearbeitet hätten. Und nur jene sollen die Überklugen und die Starken, die Menschenfreunde sein, die den Krieg als unvermeidlich ansahen, ihn vorbereiteten und sich auf ihn eingerichtet haben? — Diese Phrase ist etwas dünn. Sie wird die Kriegszeit kaum überdauern und noch vorher zusammenbrechen. Jene, die in all dieser glücklichen Arbeit nur die Falle sehen wollen, die unserem Volke gestellt gewesen sein soll, tun diesem mit solcher Zumutung keine Ehre an. Es ist ein Frevel, es so hinzustellen, als sei die Urteilskraft des deutschen Volkes von den andern Völkern so gering eingeschätzt worden, daß das Werk der Verständigung ihm als Falle hätte dienen sollen. Es ist ein Frevel, hier von Hinterhalt und Überlistung zu sprechen, wo auch unsere größten Geister, unsere hochgestelltesten Personen, der Kaiser obenan, diesem Verständigungswerk ihre Mitarbeit nicht versagt hatten.

Und, tausendmal, Nein! — Die so denken, und das deutsche Volk so denken machen wollen, handelten und handeln falsch! — Die kurzen Daten, die ich hier zur Gedenkfeier des blutigen Jahres zusammengestellt habe, zeigen den r i c h t i g e n W e g, den wir gegangen sind, und wie weit wir auf diesem Weg schon waren. Sie zeigen auch — es ist fürchterlich, daran zu denken —, wie nahe wir bereits dem Ziel gewesen. E i n w e n i g m e h r V e r s t ä n d n i s s e i t e n s d e r ö f f e n t l i c h e n M e i n u n g, e t w a s o f f e n e r e U n t e r s t ü t z u n g d u r c h d i e R e g i e r u n g, w e n i g e r V e r a c h t u n g u n d H o h n s e i t e n s e i n e r g e w i s s e n P r e s s e, u n d w i r h ä t t e n h e u t e d a s Glück s t a t t d e r Z e r s t ö r u n g. Gegen diese Einsicht wehrt man sich noch heute, indem man den Pazifismus, der diesen Weg gezeigt hat, des Bankbruchs beschuldigt. Diejenigen, die uns bekämpften, weil sie es anders wollten, haben gesiegt, und nun werfen sie uns vor, w i r hätten versagt. Wie unlogisch! Die Redensart vom Bankrott des Pazifismus kann sich auf die Dauer nicht halten. Das Gleichnis erweist sich heute schon als verfehlt. Ein Kaufmann, der emsig an seinem Betrieb arbeitet und darin steigenden Erfolg aufzuweisen hat, bekommt von einem Konkurrenten hinterhältig einen Stein an den Kopf geworfen, der ihm das Bewußtsein raubt. Der Betrieb stockt, die Geschäftsräume werden geschlossen. Um das Attentat zu verschleiern, schreit nun der feige Konkurrent die Lüge vom Bankrott des Hauses in die Welt. Geschäftig raunen sich die von dem falschen Gerücht Betörten die Mär zu von der Naivetät, Leichtgläubigkeit, Gefährlichkeit dieses Unternehmens, das unweigerlich zum Bankrott führen mußte. S o ist das Gleichnis richtig!

Mögen es sich jene merken, die immer noch vom Bankrott des Pazifismus plappern und von der Verderblichkeit unserer Arbeit.

Verderblich? Verderblich das, was zum Leben führte, und etwa wohltuend das, was wir heute haben? — Verderblich jene Arbeit zur Vermeidung des fürchterlichsten Übels? — Gibt es noch Denkende, die das zu sagen wagen heute am Jahrestag des fürchterlichsten Kriegs, den die Geschichte kennt?

Fort mit dieser unwürdigen Lüge! — Wir waren nahe daran, der Menschheit den wahren Frieden zu geben. Man hat unsere Arbeit gestört. Nicht vernichtet. Mit millionenfach verstärkter Kraft wird sie wieder aufgenommen werden. Die Mörser und die Minen auf den Schlachtfeldern Europas zertrümmern wohl der Menschheit mühevoll errichtetes Werk, sie prägen aber auch mit aller Wucht die Idee des Pazifismus in die Köpfe der Überlebenden ein.

* * *

Und wie es dann doch so plötzlich anders kam?

Wir wollen jetzt nicht darübersprechen. Jetzt nicht, wo unsere Brüder bluten, unsere Schwestern weinen, unser Volk im harten Ringen liegt. Denn wir, wir sind die Vaterlandsergebenen. Nur wir; und wir wissen Rücksicht zu üben auf die Schwere der Stunde. Dies den Ungeduldigen, den Zähneknirschenden zur Mahnung. Der Tag wird kommen, wo wir reden werden, wo wir die Frage offen unterbreiten werden, ob nach all dieser Weltarbeit für die Sieghaftigkeit der Vernunft, das Schreckliche nicht doch vermeidbar gewesen wäre. Schon um der Sicherheit der Zukunft willen werden wir zu dieser Frage sprechen müssen. Und wir glauben, daß wir siegend unsere Mitbürger überzeugen werden, daß es zur Sicherung der Ordnung auf der Erde doch noch bessere, verläßlichere Mittel gibt als jene, auf deren Besitz wir so stolz waren, und auf deren Wirkung wir uns nur zu sehr verließen.

Dieser Tag wird kommen.

Jetzt bleibt uns nichts übrig als der Zukunft fest ins Auge zu sehen. Daß der Krieg beendigt werde, ist heute vielleicht die kleinste Sorge. Wie er überwunden wird, darauf kommt es uns an. Daß nach diesem Blutbad nicht bloß ein Friedensschluß komme, sondern auch — zum erstenmal — der Friede, das ist das große Problem. Nicht einen Waffenstillstand brauchen wir, um aufzuatmen, mit neuen, noch vermehrten Rüstungen, mit unterjochten Völkern, mit brennendem Haß und Rachedurst. Nach diesen furchtbaren Opfern darf uns der trockene Krieg nicht bleiben, der an unserm Mark frißt. Wir brauchen einen Frieden, der Ordnung gibt, der in dieser eng aneinander gekoppelten Gesellschaft von Staaten, einem jeden die Sicherheit des Daseins gewährt, nicht nur denjenigen, die für den Augenblick die stärkste Faust haben.

Und wir brauchen auch einen Frieden, der uns Freiheit gewährt. Wir wollen die Völker der Zentralmächte Europas aus diesem Ringen mit der nach Westen gerichteten offenen Hand hervorgehen sehen, nicht dem Wunsche jener folgend, die das frevelhafte Spiel zu treiben scheinen, die gegen den Zarismus mobil gemachten Volksmassen einem Bunde mit dem Kosakentum zuzuführen.

Dem bittern Waffenkampf wird ein noch erbitterter geistiger Kampf folgen. Seien wir auch für diesen gerüstet. Auch in diesem muß der Pazifismus siegen.

Nur dann kann Friede werden.

A. H. F.

Zwei Erwiderungen auf Frederik van Eeden.

Zur Beurteilung des deutschen „Militarismus".

von Prof. F. W. Förster, München.

In Nr. 3 der „Blätter für zwischenstaatliche Organisation" hat Herr F. van Eeden (Holland) einen Aufsatz über „Der Weise und der Krieg" veröffentlicht. Ich möchte darauf einige Worte entgegnen; die Leser meines Aufsatzes über „Staat und Sittengesetz" im Aprilheft der Friedenswarte werden wissen, daß ich das nicht aus nationalistischer Befangenheit heraus tue. Mir liegt die Völkergemeinschaft und die dahin führende Objektivität ebenso am Herzen wie Herrn van Eeden. Aber gerade deshalb kann ich seinen Aufsatz nicht unwidersprochen lassen. Wer im Namen der „Weisheit" redet, der muß vor allem gerecht sein, sonst steht er nicht wirklich über den Dingen und vermag auch andere nicht über die Welt der Vorurteile und der Affekte hinauszuheben. Herrn van Eedens einseitige und äußerliche Urteile über den deutschen Militarismus können nicht dazu beitragen, der Verständigung der Völker die Wege zu ebnen, vielmehr müssen sie die Mißverständnisse und die gegenseitigen Verkennungen steigern. Herr van Eeden ist einer Täuschung verfallen, die man nicht selten gerade bei uns benachbarten Neutralen von hohem kulturellem Idealismus trifft: Sie sehen Deutschlands Waffenmacht und Waffenführung in nächster Nähe, sie sehen den Krieg vor allem in seinem deutschen Gesicht, sie beobachten gewisse unerfreuliche Nebenerscheinungen der Kriegserregung, sie übersehen aber ganz, daß die gleichen Erscheinungen auch bei anderen Völkern genau so auftreten, ja nicht selten in noch gesteigerter Form. Gewiß ist die Kritik an den sogenannten „Intellektuellen" berechtigt, gewiß haben diese sich mit geringen Ausnahmen als die schlimmsten Affektmenschen erwiesen — aber das alles gilt für die anderen Völker genau so wie für Deutschland, ja man darf sagen, daß es bei uns inmitten des allgemeinen europäischen Deliri-

ums noch verhältnismäßig am meisten besonnene und objektiv denkende Leute gibt. Auch der Ton der deutschen Presse ist unvergleichlich würdevoller, als derjenige der gegnerischen Presse — sollten gerade die Herren Neutralen nicht am besten in der Lage sein, das durch einfachen Vergleich, z. B. der „Times", des „Temps" und „Matin" mit unseren leitenden Blättern zu konstatieren?

Was Herrn van Eedens Beurteilung des deutschen Militarismus betrifft, so stellt er die Sache so hin, als seien wir diejenigen, die nur an Schwert und Macht glauben, die die ganze Welt mit dem Materialismus von Blut und Eisen angesteckt haben und die durch ihre Haltung gegenüber dem Abrüstungsgedanken die ganze Kulturwelt vor den Kopf gestoßen haben. So einfach liegen die Dinge nun aber doch nicht. Man muß doch der besonderen Lage Deutschlands gerecht werden. Wären wir von lauter Völkern umgeben gewesen, die selber aufrichtig der Idee des Schwertes abgesagt und selber nur um der Defensive willen gerüstet hätten, so würde auch bei uns die Vorbereitung auf die Eventualität des Krieges nicht entfernt den Raum gewonnen haben, den sie in den letzten Jahrzehnten tatsächlich eingenommen hat. Denn das deutsche Volk ist durchaus friedlich gestimmt und kein Mensch, außer einem verschwindenden Häuflein von alldeutschen Phantasten, hat bei uns einen Angriffskrieg gewünscht. Was hätten wir dabei auch gewinnen sollen? Tatsache aber ist, daß der Militarismus der russischen Expansion, der Militarismus der französischen Revanche-Hetzerei und der Militarismus der englischen Seediktatur, dieser dreifache demonstrative Wille zur Gewalt-Entscheidung, unablässig dazu beitragen mußte, in Deutschland die Ideen des Friedens und der Völkerverständigung lächerlich und utopisch erscheinen zu lassen und bei uns selbst die überzeugtesten Idealisten mit der intensivsten militärischen Ausrüstung der Nation auszusöhnen. Wenn daher die Koalition der russischen Großfürstenclique mit den gallischen Revanche-Hetzern und den britischen Imperialisten nun pharisäisch dem „deutschen Militarismus" gegenüber die „Güter der Kultur" verteidigen zu müssen vorgibt, so ist dies einfach eine Komödie, die ein wirklich unbefangener Neutraler doch durchschauen sollte. Gewiß ist auch in Deutschland in den letzten Jahrzehnten vieles gesagt und getan worden, was im Auslande einen falschen Eindruck von der Grundgesinnung des deutschen Volkes hervorrufen mußte — aber ich bestreite ganz entschieden, daß wir mit diesen Fehlern allein stehen, alle Nationen sind gleich schuldig an dieser Weltnot und Weltverrohung, die einen von heute, die anderen von gestern her, und Rettung kann es nur geben, wenn jede einzelne Nation sich sagt: „mea culpa, mea maxima culpa"! Was nun die Herren Neutralen betrifft, so steht es ihnen keineswegs an, von ihrer sicheren Stube aus einseitig zu richten; sie sollten weder mit gewissen Wortführern der deutschen Sache in die generalisierende Verdammnis des Vierverbandes einstimmen, noch sollten sie das billige Gerede unserer Gegner über den deutschen Militarismus mitmachen. Die Mission der Neutralen wird erst dann eine wahrhaft völkerverbindende, wenn sie sich ganz konsequent vor allen parteiischen Urteilen hüten und inmitten des Tobens der Leidenschaften vorbildlich die wirkliche Objektivität der Orientierung repräsentieren.

Abwehr eines Deutschen.
Einige Worte an Frederik van Eeden.

Von Prof. A. Vierkandt, Berlin.

Frederik van Eeden hat im Maiheft dieser Blätter einen Aufsatz veröffentlicht, den deren deutsche Mitarbeiter m. E. nicht unwidersprochen lassen dürfen.

1. Der Grundgedanke des Aufsatzes und seine Durchführung stehen in einem merkwürdigen Gegensatz, der seine Spitze gegen die deutsche Nation kehrt. Der Grundgedanke ist: die Unparteilichkeit der Betrachtung, die Klarheit des Denkens, die „Weisheit" ist in diesem Kriege verloren gegangen. Alles ist Partei geworden und von Leidenschaft fortgerissen. Man sollte erwarten, daß die Richtigkeit dieses Satzes an allen kriegführenden Nationen aufgedeckt würde. Statt dessen ist im folgenden lediglich von den Deutschen die Rede. Es müßte schon dadurch beim Lesen der Eindruck entstehen, daß jener Mangel sich bei ihnen ganz besonders in hohem Grade bemerklich mache. Aber das ist auch die ausgesprochene Meinung des Verfassers: „Besonders die deutsche Intelligenz hat sich blamiert, weil sie sich so sehr breit machte" usw. Ähnliche Wendungen kehren noch zweimal wieder.

Wir Deutsche müssen gegen diesen Vorwurf Einsprache erheben. Von einer „Kriegspsychose" ist in den anderen kriegführenden Ländern mindestens in demselben Maße zu sprechen. Ist Herrn van Eeden nichts bekannt von den maßlosen Angriffen gegen Deutschland, die sich in der englischen Presse finden, auch in deren Wochenschriften, deren Leiter doch gewiß zu der „Intelligenz" zu rechnen sind? Ist ihm nichts bekannt von den maßlosen Schmähungen, die einzelne englische Gelehrte gegen Deutschland geschleudert haben?

2. Anläßlich der Erregung, die Spittelers vielberufene Rede in Deutschland hervorgerufen hat, heißt es nach der Bemerkung, die Deutschen hätten ihrerseits Grund, Spitteler dankbar zu sein: „Wie schlecht versteht Ihr Deutschen noch die geistige Welt!" Der Sinn dieser Worte ist mir nicht recht klar geworden, wie ich überhaupt den Zusammenhang an manchen Stellen des Aufsatzes nicht oder nur mit Mühe zu verstehen vermag. Jedenfalls sieht man sich nach irgendeiner hinreichenden Be-

gründung für ein so umfassendes Urteil vergeblich um. Ohne eine solche aber hätte der Verfasser ein derartig gewichtiges Urteil nicht abgeben sollen.

3. Wenig Dank verdient der Verfasser für seine Erklärung, daß er viel deutschfreundlicher sei als die „deutsche Regierung und die 93 Gelehrten" (mit den letzteren sind wohl die Unterzeichner der bekannten Erklärung am Anfang des Krieges gemeint). Es sei nämlich verkehrt, „wenn man die Regierung und die Intelligenz für ganz Deutschland hält". Weiter heißt es: „Ich denke, die großen Deutschen, wie Goethe und Heine, wie Brahms und Beethoven, wie Schiller und Fichte würden mich verstehen." Englische Äußerungen von dieser Art hat man oft genug gelesen, aber die Engländer sind auch berüchtigt für ihre Unfähigkeit, fremde Verhältnisse zu verstehen. Herr van Eeden scheint mit ihnen leider in diesem Punkte wetteifern zu wollen. Der enge Zusammenhang zwischen der Welt des Geistes und der des Staates in Deutschland, der sich gerade jetzt so recht lebendig zeigt, ist ihm gänzlich verborgen geblieben. Die großen Geister aus der klassischen Zeit Deutschlands aber, die van Eeden für sich anruft, fügen sich durchaus in diesen Zusammenhang ein. Freilich sind wir nicht bei ihren Anschauungen s t e h e n geblieben, aber wir sind ihnen t r e u geblieben. Es möge genügen, für diesen Zusammenhang auf das klassische Werk unseres Historikers Friedrich Meinicke zu verweisen: „Weltbürgertum und Nationalstaat". Hier ist wundervoll gezeigt, wie der ältere kosmopolitische und der moderne in den Grenzen der Nationen und des Staates wirkende Idealismus ungeachtet ihres äußeren Gegensatzes geschichtlich und tief innerlich zusammenhängen.

4. Frederik van Eeden selbst ist freilich in seinen allgemeinen Anschauungen, soweit sie sich aus dem vorliegenden Aufsatz ergeben, auf den Standpunkt der Aufklärung stehen geblieben. Seine Auffassung von der geschichtlichen Kausalität, wie eine Stelle in der ersten Hälfte der Arbeit zeigt, ist ganz jene naive, halb mythologische, die dem krassesten Individualismus huldigt. Andere Stellen zeigen, daß ihm ebenso der Begriff der Staatsnation wie derenige der Kulturnation unbekannt ist. Alles in allem: es fehlen ihm die einfachsten historisch-politischen Begriffe und Einsichten. Sein Aufsatz ist, wie er selber eingangs andeuten zu wollen scheint, ein Bekenntnis und zwar genauer gesagt, das Bekenntnis eines völligen Laien.

Völkerrecht u. Vergeltung.

Von

Kapitän zur See a. D. L. Persius, Berlin.

Die Leute, die sich heute am stärksten über die Verletzung des Völkerrechts aufregen, die am meisten auf Einhaltung völkerrechtlicher Regeln dringen, und die sich nicht genug über den angeblich völligen Zusammenbruch des Völkerrechts ereifern können, sind die, die im Frieden am wenigsten vom Völkerrecht hielten, die alle Bestrebungen, zu einem recht umfassenden Völkerrecht zu kommen, mit verachtungsvoller Geste abtaten. Die Nützlichkeit und Notwendigkeit eines Völkerrechts haben die nun verflossenen Kriegsmonate überzeugend erwiesen. Es ist irrig, von einem Zusammenbruch des Völkerrechts zu sprechen. Gezeigt hat sich allerdings, daß das Bewußtsein von der Existenz völkerrechtlicher Bestimmungen und ihre Kenntnis nicht immer genügend in die Erscheinung traten, und ferner, daß der Ausbau des Völkerrechts für die neuzeitliche Kriegsführung nicht vorsorgend in genügendem Maßstab erfolgt ist. Das trifft besonders für das Seekriegsrecht zu. Earl Loreburn sagt im ersten Kapitel „Seekriegsrecht" seines Buches „Capture at sea": „Die Kaufmannschaft hat angefangen, sich klar zu machen, wie ernst sich ihre Lage und die der von ihr abhängigen Bevölkerung gestalten müßte, falls wir in Krieg mit einer bedeutenden Seemacht verwickelt würden, oder auch dann, wenn wir in einem großen Seekrieg anderer Nationen neutral bleiben wollten. Denn das Seerecht ist veraltet und in vieler Hinsicht unsinnig geworden, so daß sowohl Neutrale wie Kriegführende unter ihm leiden müssen. Seine Unsicherheit und die Gefahren, die in ihm verborgen liegen, wurden in den beiden wichtigen Konferenzen von 1907 und 1909 durch Beispiele klargestellt, aber nicht beseitigt. Die Konferenzen haben ein grelles Licht auf den Gegenstand geworfen und müssen der Anfang einer neuen Ära des Seekriegsrechts werden. Die offene See ist die Fahrstraße der Nationen, leider aber auch ihr Kampfplatz. Das Recht des Handels und das Recht des Kampfes geraten hier in Konflikt. Ich wünsche, daß die öffentliche Meinung die verderblichen Folgen sieht, die aus der Unklarheit und Ungerechtigkeit des Seerechts entstehen, und daß sie das Gewicht gewinnt, ohne welches man keine Reform durchsetzt." Wie voraussehend schrieb hier Loreburn! Es war im April 1913, als er sein Werk der Öffentlichkeit übergab. Leider fand es nicht die verdiente Beachtung, und so wurde keine Reform durchgesetzt. Die, die sich dagegen auflehnten, mögen es jetzt vielleicht bereuen. In der Tat paßt das alte Seekriegsrecht in mancherlei Beziehungen nicht mehr für unsere Zeit. Das gesamte Kriegsschiffswesen, seine Waffen usw. haben sich gründlich geändert, seitdem das Seekriegsrecht in seinen Grundzügen aufgestellt wurde, und in denen es nun noch dasteht. Die berühmte „Kanonenschussweite" hat sich z. B. beträchtlich geändert. Heut schießen die modernen 34,3 cm-Geschütze eines „Dreadnought" bis zu 25 Kilometer weit, und die 38 cm-Kanonen auf den Überdreadnoughts werden mehr als 30 Kilometer weit reichen. Und vor allem trat das Unterseeboot auf, und mit ihm mußten neue Kriegsmethoden eingeführt werden.

Es ist zu hoffen, daß einerseits allen am Krieg Beteiligten die Erkenntnis aufdämmern wird, daß eine der vornehmsten Aufgaben nach Friedensschluß eine Konferenz der Regierungen sein muß, auf der die Modernisierung des Völkerrechts bis ins Kleinste hinein behandelt wird, und ferner, daß die völkerrechtliche Wissenschaft zu einem Lehrgegenstand erster Ordnung erhoben wird, nicht nur für Heer und Marine, sondern auch in allen Schulen. Die Unkenntnis über völkerrechtliche Abmachungen, selbst in den sogenannten gebildeten Kreisen und vor allem in der Presse, ist erschreckend und stiftet fast täglich viel Unheil.

Eine der wichtigsten Fragen, die der Regelung bedürfen, ist wohl die Waffenlieferung an die Kriegführenden seitens der Neutralen. Jeder, der über dieses Thema nachdenkt, der wird zu der Einsicht gelangen, daß hier bisher einem der verabscheuenswürdigsten Verstöße gegen jedes moralische Gefühl freie Hand gelassen wurde. Denn, ob ich eine kriegführende Partei durch Soldaten oder Waffen unterstütze, bedeutet für die Wirkung das Gleiche. Es bleibt sogar fraglich, welche Unterstützung die wertvollere ist. Heut im Zeichen der Technik und der Millionenheere besagen vielfach unausgebildete Menschenmassen unter Umständen weniger, als auf der Höhe stehendes Waffenmaterial. Das Völkerrecht verbietet lediglich die Lieferung von Kriegsmaterial seitens neutraler Regierungen. Der Waffenhandel von Privatpersonen ist nicht untersagt. Wenn also jetzt z. B. die Vereinigten Staaten-Regierung aus ihren eigenen Fabriken Munition, Kanonen u. a. m. an England und Frankreich verkaufen würde, so wäre das natürlich ein Völkerrechtsbruch. Das geschah jedoch nicht, und der Vorwurf, der gegen die Vereinigten Staaten erhoben wurde, sie unterstützten unsere Feinde völkerrechtswidrig, kann nicht aufrecht erhalten werden, denn nur Privatfirmen verkauften ihr Kriegsmaterial. So schädlich zurzeit für uns der nordamerikanische Waffenhandel ist, so dürfen wir uns nicht beschweren, wenngleich wir ihn auch in moralischer Hinsicht verurteilen werden. Dieser Zustand bedarf unbedingt der Abänderung. Es muss ein Verbot auf internationaler Abmachung zustande kommen, daß jede Lieferung von Kriegsmaterial aus neutralem Land unstatthaft ist. Und dies Verbot sollte entsprechend auch für Friedenszeiten Geltung haben! Es sollte von nun ab von keinem Land an ein anderes irgendwelches Waffenmaterial und dergl. geliefert werden dürfen. Das Thema „Der unmoralische Waffenhandel" wurde in den letzten Jahren mehrfach an dieser Stelle behandelt. Es wurde darauf hingewiesen, daß es z. B. ein eigenartiges Gefühl sein müsse, wenn unsere Soldaten von Kruppschen Kanonen beschossen würden und wenn unsere Schiffsbesatzungen auf den Panzerkreuzern usw. von auf deutschen Werften gebauten Torpedo- und Unterseebooten angegriffen würden. Es wurde im besondern erwähnt, daß z. B. auf der Schichau-Werft zu Danzig zwei Kreuzer für die russische Flotte auf Stapel lägen, und mehrere Torpedoboote demnächst abgeliefert würden. Damals kam auf die hier erfolgte Anregung die Angelegenheit auch im Reichstag zur Sprache. Der Regierungsvertreter antwortete: „Wenn unsere Werften das Geschäft nicht machen, machen es fremde Werften. Warum sollen wir unsere Industrie das Geld nicht verdienen lassen?" Das ist vom kaufmännischen Gesichtspunkt vielleicht zutreffend. Aber ob den vaterländischen Interessen hiermit gedient wird, bleibt eine andere Frage, die zu verneinen ist. Hier muß Wandel geschaffen werden. Das ist freilich nur angängig, wenn die Frage international geregelt wird, d. h. wenn alle Staaten ein entsprechendes Abkommen unterzeichnen.

Daß eine Einigung über alle diese Angelegenheiten nicht leicht zu erzielen sein wird, daß vielerlei strittige und schwer festzulegende Punkte auftauchen werden, liegt auf der Hand. Die Definition des Begriffs „Kriegsmaterial" ist z. B. schwer. Viele Waren dienen der friedlichen Arbeit, die zugleich für kriegerische Zwecke Verwendung finden. Und weiter ist die gesamte Waffenindustrie international verbunden. Wie hier früher einmal berichtet, besteht ein Abkommen unter den großen Weltkriegsmaterialfirmen darüber, auf welche Weise die einzelnen Länder versorgt werden sollen, ohne daß die gegenseitige Konkurrenz zu stark herausgefordert wird. Es findet also ein Hand-in-Hand-Arbeiten statt, das recht schwer in der Zukunft zu beseitigen sein wird. Ein Licht auf diese freundlichen Verhältnisse wirft eine Anfrage des Lord Charles Beresford, die dieser am 24. April im Unterhaus vorbrachte: „Ist es wahr, daß die Regierung für jeden in England hergestellten Zünder einen Shilling Gebühr auf ein deutsches Patent an die Firma Krupp in Essen zahlt, wenn ja, wird dieses Geld von britischen Waffenfirmen an den Staatskurator für Rechnung Krupp gezahlt? Kann der Premierminister den am Munitionsverbrauch bei Neuve Chapelle Krupp zufließenden Geldbetrag angeben?" Als ein Ausweg, dem Waffenhandel das Handwerk zu legen, wurde empfohlen, sämtliche Kriegsmaterialfabriken in staatliche Hände übergehen zu lassen. Aber es bedarf der gründlichen Prüfung, ob eine solche Maßnahme aus andern Gründen empfehlenswert ist. Nur das bleibt unter allen Umständen erstrebenswert, der Waffenhandel muß vor allen Dingen während eines Krieges unterbleiben. Um so mehr, als er dazu beiträgt, den Ruf nach Vergeltungsmaßregeln zu stärken. Heut, namentlich infolge des „Lusitania"-Falles, ist die Stimmung in allen Ländern in dieser Richtung überhitzt. Der Seekrieg forderte in erster Linie Repressalien. Es fing mit der Verseuchung der südlichen Nordsee durch Minen seitens Englands an. Hierdurch wurde die neutrale Schiffahrt gestört. Die deutsche Antwort: „der Unterseebootshandelskrieg", bildete die Fort-

setzung. Der Flaggenmißbrauch auf englischen Schiffen verschärfte die Situation. Die Bewaffnung der Handelsschiffe durch die britische Admiralität und die Aussetzung von Prämien für vernichtete deutsche Unterseeboote setzte allen Vergeltungsmaßregeln die Spitze auf. Und das Resultat war die Versenkung mancher Schiffe ohne Warnung durch die deutschen Unterseeboote. Dieses Überbieten in Vergeltungsmaßregeln ist gewiß äußerst bedauerlich. Aber wie die Dinge nun liegen, mußte es dahin kommen. Die Schuld trägt in erster Linie das Fehlen völkerrechtlicher Bestimmungen über den Unterseebootshandelskrieg. Ich verfehle bei dieser Gelegenheit nicht, bezüglich der Vernichtung der „Lusitania" zu erwähnen, daß ich völlig auf dem Boden der Anschauung des Herrn Dr. Fried stehe, wie er sie hier (in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation", Mai-Heft) vertrat, und die in dem Satz gipfelt: „Das formale Recht spricht für Deutschland." Das Beklagenswerteste in Vergeltungsmaßregeln leistete sich die britische Regierung, als sie sich hinreißen ließ, die deutschen Unterseebootsbesatzungen, die in englische Hände fielen, ins Militärarrestlokal zu sperren, ihnen also nicht die gleiche ehrenvolle Behandlung, wie anderen Kriegsgefangenen zuteil werden ließ, sondern sie in Einzelhaft setzte. Es spielt keine Rolle, ob die Beköstigung und Ähnliches jetzt durchaus zufriedenstellend sind, wie gesagt wurde — von der englischen Presse! Die Entehrung ist der springende Punkt. Es ist nicht nötig, darauf hinzuweisen, daß die Besatzungen unschuldig leiden. Sie mußten die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen. Es war im übrigen eine Unüberlegtheit von seiten der betreffenden englischen Regierungsbeamten, die die Maßnahme vollführten. Die Antwort der deutschen Regierung war die gleiche Festsetzung von 23 englischen Offizieren. Bemerkenswert ist aber der Akt der britischen Regierung besonders aus dem Grund, weil wohl jeder, der englische Verhältnisse kennt, und der das englische Volk als solches achtete, sich in seinen Anschauungen nun etwas getäuscht sehen möchte. Die Zerstörung des Hilfskreuzers „Kaiser Wilhelm der Große" in den neutralen Gewässern von Rio del Oro (am 27. August) und die des Kreuzers „Dresden" bei Juan Fernandez (am 16. März) müssen vielleicht auf das Konto zweier Seeoffiziere gesetzt werden, die ihr Rechtsbewußtsein verloren hatten. Die Festsetzung der Unterseebootsbesatzungen aber wurde von der Admiralität unmittelbar verfügt. Um noch einmal auf die „Lusitania" zurückzukommen, so dürfte folgende Bekanntmachung der britischen Admiralität, die in der englischen Presse erschien, genügen, um auch dem Laien die Überzeugung beizubringen, daß unter den heutigen Umständen unseren Unterseebootskommandanten nichts anderes übrig bleibt, als englische Schiffe ohne vorhergehende Warnung zu torpedieren. „Am 8. April befand sich der Bugsierdampfer „Homer" mit dem französischen Segelschiff „Général de Souis" im Kanal. Das Segelschiff wurde geschleppt. Plötzlich taucht ein deutsches Unterseeboot dicht an den Schiffen auf. Der Kommandant forderte die Besatzung zur Übergabe auf, und ermahnte sie, sich zu retten. Zugleich wurde auf dem Unterseeboot ein entsprechendes Signal gehißt. Der mutige Kapitän des „Homer" beachtete aber weder Signal noch Zuruf. In einem günstigen Augenblick warf er die Schleppleine los und dampfte mit äußerster Kraft auf das Unterseeboot zu, um es zu rammen. Leider — so sagt die Bekanntmachung — ging der scharfe Bug des „Homer" drei Fuß am Heck des Unterseeboots vorbei." „Homer" entkam, und sein Kapitän wurde von der Admiralität durch ein Diplom für Tapferkeit, sowie durch eine goldene Uhr geehrt. Wenn so der Lohn für Menschenfreundlichkeit ausschaut, wird man begreifen, wenn Unterseebootskommandanten rücksichtslos werden! Jedes englische Handelsschiff gilt nun als bewaffnet, und hierdurch wird es zum Kriegsschiff, das zu vernichten, sich der Gegner mit allen Mitteln, ohne an die Rettung der Besatzung zu denken, bemühen muß. Der scharfe Bug des Handelsdampfers ist eine Waffe gegenüber jedem Unterseeboot, das infolge seiner schwachen Bordwände leicht zu versenken ist. Im „Vorwärts" wurde im Mai ein Artikel veröffentlicht: „Ein Mahnwort an alle, die es angeht", in dem gesagt wurde: „Nicht Maßlosigkeit der Methoden beweist die Stärke einer Sache", und in dem die Vernichtung der „Lusitania" verurteilt wurde. Es braucht nicht darüber gesprochen zu werden, daß vom menschlichen Standpunkt jedermann gern dergleichen Vergeltungsmaßregeln vermieden sehen möchte. Wer aber die Kriegslage heut vorurteilslos überdenkt, wird zu seinem Bedauern feststellen müssen, daß es ein „Zurück" nicht mehr gibt. Der Unterschied zwischen den Maßnahmen, die die Kriegführung verlangt, und die als Vergeltungsmaßregeln aufzufassen sind, ist zudem schwer zu ermitteln. Und so hat es auch wenig Sinn, über die Nützlichkeit des Unterseebootshandelskriegs in dieser Beziehung zu rechten. Die einen setzen manche Hoffnung auf ihn, weil sie glauben, daß die englische Bevölkerung durch die durch ihn bewirkte Steigerung der Lebensmittelpreise usw. für den Friedensschluß eintreten wird, die anderen bestreiten der Tätigkeit unserer Unterseeboote im Handelskrieg jeden stärkern Erfolg.

Darüber darf kein Zweifel herrschen, die Benutzung des Unterseebootes im Handelskrieg wird mit dem Fortschritt dieser Waffe immer mehr an Wert gewinnen. Wenn das Seebeuterecht nicht abgeschafft wird, dürften die Unterseeboote im Zukunftskrieg, den wir hoffentlich nicht zu erleben brauchen, eine beträchtliche Rolle spielen. Wenn heut in England Klage über die „deutsche Unterseebootspest" ertönt, so sollte man sich daran erinnern, daß die britische Admiralität die Schuld ganz allein daran trägt, daß nun „friedliche" (?) Kauffahrer von Unterseebooten versenkt werden, denn sie

sträubte sich gegen die Aufgabe des Seebeuterechts. England verdankt die Welt, daß es auf dem Meere noch kein Völkerrecht gibt, wenigstens keins, das auch nur im entferntesten dem, das auf dem Lande gilt, gleichkommt.

Man muß hoffen, daß dieser Krieg unter anderm den Erfolg zeitigt, England zur Einsicht zu bringen, daß das Seebeuterecht heutigen moralischen Anschauungen zuwider läuft und daß es abgeschafft werden muß. Das würde den größten Teil aller nun leider in Gebrauch genommenen Vergeltungsmaßregeln zur See ausschalten, und zugleich einen wertvollen Fortschritt im Völkerrecht bedeuten, der manchen Kriegsgrund beseitigt.

Der Internationale Frauen-Kongreß im Haag, 28.—30. April 1915.

Von Olga Misař, Wien.

Es gehört zu den betrüblichsten Erscheinungen des Weltkrieges, daß er gezeigt hat, wie wenig tief die Überzeugungen der meisten Menschen wurzeln, wie leicht so viele umzustimmen sind, und wie viele tatsächlich anläßlich des Krieges zu den Geschehnissen die entgegengesetzte Stellung nahmen als die, zu der sie vermöge ihrer früheren Ansichten verpflichtet gewesen wären.

Angesichts dieser Erfahrung, deren Richtigkeit viele Leser der Friedenswarte sicherlich bestätigen werden, ist es besonders erfreulich, feststellen zu können, daß eine Anzahl von Frauen sich nicht nur innerlich treu geblieben ist, sondern gefestigt genug war, um die Frauenwelt zu einem öffentlichen Bekenntnis des pazifistischen Ideals und zu einem Protest gegen seine Verneinung durch die grauenerregenden Vorgänge der Gegenwart aufzurufen.

Der Kongreß, den diese Frauen im Haag abhielten, gestaltete sich teils zu einem Friedenskongreß, insofern, als er der Sicherung künftigen Friedens galt, er war in ebenso hohem Maße ein Frauenstimmrechts-Kongreß, denn die Frauen gingen von der Ansicht aus, daß das Frauenstimmrecht eines der wichtigsten Mittel hierzu wäre und betonten es deshalb häufig und kräftig; seine größte Bedeutung erlangte der Kongreß aber dadurch, daß er eine imposante Solidaritätskundgebung der Frauen war. Über Blut und Haß hinweg waren die Frauen zusammengekommen, um, allen bösen Prophezeiungen der Gegner zu Trotz, drei Tage hindurch die ernstesten Fragen friedlich zu verhandeln, sich ihres gegenseitigen Wohlwollens zu versichern, und zu beraten, wie sie durch treues Zusammenwirken den Ausbruch ähnlicher Greuel in Zukunft verhindern könnten.

Der Kongreß war von Frauen aus den skandinavischen Ländern, aus England, Deutschland, Belgien, Österreich-Ungarn, Italien, Amerika, Kanada besucht, am stärksten naturgemäß aus Holland, das tausend Teilnehmer und fünfhundert Besucher zählte. Mit der Besucherzahl allein ist aber bei weitem nicht angedeutet, welch starken Widerhall der Kongreß in allen Ländern erweckte, denn viele, die völlig einverstanden waren, wurden durch die äußerlichen Umstände vom Besuch abgehalten; ist es doch bekannt, daß von 180 Engländerinnen, die den Kongreß besuchen wollten, nur zwanzig Pässe erhielten, und daß auch diese durch die Unterbrechung der Schiffahrtsverbindung am Kommen verhindert waren, so daß England schließlich nur durch drei Frauen vertreten war, von denen Miß Macmillan und Miß Courtney, beide bekannte Frauen aus der Frauenstimmrechtsbewegung, schon an den Vorarbeiten teilgenommen hatten, und Mrs. Pethick-Lawrence, die frühere Führerin der Suffragetten, auf einem amerikanischen Dampfer gekommen war. Zahlreiche Begrüßungstelegramme langten aus allen Ländern von Vereinen und Einzelpersonen ein, darunter eines von der Präsidentin des Weltbundes für Frauenstimmrecht, Mrs. Chapman-Catt; eine Sympathiekundgebung der sozialistischen Frauen-Internationale wurde durch Frau Ankersmit (Holland) mündlich überbracht, — das erste Mal, daß sozialistische Frauen einem bürgerlichen Frauenkongreß ihre Sympathie und teilweises Einverständnis ausdrückten.

Der wichtigste Zweck des Kongresses, die Kundgebung internationaler Solidarität, wurde schon durch die bloße Tatsache erreicht, daß Frauen aus feindlichen Ländern sich in einer so kritischen, erregten Zeit einfanden; er wurde noch durch eine besondere Resolution, die ohne Debatte und mit Begeisterung angenommen wurde, bekräftigt, und für den Ernst der Frauen will es vielleicht noch mehr besagen, daß sie nicht nur in einem begeisterten Augenblick die Schwesternschaft empfanden, sondern daß sie im Verlauf des Kongresses auch entsprechend handelten.

Ein Muster an zarter Rücksicht und einsichtsvollem Takt war die Vorsitzende, Miß Jane Addams aus Chicago, die berühmte Gründerin von Hull House, die durch ihre alles besiegende mütterliche Güte und Gerechtigkeit alle aufkeimenden Schwierigkeiten gleich zu bannen verstand und der zweifellos ein großer Teil des Verdienstes am Gelingen des Kongresses zuzuschreiben ist.

Aber auch die andern Frauen waren darin einig, ihr Äußerstes zum harmonischen Verlauf der Tagung beizutragen, und überboten sich gegenseitig an Schonung nationaler Empfindlichkeiten. Die belgischen Frauen wurden ihrem Unglück entsprechend besonders achtungsvoll behandelt. Die Forderung des Staatsmonopols der Waffenfabrikation in allen Ländern als ersten Schritt in der Richtung endgültiger, vollständiger internationaler Abrüstung, wurde von einer Engländerin, Mrs. Pethick-Lawrence, erhoben, und von einer Deutschen, Dr. Anita Augspurg, unterstützt. Am Schluß

des Kongresses, als Grüße an Gesinnungsgenossinnen geschickt wurden, stellte eine Deutsche den Antrag, Grüße und Dank für ihre Sympathiekundgebungen an französische Frauen zu senden, und eine Österreicherin beantragte das Gleiche für die russischen Frauen.

Einen schönen Beweis dafür, wie nationales Empfinden nicht dazu führen muß, alle Handlungen der eigenen Regierung gut zu heißen, gab eine Engländerin, die den Aushungerungsplan mit scharfen Worten verurteilte und ihn einen Kampf gegen Frauen und Kinder nannte.

Die Forderung des Frauenstimmrechts nahm einen sehr breiten Raum bei den Verhandlungen ein, sie wurde wiederholt und eindringlich erhoben und in mehreren Resolutionen niedergelegt. Für das Empfinden mancher Teilnehmer war die oftmalige Wiederholung dieser Forderung zu viel, sie war aber an und für sich gewiß am Platz, sowohl als Mittel zum Zweck der Friedenssicherung, wie als Forderung der Gerechtigkeit, die gebietet, daß weiblicher Eigenart der ihr gebührende Einfluß auf die Gestaltung der inneren und äußeren Politik gewährt werden müsse. Die Majorität der Frauen wird gewiß immer in der Richtung des Friedens wirken und keine politische Reife wird sie lehren, ihr mütterliches Empfinden zu vergessen und Menschenleben geringer zu werten. Das rein menschliche Gefühl hat jetzt auch bei vielen der eifrigsten und bekanntesten Vertreterinnen des Frauenstimmrechts ganz die Oberhand, so bei Frau Rosika Schwimmer aus Budapest, die den Protest der Frauen gegen die Barbarei des Krieges mit hinreißender Leidenschaftlichkeit zum Ausdruck brachte, und deren erschütternde Hauptrede am zweiten Abend den Höhepunkt des Kongresses bildete.

Die einzelnen Resolutionen befaßten sich außer den erwähnten Themen mit pazifistischen Forderungen und erfreulicherweise waren diese alle von demokratischem Geist erfüllt. Der Kongreß forderte unter anderem, daß die auswärtige Politik unter demokratische Kontrolle gestellt werde, daß Geheimverträge null und nichtig sein sollen, und daß Gebietsabtretungen nur mit Zustimmung der betreffenden männlichen und weiblichen Bevölkerung stattfinden dürfen. An der Konferenz, welche nach dem Kriege die Friedensbedingungen festsetzt, sollen Vertreter des Volkes und zwar Männer und Frauen teilnehmen. Alle internationalen Streitigkeiten sind, nach den Resolutionen des Frauenkongresses, einem Schiedsgericht zu unterbreiten, und gegen ein Land, das zu den Waffen greift, ohne ein Schiedsgericht vorher anzurufen, sollen internationale Zwangsmaßregeln zur Anwendung gebracht werden.

Von sehr großer Bedeutung ist auch die Forderung der Erziehung der Kinder in pazifistischem Sinn, welche von einer Amerikanerin aufgestellt und begründet wurde.

In den Schulen der europäischen Länder werden die Kinder eher im entgegengesetzten Sinn beeinflußt und überdies zur kritiklosen Hinnahme aller landläufigen Anschauungen angeleitet. Die Friedensfreunde können aber nur dann von der Jugend Hilfe erwarten, wenn sie von kritischer Denkungsart und unabhängiger Gesinnung ist und moralischen Mut höher einschätzt als physischen. Deshalb müssen die Frauen trachten, die Erziehung der Kinder im pazifistischen Sinn herbeizuführen.

Es liegt wohl sehr nahe, daß Frauen als Mütter sowie als Erzieherinnen und Lehrerinnen auf diesem Gebiet wirken können und daß sie sich die nötige Kraft und die entsprechenden Fähigkeiten zutrauen.

Weitaus größeres Selbstvertrauen und stark entwickeltes Verantwortlichkeitsgefühl für alle Vorgänge des öffentlichen Lebens spricht aus einer andern Resolution, die der Kongreß angenommen hat. Er hat beschlossen, daß zur selben Zeit und am selben Ort, wo die Konferenz zur Feststellung der Friedensbedingungen tagt, eine internationale Versammlung von Frauen stattfinden und der Konferenz praktische Vorschläge unterbreiten soll. Die Beschickung dieser Versammlung mit geeigneten Frauen wird schon jetzt in allen Ländern vorbereitet, so wie ja die Veranstalter des Kongresses ihre Arbeit keineswegs für abgeschlossen betrachten, sondern als „Internationales Frauenkomitee für dauernden Frieden" zu weiterer Friedensarbeit vereint geblieben sind.

Am meisten Mut und Entschlossenheit wies jener Beschluß auf, nach welchem eine internationale Deputation von Frauen aus neutralen und kriegführenden Ländern alle Regierungen in Europa und die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika aufsuchen solle, um die in den Resolutionen niedergelegte Botschaft überall zu unterbreiten.

In Ausführung dieses Beschlusses sind Miß Jane Addams aus Chicago und Dr. Aletta Jakobs aus Amsterdam bereits in Holland, England, Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz gewesen und sind überall von dem Minister des Äußern und dem Ministerpräsidenten in Audienz empfangen worden. Überall fanden sie das größte Entgegenkommen und wurden ermuntert, in ihrer schwierigen Mission nicht zu erlahmen.

Jetzt befinden sich die Frauen auf dem Weg nach Rom und Paris, während eine zweite Deputation, bestehend aus Rosika Schwimmer aus Ungarn und Crystall Macmillan aus England, die skandinavischen Länder und Rußland mit derselben Mission besucht.

Nach Erledigung dieser Aufgabe werden die Frauen trachten, die neutralen Länder zu fort-

laufender Vermittlung zu bewegen, und somit wirklich alles zu tun, was in ihren Kräften steht.

Wie viel oder wenig das sein mag, ist nicht das allerwichtigste, was hier in Betracht kommt. Die Frauen gehen wahrlich nicht mit überschwenglichen Hoffnungen an ihre Arbeit, sondern nur mit dem Bewußtsein, um jeden Preis in einer so ernsten Zeit ihre Pflicht voll zu erfüllen. Täten das nur alle anderen Menschen, auch alle, die auf verantwortungsvollen Posten stehen, wollte nur jeder sich immer dessen bewußt sein, wie viel Menschenglück von seinem persönlichen Wirken abhängt, so stände die ganze Menschheit heute in bezug auf die Friedensfrage schon ganz anders als sie es tatsächlich tut.

Ein deutscher Pädagoge über den Krieg.

Von Hofrat Prof. Dr. Heinrich Lammasch.

Aus der Sintflut der Kriegsliteratur heben sich nur wenige Schriften ab, die dauernden Wert beanspruchen können. Insbesonders jene, die sich bestreben, den gegenseitigen Hass der Nationen noch weiter aufzustacheln, sind baldiger Vergessenheit geweiht; dem künftigen Historiker allerdings werden sie wertvolle „Dokumente des Rückschritts" in der Kultur der Gegenwart sein. Niemals allerdings ist es vielleicht schwerer gewesen, Patriotismus mit voller Gerechtigkeit zu vereinigen. Denn in einem „Weltbrande" wie diesem ist es unvermeidlich, dass „peccatur intra et extra". Die Frage kann nur sein, wer damit angefangen hat. Das Weitere ergibt sich von selbst, gewissermaßen sogar „von Rechts wegen", weil ja Repressalien — Erwiderung von Unrecht mit Unrecht — völkerrechtlich zugelassen und nicht einmal, weder in ihren Voraussetzungen noch in ihrem Gegenstande, begrenzt sind. Hat einmal die eine der kriegführenden Parteien die schiefe Bahn des Unrechts betreten, so steigen von da ab beide, miteinander ringend, immer tiefer herab. Wer aber begonnen, das ist schwer zu entscheiden. Wir sind nach allem, was uns bekannt geworden, überzeugt, daß die Gegner den Anfang gemacht haben; aber auch diese ihrerseits haben dieselbe Überzeugung. Quid est veritas?

Einer der Wenigen, der sich in den aufgeregten Leidenschaften Besonnenheit gewahrt hat, ist „der Pestalozzi der Gegenwart". Auch darin bewährt sich F. W. Förster in München als der grosse deutsche Pädagoge, daß er nicht bloß das schreibt, was der momentanen Stimmung der großen Volksmassen besonders genehm ist, sondern daß er, in die Zukunft blickend, das lehrt, was er als der ethischen Entwicklung seines Volkes heilsam erkennt.[1]) Darum wendet er sich auch dagegen, dem Enthusiasmus über die großen Erfolge der deutschen Armee und Flotte in der Schule allzu lauten und stürmischen Ausdruck zu verleihen, und mahnt er, diese für das Vaterland so bedeutenden Resultate dort nur in einem gedämpften Tone zu besprechen, „etwa so, wie man Weihnachten in einem Hause feiert, in dem ein großes Unglück geschehen ist". Denn ein furchtbares Unglück ist und bleibt der Krieg; nicht, weil er uns Schmerzen bringt, sondern weil er uns zum Töten zwingt." Vor dem Übel, das darin liegt, „können wir unsere Seele nur dadurch bewahren, daß wir unsere Pflicht tun aus Liebe zum Vaterland, nicht aus Haß gegen den Feind". Sofern der Krieg in der Schule besprochen wird, soll stets auch auf die künftige unumgänglich notwendige Wiederverständigung und Wiedervereinigung der Völker hingewiesen werden. Bei aller rückhaltlosen Verurteilung der gegenwärtig in England an der Macht befindlichen Männer soll daher, wo sich dazu Gelegenheit gibt, doch auch das Thema erörtert werden: Was verdankt unsere soziale Kultur England?, was können wir von England lernen? In dieser Richtung erinnert Förster daran, daß „uns England nicht nur Sir Edw. Grey und all die Rowdies, Schurken und Heuchler gegeben hat, die den gegenwärtigen Krieg auf dem Gewissen haben", sondern auch William Booth, den Gründer der Heilsarmee, Florence Nightingale, die Heldin und Heilige, deren bahnbrechendes Beispiel noch heut unzählige Wunden verbindet, Carlyle, Ruskin, Toynbee" u. a. Darum kein Selbstlob, weder nationalen Dünkel und Übermut, noch nationalen Haß in der Schule! Mit vollem Recht stellt Förster den Rezepten jener Gelehrten, die den Völkern „von der sicheren Stube aus den ewigen Granatenhagel als unentbehrliches Kulturmittel verordnen", die ergreifenden Worte des Hauptmanns Marschall von Bieberstein in dem vierzehn Tage vor seinem Heldentod geschriebenen Briefe und in der „Friedenswarte" vom Dezember v. J. veröffentlicht, gegenüber, aus dem sich der Gegensatz in der Beurteilung des Krieges als Erlebnis und als Zeitungslektüre ergibt. Darum warnt Förster auch vor der einseitigen Überschätzung der militärischen Tüchtigkeit und mahnt er, bei aller Dankbarkeit und Bewunderung für die Verteidiger des Vaterlandes gegen den äußeren Feind, doch nie derjenigen zu vergessen, die sich auch im Schiffs- und Eisenbahndienst, in Bergwerken und Fabriken, im Pfleger- und im ärztlichen Beruf, im Polizeidienst, bei Feuer- und Wasserwehr unter schweren Gefahren und Entbehrungen als Helden der Pflichterfüllung betätigen.

Aus jeder Zeile der besprochenen Schrift spricht edelster Patriotismus im Bunde mit wahrer Menschen- und Jugendliebe.

[1]) „Deutschlands Jugend und der Weltkrieg", Cassel, Furcheverlag 1915 sowie ein Aufsatz in dem Sammelbande „der Weltkrieg im Unterricht", Gotha, Perthes 1915.

Einfluss des Kriegs auf die Kulturentwicklung. [1]

Von Prof. Max Verworn,
Direktor des Physiologischen Instituts an der Universität Bonn.

Darwin, der den naturwissenschaftlichen Begriff des „Kampfes ums Dasein" geprägt hat,[2] will diesen Begriff im weitesten Sinne verwendet wissen. Danach umfaßt der Begriff nicht bloß den direkten Kampf zwischen Individuum und Individuum, der auf die aktive Tötung des Gegners, also auf die Zerstörungen seiner inneren Lebensbedingungen hinausgeht, sondern auch alle möglichen Formen, des indirekten Kampfes, der lediglich in der Gewinnung der eignen äußeren Lebensbedingungen und der dadurch bedingten rein passiven Benachteiligung des Konkurrenten besteht. Die wichtigere und für die gesamte organische Entwicklung unverhältnismäßig wirksamere Form ist — und darin liegt der Kernpunkt auch nach Darwins Lehre — der indirekte Kampf ums Dasein. Auf ihm beruht im wesentlichen die Selektion der passenderen Individuen, also die fortschreitende Anpassung der Organismenwelt an die Existenzbedingungen.

Beide Formen des Kampfes ums Dasein, den direkten und den indirekten, finden wir aber auch in der Kulturentwicklung. Auch diese beruht auf Selektion und unterliegt als biologischer Vorgang den großen Entwicklungsgesetzen. Die direkte Form des Daseinskampfes in der Kulturgeschichte ist der Krieg, die indirekte Form, die friedliche Konkurrenz der Individuen und Völker untereinander.

Was leistet der Krieg und was leistet die friedliche Konkurrenz für die Kulturentwicklung?

Für die Beantwortung dieser Frage ist es nötig, sich das Verhältnis zwischen Kulturträger und Kultur zu vergegenwärtigen. Beide sind so scharf voneinander zu trennen, wie etwa eine Drüsenzelle und ihr Sekret. Produzenten und Träger der Kultur sind immer nur menschliche Individuen, denn die Produktion von Kulturwerten beruht ausnahmslos auf menschlicher Geistestätigkeit, wie die Produktion des Sekrets immer nur aus dem Stoffwechsel der einzelnen Drüsenzelle entspringt. Aber wie das Sekret einer Drüsenzelle nach seiner Bildung auch außerhalb und unabhängig von ihr existieren nnd übertragen werden kann nach anderen Punkten, wo es durch seine Fermente wertvolle und unentbehrliche Wirkungen für den Gesamtorganismus ausübt, so werden auch die vom einzelnen Individuum produzierten Kulturwerte übertragen und entfalten fermentartig ihre Wirkungen zunächst an einem kleineren Kreise von Individuen, dann am ganzen politischen System des Staates und schließlich weit darüber hinaus an anderen politischen Systemen. Die Übertragung von Kulturbesitz, die Kulturwanderung ist eine Bedingung der Kulturentwicklung, die in der Kulturgeschichte der prähistorischen und historischen Menschheit von Anfang an eine maßgebende Rolle gespielt hat, eine Bedingung, ohne die eine Kulturentwicklung nicht bestände.

Der Kulturaustausch hat aber mit fortschreitender Entwicklung einen immer größeren Umfang und eine immer größere Geschwindigkeit angenommen, so daß ein wichtigerer Kulturwert heute rapide zum Gemeingut der verschiedensten politischen Systeme wird. Er wird befruchtend wirken überall da, wo er auf einen geeigneten Nährboden trifft, d. h. wo innere potentielle Kulturwerte vorhanden sind, die er zu aktivieren imstande ist. Daraus ergibt sich ein weitgehender Ausgleich der Kulturwerte zwischen den einzelnen politischen Systemen, wenn auch nie übersehen werden darf, daß gewisse kulturelle Eigenwerte, vor allem innere Kulturwerte, wie ererbte geistige und körperliche Eigenart, Wirkungen des Milieus usw., die nicht übertragbar sind, das spezielle politische System oder das einzelne Individuum immer spezifisch charakterisieren werden.

Diese Kulturwanderung über die Grenzen des einzelnen politischen Systems hinaus, führt also zur allmählichen Entwicklung einer neuen Organisationsstufe des Kulturträgers, die höher ist, als das politische System, so wie das politische System eine höhere Organisationsstufe vorstellt, als das einzelne Individuum. Es entsteht schließlich als Kulturträger höherer Ordnung ein komplexerer Organismus, das ist die gesamte Menschheit. Deshalb ist die Tatsache der Kulturübertragung von fundamentaler Bedeutung. Sie ist es allein, die uns berechtigt, von einer Kulturentwicklung der Menschheit zu sprechen. Sie zwingt uns zu der Konzeption von der Entwicklung der gesamten Menschheit zu einem einheitlichen, riesigen Kulturorganismus.

Diese Konzeption verdient unser ganzes Interesse. Sie bringt zum ersten Male vollbewußt eine Richtung zum Ausdruck, in der die Kulturentwicklung sich viele Jahrtausende unbewußt und ungewollt bewegt hat. Da aber der Mensch auf Grund seiner fortschreitenden bewußten Erkenntnis der Naturgesetze und speziell der biologischen Entwicklungsgesetze in seinem eigenen Interesse bestrebt sein muß, die Entwicklung durch zielbewußte Tätigkeit in selektivem Sinne zu fördern, so stellt die Entwicklung einer allgemein menschlichen Kultur, sowie der gesamten Menschheit zu einem einheitlichen

[1] Mit besonderer Erlaubnis des Verfassers abgedruckt aus dessen Schrift: „Die biologische Grundlage der Kulturpolitik." Eine Betrachtung zum Weltkrieg. Jena (Gustav Fischer) 1915.

[2] In seinem Hauptwerke: „On the origin of species by means of natural selection or the preservation of favored races in the struggle for life." London 1871.

Kulturorganismus ein Ziel vor, auf das wir, nachdem es einmal als richtig erkannt ist, voll bewußt und planmäßig hinarbeiten müssen. Aber verhehlen wir uns nicht, daß die Erreichung eines solchen gewaltigen Zieles Zeit braucht, und täuschen wir uns nicht darüber, daß nach dem Zeitmaß organischer Entwicklung gemessen, unsere heutigen Bestrebungen erst den Anfang dieser bewußten Entwicklung bedeuten!

Die Menschheit in ihrer Gesamtheit ist heute durchaus noch kein einheitlicher Organismus. Zum Wesen eines Organismus gehört in erster Linie das harmonische Zusammenwirken seiner Teile. Von diesem Zustande ist die Menschheit als Ganzes noch weit entfernt. Existieren doch noch immer zahlreiche große menschliche Gemeinschaften in Afrika, Süd-Amerika und Australien, die bisher nicht die geringsten Beziehungen zu den großen Kultursystemen Europas, Asiens und Amerikas gewonnen haben. Aber selbst wenn wir von diesen menschlichen Gemeinschaften absehen, die noch nicht in den Verband der im Kulturaustausch miteinander stehenden politischen Systeme eingetreten sind, so zeigt nichts deutlicher als der jetzige Krieg, daß von einem harmonischen Zusammenarbeiten selbst der großen politischen Systeme Europas noch lange nicht die Rede sein kann. Die Menschheit als Ganzes hat noch keinen Anspruch auf den Namen eines Organismus, aber sie ist auf dem Wege der Entwicklung dazu. Die Ansätze zur Bildung eines Menschheitsorganismus sind da.

Ungewollt hat diese Entwicklung bereits begonnen, seitdem überhaupt Kulturwerte übertragen worden sind.

Zielbewußte Schritte auf diesem Wege könnte man geneigt sein zu erblicken in den Weltherrschafts-Bestrebungen, die seit den ältesten Zeiten geschichtlicher Überlieferung bis in die neueste Zeit hinein immer wieder bei einzelnen Nationen sich geltend gemacht haben. Der Erfolg dieser Bestrebungen war stets nur ein partieller und schnell vorübergehender.[1]) Die Reiche der Babylonier, der Ägypter, der Perser, das Weltreich Alexanders des Großen, das römische Reich, alle sind sie nach kürzerem oder längerem Bestehen stets wieder zerfallen und es ist keine Frage, daß dasselbe Schicksal auch dem englischen Weltreichsphantom beschieden ist, wie überhaupt allen Weltherrschafts-Bestrebungen, mögen diese in Zukunft von Japan oder von Rußland, von Amerika oder irgendeiner anderen Nation ihren Ausgangspunkt nehmen. Den Keim ihres Todes enthalten sie alle bereits bei ihrer Begründung. Ihr Fehler liegt darin, daß stets ein einzelnes politisches System glaubt, eine Weltherrschaft begründen zu können auf seiner eigenen nationalen Basis. Das ist eine biologische Unmöglichkeit, deshalb, weil diese imperialistische Idee nicht die spezifischen Eigenarten aller anderen nationalen Systeme in Rechnung zieht. Diese spezifischen Eigenarten, die tief in den natürlichen Verschiedenheiten der Länder und der Völker begründet sind, und eben den Ausdruck dieser Verschiedenheiten vorstellen, lassen sich aber auf die Dauer so wenig in die spezifische Eigenart eines einzelnen nationalen Systems zwängen, wie es je gelingen wird, aus einer Meeresinsel ein Binnenland oder aus einem Australneger einen Weißen zu machen. Eine einzelne Nation kann wohl andere Nationen von ganz anderer spezifischer Eigenart vorübergehend durch Gewaltmittel unter ihre Herrschaft zwingen, aber daraus allein entsteht noch kein lebensfähiger Organismus. Die Tiere, die ein Menageriebesitzer in seinen Käfigen gefangen hält, bilden darum noch keine höhere Organisationsstufe mit ihm. Eine höhere Organisationsstufe, die über das Individuum herausgeht, entsteht immer nur durch Vereinigung der Kontrahenten zu gemeinsamer harmonischer Arbeit unter gegenseitiger Anpassung aneinander im Interesse eines gemeinsamen Zieles, niemals durch einseitigen Zwang oder gewaltsame Unterdrückung. Deshalb muß ein Weltimperium mit spezifisch nationalem Charakter auch für alle Zukunft stets nur eine Utopie unkritischer Köpfe bleiben. Ein universeller Menschheitsorganismus kann sich nur entwickeln auf der Basis einer gemeinschaftlichen Summe allgemein existenzfähiger Kulturwerte unter völliger Wahrung aller spezifischen kulturellen Eigenarten der einzelnen, zum universellen Organismus verbundenen nationalen Systeme und Berücksichtigung ihrer spezifischen Entwicklungen. Die bisherigen Bemühungen einzelner politischer Systeme, eine Weltherrschaft zu begründen, haben aber die Einheit immer nur durch Unterdrückung der nationalen Eigenart und durch brutale Ausbeutung der Kulturwerte anderer politischer Systeme in egoistisch nationalem Interesse, nicht im universellen Interesse des Gesamtorganismus zu erreichen gesucht. Daran muß jede Entwicklung eines nationalen Systems zu einem allgemeinen menschlichen Kulturorganismus scheitern. Das neuste Beispiel für eine derartig kurzsichtige imperialistische Politik, das wir heute in geradezu paradigmatischer Klarheit vor Augen haben, liefert die englische Diplomatie.

Immerhin mag man auch imperialistische Bestrebungen als einen Versuch in der Richtung zur Entwicklung eines Menschheitsorganismus auffassen, in jedem Falle bleiben sie ein Versuch mit untauglichen Mitteln.

Demgegenüber hat auf anderen Wegen die Entwicklung eines universellen Menschheitsorganismus mancherlei zielbewußte Fortschritte gemacht. Denken Sie z. B. an die Ansätze zur Entwicklung eines Völkerrechts. Mancher wird allerdings vielleicht gerade heute,

[1]) Eine sehr interessante geschichtliche Übersicht über diese Bestrebungen der früheren Zeiten hat mein Kollege Wilcken in Bonn gegeben in seiner Kaiser-Geburtstagsrede: „Über Werden und Vergehen der Universalreiche“ Bonn 1915.

wo die zarte Pflanze immer wieder von brutalen Füßen zertreten wird, geneigt sein, ihren Wert nicht eben hoch einzuschätzen. Aber gerade die besten und ehrlichsten Elemente jedes speziellen politischen Systems müssen unbedingt anerkennen, daß doch hier ein richtiger Weg vor uns liegt, der in Zukunft noch eifriger verfolgt werden wird. Am meisten aber auf dem Wege zu einem allgemein menschlichen Kulturorganismus hat unstreitig die Wissenschaft erreicht. Das liegt in ihrem Wesen. Das Ziel, welches die wissenschaftliche Forschung aller politischen Systeme im Auge hat, ist überall ein und dasselbe, weil es nur eine einzige richtige Erkenntnis gibt, die objektive, d. h. die widerspruchslose Erkenntnis der einen Wirklichkeit. Dieses gemeinsame Ziel, das völlig unabhängig ist von allen Grenzen politischer Systeme, hat schon längst die Geister aus den verschiedensten Ländern der Erde zusammengeführt zu gemeinsamer Arbeit an gemeinsamen Problemen. In ihm liegt das stärkste Band für die Verknüpfung der Nationen, weil es ein vollkommen einheitliches und von allen Nationen anerkanntes Band ist, das die nationalen Systeme zu einem großen Kulturorganismus vereinigt. Die wissenschaftliche Forschung ist daher auch als Wundverband am meisten geeignet und berufen, einst nach dem Kriege, wenn die aufgepeitschten Leidenschaften der Massen etwas abgekühlt sind, und das ruhige Denken wieder die Oberhand gewonnen hat, den Prozeß des Zusammenheilens der einzelnen politischen Systeme zu einem großen Kulturorganismus wieder in die Wege zu leiten.

Auf keinen Fall aber kann der geringste Zweifel bestehen, daß die Entwicklung eines solchen allgemein menschlichen Kulturorganismus, unbeschadet der Existenz von zahlreichen spezifischen politischen Systemen, innerhalb seines Verbandes, auch in Zukunft immer weiter und immer schneller ihren Fortgang nehmen muß.

Wenn dem so ist, so differenziert sich die Frage nach dem Einfluß der Kriege auf die Kulturentwicklung nach der individuellen, nationalen und universalen Richtung. Dabei ist zu berücksichtigen, daß alle drei Organisationsstufen: das einzelne Individuum, das politische System, und der universale Kulturorganismus der Menschheit im engsten Abhängigkeitsverhältnis untereinander stehen. Alles, was das eine trifft, hat bei der engen Korrelation der Teile in dem Gesamtorganismus auch einen tiefgehenden Einfluß auf die anderen, genau wie im Organismus des menschlichen Körpers, wo alle Faktoren, welche die Zellen irgendeines Organs beeinflussen, auch die Leistungen anderer Organe und des gesamten Körpers betreffen.

Was macht also der Krieg? Zunächst vermindert der Krieg unter allen Umständen immer die Gesamtzahl der personalen Individuen, denn es ist das charakteristische Merkmal des Krieges, daß er ein direkter Kampf ums Dasein ist, der den Zweck verfolgt, den Gegner zu töten. Das personale Individuum ist aber stets und überall alleiniger Produzent der Kultur. Die einzelnen Individuen bilden die inneren Kulturwerte eines Kultursystems. Es wird also durch den Krieg immer die Gesamtheit der inneren Kulturwerte eingeschränkt. Das bedeutet für die universale Kulturentwicklung in jedem Falle eine Schädigung. Aber noch mehr. Der Krieg vernichtet Individuen ohne Rücksicht auf ihren speziellen Kulturwert. Ja er vernichtet sogar stets nur die gesundesten, kräftigsten und hoffnungsvollsten Individuen. Das erhöht noch den Verlust, den die Gesamtkultur durch den Krieg erleidet.

Fassen wir dagegen das einzelne politische System ins Auge, so braucht der Krieg in seinem Endresultat für dieses nicht notwendig eine Verminderung der Individuenzahl zu bedeuten. Die siegende Nation kann sogar durch territoriale Eroberungen einen beträchtlichen Zuwachs an Individuen gewinnen. Wieweit ist nun im letzteren Falle durch den Individuenzuwachs für das spezielle System ein Fortschritt in der Kulturentwicklung bedingt?

Zunächst kann man wohl sagen, daß im allgemeinen damit eine quantitative Mehrproduktion an Kulturwerten verknüpft sein wird, außer wenn die Produktionsfähigkeit des neuen Zuwachses an Individuen sehr weit hinter derjenigen der im Kriege verlorenen Individuen zurückbliebe. Das letztere wird in der Regel nur der Fall sein bei einem Kriege zwischen einem hochkultivierten und einem auf sehr niedriger Kulturstufe stehenden Volke, in dem das letztere unterworfen wird. Viel seltener dagegen wird der Fall eintreten, daß mit dem Individuenzuwachs für das siegreiche Volk zugleich eine Steigerung der Produktion qualitativ neuer Kulturwerte verbunden ist. Darin allein aber läge ein eigentlicher Fortschritt der Kulturentwicklung. Dieser Fall indessen ist durch zahlreiche Bedingungen sehr eingeschränkt. Er ist nämlich in erster Linie bedingt durch die geistigen Fähigkeiten der neu hinzukommenden Individuen. Nur wenn diese eine beträchtliche Entwicklungshöhe haben, ist an die Produktion qualitativ neuer Werte zu denken. Ferner aber ist er abhängig von der Beschaffenheit des Kulturmilieus, in das die neu hinzukommenden Individuen eintreten. Nur wenn die letzteren hier die ihrer geistigen Eigenart günstigen Entwicklungs- und Produktionsbedingungen finden, kann auf eine Produktion qualitativ neuer Werte gerechnet werden. Also: durch einen Individuenzuwachs ist für das spezielle politische System, das aus einem Kriege als Sieger hervorgeht, im allgemeinen zwar eine quantitative Vermehrung des Kulturbesitzes, nur unter ganz speziellen Bedingungen dagegen eine Produktion qualitativ neuer Kulturwerte gegeben.

Nicht viel anders liegen die Verhältnisse hinsichtlich des äußeren Kulturbesitzes. Wie die Gesamtzahl der Individuen, der Repräsentanten der inneren Kulturwerte, so wird durch je-

den Krieg auch die Gesamtmenge der äußeren Kulturwerte unter allen Umständen gewaltig verringert. Die Zerstörung von Bodenwerten, von unbeweglichem und beweglichem Eigentum, der Verlust an Waffen und Munition usw. ist enorm. Dennoch kann auch hier für das spezielle politische System, das als Sieger aus dem Kriege hervorgeht, unter Umständen ein Gewinn resultieren, z. B. an Land oder an Geld. Aber wieweit eine solche quantitative Vermehrung der äußeren Kulturwerte eine Förderung der Kulturentwicklung, also in letzter Instanz eine Produktion qualitativ neuer Kulturwerte bedeutet, das hängt wiederum von den zahllosen Bedingungen ab, die in der Kulturhöhe und der spezifischen Eigenart des siegenden Volkes gelegen sind. Äußere Kulturwerte, an sich sind totes Kapital für die Kulturentwicklung, solange sie nicht durch die inneren Kulturwerte, d. h. durch die geistige Tätigkeit der Individuen und die von ihnen geschaffenen inneren Einrichtungen, aktiviert werden. Ein Negerstamm kann mit den sinnreichsten Maschinen, mit den feinsten Präzisions-Apparaten und mit den gedankenreichsten Büchern, die bei einem Volk auf hoher Kulturstufe die wichtigsten potentiellen Kulturwerte vorstellen und der Kulturentwicklung unschätzbare Dienste leisten, nichts anfangen. Ein Kulturfortschritt kann immer nur von den aktuellen inneren Kulturwerten, d. h. von der geistigen Tätigkeit der Individuen, hervorgebracht werden. Infolgedessen bedeutet die bloße Vergrößerung des äußeren Kulturbesitzes eines speziellen politischen Systems an sich keine Förderung der Kulturentwicklung. Es kommt immer und allein auf den inneren Kulturbesitz des betreffenden Systems an, ob und wieweit durch Vermehrung der äußeren Kulturwerte infolge eines siegreichen Krieges für das spezielle politische System sowohl, wie für die universale Kultur ein Gewinn entsteht. Der Gewinn hinsichtlich einer fortschrittlichen Kulturentwicklung wird um so größer sein, je höher die Entwicklungsstufe des siegenden Kultursystems ist und je aktiver seine inneren Kulturwerte arbeiten.

Nach alledem ist der Krieg nur in sehr beschränkten Fällen imstande, die Kulturentwicklung zu fördern. Nur wenn ein politisches System von hoher Kulturstufe Sieger bleibt über ein System von niederer, ist überhaupt die Möglichkeit einer direkten Förderung der allgemeinen Kulturentwicklung durch den Krieg gegeben. Aber auch unter diesen Umständen ist nicht zu übersehen, daß unvermeidlich mit dem Kriege stets ein ungeheurer Verlust an inneren und äußeren Kulturwerten verbunden ist, der selbst für den Sieger nicht immer durch den Gewinn gedeckt wird, und der wahl- und planlos durchaus nicht die für die Kulturentwicklung wertlosen Elemente betrifft.

Dieser direkten Form des Konkurrenzkampfes, wie wir sie im Krieg vor uns haben, ist die indirekte Form, die der friedliche Konkurrenzkampf darstellt, als Selektionsmittel für die fortschrittliche Kulturentwicklung unendlich überlegen, wie ja denn schon Darwin selbst in dem indirekten Kampf ums Dasein bei weitem den wirksameren Selektionsfaktor erkannt hat.

Der friedliche Wettkampf der politischen Systeme vernichtet keine Individuen. Der friedliche Konkurrenzkampf fördert vielmehr bewußt oder unbewußt immer diejenigen Individuen und politischen Systeme in ihren Existenzbedingungen, die in ihrer Produktion von Kulturwerten sich überlegen erweisen. Er züchtet also gerade den wertvollsten inneren Kulturbesitz und führt ihn zu immer vollkommenerer Entwicklung. Die friedliche Konkurrenz verlangt die größte Anstrengung und Ausnutzung aller geistigen Fähigkeiten, wenn man im Wettbewerb nicht zurückbleiben will. Da sich aber im Konkurrenzkampf immer diejenigen Werte am lebensfähigsten erweisen, die am meisten den wirklichen Verhältnissen angepaßt sind, so resultiert auf diese Weise eine konsequente Kulturselektion im Sinne einer fortschrittlichen Kulturentwicklung und diese Entwicklung vollzieht sich um so schneller, je intensiver der Wettbewerb ist.

Es ist überflüssig, diese Verhältnisse noch ausführlicher zu betrachten, da sie zur Genüge bekannt sind. Für jeden, der den Vergleich von Krieg und friedlichem Wettbewerb ins einzelne durchführt, wird es evident, daß der Krieg ein höchst untaugliches Mittel zur Förderung der Kulturentwicklung repräsentiert. Eine zielbewußte Förderung der Kulturentwicklung, sei es bei den einzelnen Individuen, sei es in einem politischen System, sei es im Sinne der Entwicklung eines universalen Kulturorganismus kann also in der Wahl des Mittels nie zweifelhaft sein. Ein Volk, das einen Krieg unternimmt, der ihm nicht von anderer Seite aufgedrängt ist, begeht immer ein Verbrechen an der menschlichen Kultur. Das wirksamste und unbedingt zuverlässigste Mittel zur Förderung der Kulturentwicklung liegt nur in der Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, d. h. in der Erziehung zum kritisch-experimentellen Denken.

Nach dieser Erkenntnis muß sich auch die Antwort auf die Frage: Sind Kriege unvermeidlich? orientieren. Prinzipiell muß diese Frage entschieden verneint werden. Es existiert kein Umstand, der den Krieg als eine allgemeine Notwendigkeit oder auch nur als eine unvermeidliche Nebenerscheinung der Kulturentwicklung aufzufassen berechtigte. Kriege lassen sich unter bestimmten Bedingungen vermeiden. Diese Bedingungen liegen in der geistigen Entwicklung. Das einzige Rezept zur Vermeidung von Kriegen ist die

intensive und extensive Hebung des kritisch-experimentellen Denkens und eines widerspruchslos daran angepaßten Handelns.

Ist ein politisches System bis zu dem Grade der geistigen Entwicklung gelangt, daß es als den einzigen Weg zu seinem glücklichen Gedeihen die zielbewußte Arbeit an der eigenen und damit auch an der universellen Kulturentwicklung erkannt hat, und hat es eingesehen, daß der Krieg gegenüber dem friedlichen Wettbewerb mit anderen Systemen ein sehr unzweckmäßiges Mittel der Kulturselektion vorstellt, dann wird es, wenn sein Handeln seiner Erkenntnis konform ist, einen Krieg mit anderen gleichgesinnten politischen Systemen zu vermeiden verstehen. Das sind die allgemeinen Bedingungen für die einstige Beseitigung der Kriege durch bewußte Gedankenselektion auf dem Wege des experimentellen Denkens.

Diese Bedingungen sind allerdings zunächst nur rein theoretisch zu fixieren. Wann sie einst auch praktisch realisiert sein werden, kann heute kein Mensch sagen. Es hat auch keinen Wert, sich darüber in Prophezeiungen zu ergehen. Daß der Zeitpunkt heute noch nicht erreicht war, zeigt der jetzige Krieg. Hoffentlich hilft dieser aber wenigstens die Entwicklung der Erkenntnis nach dieser Richtung beschleunigen. Jedenfalls besteht kein prinzipielles Moment, das uns zwänge, Kriege allgemein als unvermeidlich zu betrachten.

Vielleicht möchte aber dagegen jemand den folgenden Einwand erheben: Kurzsichtige Ignoranten und ehrgeizige Verbrecher wird es auf der Welt immer geben. Solange nun die Möglichkeit besteht, daß die Leitung der Geschicke eines politischen Systems durch solche Individuen bestimmt werden kann, wird auch die Gefahr von Kriegen immer bestehen.

Das ist zweifellos richtig. Aber gerade die letztere Möglichkeit kann, nachdem ihre große Gefahr einmal erkannt ist, von einem politischen System, in dem das kritische Denken eine gewisse Höhe erreicht hat, entschieden beseitigt werden. Man sage nur nicht, daß die ungeheuer komplizierte Organisation eines größeren politischen Systems das verhindert. Ich antworte darauf: Je mehr ein politisches System durch die spezifische Eigenart seiner Organisation behindert ist, die einmal als falsch und schädlich erkannten Einrichtungen zu korrigieren und durch richtige zu ersetzen, um so unwahrer ist das System, um so weniger existenzfähig erweist sich seine Organisation und um so schneller muß es im Konkurrenzkampf zugrunde gehen. Das ist ein allgemeines biologisches Naturgesetz: Je weniger eine Organismenform anpassungsfähig ist, um so schneller stirbt sie aus. Ein politisches System aber, das durch untaugliche Mittel oder gar Unwahrheit den Konkurrenzkampf mit anderen zu gewinnen sucht, hat denselben schon verloren. Es gleicht einem Individuum, das Selbstmord begeht.

Es ist daher grundverkehrt, wenn heute so oft gesagt wird: „Die deutsche Politik ist viel zu ehrlich und viel zu anständig." „Darin liegt die Ursache des heutigen Krieges." „Deutschland muß in dieser Beziehung von England lernen." Solche Äußerungen sind durch und durch falsch. Im Gegenteil: Die Ehrlichkeit und Vornehmheit ist gerade das beste an der deutschen Politik gewesen, und kein Deutscher kann dem Kaiser und Kanzler genug dafür danken. Es sind gewiß sehr viele Fehler von der deutschen Diplomatie gemacht worden. An diesem Punkte liegen sie nicht. Und hoffentlich wird sich in diesem Punkte auch nie etwas ändern.

Die Komplikation der Organisation eines politischen Systems kann niemals ein Grund sein, die als richtig erkannten Korrekturen zu unterlassen. Die Schwierigkeiten, die in der Komplikation begründet sind, und die mit zunehmender Komplikation allerdings immer mehr wachsen, liegen vielmehr darin, den richtigen Korrekturweg überhaupt zu erkennen. Diese Schwierigkeiten aber sind lediglich eine Frage der Entwicklungshöhe des kritisch-experimentellen Denkens. Darauf läuft schließlich alles immer wieder hinaus.

Ein politisches System, das die einmal als notwendig erkannten Korrekturen seiner Organisation nicht mehr ausführen kann, ist bereits in Degeneration begriffen. Ein solches System gerät mehr und mehr mit der Wirklichkeit in Widerspruch, weil es sich nicht an die Lebensbedingungen anzupassen vermag, und ist dem Untergange geweiht. So sind die vielen Reiche zugrunde gegangen, von denen die Geschichte aller Zeiten berichtet. Nicht die Kriege mit den Germanen waren es, die das Römische Reich zum Zerfall brachten, sondern seine innere Unwahrheit, d. h. die Widersprüche in seiner inneren Organisation und in seinen Beziehungen zur Außenwelt.

Ist dagegen ein System auf der Entwicklungsstufe geistiger Kultur angekommen, daß es erkennt, wo Korrekturen notwendig sind, und daß es die Energie besitzt, seine Erkenntnis in die Tat umzusetzen, dann bringt es auch andauernd seine inneren Einrichtungen untereinander und mit den äußeren sich ändernden Lebensbedingungen in Harmonie. Ein solches politisches System würde daher auch den Krieg als ein unzweckmäßiges Mittel der Kulturselektion vermeiden, es sei denn, daß er ihm durch ein System von niedrigerer Stufe aufgezwungen würde. Zwischen Systemen auf einer gewissen Höhe des kritisch-experimentellen Denkens müssen Kriege unzweifelhaft einmal aussterben.

Der Pazifismus als Theorie der Moderne.

Von Dr. Richard Cahén, Berlin.

Ebensowenig wie man das Individuum von der Notwenigkeit irgendeiner Moral durch bloße Reden überzeugen kann, ebensowenig kann den Völkern der Welt das Friedensbedürfnis in der Form gütlicher Überredung beigebracht werden. Wenn der Propaganda der Pazifisten für den Rest des 20. Jahrhunderts Erfolg beschieden sein soll, so muß ihre Arbeit in andere Bahnen geleitet werden. Mit Begeisterung schafft man Religionen und Dichtungen. Das endgültige Friedenschließen der Menschheit untereinander aber wird eines Tages nur das Produkt der Weltanschauung und Erziehung sein. Hiermit begeben wir uns auf ein Gebiet noch ungelöster Probleme und Schwierigkeiten, denn es muß von dem wirklich großen Pazifisten für die Zukunft verlangt werden, daß er die Weltanschauung der Menschheit gleichsam mit beaufsichtigt, beobachtet, und in ihre feinsten Verästelungen hinein verstehenden Auges verfolgt. Und nicht nur das, er muß es zustande bringen, die Gleichung der Weltanschauung, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu redigieren, um dann als höchste Frucht seiner Bemühungen zu erleben, daß diese von der Menschheit selbstgelöste Gleichung den Frieden als einziges Resultat ergibt. In diesem Sinne ist es auch wohl zu verstehen, wenn die besten Köpfe des Pazifismus schon längere Zeit immer wieder betonen, es handle sich hierbei nicht um irgendeine Form des Nichtkrieges, sondern um etwas Dritthaftes, bislang noch gar nicht Bestehendes. Es handelt sich tatsächlich um eine neue Weltanschauung, um eine neuartige Terminologie, die unter einem Pazifisten nicht einen Menschen verstanden haben will, der weinerlich bittet: mordet euch nicht, sondern die den Begriff des Pazifismus neben den Wertungen des Pessimismus, Idealismus oder Opportunismus gestellt haben will. Denn Pazifismus ist eine Denkweise, nicht der private Wunsch einiger besonders gutmütig veranlagter Individuen. Meine Aufsätze sollen nun zum erstenmal in der pazifistischen Literatur einen Versuch darstellen, klarzulegen inwiefern dies der Fall ist und damit Vielen, die guten Willens sind, die Möglichkeit an die Hand geben, auch ihrerseits wahrhafte Pazifisten in diesem neuen Sinne zu werden. Klare, nüchtere Erfassung der tatsächlichen weltanschaulichen Situation wird hierbei in erster Linie fördersam wirken. Sozialismus und Nationalismus (nicht Liberalismus) sind die vorherrschenden seelischen Stimmungen des Ausgangs des 19. und des Anfangs des 20. Jahrhunderts. Die eine hat schon in etwas Fiasko gemacht, denn sie mußte eins ihrer Ideale, den Friedenszustand (in ihrem Sinne Kanonenlosigkeit) verleugnen und teilweise vollkommen aufgeben. Die andere wird in sich selbst verkohlen und nur als Kompromißgröße ihr Leben weiter fristen können. Der Sozialismus beruht auf dem Kampf gegen das Kapital, gegen das Individuum, für die Masse. Der Nationalismus erwächst, wenn wir von seinen stark suggestiven Ausstrahlungen zurzeit absehen, aus dem bürgerlich saturierten Milieu, er ist komplizierter als der Sozialismus, der lediglich eine neue Rechnungslegung fordert; er ist schlechthin das Ideal des primitiv gehobenen Menschen der neuen Zeit. Feuerköpfe wie Lasalle und Bebel können über den einen Marx nicht hinwegtäuschen, d. h. nicht aus der Welt schaffen, daß wir es beim Sozialismus letzten Endes mit einer nüchternen Wissenschaft zu tun haben, die allerdings manche ideelle Werte im Gefolge hat; der Nationalismus dagegen ist in seinen großen Vertretern, in seinen Lagarde, Treitschke ebenso nur ein Ideal wie in den selbstverständlichen Überlegungen der kleinsten Beamtenfamilien. Mit andern Worten: der Nationalismus ist sich selbst genug, er verlangt als Ideal nichts absolut Neues, abgesehen von den Zusammenschlußbewegungen in aller Welt, die man als Pangermanismus — Slawismus kennt. Der Sozialismus dagegen fordert tatsächlich grundlegende Änderungen und ist abgesehen von seiner rein methodisch-exakten Bedeutung seinem Gefühlswert nach jeder Weltanschauung komplementär. Diese Feststellung, daß er selbständig nicht auftreten will noch kann, daher nie ein Feind des Pazifismus aber diesem auch nicht unbedingt fördersam ist, ist von großer Bedeutung. Das dem Pazifismus allein feindliche Ideal ist der Nationalismus, ihn zu bekämpfen ist unmöglich; allein möglich ist, das Reagenz für seine Zersetzung aufzufinden. Wo ist dieser Stein der Weisen des Pazifismus, der imstande ist, diese so unheimlich starke Weltanschauung, die die augenblickliche Weltkrisis nicht zum mindesten mit heraufgeführt hat, zu vernichten, oder doch auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Die neue Weltanschauung ist näher, als wir glauben. Ihre Ingredienzien sind schon alle vorhanden. Wir finden sie in der sogenannten Moderne, von der der Nationalist sagt, sie sei lediglich ein Schlagwort, weil er instinktiv fühlt, daß sie seine Feindin ist. Es ist interessant, zu beobachten, wie in der Entwicklung der Moderne diese zuerst ihre Kräfte dem Sozialismus entnimmt, und wie andererseits der Sozialismus sie zu Propagandazwecken ausbeutet. Die Kunst der achtziger und neunziger Jahre, die die Moderne inauguriert, ist sozialistisch und bis zum Auftreten des ersten großen Schriftstellers, Gerhart Hauptmann, vorherrschend tendenziös. Da jedoch alle Kunst letzten Endes, und arbeite sie auch mit den krassesten Mitteln, vornehm ist, wirkte diese den Sozialismus fördernde Literatur nicht in die Tiefe, drang naturgemäß nicht in die ungeistige Masse und befremdete das feinere Genüsse suchende Individuum. Der Nationalismus dagegen hielt sich von der Literatur, abgesehen von einigen unwichtigen Einzelerscheinungen, fern. Seine Propaganda war ungleich bedeutsamer, seine Kräfte wuchsen von Tag zu Tag. Es war die technische und merkantile Ent-

wicklung eines jeden Landes, mit dem er sich geschickt zu identifizieren verstand, indem er der Masse vor Augen führte, daß seine Ziele sich notwendigerweise mit den ihrigen decken müßten. Und indem die Masse berauscht war vor der zunehmenden Mechanisierung der Erde und der Scholle, beglückt durch den Zauber einer ihr scheinbar innewohnenden Genialität, die ein Gegengewicht zu den Stunden harter Arbeit und Frohn bildeten, zwang er den Sozialismus sich zu revidieren, sich ihm anzupassen und mit einem immer stärker werden Moment zu rechnen, dem Stolz und dem Selbstbewußtsein der Masse auf die leistende Nation. Da diese Entwicklung in allen Ländern der Erde fast gleichmässig vor sich ging, insoweit die Technik und die Organisation ebenfalls im gleichen Takt vorwärtsschritten, beginnt in dieser Phase der Entwicklung die Verschärfung der internationalen Konkurrenz, die vom technisch-merkantilen als Grundlage sich selbst bis zum Geistigen hin erstreckt (z. B. das Vordringen der französischen Philosophie durch Bergson). Der Sozialismus als internationales Ideal hatte seinen Höhepunkt schon überschritten. Die Internationalisierung der Welt durch Technik, Industrie und Handel entfremdet im Wettbewerb die Nationen oder wenigstens die breite Masse. Innerhalb dieser großen herrschenden Strömungen spielte der Pazifismus der älteren Schule eine kleine Rolle. Man forderte Abrüstung, Frieden um jeden Preis, während die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen denen im Rausch des technischen Schaffens arbeitenden Nationen von Tag zu Tag wuchs. In diesem Augenblick der Weltgeschichte, als die Keime zu einem ungeheuren, den Triumph der nationalen Technik und Volksarbeit dokumentierenden Krieges schon unwiderruflich gelegt waren, erstand eine neue Form des Empfindens, abseitig, aber für die Zukunft wegweisend und bahnbrechend. Unscheinbar, kaum bemerkbar, ohne die Schlagworte der Freiheit, des Kommunismus, der Individualität, die das einzige Stampfen einer Maschine in der Praxis widerlegten, erstand die Moderne, erstanden die Grundlagen zu einer neuen Weltanschauung: der pazifistischen. Die Grundlagen sind literarisch-philosophischer Natur, jedoch nimmt die Entwicklung einen umgekehrten Verlauf, wie wir ihn im sozialistischen Gedankenkreis konstatiert haben. Während wir dort sahen, daß aus einer gegebenen Theorie (scharfsinnig, sogar talmudisch) sich eine Literatur entwickelte und herumschloß, finden wir hier das Umgekehrte. Es entsteht eine große, prinzipielle, ihrem Gefühlsinhalt nach übereinstimmende Literatur, es zeigen sich die Anfänge einer neuen Philosophie, die eigenartig anders wie fast jede andere den Anschluß an das Leben sucht, es fehlt jedoch jede Theorie und jede Formulierung. Auf den Sozialismus folgte eine Literatur, die seine Wertungen analysierte; dem Entstehen der neuen Literatur, die ohne zugrundelegende Theorie arbeitet, muß notwendigerweise eine solche folgen. Wir gehen einer großen, neuen Synthese entgegen und die Aufgabe des Pazifismus soll es sein, die Theorie dieser Moderne zu werden, deren Grundlagen uns schon heute zur Beurteilung vorliegen. Dies ist notwendig, wenn er sich aus den Wünschen eines Kreises loslösend, zum Allgemeingut der Menschheit werden soll. Denn das Eine ist wohl klar: wer in diesem Moment einer weltanschaulichen Krisis und Katastrophe sich die Grundlagen der Moderne anzueignen versteht, wird notwendigerweise Herr der Situation werden, denn das ne bis in idem des Juristen muß sich auch in der Kulturgeschichte bewahrheiten und hat es bisher immer getan. Darzutun, daß die neue Weltanschauung des Pazifismus die sublimste Frucht der Moderne ist, soll den Inhalt späterer Aufsätze bilden.

Unsere Inventur.

Von O. Umfrid, Vizepräsident der deutschen Friedensgesellschaft, Stuttgart.

Wie der Kaufmann am Schluß des Geschäftsjahres sein Warenlager inventarisiert und seine Bilanz aufstellt, so wird es für die Friedensgesellschaft am Schluß des Weltkriegs an der Zeit sein, eine Inventur aufzustellen und das Soll und Haben in ihren Büchern zu revidieren. Welterschütternde Ereignisse, wie wir ein solches gegenwärtig erleben, stellen die Menschheit auf einen neuen Boden und nötigen unwillkürlich zur Revision des Gedankeninventars wie der vorgesteckten Ziele. Dies gilt selbstverständlich nicht bloß von Gesellschaften mit ethischen und kulturellen Zielen, das gilt in Kriegszeiten besonders auch von den Staaten, die sich im Kampfgewühl mit einander gemessen haben. Für sie gilt es vor allem umzulernen und sich zu sagen, daß es Zeit ist, aus dem unheilvollen Traum, von dem man umfangen war, zu erwachen. Frankreich muß sich des Wahns entschlagen, die verlorenen Provinzen jemals wiedergewinnen, oder je wieder eine Vormachtstellung in Europa einnehmen zu können. Serbien muß erwachen aus der Verblendung des Nationalitätsgedankens, als ob man nicht leben könnte, wenn nicht alle Stammesbrüder unter einem Szepter vereinigt wären. Überhaupt muß der nationale Gedanke, der seit Napoleon III die Geschichte beherrschte, dem Kulturgedanken weichen, denn wenn die Geschichte der Jahre 1914 und 1915 etwas deutlich gezeigt hat, so ist es die Tatsache, daß es unmöglich ist, das Nationalitätenprinzip rein durchzuführen, man muß sich damit begnügen, wenn Völker und Völkersplitter in einer Kulturgemeinschaft ordnungsmäßig beisammen wohnen und in ihren Menschenrechten nicht gekränkt werden. Der Traum der russischen Weltherrschaft ist wohl für immer ausgeträumt. Rußland hat eine furchtbare Niederlage erlitten, und wenn es irgend etwas aus der Geschichte lernen kann, so ist es das, daß es nicht dazu ge-

schaffen ist, kriegerische Lorbeeren zu erringen. Es ist eigentlich immer, soweit es sich nicht um Kämpfe mit halbwilden Asiaten handelte, geschlagen worden, so von Friedrich dem Großen, dann von Napoleon I., dann von den verbündeten Franzosen und Engländern im Krimkrieg, dann von den Japanern, jetzt von den Deutschen. Wenn es sich merkte, was zu merken ist, so würde es nun auf die extensive Methode zugunsten der intensiven verzichten. Die Aufgaben, die in Halbasien zu erfüllen sein dürfen, sind unermeßlich und werden sich nicht sobald erledigen lassen. England aber wird sich den Traum von der Alleinherrschaft zur See aus den Augen reiben müssen. Was Dernburg in seiner in Amerika, Ende April gehaltenen Rede forderte: Freiheit der Meere und offene Türe für den Handel, das ist so maßvoll, daß ein scharf denkender englischer Staatsmann darin eigentlich nur die Konsequenz des wahren englischen Systems, das ja immer auf den Begriff der Freiheit und der Entbindung des Handels eingestellt war, sehen müßte. Ich muß übrigens hier wiederholen, was ich an anderer Stelle schon gesagt habe: England und Deutschland sind die beiden Angeln an der Türe, die in die europäische Zukunft hineinführt. Der Staatsmann, der es fertig bringt, diese Türe um einen gemeinsamen Drehpunkt zu bewegen, wird den Ruhm für sich in Anspruch nehmen können, der Baumeister des neuen Europas zu sein.

Wenn nun die mächtigsten Staaten der Welt unter dem Druck der Ereignisse umlernen mußten, so dürfte es keineswegs als Schmach empfunden werden, wenn auch der Pazifismus bekennen müßte, daß er Fehler in seinem System entdeckt habe. Ein derartiges Eingeständnis wäre noch lang nicht gleichbedeutend mit Liquidation. Zu einer Bankerotterklärung haben höchstens diejenigen Anlaß, die alles etwa auf die eine Karte des Schiedsgerichts setzten. Das haben wir deutschen Pazifisten nie getan. Immerhin können auch wir ruhig zugestehen, daß wir vielleicht den einen oder andern Punkt unseres Programms zu sehr in den Vordergrund gestellt haben, und daß wir nun, durch die Ereignisse belehrt, die eine oder andere unsrer Theorien mehr zurücktreten lassen oder in anderer Gestalt darbieten müssen.

Der erste Punkt unseres Programms betrifft die kulturwidrige Natur des Kriegs. Wir haben nichts von dem zurückzunehmen, was wir in dieser Hinsicht zu vertreten pflegten. Jeder Krieg, auch ein siegreicher, ist ein nationales Unglück, dieses Moltkewort ist durch das Meer von Blut, das vergossen wurde, durch die Tränen der Waisen und Witwen, durch die zerstörten Heimstätten, die verwüsteten Fluren, millionenfach bestätigt, und wenn irgend etwas unsre Zukunftshoffnung stärken kann, so ist es der Abscheu vor dem Krieg, der sich Tausender unsrer Mitbürger bemächtigt hat. Der Krieg selbst ist unser bester Propagandist gewesen, er hat ein Fragen in der gequälten Menschheit nach seiner Vermeidbarkeit erweckt, wie es vor dem Krieg nirgends in diesem Umfang vorhanden war.

Wir zeigten in unserem zweiten Programmpunkt die Zusammengehörigkeit der Völker und ihre gegenseitige Abhängigkeit von einander. All das was wir hierüber sagten, ist durch den Krieg in seiner Wahrheit vollauf bewiesen worden. Es ist nicht gut, daß der Staat allein sei, das ist mit Flammenschrift in die Gemüter eingebrannt worden, und wenn sich auch gezeigt hat, daß das deutsche Volk zur Not leben konnte, auch wenn ihm die Zufuhr abgeschnitten wird, so möchte doch niemand die hermetische Abgeschlossenheit von der Welt, zu der wir verurteilt werden sollten, auf die Länge ertragen. In der Trennung ist der Tod, im Zusammenhalt das Leben.

Am meisten werden wir an unserem dritten Programmpunkt, demjenigen, der die rechtliche Regelung der Völkerstreitigkeiten vorsieht, zu korrigieren haben. Das Schiedsgericht ist kein Allheilmittel, das habe ich schon vor zwanzig Jahren in der Zeitschrift „die Waffen nieder" in einem Aufsatz die „Grenzen des Schiedsgerichtsgedankens" gezeigt. Es ist durch den Ausbruch und Verlauf dieses Kriegs erhärtet worden. Die Völker weigern sich vorläufig noch, Fragen, bei denen ihre staatliche Existenz auf dem Spiel steht, schiedsrichterlich entscheiden zu lassen. Und es ist klar: ein Schiedsgericht kann doch nur das auf der Hand liegende Unrecht beseitigen, es kann aber nicht wohl die unterminierende Maulwurfsarbeit des einen Staats gegen den anderen oder die uferlosen Expansionsbestrebungen eines maß- und direktionslosen Riesenreiches treffen. Daher komme ich zu dem Resultat: Staatsverträge sind wichtiger, als Schiedsgerichtsverträge, das geschichtliche Recht ist konstitutiver als das juristische Recht, Machterweiterung durch Gruppenbildung von Großstaaten ist für die Zukunft der Menschheit wertvoller als die Rangordnung nach der höheren oder niederen Freiheitsstufe, die das einzelne Volk erreicht hat. Was helfen tatsächlich all die Schiedsgerichtsverträge, die zwischen den verschiedenen Staaten abgeschlossen worden sind? Sie sind gegenüber den Kriegswettern wie Spreu, die in der Luft verfliegt. Wer dachte beim Ausbruch des Weltkriegs noch daran, daß ein Schiedsgerichtsvertrag zwischen Deutschland und England bestand? Als Krönung des Gebäudes internationaler Organisation können arbitrale Abmachungen gute Dienste tun. Zur Fundamentierung des Gebäudes aber gehören Staatengrundverträge, wie sie von Eugen Schlief empfohlen wurden, Verträge, durch die sich die Staaten den bestehenden Zustand garantieren und sich etwaige Interessensphären zuscheiden. Von diesem Standpunkt aus ist ein Kolonialabkommen, wie es zwischen Deutschland und England vor dem Abschluß stand, mehr wert, als jeder Schiedsgerichtsvertrag. Was half es ferner, den Franzosen für die elsaßlothringische

Frage die schiedsrichterliche Entscheidung zu verlangen, der Respekt vor dem historisch gewordenen Recht hätte sie weiter gebracht, als alle formalistisch juristischen Deduktionen. Wenn wir aber einen Dauerfrieden genießen wollen, so gilt es eine neue Mächtegruppierung herbeizuführen in der Art, daß durch die Annäherung von Deutschland und England ganz Westeuropa samt dem Südosten unseres Weltteils zu einem machtvollen Staatensystem zusammengeschlossen wird, das der Welt den Frieden diktieren kann.

Die Abrüstungsfrage endlich wird in ein ganz neues Licht gerückt werden. Frankreich wird so geschwächt aus dem destruktiven Völkerringen hervorgehen, daß es ihm gar nicht möglich sein wird, den atemraubenden Wettlauf mit Deutschland wieder aufzunehmen. Die Dreadnoughtsmanie aber wird einen schweren Stoß erleiden, schon weil sich durch die Überlegenheit der Unterseeboote, die Wertlosigkeit der monströsen Kolosse herausstellte. Für heute genügt es mir, gezeigt zu haben, daß unser Programm im allgemeinen unerschüttert geblieben ist, wenn es auch im einzelnen der Revision bedürftig sein mag. Das Eine mußten wir ja wohl lernen, daß die Zustände in Europa vor dem Krieg noch so wenig geklärt waren, daß wir noch nicht hoffen durften, mit dem Pazifismus der reinen Vernunft durchzudringen. Jetzt sind wir ein gut Stück weiter gekommen: Das Europa, das aus dem Kriegschaos herausgeboren werden wird, mag, insbesondere wenn die Sieger sich die wünschenswerte Mäßigung auferlegen, für die Frohbotschaft vom Völkerfrieden eher empfänglich sein als der alte Weltteil, dessen Götterdämmerung wir miterlebten. Das neue Europa wird insbesondere reif sein für eine dauerversprechende, friedengarantierende Staatenorganisation, und es wird das Verdienst des Pazifismus sein, das Kommen dieser besseren Zeit vorausgesehen zu haben.

Über die „Bestrafung" Deutschlands.

Es ist angesichts der zahlreichen gehässigen Stimmen englischer Blätter, die uns in überreichem Maße in der deutschen Presse übermittelt werden, nicht unwichtig, auch auf die nicht minder zahlreichen englischen Äußerungen hinzuweisen, die eine versöhnliche Haltung gegen Deutschland empfehlen. Deshalb sei hier auszüglich ein Artikel des hervorragenden Gelehrten G. Lowes Dickinson vom Kings College in Cambridge wiedergegeben, der kürzlich in „War and Peace" veröffentlicht wurde. Der Verfasser tritt darin der in England vielfach verbreiteten Auffassung entgegen, Deutschland müßte für seine Handlungen in diesem Kriege „bestraft" werden. Wenn Dickinson auch von seinem englischen Standpunkt diese „strafbaren Handlungen" als Tatsachen annimmt, so sind seine Argumente, mit denen er jene seltsame Anschauung widerlegt, für deutsche Leser nicht minder interessant.

Der Verfasser führt folgendes aus:

„Was veranlaßt die Menschen zu strafen? Ich glaube, daß es bei den meisten der Wunsch ist, eine Schuld nicht ohne Strafe zu lassen. Es muß also möglich sein, bestimmte Personen für ihre Schuld zu bestrafen. Aber eine Nation ist nicht eine Person. „Deutschland" ist nur ein kurzes Wort für 65 Millionen Männer, Frauen und Kinder, die jetzt dort leben, und für jene, die erst geboren werden. Nicht diese Millionen Individuen aber haben den Krieg gemacht. Vom englischen Standpunkt aus ist die deutsche Regierung für diesen Krieg verantwortlich. Nun ist die deutsche Regierung eine bestimmte Anzahl von Personen. Wenn ihr also jene strafen wollt, die schuldig sind, diesen Krieg verursacht zu haben, dürft ihr nicht „Deutschland" strafen, sondern die Schuldigen. Wenn ihr siegreich seid, könnt ihr das tun. Ich befürworte dies nicht, aber es wäre begreiflich, wenn wir von Schuld und Strafe sprechen, während es sinnlos wäre, „Deutschland" zu bestrafen, weil das eine Strafe für das unschuldige Volk bedeuten würde.

Nehmen wir für einen Augenblick an, daß wir der deutschen Nation einen jährlichen Tribut von hunderten von Millionen für ein halbes Jahrhundert oder noch für länger auferlegen: das hieße, alle Deutschen für diese Zeitdauer ärmer machen. Also auch jene, die jetzt noch Kinder oder noch gar nicht geboren sind. Die meisten von diesen würden mit dem Krieg in gar keinem Zusammenhang stehen. Wodurch könnten wir nun solch ein Handeln begründen, das durch die Idee von Schuld und Strafe nicht gerechtfertigt werden könnte? Denn die Strafe würde tatsächlich Unschuldige treffen, während die Wenigen, die wirklich den Krieg verschuldet haben, unbestraft ausgehen würden.

Dasselbe gilt aber nicht nur vom Ursprung des Krieges, sondern auch von den Greueltaten selbst, die während dieses Kriegs begangen wurden. Deutsche Soldaten sollen grauenhafte Taten in Belgien verübt haben. Deshalb haben einige verlangt — es sind nur wenige, glaube ich, und sie würden kaum den Mut finden, für ihr Verlangen einzutreten und es zu verteidigen—, daß die Armeen der Alliierten „Deutschland" dadurch strafen solle, daß es dieselben Greuel an Deutschen in Deutschland begehe. Ganz anderen Deutschen gegenüber. Das müssen wir festhalten. Deutschen, die weder mit diesen Verbrechen etwas zu tun oder die Macht hatten, sie zu verhüten, die, darüber ist kein Zweifel, sie ebenso verurteilen wie wir. Auch sonst gütige Frauen empfehlen diese Art der Bestrafung. So z. B. das Versenken von unbewaffneten Schiffen. Auch das ist ein abscheuliches Verbrechen. Wenn es aber bestraft werden soll, so müssen jene Personen bestraft werden, die es verüben, oder — besser noch — jene, die es veranlassen. „Deutschland strafen", hieße

nur Unschuldige strafen. Es wäre dasselbe, wie die alte, schon längst als barbarisch erkannte und deshalb aufgegebene Methode, eines Mannes Sippe oder Familie für seine Fehler zu bestrafen. Das ist aber tatsächlich nicht Strafe, das ist Rache..

Daraus folgere ich, daß, wenn wir gerecht sein wollen, wir nicht daran denken dürfen, für die Verbrechen einzelner alle 65 Millionen lebender und die Millionen ungeborener deutscher Männer, Frauen und Kinder zu bestrafen. Nun werdet ihr sagen: „Wir denken nicht an Gerechtigkeit. Wir denken an eine Umwandlung. Die Deutschen würden durch die Strafe gebessert werden." Glaubt ihr das wirklich? Niemand kann durch eine Strafe gebessert werden, es sei denn, daß er schuldig und die Strafe gerecht ist. Keines von beiden trifft hier zu. Die Deutschen sind so weit davon entfernt, sich für den Krieg verantwortlich zu halten, daß sie uns sogar die Schuld an dem Ausbruch zuschieben. Sie haben unrecht, darüber ist kein Zweifel. Aber sie glauben tatsächlich daran und werden daran glauben, bis einmal irgendein Historiker jetzt noch unbekannte Tatsachen bringen wird, die zeigen werden, wo die Schuld liegt. Wenn also die Deutschen besiegt werden, würden sie sicherlich nicht glauben, daß das Recht gesiegt hat. Sie würden im Gegenteil meinen, daß das Unrecht siegte, und es als eine Pflicht und als ein Recht ansehen, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Sie werden vielleicht sagen: „Wir waren schlecht geleitet, wir waren unklug, wir hatten Unglück," aber eines werden sie nicht sagen: „Wir hatten unrecht". Und solange sie das nicht sagen, können sie durch eine Strafe nicht geläutert werden.

Aber nicht nur, daß die Deutschen sich für unschuldig halten werden, sie werden auch dem Richter kein Vertrauen entgegenbringen. Weshalb sollten sie das auch? Die Richter sind ihre Feinde. Sie sind jetzt tatsächlich die Gegenpartei im Prozeß! Wenn sie noch so gerecht wären, wie könnten sie als gerecht anerkannt werden? Das ist aber noch nicht alles. Die Richter wollen durch Verhängung der Strafe auch noch Nutzen ziehen. Es ist genau so, als wenn der Richter eines Mörders der Sohn des Ermordeten wäre und ein Schuldspruch ihm freie Hand über das Eigentum des Angeklagten ließe! Ich übertreibe nicht. Das wird klipp und klar verlangt. Um ein Beispiel zu bringen: In der Aprilnummer des „Nineteenth Century" bespricht Harry H. Johnston die Frage von Schuld und Strafe, und verlangt, daß England Deutschland dadurch strafen solle, daß es alle deutsche Kolonien in Afrika annektierte. Ich habe viel zu viel Achtung vor dem Können, der Intelligenz und der Erfahrung Harry Johnstons, um solche Vorschläge nicht ernst zu nehmen. Ich möchte ihn bloß fragen, wie ein solcher Vorschlag einem unparteiischen Außenstehenden vorkommen muß, und ob irgend etwas anderes besser darnach angetan wäre, die allgemeine Ansicht über englische Heuchelei zu bestätigen. Nein! Wenn wir rauben wollen, dann laßt uns ehrlich rauben. Laßt uns unsere Gier nach Land nicht mit moralischen Diskussionen über Schuld und Strafe verquicken!

Ich glaube, genug gesagt und dem Leser bewiesen zu haben, daß der Gedanke der Strafe hier nicht am Platz ist. Es kann nur dann von einer Strafe die Rede sein, wenn es sich um ganz bestimmte Verbrecher und um einen unparteiischen Gerichtshof handelt. In diesem Fall aber ist Deutschland kein Verbrecher und kann auch keiner sein, denn Deutschland ist nicht eine Person; aber auch, wenn es eine wäre, gäbe es keinen unparteiischen Gerichtshof für sie. In den zwischenstaatlichen Beziehungen hat die Idee von Schuld und Strafe keine Berechtigung. Ich konstatiere dies nicht aus Wortklauberei, sondern aus sehr praktischen Gründen. Wenn wir die Schlichtung des Streites mit Deutschland nur vom Standpunkt der Strafe aus betrachten, dann laufen wir Gefahr, unserer Sucht nach Genugtuung die wirklich von uns verfolgten Ziele zu opfern. So wie alle Welt, haben auch wir nur ein einziges Interesse bei der Streitschlichtung dieses Kriegs, daß sich ein solcher Krieg niemals wiederhole. Welche Maßregeln dieses Resultat ermöglichen, das muß kühlen Blutes erwogen werden. Das Problem ist nicht leicht, und es wird mehr als eine Meinung zu dessen Lösung geben. Die Hauptsache aber ist klar. Wir verlangen ein ständiges Abkommen, das alle Staaten Europas gegen Angriffe der andern sichert. Alles, was die Sieger in dieser Hinsicht tun würden, wäre recht. Alles, was dagegen getan wird, wäre unrecht, sei es nun durch Entrüstung gerechtfertigt oder nicht. Die deutsche Nation soll nicht in eine Lage gebracht werden, wodurch alle ihre berechtigten Ansprüche durchkreuzt werden. Denn dann bliebe ihr nichts anderes übrig, als so bald als möglich einen neuen Krieg zu entfesseln, der dann ein gerechter wäre. Wenn wir den Gedanken der „Strafe" säen, dann könnten wir leicht einen neuen Krieg ernten, denn die Empörung ist uferlos und frägt nicht nach den Konsequenzen. Die Alliierten dürfen nicht durch die kleinste Tat den Gedanken aufkommen lassen, daß sie für eine Vergrößerung ihres Landes kämpfen; dies auch deshalb nicht, weil sie Deutschland dafür anklagen, „Weltmacht" zu erstreben, wärend sie es selbst tun würden. Würde es nicht gegen sie sprechen, wenn sie untereinander die deutschen Kolonien aufteilten? Wir kämpfen nicht für materiellen Gewinn. Wir kämpfen für die Freiheit, für die Ehre und für den Weltfrieden.

Aus meinem Kriegstagebuch. [1])

(Bruchstücke vom Juni.)

31. Mai (Lugano).

Am 29. Mai wichtige Debatten im Reichstag. Die Meinungen über Gebietserweiterungen platzten gegeneinander. Die Sozialdemokraten sagten wieder, wir wollen nicht erobern, weil Eroberungen die Festigkeit des Friedens beeinträchtigen. Die Junker, die den Grafen Westarp ihre Anschauungen vertreten ließen, sagten, sie wollen auch keine Eroberungen, nur Gebietserweiterungen. Diese seien notwendig als reale Garantien dafür, unser Haus fester als vorher zu machen. Leider bewegten sich auch die Äußerungen des nationalliberalen Redners nach dieser Richtung. Ihm gilt es auch, „reale greifbare Sicherheiten zu schaffen dafür, daß die Gefallenen nicht umsonst gestorben sind". Also wir haben Belgien besetzt zu unserer Verteidigung, das kostete ungeheure Opfer an Menschenleben, damit diese nicht umsonst gebracht sein sollen, müssen wir von der Verteidigung zur Eroberung übergehen. „Wir müssen," so sagte der nationalliberale Redner, „einen festen Wall gegenüber allen denen aufrichten, die uns jetzt überfallen haben." Ja, das ist richtig! Aber der feste Wall ist das Recht! Gebietserweiterungen in Europa heißt die Verewigung und Zuspitzung der Gewalt! Ein Zustand, der durch Eroberungen in Europa begründet werden soll, wird unerträglich für die Menschheit werden. Wir schützen dadurch die kommende Generation nicht, wir opfern sie, wie die Politiker, die Elsaß-Lothringen annektiert hatten, die Völker Europas mit der Last der Rüstungen beschwerten und die heutige Generation hinopferten. Deutschland ist noch immer nicht erwacht! Mächtige Einflüsse scheinen es auf den Weg der alten Gewaltpolitik weiterführen zu wollen, die durch diesen Krieg so fürchterlich Schiffbruch gelitten hat. Wenn diese Ideen noch lange oben bleiben, dann kann dieser Krieg auch noch lange währen und unabsehbares Blut kosten.

Die Reichsregierung hat die Lusitania-Note der amerikanischen Regierung beantwortet. Keinerlei Entgegenkommen, Beharren auf dem eigenen Standpunkt. Nur für den Fall „Gulflight" wird erfreulicherweise auf die Haager Abkommen über internationale Untersuchungskommissionen hingewiesen.

Baron Chlumetzky in Wien schreibt einen Preis von 10,000 Kronen für denjenigen österreichschen Soldaten aus, der die erste italienische Fahne erbeutet. Ein Italiener namens Bartolomeo Janetti einen Preis von 1000 Lire für die Bemannung des ersten italienischen Unterseebootes, das ein österreichisches Schiff versenkt. Sehen denn die Leute nicht ein, wie sie mit diesem Kss-Kss den Krieg erniedrigen? — Dabei kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, wie wohltuend solche Geldspenden gewirkt hätten, wenn sie der austro-italienischen Verständigungsarbeit zugute gekommen wären. Aber die Vernichtungsarbeit erscheint diesen Leuten unterstützungswürdiger.

D'Annunzio ist vom italienischen Generalstabschef als Leutnant seinem Stab zugeteilt worden. Also gut im Trockenen, nicht wie er es so poetisch dem Volke sagte, auf einem Kriegsschiff, um in der geliebten Adria zu versinken. Die Schürer und Hetzer haben niemals die Plätze in den vordersten Schützengräben bevorzugt.

2. Juni (Lugano).

Nach dem Kriege wird es sich lohnen, einmal nachzuforschen, wie sehr die Internationalität der Familien bereits ausgebildet war, und wie sehr diese darunter gelitten haben. Daß es unzählige Ehen gibt zwischen Angehörige der jetzt feindlichen Staaten ist bekannt, viel tragischer ist aber die so häufig beobachtete Tatsache, daß die Kinder ein und derselben Familie verschiedenen Nationalitäten angehören. So habe ich von Fällen gehört, wo ein Sohn in der deutschen, der andere in der italienischen Armee kämpft. Ähnliche Fälle gibt es zahlreich unter den Elsässern. Ich lernte einen Mann kennen, der von Geburt Deutscher ist, eine Französin heiratete und die französische Staatsbürgerschaft erwarb, ohne die deutsche aufzugeben. Dieser wird jetzt von beiden Ländern zur Ableistung der Dienstpflicht reklamiert. Schrecklich ist die Lage derjenigen Menschen, die, an den Krieg nicht denkend, seit Jahrzehnten in einem fremden Lande lebten, das ihnen zur Heimat wurde, und die plötzlich aus dieser wirklichen Heimat als Landesfremde und Landesfeinde fort mußten, während sie in der ursprünglichen Heimat tatsächlich Fremde geworden sind. Gestern lernte ich hier einen Deutschen kennen, der seit vierzig Jahren in Mailand lebt und, da er seines Lebens nicht sicher war, bei Nacht und Nebel nach der Schweiz flüchten mußte. Sein Sohn dient jedoch in der italienischen Armee. Die Tochter ist an einen Italiener verheiratet, der natürlich ebenfalls in der Armee dient. Hier, an diesen Verzweigungen der persönlichen Lebensverhältnisse zeigt es sich am deutlichsten, wie widersinnig der Krieg in Europa ist.

Die Pöbelhandlungen in Mailand, die Zerstörung von Geschäften, von Wohnungen von Deutschen oder solchen Personen, die deutsche Namen tragen, sind furchtbar. So etwas ist in Deutschland und Österreich nicht vorgekommen. Die Straße benahm sich vornehm. Nur die Intellektuellen demolierten und exzedierten bei uns.

In Tirol und Kärnten sollen sich bereits 12,000 Freiwillige zur Verteidigung der Heimat-Erde gegen den italienischen Eindringling gemeldet haben. Darunter solche zwischen 50 bis

[1]) Siehe die vorhergehenden Veröffentlichungen von „Aus meinem Kriegstagebuch" in „Die Friedens-Warte" 1914, Heft 8/9 und 10; ferner in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation; der „Friedens-Warte" XVII. Jahrgang 1915, Heft 1, 2, 3 und 4.

70 Jahren. Ich fürchte, daß es dort zu Franctireur-Handlungen kommen kann. Tirol ist der klassische Boden des Franctireurtums.

* * *

Ich bekam heute ein Schreiben von Frau H. in Leipzig, worin sie sich bei mir für die zugunsten ihres in England gefangenen Sohnes Edgar unternommenen Nachforschungen bedankt. Gleichzeitig teilt sie mir mit, daß ihr ältester Sohn vorgestern „einem amerikanischen Geschoß zum Opfer fiel". —

Diese Redewendung gibt zu denken. So ist es denn unseren Haßaposteln glücklich gelungen, den blinden Haß, den sie gegen England entfacht haben, auch auf die Vereinigten Staaten zu übertragen. Unsere Söhne fallen nicht mehr dem im Kriege mit uns befindlichen Feinde zum Opfer, wie deren Söhne uns, sondern auch noch Amerika, das die Geschosse liefert.

Es ist also möglich gewesen, im Volke die Meinung zu verbreiten, daß die Engländer, und wohl auch die Franzosen, den Krieg überhaupt nicht mehr weiter führen könnten, wenn sie nicht Kriegsmaterial von Amerika bekämen. Welche ungeheuerliche Verdrehung der Tatsachen! Daß Amerika Kriegsmaterial an England liefert, ist zwar kein Bruch der Neutralität, denn die Lieferung von Kriegsmaterial ist den Neutralen aus den internationalen Verträgen zugestanden, kann aber, wo es durch die Verhältnisse außerstande ist, uns welche zu liefern, sicher nicht als Wohlwollen angesehen werden. Glaubt man aber im Ernst, daß England, wenn es von Amerika nichts geliefert bekäme, ohne Geschosse dastehen würde und unsere Krieger am Leben blieben? — Es ist doch klar, daß ein Reich von der Größe des britischen sich das nötige Material von wo anders beschaffen würde. Es könnte dies im eigenen Lande erzeugen, aus Kanada, aus Skandinavien oder Südamerika und von weiß Gott wo noch her beziehen. Dann darf man aber nicht sagen, daß Amerika unsere Krieger tötet, um damit unnötige und unberechtigte Haßgefühle im Volk zu erregen, das man damit täuscht. Getötet werden unsere Söhne durch den Krieg, einerlei woher der Gegner sein Vernichtungsmaterial nimmt.

Es ist eine Torheit, glauben zu machen, die 5000 mit der Lusitania untergegangenen Munitionskisten haben nur einen einzigen Deutschen am Leben erhalten. Das durch den deutschen Torpedoschuß vernichtete Kriegsmaterial wird einfach durch anderes ersetzt werden. Darum kann ich für die gleichzeitige Vernichtung von 1500 Menschenleben jenen Trost nicht finden, durch den sich sehr viele Deutsche über das Lusitaniaunglück hinwegsetzen, daß deren Tod ebensovielen deutschen Kriegern das Leben gerettet hätte. Das ist ein Trugschluß.

Mit welchem Recht ereifert man sich jetzt so sehr darüber, daß die amerikanische Rüstungsindustrie, den Gegnern Deutschlands Waffen liefert, wo wir doch gezwungen sind, gegen Waffen zu kämpfen, die den Feinden Deutschlands von der deutschen Waffenindustrie geliefert wurden? Abgesehen davon, daß in den amerikanischen Waffenfabriken zu 25% deutsches Kapital und in großer Zahl deutsche Arbeiter arbeiten sollen, hat man doch in Deutschland unbesorgt Rußland mit Waffen oder mit Kapital für Waffen versorgt. Es ist nur durch die französische Konkurrenz vereitelt worden, daß sich Anfang Januar 1914 (!) die Deutsche Bank und die Firma Krupp mit 25 Millionen Rubel an den Putilow-Werken beteiligt hätten. Was der deutschen Rüstungsindustrie nicht gelang, ist der österreichischen gelungen. Im Februar des großen Kriegsjahres haben noch Vertreter der Skoda-Werke mit Unterstützung österreichischer Banken mit den Newski-Werken in Petersburg eine Vereinbarung getroffen, zur Errichtung einer Stahlhütte für die Versorgung der russischen Artillerie und der russischen Kriegsmarine mit in Rußland erzeugtem Stahl. Damals schrieb die Wiener „Arbeiterzeitung" prophetisch: „Wenn also dereinst aus russischen Kanonen die mordenden Geschosse gegen unsere Söhne sausen, werden wir wenigstens die Beruhigung haben, daß die Stahlrohre vom österreichischen Kapital gegossen worden sind."

Wie oft haben wir Pazifisten auf das Unerträgliche, ja Unsittliche des internationalen Rüstungshandels hingewiesen, haben wir die Verstaatlichung der Rüstungsindustrie gefordert. Damals hat man uns verlacht, und das Rüstungsgeschäft nach dem Auslande als durchaus nicht unpatriotisch bezeichnet.

Ich erinnere mich hier an die Reichstagssitzung vom 19. Februar 1914 (!), wo der Abgeordnete Noske auf den Übelstand hingewiesen, der darin besteht, daß deutsche Firmen und deutsche Arbeiter Rußlands Flotte bauen helfen. Daraufhin sind in der selben Sitzung zwei Erwiderungen gefallen, die nach dem Wortlaut des stenographischen Protokolls hier festgehalten seien. Staatssekretär von Tirpitz sagte:

> „Ferner hat Herr Noske davon gesprochen, daß deutsche Firmen für Rußland bauen. Ja, Rußland will sich eine Flotte schaffen. Wenn unsere Firmen den Bau ablehnen, wird sie eben von andern gebaut. (Sehr gut!) Wir bemühen uns ja gerade, für unsere Privatindustrie Arbeit zu schaffen. Herr Noske ist auch nicht so sehr böse gewesen über die Entsendung eines Marine-Attachés nach Buenos-Aires, wenn ich ihn richtig verstanden habe. Es ist doch nicht zweckmäßig, wenn irgendein anderes Land — ich will es gar nicht mit Namen nennen — das Monopol für Kriegsschiffe erhält. (Sehr richtig!) Im Gegenteil. Also den Vorwurf, daß unsere Firmen unpatriotisch handeln, kann ich nicht anerkennen."

Abg. Erzberger (Zentrum) sagte:

> „Es ist mir ganz unbegreiflich, wie der Herr Kollege Noske, ausgerechnet der Vertreter einer Partei, die die Vertretung der

Arbeiterinteressen in erster Linie sich angelegen sein lassen will, dagegen Stellung nimmt, daß deutsche Firmen suchen, Einfluß auf russische Firmen und Rüstungsfabrikanten zu gewinnen. Ob Deutschland für Rußland etwas baut oder nicht, das kann an den dortigen Rüstungen nichts ändern. Aber wenn Deutschland zurücksteht und sich nicht um russische Aufträge bemüht, so werden jedes Jahr Millionen weniger in das deutsche Vaterland hereinfließen. Ganz klar ist, daß die Engländer und die Franzosen sich die Hände reiben, wenn wir diese Politik des Verzichts öffentlich proklamieren und durchführen würden." (Sehr richtig.)

Und so kommt es, daß nicht nur amerikanische Geschosse gegen unsere Krieger losgehen, sondern auch deutsche. Es waren Krupp-Geschosse, die, von japanischen Schiffen abgefeuert, die deutschen Kriegsschiffe bei den Falklandsinseln in den Grund bohrten. Es sind Kruppgeschosse, die jetzt Italien gegen uns verwendet. Wenn man aber die Versorgung der Gegner mit Waffen und Munition eigener Fabrikation nicht als unpatriotische Handlung bezeichnet, warum nimmt man jetzt den Waffenhandel Amerikas so ernst.

Die Lehre dieses Ereignisses ist die: Man verstaatliche die Rüstungen, verhindere den Rüstungshandel nach außerhalb, und man wird den Krieg verhindern.

3. Juni (Lugano).

Die „Deutsche Tageszeitung" berichtet (23. Mai) über ein Buch „Ist der Krieg sittlich berechtigt?" Verfasser ist ein Wiener Universitätsprofessor namens Fritz Wilke. Was er an der Wiener Universität doziert, ist mir nicht recht in Erinnerung. Das muß ja ein ganz erbauliches Buch sein. Die Darlegungen über die Vereinbarung des Kriegs mit der christlichen Lebensauffassung muten ganz talmudisch an. Was da (ich folge dem Artikel der D. T.) an „sittlicher Berechtigung des Kriegs", an „Schickung Gottes", an „innerer Berechtigung des sogenannten Militarismus", „der Krieg als Schule der Läuterung", „als Erwecker zum Leben (!)" und ähnlichen Schlagworten geleistet wird, schreit zum Himmel! Eine Stelle, mit der das Buch schließt, sei hier wiedergegeben Sie lautet nach dem Zitat der D. T.:

„Nicht: „Die Waffen nieder!" heißt darum die Losung, sondern: „Die Waffen hoch!" Mit reiner Hand und ruhigem Gewissen dürfen wir zum Schwerte greifen; denn der Krieg, der die Völker vor dem Versumpfen in erbärmliche Selbstsucht und widerlichen Materialismus, in Krämersinn, Genußleben, Verrottung und Fäulnis bewahrt, der alles Unrechte, Falsche, Mattherzige, Feige zerstört, der uns von allen Schlakken läutert und den Blick emporlenkt zu dem Hohen, Edlen, Ewigen, ist nach dem bekannten Wort Moltkes trotz seiner Schrecken ein Stück der sittlichen Weltordnung."

Also kein Krüppeldasein führen, keine Läuse haben, keinen Flecktyphus, nicht in Konzentrationslagern, Gefangenenbaracken schmachten, alt werden und der Menschheit wie der Familie etwas leisten statt mit 19 oder 20 Jahren totgeschossen zu werden, das heißt versumpfen, Verrottung und Fäulnis.

* * *

Salandra hat gestern in Rom eine Rede gehalten, in der er die Haltung Italiens gegenüber den Vorwürfen verteidigt, die in dem Manifest Kaiser Franz Josefs und in der jüngsten Reichstagsrede des Reichskanzlers erhoben wurden. Derselbe Brustton der Überzeugung wie bei allen anderen offiziellen Reden in den verschiedenen Ländern, der selbe Beifall und die gleiche Zustimmung bei den Hörern. „Die hohe moralische und politische Würde der Sache, die unsere Waffen zur Geltung bringen", so heißt es an einer Stelle. Wenn man die Rede liest, glaubt man, es sei noch kein heiligerer, noch kein aufgezwungenerer Krieg geführt worden. Ein Plaidoyer. Wie man sie in Rechtsstreitigkeiten täglich hört, auch von den Vertretern der ungerechten Sache. Nur daß in diesem Falle das Urteil sehr lange auf sich warten läßt. Salandra beklagt sich über die Haltung Österreich-Ungarns Italien gegenüber, die das Bündnis seit Jahren kompromittiert habe. Er hält es aber nicht der Mühe wert, zu erklären, warum man dann dreißig Jahre lang das Bündnis ertragen hat, und man es gerade jetzt löst, wo die Konjuktur günstig erscheint.

Im übrigen konnte es keine glänzendere Rechtfertigung für die Bekämpfer der europäischen Allianzen geben, als diesen schmählichen Bankrott des Dreibundes. Keine glänzendere Rechtfertigung der Bekämpfer des Diplomatenunfugs, die uns stets mit ernster Miene von der „völligen Übereinstimmung" ihrer Anschauungen überzeugen wollten. Der 23. Mai 1915, an dem der Bundesgenosse Italien dem Bundesgenossen Österreich-Ungarn den Krieg erklärte, wird als geschichtliches Datum erster Ordnung glänzen. An diesem Tage hat die alte europäische Bündnispolitik ihr Ende erreicht.

Interessant ist in Salandras Rede die Mitteilung, daß die italienische Regierung bereits am 27. und 28. Juli 1914 in Wien und Berlin die Forderung von Kompensationen erhoben habe. Vielleicht erklärt dies die Tatsache, daß die österr.-ungarische Regierung am 29. Juli sich bereit erklärte, mit Rußland in direkte Unterhandlungen zu treten.

5. Juni (Lugano).

Przemysl seit vorgestern wieder in unserem Besitz. Jubel in Wien. Häuser beflaggt, Illumination und Zapfenstreich. — —

6. Juni (Lugano).

Im „Berliner Tageblatt" vom 3. Juni lese ich nachstehende Notiz:

„Russische Kultur. Ein Denkmal der Tätigkeit russischer Kulturträger ist gegenwärtig im Schaufenster einer Klavierhandlung in der Leipziger Straße zu sehen. Es ist ein Pianino aus einer der zerstörten Ortschaften Ostpreussens. Der Deckel und die Vorderwand des Instruments sind verschwunden, die Tasten sind zertrümmert und zersplittert, die Saiten und Hämmer herausgerissen, das Ganze ein wüstes Durcheinander. Eine sinnlosere, brutalere Zerstörung kann man sich kaum vorstellen."

Man denke! —

Zwanzig Millionen Menschen bearbeiten sich täglich in Europa mit den sinnreichsten Zerstörungsmaschinen, und dabei wurde auch ein Klavier zerstört. Wie töricht ist es doch, dieses Klavier mit der verschwundenen Vorderwand gleich als ein Denkmal „Russischer Kultur" hinzustellen. Man ist doch so furchtbar entrüstet, wenn die Franzosen mit der Kathedrale von Rheims ähnlichen Unfug treiben. Und schließlich ist doch so ein Klavier kein so wichtiger Gegenstand wie jene Kathedrale. Ganz unglaublich klingt der Satz „eine sinnlosere, brutalere Zerstörung kann man sich kaum vorstellen." Oh ja! Man kann sich das wohl vorstellen und braucht sein Vorstellungsvermögen nicht einmal sehr anzustrengen. Der Objekte gibt es im Überfluß.

* * *

Eine Episode möchte ich hier festhalten, über die der „Manchester Guardian" vom 19. Mai berichtet. Es fand in London (Browning Hall) am 18. Mai eine Friedensfeier zum Jahrestag des Zusammentritts der ersten Haager Konferenz statt. Verschiedene Vorträge wurden gehalten. Das Parlamentsmitglied C. W. Bowerman sagte, es könne nicht zum Frieden kommen, ehe nicht der brutale preussische Militarismus der Vergangenheit angehöre. Dabei fügt der Bericht folgenden Zwischenruf ein: „Und der Militarismus ist in jedem Lande der gleiche!" — Man sieht, daß die Behauptung, „die" Engländer wollen den deutschen Militarismus hintertreiben, zum mindesten eine Übertreibung ist.

8. Juni (Lugano).

Marconi soll eine Erfindung gemacht haben, die es ermöglicht, durch eine 60 cm dicke Wand hindurchzusehen. Das soll wieder der Schießtechnik zugute kommen. Ich würde mir eine Erfindung loben, die es den Menschen ermöglicht, jedes Ding von beiden Seiten zu sehen. Das wäre etwas zur Förderung des gegenseitigen Verstehens, somit eine dem Frieden dienende Erfindung. Aber diese Erfindung ist sogar schon gemacht, doch kümmert sich niemand darum.

10. Juni (Lugano).

Das Ereignis des Tages ist die Demission Bryans, als Folge einer Differenz der Anschauungen mit Wilson über die Lusitania-Note an Deutschland. Bryan demissioniert, „um den Krieg zu verhindern", wie es in seinem Schreiben an Wilson heißt. Nun ist die Spannung wieder einmal groß. Denn morgen soll die Note der Presse übergeben werden. Was entwickelt sich hier wieder?

Der italienisch-österreichische Krieg währt bald drei Wochen, und es ist noch auf keiner Seite zu Fortschritten gekommen. Bis jetzt halten sich die Italiener an den äußersten Grenzen. Die Spaziergänge nach den feindlichen Hauptstädten sind doch nicht mehr so leicht wie früher.

11. Juni (Lugano).

Heute wird die amerikanische Note veröffentlicht werden. Die Zeitungsnachrichten lassen den Bruch zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland als wahrscheinlich erscheinen. Ja, soll denn das so weiter gehen? Die „Tägl. Rundschau" meint allerdings: „Falle der Würfel, wie er will, der Unterseebootkrieg wird fortgesetzt." Es wird aber noch Geister geben, die anders darüber denken werden, daß sich wirklich die ganze Welt gegen Deutschland zusammenballt. Es ist wahrlich nicht Feindschaft, es ist der Wille zur Organisation der sich aufbäumt.

13. Juni (Lugano).

Die amerikanische Note ist keineswegs derart, wie man nach dem Rücktritt Bryans befürchten mußte. Sie fordert zwar „Zusicherungen" für die künftige Sicherheit des Verkehrs von Amerikanern in der Kriegszone, enthält aber nichts, was auf unbedingten Konflikt schließen läßt. Die Entscheidung wird bei der Antwort liegen. Bryan soll in den Vereinigten Staaten eine große Friedensaktion entfalten. Welcher Art geht aus den kurzen Berichten nicht hervor. Für den Frieden zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland oder für die Beendigung des Weltkriegs?

Mein Buch „Europäische Wiederherstellung" ist erschienen.

Heute vor einem Jahr sprach ich, vor meiner Abreise nach Paris, Bertha von Suttner zum letztenmal.

14. Juni (Lugano).

Die amerikanische Note wird auch in Berlin als Grundlage für eine Verständigung angesehen. Die Möglichkeit einer Untersuchungskommission oder eines Schiedsgerichts in der Lusitaniaangelegenheit erscheint nicht ausgeschlossen, ebenso wie eine Vermittlung zwischen Deutschland und England über den Handelskrieg. Wenn es dazu käme, könnte man auch Hoffnung hegen bezüglich eines Waffenstillstandes und allgemeiner Friedensverhandlungen. Wenn man einmal zu vermitteln anfängt, warum nicht gleich aufs Ganze gehen?

Gleiche Hoffnungen wie im Februar.

Das Oberkommando in Berlin hat Veröffentlichungen über die Gesamtverluste des deutschen

Heeres und der Marine verboten, auch wenn sie auf das amtliche Material Bezug nehmen, da derartige Mitteilungen geeignet seien, „grundlose Beunruhigung in der Bevölkerung hervorzurufen und auch dem Auslande unrichtige Vorstellungen über die deutschen Verluste wachzurufen". — Man hat also etwas zu verheimlichen. Das beunruhigt viel mehr!

19. Juni (Thun).

Auf der Reise hieher die trockenen Verwüstungen des Kriegs kennen gelernt. In Luzern die Hotels teilweise geschlossen. teilweise von einer Handvoll Gäste bewohnt. Die Luxusgeschäfte ebenfalls zum Teil geschlossen. Ein trauriger Anblick, diese Stätte des Wohllebens einsam und öde zu sehen, die Häuser, in denen sonst das Gold rollte, leer und mit Brettern vernagelt zu finden. Alle klagen über die ungeheuren wirtschaftlichen Verluste. Hier in Thun, wo die Luxushotels ebenfalls geschlossen haben, bin ich der einzige Gast in einem alten renommierten Gasthof. Der Wirt sagte zu mir: „Den Strick habe ich schon um den Hals gelegt, ich brauche ihn nur noch zuzuziehen." So schauen die Verwüstungen in einem neutralen Lande aus. Dabei sind sich die Leute bewußt, daß eine Generation vorübergehen muß, ehe nur wieder die alten Verhältnisse eintreten werden. Die Menschen sind es eigentlich nicht wert, daß ihnen diese Katastrophe erspart geblieben wäre. Sie ahnten ja gar nicht, was der Krieg bedeutet und auf uns, die wir es erkannt hatten, hörten sie nicht.

Ob sie nachher klug sein werden, oder ob es auch nach dieser Prüfung den Charlatanen der Welt gelingen wird, die Menschheit von der Verfolgung ihrer höchsten Interessen abzuhalten? Ein Prof. O. F. Schmidt in Köln, dem mein Verleger einen Prospekt meiner Schrift „Europäische Wiederherstellung" übersandt hatte, schreibt diesem:

„Die aus dieser Schrift angeführten Sätze zeigten mir endgültig, daß der Pazifismus dem klassischen Zeitalter des Krieges, in das wir eingetreten sind, mindestens gegen den Geschmack geht. Derartige utopistische Empfindungen gilt es jetzt abzuwehren." — Schon abwehren, ehe er das Buch gelesen. Allerdings, wenn man von einem „klassischen Zeitalter des Krieges" spricht, braucht man Gegengründe nicht erst kennen zu lernen. Möge jenen Leuten das Erwachen aus dem Rausch, in dem sie leben, leicht werden. Es wird für sie ein fürchterlicher Tag kommen, wenn die empörte Menschheit diese Missionare der Vernichtung von sich stoßen wird.

Bryans „Aufruf an das amerikanische Volk" ist ein pazifistisches Dokument von höchster Bedeutung. Darin heißt es:

„Aber es handelt sich hier in Wirklichkeit um die Wahl zwischen zwei Systemen. Unter den Einflüssen, deren sich die Regierungen bei ihren Beziehungen untereinander bedienen, nehmen zwei eine vorherrschende Stellung ein und sind einander entgegengesetzt: nämlich Gewalt und Überredung. Gewalt tritt bestimmt auf und handelt durch Ultimatum. Überredung wendet Beweisführungen an, fordert zu Untersuchungen und stützt sich auf Verhandlungen. Gewalt stellt das alte System dar, Überredung ein neues, das allgemeine Brüderlichkeit zum Ziele hat. Wenn ich die Note an Deutschland richtig auslege, so muß ich sagen, daß sie eher mit den Grundzügen des alten Systems, als mit denen des neuen übereinstimmt. Ich gebe gern zu, daß sie sich damit auf Präzedenzfälle im Überfluß stützt. Das alte System ist für alle früheren Kriege verantwortlich."

Dieser Satz ist unserer Lehre entnommen.

Aber die deutsche Presse, die es nicht glauben will, daß ein Staatsmann pazifistisch denkt, sucht nach dem tieferen Grunde dieser ihr als „Heuchelei" erscheinenden Gesinnung und schließt überzeugend daraus, daß es sich nur um ein Manöver für die kommende Präsidentenwahl handelt. Sie ist sich der großen Bedeutung nicht klar, die der Pazifismus auf der andern Seite der Erdkugel bereits gewonnen hat. Selbst wenn Bryans Kundgebung wirklich nur ein Wahlmanöver wäre, spräche ja dies auch schon für die Rolle der pazifistischen Idee, die in Europa für Wahlargumente nicht verwendbar wäre.

Der Flieger-Raid über Karlsruhe mit seinen 80 Opfern zeigt neuerdings anschaulich den Wahnsinn des Luftkriegs und das Verbrechen, das darin lag, das Verbot, das auf der zweiten Haager Konferenz vorgeschlagen war, nicht anzunehmen. Wenn die Fliegeruntat jetzt von der deutschen Regierung amtlich als ein „Verbrechen" bezeichnet wird, so ist das leider zu spät. Wir, wir blöden Pazifisten, haben vor der „Barbarisierung der Luft" gewarnt, wurden aber dabei verhöhnt, weil man eine so kostbare Möglichkeit der Gewaltanwendung nicht aus der Hand geben könne. Daß alle Gewaltmittel zweischneidig seien wird man erst jetzt erkennen und vielleicht dann doch später dahin gelangen, die Zweischneidigkeit durch gemeinsame Abkommen zu beseitigen.

21. Juni (Thun).

Ein Jahr ist es heute, daß Bertha von Suttner von uns ging. Am Morgen war ich aus Paris zurückgekehrt, wo ich an verheißungsvoller internationaler Verständigungsarbeit teilgenommen und Vorbesprechungen über unseren Wiener Friedenskongreß gepflegt hatte. Angekommen, hörte ich von der Verschlimmerung im Zustand der Baronin. Vor 11 Uhr war ich in ihrer Wohnung, um von dem Arzt zu hören, daß die große Frau in Agonie liege. Noch einen Blick konnte ich auf sie richten. Sie lag friedlich schlafend da. Einige Minuten später wurde der letzte Herzschlag festgestellt. — Nun ist ein Jahr darüber hinweggegangen. Und was für ein Jahr! — In den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation" habe ich diesem Gedenktag einen Artikel gewidmet.

* * *

Der Präsident des preußischen Herrenhauses hielt am 19. zum Schluß der Session eine Rede, in der mir eine Stelle besonders auffällt. Sie lautet:

„Man sagt vielfach, wir müßten einen Frieden erlangen, der uns sichert gegen die Wiederkehr solcher Angriffe. Nach meiner Überzeugung gibt es einen solchen Frieden nicht. Je größer wir aus dem Kampfe hervorgehen, desto mehr wird das Bestreben der Gegner sein, uns durch Koalitionen wieder zu entreißen, was wir erlangt haben. Unsere Sicherheit besteht daher nur in der eigenen Kraft."

Das ist die folgerichtige Entwicklung des anarchistischen Standpunktes bis zur äußersten Spitze. Weiter geht es glücklicherweise nicht. Hier muß die Umkehr erfolgen, der Ausweg gefunden werden durch die pazifistische Lehre. Diese Anschauung bedeutet den Bankrott der anarchischen Denkweise. Gegen eine Weltkoalition nützt unsere „eigene Kraft" nicht mehr. Sie wird uns nie Sicherheit gewähren. Das muß schließlich der fanatischste Gewaltanhänger einsehen. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als Verständigung, als Untersuchung der Ursache der Koalition, als die Begründung der Sicherheit durch die Assoziation, das heißt durch den Austausch eigener Macht gegen fremde Pflichten. Das Bekenntnis des Herrenhauspräsidenten ist daher von hohem Wert. Wenn selbst dieser Krieg, dieser ungeheuer opferreiche Krieg den gesicherten Frieden nicht bringen kann, so hat das ganze Machtsystem keinen Wert mehr. Es erweist sich als verfehlt und muß vernünftigerweise durch ein anderes ersetzt werden.

22. Juni (Thun).

Eine Mailänder Depesche in der heutigen „Zürcher Zeitung" bringt eine merkwürdige Nachricht. Von einer in vatikanischen Kreisen vertrauten Persönlichkeit wird berichtet, daß demnächst in der Schweiz unverbindliche Besprechungen von Vertretern des Vierverbandes und der Zentralmächte über die Bedingungen einer Friedenskonferenz stattfinden sollen. Die Zusammenkunft soll auf Betreiben des Präsidenten Wilson stattfinden.

Ob das ein Ballon d'essai ist, oder ob eine Tatsache dahinter steckt, dürfte die nächste Zukunft lehren. Immerhin ist es ein bemerkenswertes Zeichen, daß nicht nur die Pläne einer Vorbereitung des Krieges bis Ende 1916 in die Öffentlichkeit dringen, sondern auch die Versuche für einen baldigen Abschluß. Daß von Amerika der Anstoß zu einem Ende kommen könnte, erscheint mir nicht unwahrscheinlich. Ich habe von Anfang an die Hineinbeziehung der Vereinigten Staaten in den Konflikt als ein den Friedensschluß förderndes Moment angesehen. Es wird auch berichtet, daß die Bewegung zur Herbeiführung des Friedens in den Vereinigten Staaten einen sehr großen Umfang angenommen hat. Die Welt ist müde, so daß die Möglichkeit eines Kriegsabschlusses, ehe die von beiden Teilen erwarteten Entscheidungen erreicht würden, nicht so unwahrscheinlich ist, wie gewisse deutsche Zeitungen glauben machen wollen, die jede Friedensandeutung mit einer Geste der Entrüstung abweisen.

* * *

Nach dem „Berliner Tageblatt" vom 20. Juni ist von einem Berliner Schwurgericht eine Näherin, die sich des Verbrechens gegen § 218 des Strafgesetzbuches schuldig gemacht hat, zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Der Staatsanwalt hatte nur ein Jahr beantragt, das Gericht verdoppelte aber die Strafe, da „das Treiben derartiger „weiser Frauen" vom Standpunkt der notwendigen Erhaltung des Volkswohles und der Volksgesundheit als ein äußerst gemeingefährliches zu bezeichnen sei." Das ist eine wichtige Betonung der Grundsätze der Menschenökonomie. Wenn hier ein armes Weib ihre Verbrechen gegen das keimende Leben mit zwei Jahren Zuchthaus büßen muß, welche Strafen verdienen jene, die den Tod von hunderttausenden blühenden Kraftmenschen verschuldet haben? Welche Strafe gebührt dem Kriegshetzer, der vom „Standpunkt der notwendigen Erhaltung des Volkswohls und der Volksgesundheit" doch sicher unendlich „gemeingefährlicher" ist als die arme Näherin.

* * *

Der Engländer G. Lowes Dickinson vom Kings-College in Cambridge ist einer der hervorragendsten Vertreter der Norman-Angell-Schule. Sein Aufsatz „Der Krieg und die Befreiung von ihm" (zuerst im „Atlantic Monthly" erschienen, deutsch in „Neue Wege" März-April, Basel), den ich gestern las, enthält prachtvolle Äußerungen gegen den Krieg und zeugt von der objektiven Auffassung des Verfassers, der durchaus keinen Haß gegen Deutschland kennt. Ich möchte folgende Stelle hier festhalten:

„Die deutschen Imperialisten haben es offenbar für der Mühe wert gehalten, Krieg mit uns zu führen, um Kolonien zu erwerben. Haben sie je die Kriegskosten gegen die voraussichtlichen Handelsvorteile abgewogen? Haben sie je versucht, die ökonomische Bilanz zu ziehen? Haben die Regierenden irgendwo so etwas versucht? Und ist die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß, wenn die Bilanz gezogen würde, sie zugunsten des Kriegs ausfiele? Das ist jedoch der am wenigsten in Betracht fallende Umstand. Was wirtschaftlich im Kriege gewonnen oder verloren werden kann — ich glaube, alle sachverständigen Beurteiler sind darin einig, daß der Verlust größer sei als der Gewinn — ist nur eine und zwar die unwichtigste Erwägung. In den Krieg ziehen, um Reichtümer zu erwerben, sogar wenn man sie erwerben könnte, ist dasselbe wie einen Menschen ermorden, um seine Taschen zu leeren. Der Regierungsdenkweise mit ihrem Zynismus,

ihrer Blindheit, ihrem Mangel an Berührung mit den Wirklichkeiten des Lebens mag solch ein Vorgehen richtig und normal erscheinen. Aber gehen Sie zum einfachen Mann und zur einfachen Frau und stellen Sie ihnen in Friedenszeiten die Frage: „Hieltet ihr es für recht, zehntausende von Leben zu opfern und der Welt eine Erbschaft des Hasses zu hinterlassen, damit ihr und eure Nachkommen Reichtümer erwerben könnet?" Was für eine Antwort würden Sie erhalten? Gehen Sie in Kriegszeiten zu ihnen und sagen Sie der Mutter, die um ihren Sohn, der Frau, die um ihren Mann weint. „Wir verlangen dieses Opfer von dir, damit die Engländer oder Deutschen mehr Geld zu verbrauchen haben" — was für eine Antwort werden Sie erhalten?"

Dickinson unterscheidet zwischen den Wünschen der Regierungen und den Wünschen der Völker. Die ersteren haben Europa immer wieder vom „Gesichtspunkt des Staates, statt vom Gesichtspunkt des menschlichen Lebens aus eingeteilt... Den Wünschen der Völker, den Interessen der Völker, dem Nationalgefühl, das etwas so Wirkliches ist, wie der Staat etwas Unwirkliches, alledem sind sie gleichgültig gegenübergestanden."

Über die Ursache des Kriegs urteilt er in folgender Weise. Er schildert den Krieg wie er ist und fährt fort:

„Dann, wenn Entsetzen seine Seele erfüllt, möge er sich fragen: „Warum dies alles?" Und er möge sich nicht zufrieden geben mit Antworten wie „der Einbruch in Belgien" und „das Machtverlangen Deutschlands". Das mögen Gründe gewesen sein, die England zu diesem gegenwärtigen Krieg veranlaßt haben; aber sie sind nicht der Grund des Kriegs. Der Krieg brach aus, weil die paar wenigen Männer, die über Polizei und Rüstungen zu befehlen haben, von der Regierungstheorie durchdrungen sind und sie angewendet haben und weil das gewöhnliche Volk, das in diesem Krieg zu hunderttausenden gemordet und vernichtet wird, weder die Kenntnisse noch die Bildung von Herz und Seele, noch die Organisation besaß, um diese Männer zu leiten. Das müssen wir ändern, und dazu müssen wir vor allen Dingen die Regierungstheorie in Mißkredit bringen."

Über den Charakter der Dauerhaftigkeit des künftigen Friedens spricht er sich in folgender Weise aus:

„Vor allem muß der Gedanke an die Vergrößerung einer Nation und Demütigung einer andern Nation abgetan werden. Unser Ziel darf nicht sein, daß diese oder jene Gruppe von Staaten die anderen beherrschen solle, sondern, daß keiner in Zukunft irgendeinen Wunsch oder eine Ursache habe, zu herrschen. Zu diesem Zwecke müssen wir so wenig Wunden als möglich zurücklassen, so wenig Gefühl von erfahrenem Unrecht als möglich, so wenig Demütigung als möglich. Die unterliegenden Staaten dürfen darum nicht in der Hoffnung, sie zu schwächen oder sie darniederzuhalten, zerstückelt werden. Das bedeutet, um ein Beispiel zu nennen, daß wenn die Verbündeten gewinnen, die Engländer und Franzosen nicht die deutschen Kolonien nehmen dürfen oder Rußland die baltische Küste, den Balkan oder Konstantinopel, und wenn Deutschland gewinnt, es Frankreich oder England oder die neutralen Staaten nicht zerstückeln oder seinem System unterordnen darf. Das ist die erste klare Bedingung des künftigen europäischen Friedens."

Nur verspricht er sich nicht viel, „wenn der Friede von den gleichen Männern gemacht werden soll, die den Krieg gemacht haben". Er würde dann so gemacht sein, „daß es nach einem Vierteljahrhundert wieder einen Krieg im gleichen Riesenmaßstab geben wird". Ihm erscheint ein europäischer Staatenbund nicht als Utopie, sondern als eine „durchaus praktische Sache". Doch ist er, wie auch ich es in meiner Schrift „Europäische Wiederherstellung" ausgedrückt habe, der Ansicht, daß ein solcher Bund nicht sofort nach Beendigung des Krieges gebildet werden kann, daß die öffentliche Meinung erst vorbereitet werden müsse. Beim Friedensschluß muß jedoch der künftige Bund im Auge behalten werden. Dazu erscheint ihm in erster Linie notwendig, daß „die Stimmung, die in England anzuwachsen scheint, daß die Engländer Deutschland „bestrafen" müßten, indem sie es als politische Macht vernichteten, und die Stimmung, die in Deutschland überhand zu nehmen scheint, daß es die Engländer als die großen Friedensstörer vernichten müsse — darum müssen alle solche Stimmungen mit aller Entschiedenheit bekämpft werden. Denn auf dieser Grundlage kann kein dauernder Friede geschlossen werden. Der Militarismus muß nicht nur in Deutschland, sondern überall vernichtet werden. Eine Einschränkung der Rüstungen muß allgemein sein, nicht nur den Besiegten von den Siegern auferlegt, die selbst im Sinne haben, die volle Rüstung zu behalten. Die Anschauungen der Völker müssen ein für allemal an Stelle der Anschauungen der Regierungen treten und die Anschauungen der Völker bedeuten nicht „Herrschaft" und darum auch nicht Krieg, sondern einen Verband von Nationen, die sich alle nach ihrer eigenen Art frei entwickeln können und die alle Zwistigkeiten durch Schiedsgerichte entscheiden lassen."

24. Juni (Thun).

Das Oberkommando in Berlin hat das Erscheinen der „Deutschen Tageszeitung" verboten. — Das hätte schon vor zehn Jahren erfolgen sollen. Wir hätten heute blühendes Leben statt Eisenhagel. Die Ursache des Verbots liegt in der Stellungnahme Reventlows gegenüber der amerikanischen Note. Er warnte vor Konzessionen, behauptete, es läge nichts daran, wenn auch noch die Vereinigten Staaten Krieg gegen uns führten, und tadelte im voraus die Schlappheit der verantwortlichen Männer in der Regierung, die sich auf Konzessionen einlassen würden. Diese „Krieger um jeden Preis", die

aus Europa eine Mensurbude machen wollen, sind von oben her zu gut behandelt worden. Ihnen ist der Kamm ungeheuer geschwollen. In Zukunft wird ein mächtiges Abrücken der Regierung von ihnen als Gebot der Vernunft, als vaterländische Pflicht erscheinen.

25. Juni (Thun).

Man bemüht sich, in deutschen Zeitungen klar zu machen, daß man sich in Amerika über die Lusitania-Angelegenheit nicht mehr sehr aufrege. Das Leben mache seine Rechte geltend, und über andere Dinge hat man jene Toten längst vergessen. Der amerikanisch-deutsche Konflikt wäre daher nicht mehr so gefährlich. Was wird damit bestätigt? Daß unsere Methode der dilatorischen Behandlung eines Konfliktes die richtige ist. Die Ultimata mit Stundenbefristung, die mitten in die höchste Erregung hineinplatzen, sie bilden die Gefahr. Sobald ein Konflikt auf das Geleise der Diskussion geschoben wird, ist er zu 95% seiner Gefährlichkeit für den Frieden entkleidet.

Im übrigen scheinen jedoch die Behauptungen über die in Amerika Platz gegriffene Gleichgültigkeit übertrieben zu sein. Vielleicht wird der Konflikt ruhiger aufgefaßt, aber seine Nachwirkung für das Deutschtum ist keineswegs überwunden. So schreibt mir heute Dr. J. M. unterm 12. Juni aus New York: „Die Erregung (über den Lusitaniafall) ist noch furchtbar stark. Leute mit deutschklingendem Namen finden direkt keine Beschäftigung oder Stellung mehr — das wird Jahrzehnte dauern, bis der moralische Schaden wieder gut gemacht ist." Ich denke nicht so pessimistisch, daß es Jahrzehnte so bleiben werde, aber dieser Zustand des Welthasses, der sich zum Weltboykott entwickeln kann, wird schwere Arbeit verursachen. Und der Pazifismus allein wird berufen sein, sie zu leisten. Das mögen sich doch die Antipazifisten, die trotz des Burgfriedens mit ihrem Spott und ihren Angriffen nicht zurückhalten, in Erinnerung halten. Man wird uns brauchen!

* * *

Die kürzlich in Gefängnissen internierten englischen Offiziere sind freigegeben worden, weil die englische Regierung die Sonderbehandlung der gefangenen Unterseeboot-Mannschaften und Offiziere eingestellt hat. Die „Weser-Zeitung", die dies (17. Juni) feststellt, weist dabei auf meine Ausführungen vom 15. April in diesem Kriegstagebuch hin. Sie meint, wie falsch es gewesen wäre, wenn in meinem Sinn gehandelt worden wäre, wonach man das von den Engländern begangene Unrecht nicht durch ein anderes von uns begangenes hätte übertrumpfen sollen. Meine Ansicht wäre irrig gewesen, meint das Blatt, die deutschen U-Bootsmannschaften schmachteten heute noch in englischen Arresten. „Leuten wie Briten kann man niemals mit Moral, sondern nur mit Macht imponieren." Angenommen, daß dies richtig wäre, so hätte ja auch die Andeutung der Macht genügt, um den gleichen Erfolg zu erzielen. Es ist aber nicht richtig! Die Weser-Zeitung vergißt hinzuzufügen, daß sowohl im englischen Parlament wie in der englischen Presse Stimmen laut wurden, die das Vorgehen der englischen Regierung verurteilten und Widerruf jener Verordnung forderten. Dabei hätte die Weser-Zeitung eine solche englische Pressstimme gleich bei der von ihr zitierten Stelle meines Kriegstagebuches in deutscher Übersetzung abgedruckt finden können.

* * *

Die Einnahme von Lemberg gab in Österreich wie in Deutschland Anlaß zu großen Kundgebungen, namentlich soll Wien festlich beflaggt gewesen sein und große Menschenansammlungen sollen vor dem Kriegsministerium und dem Schönbrunner Schloß stattgefunden haben. Die Freude ist begreiflich. Sie würde reiner sein, wenn man die offiziellen Übertreibungen unterlassen hätte. Es ist doch nur eine Wiedergewinnung, kein Gewinn. Es ist doch nur eine unter ungeheuren Opfern erzielte Errungenschaft, die ohne Krieg nicht nötig gewesen wäre. Rührend ist die Nachricht von der Demonstration der jüdischen Flüchtlinge aus Galizien vor dem Wiener Kriegsministerium.

27. Juni (Thun).

Aus Genf wird unter dem 24. Juni in allen Zeitungen berichtet:

„Der am 24. Dezember 1914 in Genf stattgefundenen Zusammenkunft zur Gründung eines Weltbundes zum Schutz der Tiere im Krieg (Roter Stern) folgt heute und morgen eine zweite internationale Konferenz, auf der der Weltbund endgültig gegründet werden soll. Aus vielen europäischen und einigen Überseeländern sind Abgeordnete erschienen. Deutschland ist mit der beträchtlichen Zahl von 77, Österreich-Ungarn mit 11 Tierschutzvereinen vertreten. Der Berliner Tierschutzverein hat seinen Geschäftsführer Karl Krämer mit der Wahrung seiner Wünsche auf dem Kongreß beauftragt. Zu Ehren der Gäste fand gestern im Palais Eynard ein Empfang durch die Stadt Genf statt. Der hiesige deutsche Konsul Ludowici vertrat im Auftrage des deutschen Gesandten das Deutsche Reich."

Glückliche Tiere! Eine ärgere Ironie auf die angeblich göttliche Institution des Kriegs kann man sich gar nicht vorstellen. Wenn man denkt, daß wir Pazifisten, die wir doch nichts anderes betreiben als Menschenschutz, verhöhnt, verlacht, bekämpft, als Vaterlandsfeinde ausgeschrien werden, und hier das Wohlergehen der Tiere mit allem Nachdruck staatlicher Unterstützung betrieben wird, kann man an dem Jahrhundert irre werden.

In künftigen Kriegen wird das Tier, werden Baudenkmäler, Saatfelder, Maschinen durch Abkommen auf das peinlichste geschützt werden, nur der Mensch wird den taktischen Notwendigkeiten in Hekatomben geopfert werden

dürfen. Man spreche mir nicht vom „Roten Kreuz." Das ist nicht Menschenschutz, sondern nur Schutz der zufällig Übriggebliebenen. Menschenschutz ist Kriegsabschaffung!

28. Juni (Thun).

Denkwürdiges Datum. Heute vor einem Jahr der Mord in Sarajewo. Da kam der Stein ins Rollen. Daß es auch ohne diesen Mord zum Kriege gekommen wäre, ist nur zu klar. — Nach einem Telegramm der „Neuen Zürcher Zeitung", heben Wiener Blätter hervor, daß der Doppelmord von Sarajewo „nunmehr eine erhebende Sühne gefunden habe". Eine erhebende Sühne! Ist das nicht Schändung der Leichen der Ermordeten, glauben zu machen, daß das Blut der Millionen Jünglinge, die bis jetzt in Europa gefallen, vergossen wurde, um jenen Mord zu sühnen, die Sühne gar „erhebend" zu gestalten? In welchen geistigen Atmosphären leben diese Schleimschreiber?

Ist es das durch den bald bevorstehenden Jahrestag des Kriegs erweckte Gewissen, daß das Gerede vom Friedensschluß jetzt nicht mehr verstummt? Es scheint sich jetzt doch etwas vorzubereiten in der Welt. Der „Vorwärts" vom 26. Juni veröffentlicht ein Friedensmanifest der sozialdemokratischen Partei. Eine ganze Seite Text. Deutschland, das bewiesen hat, daß es unbesiegbar ist, sollte den ersten Schritt zur Herbeiführung des Friedens tun. „Im Namen der Menschlichkeit und Kultur, gestützt auf die durch die Tapferkeit unserer Volksgenossen in Waffen geschaffene günstige Kriegslage fordern wir die Regierung auf, ihre Bereitwilligkeit kund zu tun, in Friedensverhandlungen einzutreten, um dem blutigen Ringen ein Ende zu machen."

Gleichzeitig wird dem Erwarten Ausdruck verliehen, daß die sozialistischen Parteien in den andern Ländern im gleichen Sinne auf ihre Regierungen einwirken.

Dieses Manifest ist eine Tat. Der „Vorwärts" wurde zwar nach der Veröffentlichung verboten. — Von der Aufnahme bei den sozialistischen Parteien der andern kriegführenden Länder wird es jetzt abhängen, ob die Erörterungen über einen Friedensschluß in Gang kommen. Sie müssen sich dazu äußern. Und es ist möglich, daß der Weg gefunden wird, den die Vernunft weist. Das Verbot des „Vorwärts" will nicht viel besagen. — —

Auch andere Anzeichen liegen noch vor, die nach dem Friedensschluß weisen. So die Nachrichten aus Amerika über die von Bryan inszenierte große Volksbewegung für eine Vermittlung und Herbeiführung eines europäischen Staatensystems. Es regt sich allerorten. Im Herbst haben wir den Frieden oder — eine Zuspitzung des Kriegs, wie sie die Welt noch nicht gesehen.

29. Juni (Thun).

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bedauert die Friedenskundgebung der sozialdemokratischen Partei. Betrachtet sie als die deutsche Sache schädigend und erklärt, daß die „Regierung von selbst das ihrige tun" werde, sobald der Fortgang der militärischen Ereignisse und die politische Lage Aussicht dazu bieten.

Das tut aber nichts. Die Erörterung über die Kriegsbeendigung ist im Gange. Sie wird nicht mehr zum Stillstand kommen.

Die heutige Post war überreichlich. Nach vierzehntägiger Unterbrechung des Postverkehrs mit Österreich kamen heute die Briefe und Zeitungen von dort auf einmal an. Briefe vom 6. Juni und später. Ein Brief aus Berlin, der über Wien gegangen war, vom 18. Mai (!), ein Eilbrief aus Wien vom 12. Juni. Was ist aus dem „Zeitalter des Verkehrs" geworden!

Herzerfrischend ist die Tätigkeit und sind die Veröffentlichungen des Bundes „Neues Vaterland", in dem sich neue Kreise unserer Bewegung anschließen. Was dieser Bund unter den gegenwärtig schweren Umständen leistet, läßt für später Ausgezeichnetes erhoffen. Interessant sind die Darlegungen des Freiherrn von Tepper-Laski über die Aufgaben des Bundes in seinem im „Freien Wort" veröffentlichten Interview. Auf die Frage, ob er für sich und seine Gesinnungsgenossen in Deutschland nicht eine Isolierung fürchte, gibt v. Tepper-Laski folgende mutige Antwort: „Wenn Sie jeden Menschen, der nicht Kriegsmaterial liefert oder in den Redaktionen „patriotischer" Zeitungen sitzt oder diesen nicht intellektuell zum Opfer gefallen ist, unter vier Augen fragen, ob er den Weltkrieg rückgängig machen möchte, so können Sie die Verneiner wohl alle in einem Sanatorium unterbringen. Die größten Kriegsschreier sitzen nämlich zu Hause und besonders unter den für dauernd militärdienstuntauglich befundenen Redakteuren gewisser Zeitungen."

Das ist mutig, denn solche Äußerung macht einen für das schmückende Beiwort „Deutschenfeind" geeignet. Aber dieses von den Chauvinisten verschwenderisch vergebene Wort wird bald zu einem Ehrentitel werden. Das deutsche Volk sieht immer deutlicher, wo seine Feinde sitzen, und wer jene sind, die seine wahren Freunde mit diesem Titel stigmatisieren wollen.

Berliner Blätter berichten folgendes:

„Als Kaiser Wilhelm bei seinem letzten Besuch an der Westfront an eine Stelle kam, wo nach heftigen Kämpfen viele brave Söhne des Vaterlandes den Heldentod gefunden, kniete er erschüttert nieder und betete. Als er sich erhob, sagte er zu seiner Umgebung: „Ich habe es nicht gewollt."

Dies ist menschlich möglich. Wohl jenen, die reinen Herzens das Wort des Kaisers wiederholen können!

Wir Pazifisten haben am ehesten das Recht dazu, zu sagen: Auch wir haben es nicht gewollt. Wir haben unsere ganze Kraft darein gesetzt, die Mittel zur Verhütung zu zeigen, die Auswege zu weisen. Nur sind wir nicht gehört worden.

* * *

Was bedeutet die Anwesenheit des Reichskanzlers und des Staatssekretärs von Jagow in Wien? — Man meint, der Abwehr einer neuen, vom Balkan drohenden Gefahr. Soll Österreich diesmal Konzessionen an Rumänien machen?

30. Juni (Thun).

Viel Gerede über die Wiener Diplomatenkonferenz. Es soll sich um Belgiens Schicksal gehandelt haben, um Separatfrieden mit Rußland. Die größte Wahrscheinlichkeit besitzt doch die Annahme, daß Konzessionen an Rumänien gemacht werden sollen. — —

Graf A. macht in seinem, gestern empfangenen, Brief eine Bemerkung, die mich eine schlaflose Nacht gekostet hat: „Ob nicht eine Annäherung an Rußland für die Zentralmächte zum Gebot der Selbsterhaltung wird." Wenn dies ein Mann sagt, der der Regierung so nahe steht, und der einen tiefen Einblick in die Verhältnisse haben muß, so hat das eine unheimliche Bedeutung. Wenn es wirklich das Ergebnis dieses Krieges sein soll, daß die Zentralmächte eine Annäherung an Rußland suchen sollten, an jenes Rußland, das uns als der Feind der europäischen Kultur hingestellt wird, dann beginnt ein Trauerspiel, dessen Ende wir nicht mehr erleben werden.

Die Gefahr, daß solches wird, scheint groß zu sein. Mögen die Gegenkräfte, die die Kultur im Westen suchen, sich nicht einlullen lassen. Sonst kommt aus der Geheimküche der Diplomatie eines Tages die fertige Überraschung.

Am 16. Mai habe ich hier die Rechtfertigung der Lusitania-Torpedierung durch den Hungerkrieg Englands gegen Deutschland bekämpft und behauptet, daß es nicht wahr sei, daß Deutschland hungere. Wir brauchen uns deshalb dagegen nicht mehr zu wehren. Jetzt sagt Naumann in der „Hilfe" (Nr. 15) wörtlich folgendes: „Der Aushungerungskrieg ist vorbei, denn selbst, wenn wir stellenweise eine ungenügende Ernte haben sollten, was leider möglich ist, so stehen andere Gebiete um so besser, und Ungarn steht vortrefflich. Dazu kommt, daß wir jetzt mit der Brotkarte umzugehen gelernt haben und nicht ohne Vorräte aus dem alten in das neue Erntejahr hinübergehen." Der englische Abschließungsplan, so führt Naumann weiter aus, ist gescheitert, nicht nur für jetzt, sondern für alle Zeiten. — Ich glaube daher, daß man den Unterseebootkrieg weiter führen soll, wenn man ihn für angebracht hält, aber man motiviere ihn nicht mehr mit der zur Phrase gewordenen Aushungerungspolitik Englands, wenn diese tatsächlich versagt hat.

Die Fürsorge, wie sie jetzt für die heimkehrenden Krüppel unternommen wird, ist gewiß ein lobenswertes Beginnen. Besonders ist es erfreulich, zu sehen, wie man bestrebt ist, den moralischen Mut der armen Verstümmelten zu heben, ihnen das Gefühl der Minderwertigkeit zu rauben. Aber das Traurige, das in dem Bewußtsein liegt, daß nun Hunderttausende in unserem Volk als Opfer der Politik, die wir Pazifisten anders gemacht haben wollten, herumgehen müssen, kann man dabei nicht überwinden. Es kommt einem so recht bei einem Aufsatz im „Vortrupp" (1. Juli) zu Bewußtsein, der gewiß aus löblichem Bestreben entsprungen ist. Da heißt es an einer Stelle:

„Ein Mensch, der einen Arm oder ein Bein oder gar beide Beine verloren und dessen der Arterhaltung dienenden Organe unversehrt sind, wird nach einer angemessenen Zeit der Ruhe derart wieder zu Kräften gekommen sein, daß er ohne Bedenken heiraten und Kinder zeugen kann. Erworbenes Krüppeltum übt auf die Nachkommenschaft einen bisher nachweisbar schädlichen Einfluß — durch Vererbung — nicht aus. Diese Tatsachen sind für die Zukunft von gewaltiger Tragweite, denn wir stehen vor der Frage, ob auf der einen Seite der wieder gesund gewordene und in seiner ganzen Körperverfassung gekräftigte Kriegskrüppel zeit seines Lebens unbeweibt bleiben soll, und ob auf der anderen Seite viele unserer gesunden, kräftigen, schönen Mädchen, ohne die Zweckbestimmung des Weibes erfüllt zu haben, verblühen sollen.

Es wird nicht wenige geben, die mit ehrlichster bester Ansicht ausrufen werden: Wie kann man einem gesunden Weibe zumuten, einen Krüppel zu heiraten? Die Antwort ist auch gar nicht so leicht. Die Wissenschaft zwar hat sie gegeben. Unsere Orthopädie ist heute imstande, einen Menschen, der Arm oder Bein verloren hat, wieder arbeits- und erwerbsfähig zu machen, indem sie ihn durch zweckmässige Uebungen und zweckmäßige Stumpfansätze (sogenannte Prothesen) instand setzt, die verschiedensten Arbeiten auszuführen. Arbeit, Erwerb, Verdienst, heben das Selbstbewußtsein des Invaliden; er fühlt sich eines Tages wieder als vollwertiges Glied des ganzen Volkskörpers, und er wird, wenn er sonst nur gesund ist, mit gutem Grund und gutem Recht als Ehekandidat auftreten können. Es kommt nun ganz auf die Frauen- und Mädchenwelt an, daß sie die richtige Stellung zu unseren Kriegsversehrten einnehmen lernt. Denn das muß wirklich gelernt werden. Die gewaltige Macht der Liebe wird da das Größte vermögen. Es gilt zunächst, sich in die Verhältnisse zu schicken, und sich daran zu gewöhnen, daß dieser oder jener Mann, keinen Arm oder kein Bein hat."

Oh, „große Zeit!" — Daran gewöhnen! — Wir aber, wir möchten ob all dem aufschreien vor Schmerz. Mußte das sein?!

A. H. F.

(Wird fortgesetzt.)

AUS DER ZEIT

Robert Lansing. Von Hofrat Prof. Dr. Lammasch.

Seit einigen Jahrzehnten sind die amerikanischen Staatssekretäre die hervorragendsten Propagatoren der Schiedsgerichtsidee in der diplomatischen Welt. Robert Lansing wird gewiß keine Ausnahme machen. Er hat seine Haupttätigkeit bisher auf dem Gebiet der schiedsgerichtlichen Praxis gehabt; er hat als Anwalt die Interessen seiner Heimat in den größten Schiedsgerichtsprozessen der letzten Jahre vertreten, in dem Schiedsgericht wegen des Robbenfanges 1893, in der Behringsee-Kommission 1897, im Falle der Grenzen von Alaska 1903, in jenem der nordatlantischen Fischereien 1910 und zuletzt in der anglo-amerikanischen Claimscommission von 1911. Er ist ein Mann ernster, solider Arbeit, ein gründlicher Kenner der völkerrechtlichen und diplomatischen Praxis, hat aber auch lebhafte Beziehungen zur Theorie des Völkerrechts als einer der Gründer der American Society of international law und als Mitherausgeber ihrer trefflich geleiteten Vierteljahrsschrift, zu der er auch wertvolle Beiträge geliefert hat. Er verbindet die weltmännische, elegante Art des europäischen Diplomaten mit der zielbewußten Energie des Amerikaners. Welch hohes Ansehen er in Amerika genießt, ergibt sich schon daraus, daß er, obwohl der demokratischen Partei angehörend, wiederholt von republikanischen Administrationen zur Vertretung der amerikanischen Interessen berufen wurde. Er ist der Schwiegersohn John W. Fosters, der als Blaines Nachfolger in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Staatssekretär war und eine Reihe von höchst verdienstlichen kleinen Abhandlungen über Schiedsgerichtsbarkeit geschrieben hat. Den Mitgliedern der zweiten Haager Konferenz ist Foster als juristischer Berater der chinesischen Delegation in bester Erinnerung. Lansing würde seine eigene Vergangenheit und die Traditionen seiner Familie verleugnen, wenn er nicht in den Bahnen seines großen Vorgängers Elihu Root, dem er bei den Verhandlungen des nordatlantischen Schiedsgerichtes assistiert hatte, fortfahrend, für die friedliche Beilegung von Differenzen unter den Staaten seine ganze Kraft einsetzen würde. Eine Gelegenheit, wie die gegenwärtige, wird sich dazu nicht wieder finden. Präsident Wilson und sein Staatssekretär werden diese Gelegenheit nicht versäumen, ihr Vaterland dadurch in die allererste Reihe der Staaten zu stellen, daß sie sich um ganz Europa, ja um die ganze in Mitleidenschaft gezogene Menschheit durch die Initiative nicht bloß zur Wiederherstellung des Friedens, sondern auch zur Schaffung einer rechtlichen Ordnung des Staatensystems verdient machen.

Warum Japan keine Armee nach Europa senden konnte.

Der japanische Diplomat und Pazifist T. Miyaoka hat in einem Schreiben an einen bekannten französischen Politiker die Gründe auseinandergesetzt, warum die erwartete Hilfsaktion durch eine japanische Europa-Armee unterblieb. Die Ausführungen und Gründe des Japaners dürften auch in Deutschland interessieren.

„Man kann in einigen Worten die Einwände zusammenfassen, die sich gegen die Entsendung von 400,000 Mann nach Europa geltend machten: Sie ist einfach unmöglich. Ebenso wie in Frankreich und Deutschland besitzen wir in Japan das System der Konskription. Die militärische Dienstzeit ist in Japan eingeteilt in einen aktiven Dienst, eine erste und zweite Reserve oder „Landwehr", und eine Territorialarmee oder „Landsturm". Das Militärgesetz bestimmt diesen Jahrgang nicht formell zur Verteidigung des Landes, aber er gilt allgemein nur dafür. Die durch den Kaiser Meiji zu verschiedenen Zeiten erlassenen Dekrete betonen, daß, wenn diese Staatsbürger zu den Waffen gerufen werden sollten, dies nur zur Wohlfahrt der Nation geschehen würde.

Unsere Kriege gegen China und Russland und unser jüngster Feldzug gegen die Festung Kiaotschau waren ihrem Wesen nach nur Verteidigungskriege. Die Vorherrschaft, die China 1894 in Korea anstrebte, hätte nach und nach Japan zu einem Vasallenstaat erniedrigt. Die durch Rußland im Hinblick auf die Annexion von Korea erfolgte Besetzung der Mandschurei hatte vor allen Dingen den Zweck, die japanische Grossmachtstellung endgültig zu brechen. Die Errichtung einer starken deutschen Militär- und Marinestation an einer wichtigen Küste Chantungs bedeutete nichts anderes als den Anfang einer künftigen Beherrschung eines wichtigen Teils von Nordchina, die, wenn sie einmal erfolgt wäre, für uns eine ständige Bedrohung gebildet hätte.

Das japanische Volk ist schon durch seine Anlagen und trotz aller gegenteiliger irriger Behauptungen einiger, friedliebend und nicht kriegerisch gesinnt. Es begeistert sich hauptsächlich für die Schönheiten der Natur und kämpft nur dann, wenn es zum äußersten bedrängt wird. Während des zweieinhalb Jahrhunderte währenden Zeitalters der Tokugawa gab es in Japan weder Bürger- noch andere Kriege, trotzdem die Ritter und Edelleute damals bis zu den Zähnen bewaffnet waren.

Wenn also das japanische Volk sich nur dann zu einem Kriege entschließen kann, wenn es sein Land zu verteidigen hat, wie kann man annehmen, daß die Regierung eine Armee nach Europa schicken würde? Das Ministerium, das einen solchen Vorschlag auch nur versuchen würde, würde sofort gestürzt werden. Die Tagung oder Nichttagung des Landtags würde dabei wenig bedeuten. Das Volk würde schon Mittel finden, ein Ministerium zu bekämpfen, das unbeliebt wäre. Außerdem müßten die notwendigen Kredite durch den Landtag bewilligt werden. Es steht aber fest, daß kein Ka-

binett den wahnsinnigen Mut fände, ein solches Budget zu unterbreiten."

Die Kriegslyriker.

In einem „Die Impotenz der Vernunft" betitelten Artikel im „Forum" Heft 1 (April 1915) schreibt Wilhelm Herzog folgende sympathische Worte:

„Von den Kriegslyrikern spreche ich nicht. Das sind meist Antivernunftswesen mit flachen Reaktionsfeldern. Arme vom Wind getriebene, oft lebfrische Vögel, die mehr oder weniger schlecht singen. Die Besseren wissen nicht einmal, daß eine Konjunktur sie inspiriert, sondern halten sich für Träger einer Zeitstimmung. Ja, sie, die Ungeistigen, fühlen sich als Kinder einer großen Zeit, deren Problemen sie ahnungslos mit leeren blauen Augen gegenüberstehen. Kurz: was ist ein Lyriker? Einer, der noch aus jedem Zeitereignis seine kleinen Impressionen herauszuschinden und Verse herumzulegen vermag. Vor den 42 cm-Mörsern weiß so ein weiches Gemüt sich eine Empfindung abzutreiben wie vor dem Fall der Feste Przemysl, das Erdbeben von Messina wie der Untergang der „Lusitania" bereiten einem wahren Lyriker keine Hemmungen auf dem Wege zum Sonett. Sie schreien vielmehr danach. Diese Idylliker, die sich oft auch in Leitartikel verirren, werden morgen Friedensschalmeien ertönen lassen, wenn „der liebliche Knabe" erscheint und sie würden mit derselben Leichtigkeit Revolutionslieder gröhlen, wenn es die Zeit verlangt. Sie können alles besingen".

Nachrichten von unsern Mitarbeitern.

Drei unserer Mitarbeiter sind in Kriegsgefangenschaft geraten. Kadett-Offiziersstellvertreter Egon Meider, der Vorsitzende des Wiener Akad. Friedensvereins, der den Feldzug mit der Besatzung von Przemysl mitgemacht hat, befindet sich in Kazalinsk in Sibirien. Leutnant Edgar Herzog, Vorsitzender des Verbandes der Internationalen Studentenvereine Deutschlands, der bei Ypern durch eine Mine in schwere Lebensgefahr geriet, ist in 7. 21 Donington Hall, Derbyshire, England. Leutnant Werner Bellardi befindet sich in Fougères, Ille et Villaine, Frankreich.

Hass-Mode.

In einem „Wiener Brief" der „Neuen Zürcher Zeitung" lesen wir das nachstehende Bekenntnis:

„Die österreichische Öffentlichkeit hat sich für die Bestrafung Serbiens wegen der Ermordung des Erzherzogspaares gewiß ganz außerordentlich interessiert; diese Bestrafung ist ihr heute noch Herzenssache. Aber von einem Haß gegen das serbische Volk war nie die Rede. Mit Rußland hat uns nur die Politik der panslawistischen Clique entzweit, und nach zehn Kriegsmonaten darf man ruhig eingestehen, daß von einem Haß gegen das russische Volk auch nie die Spur vorhanden war. Gegen Frankreich, mit dem wir weniger in Berührung gekommen sind, haben wir nie etwas gehabt; wir bedauern nur die Verblendung der französischen Staatsmänner, die ihr Volk in das Unglück gejagt haben. Englands Politik ist uns widerwärtig, und wir wünschen ihre Niederwerfung schon im Interesse unseres Bundesgenossen, aber mit dem Herzen sind wir da nicht allzu sehr beteiligt. Italien aber — ja, das ist etwas ganz anderes! usw."

Man traut seinen Augen nicht! Von Haß gegen Serben und Russen, nie die Rede, nie die Spur! Jetzt aber wird der Italiener-Haß getragen.

LITERATUR U. PRESSE.

Besprechungen.

Übereinstimmung von Kriegs- und Friedensfreunden in den nächsten praktischen Zielen. Von Prof. A. Vierkandt.

Den Anlaß zu den folgenden Zeilen gibt das Buch des Philosophen Max Scheler: Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig 1915). Scheler ist ein grundsätzlicher Apologet des Krieges, aber eben deswegen kann er den Pazifisten warm empfohlen werden. Denn wer nicht rosten will, darf seine Gegner nicht scheuen; und der Friedensbewegung als einer modernen Reformbewegung auf wissenschaftlicher Grundlage und von kritisch-realistischem Charakter muß die Auseinandersetzung mit jedem Gegner willkommen sein, der auf der Höhe der wissenschaftlichen und philosophischen Bildung steht. Ein solcher aber ist Scheler; und sein Buch ist auch, ungeachtet der inneren Bewegung, die aus den Zeilen spricht, in einer sachlich vornehmen Form geschrieben. In seiner Ablehnung der „Kulturzoologie" stimmt er mit den Pazifisten überein, ebenso lehnt er die ökonomische Erklärung des Krieges ab. Der „echte" Krieg wurzelt für ihn im kollektiven Ehrgefühl und Machttrieb und bedeutet so eine Lebenshaltung völlig eigner Art, die hohe Werte in sich verkörpern soll. Freilich sind nicht alle Kriege von dieser Art, und auch in diesem Kriege nicht alle Völker von der „echten" Kriegsgesinnung erfüllt.

Von S. 248 ab aber kehrt sich die Betrachtung der Zukunft zu; und was hören wir hier? Eine dringende Warnung vor der russischen (und ebenso der gelben) Gefahr, eine Mahnung an Westeuropa, die schon vorhandene kulturelle Einheit sich zum Bewußtsein zu bringen, sie politisch zu beherzigen und ihr eine politisch-wirtschaftliche Organisation folgen zu lassen. Der „anarcho-europäischen Weltpolitik" muß eine Phase der „geordneten europäischen Weltpolitik" folgen (S. 372).

Dem Leser der Friedenswarte sind diese Gedanken vertraut. Selbst den Gedanken hat er öfter gelesen, daß die russische Gefahr ein wesentlicher Grund für das Erstreben einer westeuropäischen Organisation ist, daß diese somit einer kriegerischen Färbung nicht ganz entraten könne, und daß die gemäßigt realistische Friedensbewegung eben durch Krieg und Kriegsgefahr selbst gefördert wird. Es wäre, beiläufig bemerkt, überhaupt eine interessante Frage, wie weit der Krieg auf den wissenschaftlich begründeten Pazifismus gewirkt hat. Vielleicht kann man schon in den seit dem Kriegsausbruch erschienenen Heften dieser Blätter eine Verschiebung im Sinne einer mehr „realpolitischen" Auffassung erkennen, man kann vielleicht sagen, das Verständnis für das Machtproblem und für die besonderen Eigentümlichkeiten der politischen Moral und der von der Liebesmoral wesensverschiedenen Kampfesmoral haben zugenommen.

Jedenfalls ist es ein merkwürdiges Schauspiel: Kriegsfreunde und Friedensfreunde treffen in der Beurteilung der gegenwärtigen politischen Lage und der nächsten politischen Ziele völlig zusammen. Man wird an die Revisionisten in der Sozialdemokratie erinnert, die ja auch mit den bürgerlichen Parteien ein gut Stück Wegs in der Sozialpolitik zusammenzugehen bereit sind. Und was die Revisionisten gegenüber der utopistischen Richtung in der Sozialdemokratie, das bedeutet ja auch die in diesen Blättern vertretene Richtung gegenüber dem utopistischen Pazifismus.

J'accuse! Von einem Deutschen. gr. 8. Lausanne 1915. 378 S. 4 Fr.

Ein Buch, das in den wenigen Wochen, die seit seinem Erscheinen verstrichen sind, in 25,000 Exemplaren verbreitet wurde, kann nicht einfach totgeschwiegen werden. Es muß in dieser Chronik der literarischen Erzeugnisse wenigstens angezeigt werden, wenn es auch nicht angebracht erscheint, wohl auch kaum möglich ist, jetzt kritisch darauf einzugehen. Dafür wird später die Zeit kommen. Ich glaube auch, daß sich nach dem Krieg ein lebhafter Meinungsaustausch über dieses Buch entwickeln wird. Was es enthält, besagt schon der Titel. Der Verfasser bekennt sich ausdrücklich als Patriot, und es hat den Anschein, als ob es wirklich blutenden Herzens geschrieben wäre. Im „Epilog" heißt es: „Dieses Buch schrieb ein Deutscher, kein Franzose, Russe oder Engländer. Ein Deutscher, der unbestochen war und unbestechlich ist, nicht gekauft und nicht käuflich. Ein Deutscher, der sein Vaterland liebt, wie irgendeiner; aber gerade weil er es liebt, darum schrieb er dieses Buch." Dies hätte den Verfasser aber dahin bringen müssen, mit seinen Darlegungen bis nach Beendigung des Krieges zu warten. Er rechtfertigt allerdings den Zeitpunkt des Erscheinens: „Was später ein nutzloses Wort ist, kann jetzt eine rettende Tat sein." Das dürfte eine Täuschung sein. Jetzt können Worte nicht Taten sein. Später aber; dann wollen wir über dieses Buch sprechen.

Ragaz, L. Über den Sinn des Krieges. Vortrag gehalten vor der Zürcher Freistudentenschaft. 8°. Zürich 1915. Art. Institut Orell Füßli.

Die Kriegsbroschürenliteratur ist durch die Art der zu Beginn des Krieges erfolgten Veröffentlichungen stark in Verruf gekommen. Das bringt es leider mit sich, daß auch gute Schriften weniger Beachtung erringen. Eine solche Schrift, die dieses Schicksal nicht verdient, auf die mit Nachdruck hingewiesen werden muß, ist die des Professors Ragaz. Ja, sie ist das Beste, das ich über den Krieg gelesen. Voll hohem sittlichen Geist, bleibt sie fern aller Überschwenglichkeit und allen utopischen Gedankengängen und stellt mit Ernst und feierlicher Entschiedenheit das Postulat der kommenden Zeit auf.

Nicht die Suche nach den Schuldigen, die diesen Krieg herbeigeführt, erscheint dem Verfasser das Wichtige, sondern das Pflanzen und Bauen des Neuen, die Einsicht und der Wille, „daß es nicht noch einmal zu einer solchen Katastrophe kommt". Die Gewinnung einer neuen sittlichen Orientierung des Zusammenlebens der Völker des Abendlandes betrachtet Prof. Ragaz als das Heilmittel für den kranken Erdteil. Er lehnt die Zukunfts-Weltmodelle ab, da die neue Gestaltung „in Freiheit wachsen und reifen muß". Mit feiner Beobachtung zeigt er uns die „List der Idee", die in den Bestrebungen des Imperialismus liegt, der als das Imperium aller zur Völkereinheit führen muß. Sein Glaube an die neue Zukunft liegt am besten ausgedrückt in dem Satze, der von der Zukunft der Haager Einrichtungen spricht. „Ich meine, der Haager Friedenspalast, so sehr er jetzt zum Spott geworden ist, werde es doch noch über seine Höhner gewinnen."

„Was wir jetzt am nötigsten haben," so heißt es gegen den Schluß dieser denkwürdigen Schrift „ist, daß ein starker, zäher, leidenschaftlicher Friedenswille die Menschen ergreift. Hier gilt ein Entweder-Oder: entweder stellt dieser Wille sich ein, dann gehen wir einer neuen Welt entgegen, worin auch das furchtbare Unheil, das jetzt geschieht, zum Segen geworden ist und die Ströme von Blut, die jetzt vergossen werden, Opferblut der Erlösung; oder es ist mit dem Abendlande und der Christenheit zu Ende."

Und an anderer Stelle: „Ich bin ebenso überzeugt, daß auf das dämonische Austoben der Kriegsleidenschaft eine entsprechende Leidenschaft des Abscheus vor dem Kriege folgen wird. Es lebt sich jetzt so viel des Bösen und Gemeinen, das im Menschenwesen von altersher seinen Sitz hatte, auf unerhörterweise aus — dürfen wir nicht annehmen, daß wir eine ebenso gewaltige Erhebung des Guten erfahren werden?"

Das ist der Optimismus eines Jugendbildners, der uns die Gewähr dafür bietet, daß er seine Hörer und Schüler zu Mitarbeitern erzieht an der Herbeiführung dieser kommenden neuen Welt.

Witz-Oberlin, D. C. A. Während des Krieges 12 Predigten. Gehalten in der evangelisch. reformierten Kirche zu Wien. 8°. Zürich 1915. Art. Institut Orell Füßli. 111 S. M. 1.20.

„Niemals hat das Christentum den Patriotismus verleugnet; um so weniger darf der Patriotismus seinerseits dem Christentum widerstreiten." In diesem Sinne sind die Predigten gehalten, die Witz-Oberlin „Während des Krieges" vor seiner Gemeinde gehalten, und die er — mit Recht — nicht als „Kriegspredigten" angesehen wissen will. Der Verfasser ist ein überzeugter Anhänger der pazifistischen Lehre; er ist ihr treu geblieben auch nach dem Kriegsausbruch. Eine Stelle aus einer jener Predigten möge für das Büchlein sprechen: „Man hat den Krieg in den letzten Zeiten öfters als Erzieher gepriesen. Ist das richtig? Hat Gott die Prügelpädagogik, die wir aus unsern Erziehungsanstalten und -Methoden vertrieben, in die Schule seines Reichs eingeführt? Ich gebe zu, daß der Krieg auf viele wie ein Peitschenhieb wirkt, allein der Peitschenhieb gibt keine Kraft zum dauernden, fröhlichen Wandel. Oder ist Sprung und Fall etwa die Voraussetzung eines normalen Vorausschreitens? Dann müßten wir uns allerdings den ewigen Krieg erwünschen. Doch nein! Wie lange haben denn die sittlichen Nachwirkungen des deutsch-französischen Krieges gedauert?... Der Schlachtengott jagt Schrecken ein, und der Schrecken preßt manchem einen Schrei nach Hilfe aus. Mit dem Kanonendonner jedoch schwindet der Schrecken und alsobald — manchmal schon früher — stellen sich die alten Schädlinge wieder ein..." Die Kämpfer gegen den Krieg werden reiche Anregung in diesen 12 Predigten finden. Möge der Schrift die verdiente Verbreitung zuteil werden.

Fried, Dr. Alfred H., Europäische Wiederherstellung. 8°. Zürich 1915. Art. Institut Orell Füßli. 139 S. 2 Mk.

Diese höchst zeitgemäße Schrift unterscheidet sich grundlegend von den jetzt wie Pilze aus der Erde hervorsprießenden Weltverbesserungsplänen und Reorganisationsideen zur künftigen Vermeidung von Kriegen. Sie tritt sogar an einer Stelle mit Entschiedenheit gegen jenen gutgemeinten Dilettantismus auf, der uns das Lied von den „Vereinigten Staaten Europas" singt, wie es in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts modern war, von der Allheilkraft der Schiedsgerichtsbarkeit, der Nützlichkeit einer Abrüstung, und ähnlichen Formeln, die der wissenschaftliche Pazifismus schon längst überwunden hat. „Sie bieten uns Formulare, meinend, daß deren Aufstellung so schwierig gewesen wäre, daß die Menschheit sie bis jetzt nicht finden konnte und nur deshalb verblutete." Sie sehen nicht, so wird weiter dargelegt, daß es darauf nicht ankommt da diese Abmachungen für ein vernünftiges Staatensystem in 24 Stunden fertiggestellt werden könnten, wenn erst der Wille vorhanden wäre — der Wille zum Recht — den allein es zu entwickeln gilt. Soziale Organisationen können nicht konstruiert werden, wie eine Maschine, sie müssen aus den vorhandenen lebendigen Keimen herausgezüchtet werden. Diese Lehre Fried's bildet die Grundlage seiner Schrift, die daher mit dem Vertrauen, daß darin den realen Verhältnissen gerecht zu werden gesucht wird, in die Hand genommen werden kann.

Im ersten Abschnitt untersucht der Verfasser „Die Ursachen des Krieges", die ihm in letzter Linie nicht in den Handlungen einzelner Personen begründet zu sein scheinen, sondern in den Verhältnissen, die jene Handlungen beeinflußten. Dieser Krieg erscheint ihm als die logische Folge jenes Friedens, den wir besaßen. Das war aber kein Friede, sondern nur ein Zustand des Nicht-Kriegs, der latente Krieg, der in einem gegebenen Augenblick durch äußeren Anlaß zur Explosion führen mußte. Der latente Krieg wandelte sich zum akuten, der von dem Frieden, den wir besaßen, nur dem Grade, nicht dem Wesen nach unterschieden war. Mit der Beendigung des Krieges allein wäre daher nicht viel erreicht. Wir müssen den Frieden überwinden, den wir bis jetzt gehabt haben, so meint der Verfasser, und aus der Zeit der zwischenstaatlichen Anarchie zu einer zwischenstaatlichen Organisation gelangen. Dieses „Zeitalter der zwischenstaatlichen Anarchie" wird uns im zweiten Abschnitt geschildert. Fried analysiert darin den Imperialismus als ein mißverstandenes Erfassen der die Welt beherrschenden Tendenz zur Symbiose und erörtert die Irrlehren, die er gezeitigt und die Entartung, die er hervorrief. Er erklärt das Wesen und die Ursachen des Rüstungswettkampfs, der niemals den ihm zugrundeliegenden Zweck der Sicherheit erfüllen kann und den Widersinn der Anarchie dadurch klar zum Ausdruck bringt.

Ein Hinweis auf die bereits vorhandenen Gegenströmungen und die von ihnen gezeitigten Einrichtungen für die Erhaltung der zwischenstaatlichen Ordnung und Sicherheit führt im dritten Abschnitt zu einer Betrachtung über „die bisherigen Lehren des Kriegs". Als solche hat sich bereits ergeben, daß die Rüstungen eine Gefahr für den Frieden bilden, da sie so sensibel wurden, daß sie das Mittel der dilatorischen Behandlung von Staaten-Konflikten hinfällig erscheinen lassen. Als ferneres Ergebnis bezeichnet Fried das volle Versagen der Bestrebung zur Humanisierung des Kriegs und das Verschwinden des Schlagworts vom „frischen fröhlichen Krieg". „Der Traum der kriegerischen Romantik ist ausgeträumt. Das Menschenbeben von 1914 führte zu einem furchtbaren Erwachen." Er bestreitet, daß das Völkerrecht bankrott sei, es ist vielmehr nur der Widersinn des Kriegsrechts erwiesen worden. Der Krieg ist die Aufhebung alles Rechtes.

Im vierten Abschnitt, „Friedensschluß und künftiger Friede" betitelt, wird das Problem des „Dauerfriedens" erörtert, der niemals durch die gewaltsame Oktroyierung seitens eines einzelnen Staates erreicht, der auch niemals von einem Staat für sich allein geschaffen werden kann. „Es gibt keinen Dauerfrieden durch Gewalt, wie es

auch keinen Solofrieden mehr geben kann, sondern nur einen Gemeinschaftsfrieden, der allen Teilen gerecht wird." Zur Herstellung eines solchen Friedens fordert der Verfasser einen Doppelakt: den eigentlichen Friedensschluß, an dem die Kriegführenden über die Beendigung des Krieges sich klar werden, und die Errichtung des künftigen Friedens durch Grundlegung einer neuen europäischen Ordnung, die durch eine Konferenz bewirkt werden muß, die nach der Beendigung des Krieges stattzufinden hat, und in der auch die Neutralen mitsprechen müßten. Die zahlreichen „zwischenstaatlichen Probleme", die für die Zukunft von Bedeutung sind, werden im fünften Abschnitt teilweise dargelegt. Darin wird in höchst interessanter Weise über die Notwendigkeit einer Umwandlung der Diplomatie, über die Beseitigung der bisherigen Bündnisse und Allianzen gesprochen, von der Verstaatlichung der Rüstungen und dem üblen Einfluß einer gewissen Presse auf die friedlichen Beziehungen der Völker. Als eine Hauptbedingung für die Wiederherstellung und den vernünftigen Ausbau der europäischen Staatengemeinschaft wird die Beseitigung des moralischen Schmutzes verlangt, den der Krieg hervorgerufen hat. „So wie man die Seeminen aus den Flußmündungen und von den Küsten auflesen wird, wird man auch die Explosionsmittel des Hasses auflesen müssen." Als leitendes politisches Prinzip der Zukunft habe das Gerechtigkeitsprinzip zu gelten. Ein „Zweckverband Europa", der ein der panamerikanischen Union ähnliches Staatensystem für den alten Kontinent bedeuten würde, könnte — wie im sechsten Abschnitt ausführlich dargelegt wird — die Staatenwelt Europas allmählich in die zwischenstaatliche Ordnung hineinwachsen lassen. Ohne Aufgabe der eigenen Souveränität, würden die Staaten dadurch, nach der von Fried aufgestellten Formel, „Austausch eigener Macht gegen fremde Pflichten", zunächst zu einer rein wirtschaftlich-sozialen Gemeinschaftsarbeit gelangen, die einer späteren politischen Gemeinsamkeit als stützendes Gerüst dienen könnte. Im Schlußabschnitt „Der Pazifismus von gestern und morgen" bekämpft der Verfasser die törichte Ansicht, daß der Pazifismus durch den Weltkrieg seine Unfähigkeit erwiesen habe. So dächten nur Leute, die von der umfassenden pazifistischen Lehre nichts anderes kennen als zwei Büchertitel, die von Kants „Ewigen Frieden" und Suttners „Die Waffen nieder!", und die sich daraus ein Bild machen. Der Pazifismus ist von Friedensewigkeit und Abrüstung weit entfernt. Er hat den Weltkrieg kommen gesehen und die Wege zu seiner Vermeidung gewiesen. Wenn seine Arbeit bis jetzt ohne Erfolg war, so lag das an der Stumpfheit der andern, nicht an jener Arbeit, deren Notwendigkeit und Bedeutung durch diesen furchtbaren Krieg gerade bewiesen und gerechtfertigt wird. Fried meint, daß jetzt die große Stunde des Pazifismus schlägt. Er sagt: „Wenn die Menschheit aus dem Blutwahn erwacht sein wird, in dem sie sich befindet, wenn sie die Wirkungen des Krieges besehen, berechnen, in ihrem ganzen Umfang erkennen wird, und wenn sie zwischen Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck mit kühlem Kopfe wird abzuschätzen beginnen, dann wird sie — muß sie — zu jenen Lehren zurückgreifen, die der verachtete Pazifismus ihr schon vorher angeboten hat".

Die lesenswerte Schrift schließt mit den Worten: „Die Revision der Vergangenheit ist nicht mehr möglich; aber die Zukunft liegt in unseren Händen. Das Zeitalter, das jetzt anbricht, ist das pazifistische, ist die große Epoche der Wiedergutmachung, der aus blutiger Erfahrung heraus angewendeten Erkenntnis des Ausgleichs und der Anpassung, das Zeitalter der großen Totenfeier für die letzten, allerletzten Opfer menschlicher Verirrung, das große von uns durchdachte und mit unserem Herzblut vorbereitete Zeitalter der europäischen Wiederherstellung."

(Anzeige des Verlags.)

Eingegangene Druckschriften.

(Besprechung vorbehalten.)

Bulletin of the Pan American Union (Washington). April.

Aus dem Inhalt: Ex-Senator Theodore E. Burton in Peru. — Uruguay to organize international law institute. — President Wilsons visit to the „Moreno". — usw.

Was täte Bismarck?

Realpolitik gegen Gefühlspolitik. Eine Studie an der Hand von Bismarcks Reden und Schriften von ***. Mit einem Vorwort von Graf von Leyden. 8°. Berlin W. 50. 1915. Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland". Nr. 2. Verlag „Neues Vaterland". 10 Pf.

Brentano, Lujo,

England und der Krieg. 8°. Berlin W. 50. 1915. Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland" Nr. 6. Verlag „Neues Vaterland". 14 S. 10 Pf.

Bund „Neues Vaterland", Was will der,

Interview mit Kurt von Tepper-Laski. Sonderabdruck aus der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort", XV. Jahrgang, Nr. 5/6. 8°. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. 6 S.

Durkheim, E. und Denis, E.,

Wer hat den Krieg gewollt? Die Vorgeschichte des Kriegs nach den diplomatischen Aktenstücken. Aus dem Französischen übersetzt von Jacques Hatt. 8°. Lausanne o. J. Abhandlungen und Dokumente über den Krieg. Payot & Cie. 72 S. 50 cts.

Europäische Krieg, Der, in aktenmässiger Darstellung. Deutscher Geschichtskalender. April 1915. 8°. Leipzig 1915. Felix Meiner. Von S. 413—518.

Eisner, Kurt,

Treibende Kräfte. 8°. Berlin W. 50. 1915. Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland". Nr. 4. Verlag „Neues Vaterland". 10 Pf.

Forel, Dr. med. August,
Die Vereinigten Staaten der Erde (Ein Kulturprogramm). 8°. Lausanne 1914/15. E. Peytrequin. 107 S.

Interparlamentarische Union.
Bericht des Generalsekretärs der Union an den interparlamentarischen Rat für das Jahr 1914. Begleitet von dem Programm des Bureaus für 1915. 8°. Kristiania 1915. 44 S.

Lammasch, Prof. Dr. Heinrich,
Der Beruf der Neutralen. 8°. Zürich 1915. Sonder-Abdruck aus „Internationale Rundschau" (Zürich), erstes Heft, Juni 1915. 10 S.

van der Mandere,
Niederlande im Jahre 1913. gr. 8°. München und Leipzig. Sonderabdruck (nicht im Buchhandel) aus Jahrbuch des Völkerrechts. Duncker & Humblot. Von S. 894—920.

Schubart, Hartwig, Hauptmann a. D.,
England und die Interessen des Kontinents. gr. 8°. Berlin W. 57. 1915. Politik, Verlagsanstalt und Buchdruckerei G. m. b. H. 50 S.

Schücking, Walther,
Die deutschen Professoren und der Weltkrieg. 8°. Berlin W. 50. 1915. Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland" Nr. 5. Verlag „Neues Vaterland". 10 S. 10 Pf.

Tepper-Laski, Kurt von,
Rennsport und Engländerei. 8°. Berlin W. 50. 1915. Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland". Nr. 3. Verlag „Neues Vaterland". 14 S. 10 Pf.

Wehberg, Gerichtsassessor Dr. Hans,
Plebiszit und Optionsklausel. 8°. M.-Gladbach 1915. Staatsbürger-Bibliothek Heft 62. Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 31 S.

Witz-Oberlin, D. C. A.,
Während des Krieges. 12 Predigten, gehalten in der evangelisch-reformierten Kirche zu Wien. 8°. Zürich 1915, Art. Institut Orell Füssli. 100 Seiten. Fr. 1.20.

Bajer, Frédéric,
La neutralité scandinave. gr. 8°. Lausanne 1915. La revue politique internationale. Extrait du No. 13. (Janvier-Février 1915.) 11 S.

Cook, Edward,
Comment la Grande Bretagne essaya de maintenir la paix. Exposé des négociations anglo-allemandes 1898—1914. D'après les documents les plus authentiques. 8°. Lausanne (1915). Payot & Cie. 20 Cts.

Groupe interparlementaire suédois.
Recueil de documents 1914. Rédigé au nom du bureau du groupe par P. G. Widegren. 8°. Stockholm 1915. Centraltryckeriet. XIV und 136 S.

Mémoire sur les bases d'un traité de paix durable. Publié par le comité suisse pour l'étude des bases d'un traité de paix durable. Gr. 8°. Olten 1915. W. Trösch. 60 S.

Wales, Julia Grace,
Médiation continuelle sans armistice. Un développement d'une idée pour un Congrès continuel de pays neutres qui s'est présentée indépendamment à plusieurs personnes en dehors de l'auteur de cette brochure. 8°. Haag 1915. Réimprimé par la délégation américaine au Congrès international de femmes. 16 S.

Butler, Nicholas Murray,
Concerning some matters academic. An address at John Hopkins University on Commemoration Day, February 22. 1915. 8°. Reprinted from the Educational Review, New York, April 1915. Von S. 391—399.

Carnegie Endowment for International peace. Division of international law. Pamphlet No. 19. The Hague Convention (XII) of 1907 relative to the creation of an international prize court. IV u. 21 S. — No. 20. The Hague Convention (XIII) of 1907 concerning the rights and duties of neutral powers in naval war. — IV und 11 S. Gr. 8°. Washington D. C. 1915. Published by the Endowment.

European War, The.
The New York Times Current history. A monthly magazine. Gr. 8°. New York, June 1915. Published by the New York Times Company, Times Square. Von S. 411—612. 25 cents.

Aus dem Inhalt: The Lusitania Case. — Charles W. Eliot, Germany and the Lusitania. — usw

Kingsley, Darwin P.,
Life Insurance and the century's opportunity. An address delivered before the Berkshire county (Mass.) University Club. 8°. o. O. 1915. 8 S.

Marshall, Edward,
The United States as a World Power. An Interview with Nicholas Murray Butler. 8°. Reprinted from „The New York Times" of May 16, 1915. 16 S.

Memorial concerning the principles of a durable treaty of peace. Published by the Swiss Committee for the study of the principles of a durable treaty of peace. Gr. 8°. Olten 1915. W. Trösch. 61 S.

Miyaoka, T.,
Growth of internationalism in Japan. Report to the Trustees of the Endowment. Gr. 8°. Washington D. C. 1915. Carnegie Endowment for international peace. Division of intercourse and education. Publication No. 6. Published by the Endowment. 15 S.

Report of the committee on alleged German outrages appointed by His Majesty's government and presided over by The Right Hon. Viscount Bryce. 8°. London 1915. Committee on alleged German outrages. Printed under the authority of His Majesty's stationary office. 48 S.

Fachpresse für Völkerverständigung.

„Völker-Friede". (Esslingen). Juni. (O. U.) Der Vater der Kriege. — (O. U.) Friedenswille. — (O. U.) Zur Idee des Dauerfriedens. — Dr. Hans Wehberg, Zum internationalen Zusammenhange der Wissenschaften. — F. Bloh, Die „Gesellschaft der Freunde" in England. — usw.

Die Menschheit (Bern).
— 5. Juni: Konferenz für die Zukunftinteressen der Menschheit — usw.
— 19. Juni: Hugo Wassermann, Zwei Kongresse für Völkerverständigung. — usw.
— 26. Juni: Wofür kämpft man? Erwiderungen von Otto Umfrid, Dr. Alfred H. Fried, Eduard Bernstein. usw.

Internationale Rundschau (Zürich). Juni Prof. Dr. H. Lammasch, Der Beruf der Neutralen. — Die Vorgeschichte unserer Zeitschrift. — Vernon Lee, Der Weg zum Frieden. — Eine ungedruckte Rede Ramsay Macdonalds. — usw.

Ethische Umschau (Zürich).
Nr. 5. Ein Kriegsziel.
Nr. 6. Zur Psychologie des heutigen Italien.

Holländische Nachrichten (Haag). 15. Juni. Abdrücke von Artikeln aus: "Union of Democratic Control", „Die Menschheit", „Sozialistische Auslandspolitik". usw.

La Paix par le Droit (Paris). Nr. 9-10. Th. Ruyssen, D'un contre-sens et d'un terme nouveau. — Adrien Bonnet, Le pape et la guerre. — Romain Rolland, Littérature de guerre. — T. Miyaoka, Pourquoi le Japon ne peut envoyer une armée en Europe. — usw.

Le Mouvement pacifiste. (Bern) Nr. 3-6. Au bureau international de la paix. — Une critique injuste. — Manifeste des Trustees de la fondation Carnegie. — Activité des sociétés de la paix. — Les efforts vers une paix durable — usw.

La revue politique internationale (Lausanne). Mars-Avril. Marmaduke Pickthall, Réflexions d'un Anglais turcophile. Michel Pavlovitch, Deux tactiques, deux plans de guerre. — Prof. Dr. L. V. Birck, La guerre et les faits. — Grégoire Alexinsky, La Russie démocratique et la guerre. — usw.

Les Etats Unis d'Europe (Bern). Januar-März. — L'action pacifiste. — Le traité d'arbitrage italo-suisse. — Société suisse de la paix. — usw.

The Arbitrator (London). Juni: Persecution v. Patriotism. — A great problem. — Pacifists and pacifists. — Messages on the war from Labour Members. A Letter from the Rt. Hon. Arthur Henderson M. P. to the secretary of the League. — usw.

War and Peace (London). Juni: Keep your heads. — H. M. Swanwick, Apologetic Women. Norman Angell, The true prophets. — C. Ernest Fayle, Criticism in war time. — usw.

Vrede door Recht (Haag). Februar, März, April. — Manifest van de Centrale organisatie voor een duurzamen Vrede. — Internationale Politie: het antwoord van Prof. Van Vollenhoven, Norman Angell, Lammasch. — N. Murray Butler, Wij zullen niet ophouden te trachten..... — usw.

La Vita Internazionale (Mailand).
— 5. Juni: — E. T. Moneta, A guerra cominciata. — Paola Baccari, Il supremo dovere. — usw.
— 20. Juni: E. T. Moneta, Risposta ad un tedesco che dichiara d'amar l'Italia dicendone male. — Giulio Diena, Strategia militare e diplomazia al tempo di Bismarck e posteriormente. — usw.

Fredsfanan (Stockholm). Mai: Kvinnokongressen i Haag. — Krig år internationell anarki. — usw.

Bureau for opretholdelse af Internatjonalt Samoyrke (Kopenhagen.) 20. Mai: Professor Lammasch om „Internationalismens Krise? — usw.

Nemzetközi élet (Budapest). Nr 4. Die Zentralorganisation für einen dauernden Frieden (Haag). — Rede des Grafen Michael Karolyi im ungar. Abgeordnetenhause (3. Mai) über die neue zwischenstaatliche Rechtsordnung nach dem Krieg. — Programme ausländischer Vereinigungen über die Bedingungen eines dauernden Friedens. — Friedenskongress der Frauen. usw. (Alles in ungarischer Sprache.)

Artikel.

Bibliographie. Otto Schneider, Unsere politische Unterkunft. „Die weissen Blätter" (Leipzig), Juni. * Wilhelm Herzog, Die Impotenz der Vernunft. „Das Forum", April. * Ders., Weltkrieg oder Staatenbund? „Das Forum", April. * Walter Schücking, Die deutschen Professoren und der Weltkrieg „Das Forum", April. * Ludwig Hammerschlag, Warenökonomie — Menschenökonomie „Die Frauenbewegung", I. VI. * Dr. Hans Wehberg, Die Friedensbemühungen der Päpste in neuer Zeit. „Kölnische Volkszeitung", 9. VI. * Professor Richard Eickhoff, „Les crimes allemands". „Blätter für höheres Schulwesen". (Berlin). 12. V. * Dr. Alfred H. Fried, Zweckverband Europa. . „Neue Zürcher Zeitung" 3. VI. * Ders, „Ist ein ewiger Friede möglich?" „Neue Zürcher Zeitung", 25. VI. * Katzer, Kant und der ewige Friede. „Die christliche Welt", 20. V. * Ernst Troeltsch, Der Völkerhass. „Frankfurter Zeitung", 23. V. * Prof. Dr. Hatschek, Die völkerrechtliche Bedeutung der Eintragung in die Liste der Kriegsschiffe. „Frankfurter Zeitung", 24. VI. * Zur Frage des Präventivkriegs. Von einem Schweizer „Basler Nachrichten", 20. VI. * Oberlandesgerichtsrat Dr. Nöldecke, Hamburg, Die Zukunft des Seekriegsrechts. „Fränkischer Kurier" (Nürnberg) 29. V. * Die Kosten des Weltkriegs, „Kölnische Volkszeitung", 22. VI. * Die Grundlagen eines dauerhaften Friedensvertrages. „Neue Zürcher Zeitung", 22. VI. * Otto Koester, Lampe und der ewige Frieden. „Königsberger Hartungsche Zeitung", 20. IV. * Georg Gothein, M. d. R., Verfehlte Friedensbemühungen. „März", 29. V. * Dr. Helene Stöcker, Die Völkerverständigung und die Frauen. „Die Umschau" (Frankfurt a. M.), 29. V. * Dr. K. Neundörfer, Die Freimaurerei und der italienische Krieg. „Allgemeine Rundschau" (München), 5. VI. * Geh. Reg.-Rat Dr. Paul Clemen, Offener Brief an Albert Bartholomé. „Vossische Zeitung" 19. V.

* Dr. Ludwig Quidde, An einen italienischen Friedensfreund. „Berliner Tagblatt“ 2. VI. * P. H. J. Terhünte, Sind die französichen „Klerikalen“ an der Entstehung des Krieges schuld? „Allgemeine Rundschau“, 19. VI. * Prof. Dr. Julius Hatschek, Die Behandlung der gefangenen U-Bootmannschaft in England. „Frankfurter Zeitung“ 5. VI. * F. L. Graf von Voltolini, Fürst Bülows Ansicht über den Misserfolg seines Friedenwerkes. „Neue Zürcher Zeitung,“ 15. VI. * F. Staudinger, Friedensbetrachtungen. 5. Einseitigkeiten und Zusammenhang. „Das monistische Jahrhundert“. 15. VI. * Franz Köhler, Friedensziele. „Süddeutsche Monatshefte“. Juni. * Arthur Bonus, Wer hat Schuld? „Die christliche Welt“, 10. VI. * E. Bovet, La guerre européenne. „Wissen u. Leben“ (Zürich), 15. VI. * Alfred H. Fried, The attitude of pacifism toward war. “The Advocate of Peace”. Juni. * A. C. Responsabili tutti! „Coenobium“ (Lugano). Februar. *

Briefkasten.

Karl L....r, Dortmund. „Die Friedens-Warte“ hat keineswegs ihr Erscheinen eingestellt. Sie erscheint jetzt nur unter dem veränderten Titel „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“ und statt in Berlin in Zürich. Die oftmals gestörten, immer sehr langwierigen Postverbindungen zwischen Berlin und dem Aufenthaltsort des Herausgebers haben die Ortsveränderung im letzten Grunde notwendig gemacht. Betrachten Sie daher die „Blätter“ als die Ausgabe der „Friedens-Warte“ in feldgrauer Ausrüstung. Bestellungen auf ältere Nummern der Fr.-W. wie auf die Nummern 1 bis 4 des laufenden Jahrganges wollen Sie gütigst bei der alten Versandstelle in Berlin: Pass & Garleb G. m. b. H., Berlin W, Bülowstrasse 66 machen, woselbst Sie auch Zahlungen für den ganzen Jahrgang nach wie vor bewirken können. Nummern der „Blätter“ wollen Sie jedoch zur Vermeidung von Zeitversäumnis direkt beim Art. Institut Orell Füssli in Zürich, Bärengasse verlangen.

Prof. H...u, Halle. Danke für die frdl. Zustimmung. Für Weiterverbreitung sehr dankbar, ebenso für die Angabe von Interessenten. Propagandanummern stehen gern zur Verfügung.

Karl Sch...t, Görlitz. Es haben sich bereits an andern Orten unter der Bezeichnung „Freunde der Friedens-Warte“ Vereinigungen gebildet, die sich wöchentlich einmal versammeln und die in der F.-W. behandelten Probleme besprechen. Gründung ähnlicher Vereinigungen sind in allen Städten erwünscht. Die Örtlichkeiten und die Zeiten der Versammlungen können in den „Blättern“ veröffentlicht werden.

X. Y. Z. Die Broschüre „Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus“ von Dr. Alfred H. Fried ist noch vorrätig. Preis für das Explr. 50 Pfg. Grössere Partie für Propagandazwecke billiger. Der Artikel des Hauptmann Marschall von Biberstein erscheint demnächst in einem Sonderabdruck.

K.....y. Sie finden die F. W. bezw. die „Blätter“ in allen Lesesälen der Universitäten, auch in andern grösseren öffentlichen Leseinstituten.

Die „Friedens-Warte“

erscheint während der Kriegsdauer unter dem Titel „Blätter für zwischenstaatliche Organisation; der Friedens-Warte XVII. Jahrgang“ in Zürich. Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli.

Heft 1 der „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“

wird dringend *zurückerbeten.* Diejenigen Leser, die den Jahrgang nicht sammeln, werden mich durch Erfüllung dieser Bitte zu grossem Dank verpflichten.

Der Herausgeber.

Über mangelhafte Zustellung

der „Blätter für zwischenstaatliche Organisation, der Friedens-Warte XVII. Jahrgang“ wird vielfach geklagt. Bei nicht regelmässigem Eintreffen der Nummer wolle man an das Art. Institut Orell Füssli in Zürich, Bärengasse, sofort Mitteilung machen.

Verlag: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, Zürich

Neueste Bändchen aus der Sammlung Orell Füssli's Wanderbilder

Neue Folge der Europäischen Wanderbilder. Historisch-geographische Einzeldarstellungen beliebter Reiseziele

Jede Nummer **50 Rp. — 60 Hl. — 50 Pf.**

Alle Bändchen reich illustriert in mehrfarbigen, künstlerisch ausgeführten Umschlägen

Schweiz:

Alt Engelberg. (Nr. 286/288.) Kulturhistorische Streiflichter aus der Vergangenheit des berühmten Kurortes in der Schweiz. Von M. Thomann. 77 Seiten mit 14 Illustrationen. 1. 50

Andermatt, Hospenthal und Umgebung. (Nr. 268.) 52 Seiten mit 28 Illustrationen, 1 Panorama und 2 Karten. —. 50

Arosa. (Nr. 372/374.) Von Pfr. a. D. Aug. Jenny. Mit 32 Abbild. nach Original-Aufnahmen. 1.50

Die Arth-Rigi-Bahn. (Nr. 324/325.) Dritte neu bearbeitete Auflage von Dr. Alfred Schaer. Mit 14 Illustrationen und 1 Karte. 1. —

Die Halbinsel Au im Zürichsee. (Nr. 306/307.) Geschichtliche Darstellung von Dr. E. Stauber. Mit 11 Illustrationen. 1. —, geb. 2. —

Bern. (Nr. 355/358.) Seinen Besuchern geschildert von Rud. v. Tavel. Mit 20 Federzeichnungen von Wilh. Ritter und 1 Plan. 2.–, geb. in Lwd. 4.–

Die Berner Alpenbahn. Lötschbergbahn. (Nr. 321/323.) Von Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune. Mit 30 Illustrationen und 1 Karte. 1. 50

Bündner Oberland. (Nr. 256/258.) Von Dr. Chr. Tarnuzzer. Mit 126 Illustrationen, 2 Panoramen und 1 Karte. 1. 50

Brissago. (No. 353/354.) Von Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune. Mit 22 Illustrationen im Text und auf 6 Tafeln von Friedr. Walthard und 1 Karte. 1. —

Die Furkabahn. (Nr. 363/364.) Von Else Spiller. 1. Bändchen: „Von Brig nach Andermatt und Göschenen". Mit 40 Illustrationen, 1 Titelbild und einer Routenkarte. 1. —

— (Nr. 365/366.) Von Else Spiller. 2. Bändchen: „Von Disentis nach Andermatt und Göschenen". Mit 50 Abbildungen und einer Routenkarte. 1. —

Die Gotthardbahn. (Nr. 30/33.) Von J. Hardmeyer. 6. Aufl. Mit 64 Illustr. und 1 Karte. 2. —

Locarno und seine Täler. (Nr. 89/91.) Von J. Hardmeyer. 3. Auflage. Mit 58 Illustrationen und 2 Karten. 1. 50

Lugano und Umgebung. (Nr. 114/116.) Von J. Hardmeyer. Neu bearbeitet von Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune. 5. Auflage. Mit 61 Illustrationen und 4 Karten. 1. 50

Montreux-Berner Oberland Bahn. (Nr. 264/266.) Von Alfred Cérésole. Mit 64, teils farbigen Illustrationen 1. 50

Die Naturschutzbewegung und der Schweiz. Nationalpark. (Nr. 277/279.) Von Prof. Dr. Gustav Hegi. Mit 18 Illustrationen und 1 Karte. 1. 50

Die Rhätische Bahn mit besonderer Berücksichtigung der Albula-Route. (Nr. 259/261.) von Dr. Carl Camenisch. 2. Auflage. Mit 28 Illustrationen und 1 Karte. 1. 50

Aus den Bergen des Sernftales. (Nr. 269/272.) Alpine Erlebnisse und Erinnerungen (1896—1904). Von Dr. Karl Frey. Mit 1 Lichtdruckbild und 33 Illustrationen. 2. —, geb. in Lwd. 3. —

Das Tösstal. (Nr. 282/285.) Von Gustav und Friedrich Hegi. Mit 85 Illustrationen. 2. —, geb. in Lwd. 3. —

Bilder vom Vierwaldstättersee. (Nr. 318/320.) Von Alfred Ryffel, mit einem Begleitwort von Isabelle Kaiser. 32 Illustrationen auf Tafeln. 1. 50

Das Walliser Hochgebirge. (Nr. 359/362.) Von Dr. C. Täuber. Mit 72 Abbildungen. 2. —

Der Zürichsee. (Nr. 289/293.) Von Gottlieb Binder. Mit 30 Illustr. 2. 50, geb. in Lwd. 3. 50

Ausland:

Von Alexandria nach Khartum. (Nr. 347/350.) Von William v. Baensch. Mit 37 Abbildungen (auf 16 Tafeln) nach Originalaufnahmen und 1 Kartenskizze. 2. —

Algerien und die Kabylie. (Nr. 302/305.) Eine Reisebeschreibung von A. v. Baensch. Mit 31 Illustrationen. 2. —

An den Toren zum Balkan. (Nr. 294/297.) Eine Reise an den Balkangrenzen. Von Hans Withalm. Mit 29 Illustrationen. 2. —

Kairo. Ein Buch über Aegypten. (Nr. 273/276.) Von Hanns Withalm. Mit 15 Illustrationen und 1 Karte. 2. —, geb. in Lwd. 3. —

Streifzüge im Kaukasus und in Hocharmenien. (Nr. 308/317.) Von Paul Willi Bierbaum. Mit 55 Illustrationen und 3 Karten. 5. —, geb. in Lwd. 6. —

Korsika. (Nr. 298/301.) Ein Landschaftsbuch. Von Alfred Maderno. Mit 12 Illustrationen und 2 Karten. 2. —

Moskau. (Nr. 332/335.) Von Prof. Dr. R. Hartmann. Mit 36 Illustrationen. 2. —

Portorose bei Triest. (Nr. 351/352.) Von Hanns Withalm. Ein kleines Fabelbuch. Mit 20 Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln und 1 Kartenskizze. 1. —

Die Sächsische Schweiz. (Nr. 336/338.) Von Alfred Maderno. Ein Landschaftsbuch. Mit 16 Abbildungen auf Tafeln. 1. 50

Ausführliche Kataloge gratis — Zu Beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Kriegsnummern

(August 1914 bis Juni 1915)

der „Friedens-Warte“

bezw. der

„Blätter für zwischenstaatliche Organisation“

enthalten u. a. folgende Aufsätze:

Reichstagsabgeordneter Eduard Bernstein, Überschätzte Friedensmächte. Bl.,*) Juni 1915.

Geh. Rat Prof. Lujo Brentano, Über das Kriegsziel. Bl., April 1915.

Frederik van Eeden, Der Weise und der Krieg. Bl., Mai 1915.

Prof. Dr. Friedrich W. Förster, Staat und Sittengesetz. F. W.*), März—April 1915.

Helmut von Gerlach, Über England. Bl., Mai 1915.

Justizrat Dr. Adolf Heilberg, Sombart, Händler und Helden. Bl., Mai 1915.

Privatdozent Dr. Paul Kammerer, Krieg und Kampf ums Dasein. F. W., März—April 1915.

Prof. Dr. W. Kinkel, Die Idee der Menschheit und der Krieg. F. W., März—April 1915.

Hofrat Prof. Dr. Heinrich Lammasch, Wege zu dauerndem Frieden. I. Teil: Bl., März 1915, II. Teil: Bl., Mai 1915.

Freiherr Marschall von Biberstein†, preussischer Landrat und Hauptmann der Reserve im ersten Garderegiment zu Fuss: An die Völker germanischen Blutes! (Geschrieben im Schützengraben bei Arras, drei Wochen vor dem Kriegstod des Verfassers.) F. W., November und Dezember 1914.

Prof. Otfried Nippold, Keine Bündnisverträge mehr! Bl., März 1915.

Normann Angell, Sind Kriege unvermeidlich? Bl., April 1915.

Prof. L. Quidde, Lord Haldane der Achtung unwürdig? F. W., Oktober 1914.

Prof. D. Martin Rade, Archiv für Kriegsphantasie, Kriegslist und Kriegslüge. Bl., Juni 1915.

Dozent Dr. Oskar Stillich, Deutschlands Kriegskosten. Bl., Juni 1915.

Prof. Alfred Vierkandt, Der alte und der neue Idealismus. Bl., Juni 1915.

Dr. A. A. Warden: Ein Engländer über den Friedensschluss. Bl., März 1915.

Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg, Die deutsche Wissenschaft vom Völkerrecht. Bl., März 1915.

Dr. Alfred H. Fried, Der Krieg. F. W., August—September 1914.

— Das Ziel. F. W., Oktober 1914.

— Die Zukunft des Internationalismus. F. W., Januar—Februar 1915.

— Der Pazifismus von morgen. F. W., März—April 1915.

— Die tiefern Ursachen des Weltkrieges. Bl., April 1915.

— Die „Lusitania“. Bl., Mai 1915.

— Aus meinem Kriegstagebuch. F. W., August—September und Oktober 1914, Bl., März bis Juni 1915.

*) Bl. = „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“. *) F. W. = „Friedens-Warte“.

Die Hefte sind durch alle Buchhandlungen, wie durch die Verläge (der Bl. f. zw. O.) in Zürich und (der „Fr.-W.“) Berlin zum Preise von 50 Pfg., 60 Heller oder 60 Cts. zu beziehen.

341.05
F R
Pol. Sci.
UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
L 23 1917

XIX. Jahrgang

Nr. 6. / Juni 1917.
/ Jedes Heft 80 Cts. /

DIE FRIEDENS-WARTE

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried

INHALT

Die Biologie des Kriegs. / Um des teuren deutschen Bluts und Vaterlandes willen. Von einem deutschen Edelmann. / Das geistige Deutschland. Von Dr. Edward Stilgebauer. / Staatssozialismus oder Staatskapitalismus. Von Walter Eggenschwyler, Zürich. / Die Motive der Gegner. Von Dr. med. F. G. Nicolai, Berlin. / Dem freien und dem befreienden Russland gewidmet. Von Romain Rolland. / Brief eines deutschen Landwirts, No. 2. / Aus meinem Kriegstagebuch: Bruchstücke vom Monat Mai. / Aus der Zeit: Zum Todestag Bertha von Suttners. / Josef Hodges Choate †. / Englische Stimmen gegen Repressalien. / Maximilian Harden. / Die

(Fortsetzung umstehend)

Friedens-Warte-Verlag
Art. Institut Orell Füssli, Zürich

Die Friedens-Warte erscheint im allgemeinen monatlich. — **Bezugspreis** bei direkter Postzusendung oder durch den Buchhandel: Fr. 8.— für den Jahrgang; Fr. 4. — für den halben Jahrgang. Einzelhefte 80 Cts. (Ohne Gewähr des richtigen Eintreffens in den kriegführenden Ländern.)

Herausgeber: **Dr. Alfred H. Fried.**

Alle Zuschriften (Redaktion wie Versand betreffend) sind an das *Art. Institut Orell Füssli, Zürich*, Bärengasse 6, zu richten.

Zahlungen an den Verlag (ausserhalb der Schweiz die Franken zum Tageskurs umgerechnet) können geleistet werden:

a) durch Postanweisung,

b) durch Einzahlung auf Post-Scheck-Konto: Für *Deutschland* Leipzig Nr 17,884, für *Österreich* Wien Nr. 145,116, für die *Schweiz* Zürich Nr. VIII, 640.

Man bezieht durch alle Buchhandlungen wie direkt durch den Verlag.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Mitarbeiter der letzten Jahre:

Exz. Graf **Albert Apponyi**, Budapest. — Geh. Kommerzienrat **Georg Arnhold**, Dresden. — Geh. Rat Prof. v. **Bar** †, Göttingen. — **H. von Beaulieu**, Hannover. — **De Jong van Beek en Donk**, Haag. — Reichstagsabgeordneter **Eduard Bernstein**, Berlin. — **Paul Bertram**, Oesterreich. — Dr. **Diedrich Bischoff**, Vorsitzender des Vereins deutscher Freimaurer in Leipzig. — Geh. Rat Prof. **Lujo Brentano**, München. — **William Jennings Bryan**, ehem. Staatssekretär der Vereinigten Staaten Washington. — Senator **E. T. Burton**, Washington. — Dr. **Richard Cahén**, Berlin. — **Andrew Carnegie**, New York. — Dr. **Friedrich Curtius**, ehem. Präsident des Direktoriums und des Oberkonsistoriums der Kirche A. K., Strassburg i. E. — Oberamtsrichter **E. Dosenheiner**, Luswigshafen a. Rh. — **Frederik van Eeden**, Bussum (Holland). — **W. Eggenschwyler**, Schaffhausen. — Reichstagsabgeordneter Prof. **Richard Eickhoff**, Remscheid. — Prof. Dr. **Rafael Erich**, Helsingfors. — **Herbert Eulenberg**, Kaiserswert. — **W. J. M. van Eysinga**, Leiden. — **Walter Federn**, Wien. — **Hermann Fernau**, Zürich. — Prof. **F. W. Förster**, München. — Reichstagsabgeordneter **L. Frank** †, Mannheim. — Pastor **Francke**, Berlin. — **Elsbeth Friedrichs**, Basel. — Früherer Oberst **Richard Gaedke**, Berlin. — Päpstlicher Prälat Dr. **Alexander Giesswein**, Mitglied des ungarischen Reichstags, Budapest. — **Rudolf Goldscheid**, Wien. — Reichstagsabgeordneter **Georg Gothein**, Breslau. — **Henry S. Haskell**, New York. — **Carl Hauptmann**, Schreiberhau. — Dr. **E. Hurwicz**, Berlin. — Justizrat Dr. **Adolf Heilberg**, Breslau. — Prinz **Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst**. — Privatdozent Dr. **Oskar Jaszi**, Budapest. — Universitäts-Präsident **David Starr Jordan**, Leland-Stanford Universität (Kalifornien). — Privatdozent Dr. **Paul Kammerer**, Wien. — **Elfen Key**, Alvastra. — Prof. Dr. **W. Kinkel**, Giessen. — Prof. Dr. **Halvdan Koht**, Kristiania. — **Annette Kolb**, München. — Prof. Baron **S. A. Korff**, Helsingfors. — Dr. **M. Kronenberg**, Berlin. — Hofrat Prof. Dr. **Heinrich Lammasch**, Salzburg. — Geh. Rat Prof. **Lamprecht** †, Leipzig. — **Chr. L. Lange**, Sekretär der interparlamentarischen Union, Kristiania. — Bürgermeister **Carl Lindhagen**, Stockholm. — **Louis P. Lochner**, Chicago. — Landrat Freiherr **Marschall v. Biberstein** †. — Prälat Dr. **Paul v. Mathies**, Zürich. — **Edwin D. Mead**, Boston. — **Olga Misar**, Wien. — **R. Moe**, Sekretär des Nobel-Komitees Kristiania. — Dr. **F. Müller-Lyer** †, München. — Prof. **Otfried Nippold**, Bern. — Kapitän zur See a. D **L. Persius**, Berlin. — Prof. **Robert Piloty**, Würzburg. — Exz. **Ernst Freiherr von Plener**, Wien. — Gräfin **Hedwig Pötting** †, Wien. — Prof. **L. Quidde**, München. — Prof. **D. Martin Rade**, Marburg. — Prof. Dr. **Redlich**, Mitglied des Reichsrates, Wien. — Prof. **Paul S. Reinsch**, Peking. — Prof. Dr. **Max Schneidewin**, Hameln. — Prof. **Walter Schücking**, Marburg. — Pastor **F. Siegmund-Schultze**, Berlin. — Prof. **Ernst Sieper** †, München. — Dr. **Edward Stilgebauer**, Weggis. — Prof. **Munroe Smith** von der Columbia-Universität in New York. — Baron **Lage von Stael-Holstein**, Stockholm. — Dozent Dr. **Oskar Stillich**, Berlin. — Dr. **Karl Strupp**, Frankfurt a. M. — **Bertha von Suttner** †, Wien. — Reichstagsabgeordneter Dr. **Albert Südekum**, Berlin. — Stadtpfarrer a. D. **O. Umfrid**, Stuttgart. — Prof. **Max Verworn**, Bonn. — Prof. **A. Vierkandt**, Berlin. — Deputierter **Edward Wawrinsky**, Stockholm. — Gerichtsassessor a. D. Dr. **Hans Wehberg**, Düsseldorf. — **Andrew D. White**, Präsident der Cornell-Universität, Ithaca, N. Y

(Fortsetzung von der Titelseite)

soziale Bilanz des Krieges. / Die Todesstrafe für ein pazifistisches Gedicht. / Professor Lammasch über die Zukunft des Pazifismus. / Der deutsche Frauenausschuss für den dauernden Frieden an den Reichskanzler. / Kaiser Friedrich über den Krieg. / Literatur und Presse.

Die Biologie des Kriegs.

Auf der 82. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, die 1910 zu Königsberg stattfand, sagte der deutsche Arzt Lichtheim: „Die Lehre, daß der Krieg kein Übel, sondern eine Notwendigkeit sei, daß er allein die wertvollen Charaktereigenschaften der Völker erhalte, daß ein dauernder Friede zur Entartung und Fäulnis führe, findet bei uns keinen Boden; eine Lehre der Naturwissenschaften ist sie nicht." Wie haben wir damals diese mutige Äußerung begrüßt, die zwar mitten im sogenannten Frieden gemacht wurde, aber dennoch einer einflußreichen Richtung ins Gesicht schlug, die sich als Wissenschaft gab und unter falscher Auffassung der Lehre Darwins den Krieg als ein Weltgesetz bezeichnete, das durch die Natur begründet sei, und dem sich auch das Wirken der Politik zu unterwerfen habe. Leider hatte diese Lehre gerade in Deutschland nur zu sehr Boden gefunden. Die sogenannte anthropologische Schule predigte den Irrtum des sozialen Darwinismus und machte sich zur wissenschaftlichen Heroldschaft des Alldeutschtums, der Rüstungsindustrie und der Treitschkeschen Geschichtsauffassung. Außer Ostwald gab es in Deutschland keinen aus der Reihe der Naturwissenschaftler kommenden Bekämpfer dieser Lehre. Um so mehr fanden sich solche im Auslande. Es sei nur, um einige zu nennen, an den Russen Novicow erinnert, an den Amerikaner David Starr Jordan, an den Engländer Havelock Ellis, die als Biologen die pazifistische Lehre unterstützten und die Widersinnigkeit des Kriegs von der Warte echter Naturerkenntnis aus bewiesen.

Heute können wir nun ein deutsches Geistesprodukt begrüßen, das sogar mitten im Krieg, inmitten des kriegerisch erregten Deutschlands unter ganz besondern Umständen geschrieben wurde, und dessen Verfasser den Mut hatte, den Vergoldern der Lüge von der Naturgesetzmäßigkeit und vom Kulturwert des Kriegs die gleißnerische Maske herunterzureißen, und als Biolog, als Philosoph, als Soziologe den blutigen Irrwahn zu bekämpfen und die Wege „zur Überwindung des Krieges" zu zeigen.

Der Doktor der Medizin, F. G. Nicolai, Professor der Physiologie an der Berliner Universität, ist dieser mutige Mann. Als Herztherapeut von Ruf wurde er sogar vom Kaiserhaus in Anspruch genommen, konnte er in langwieriger Krankheit der deutschen Kaiserin seine ärztliche Hilfe leihen. Als der Krieg kam, wurde diese Leuchte der Wissenschaften als Arzt zum Heeresdienst einberufen. Er war auf dem Weg seiner geistigen Entwicklung zu einem so überzeugten Gegner des Kriegs geworden, daß er es ablehnte, den militärischen Diensteid zu leisten. Alle Drohungen nutzten nichts, und es geschah, daß der hervorragende Gelehrte, der Arzt der Kaiserin, wegen militärischen Ungehorsams degradiert wurde. Das ist der „Fall Nicolai",[1]) der ja vor einigen Monaten den Reichstag beschäftigte.

[1]) Von einem früheren Hörer Professor Nicolais erhalten wir über den „Fall Nicolai" folgende erklärende Mitteilung: Professor Dr. Nicolai, Physiologe an der Berliner Universität, hatte sich für den Kriegsfall der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt und verfügte in dieser Funktion über den Rang eines Stabsarztes. Im Sommersemester 1915 begann er an der Universität ein Kolleg über „die Biologie des Krieges" zu lesen, das von einer großen Anzahl Studenten besucht wurde. Schon nach wenigen Vorlesungen wurde Prof. Nicolai in ein Hospital nach Graudenz versetzt und somit die Lesung des Kollegs illusorisch gemacht. Reklamationen blieben vergeblich. Gegenüber einigen Personen des Graudenzer Hospitals machte Prof. Dr. Nicolai abfällige Bemerkungen über den Krieg, die von dieser Seite zur Kenntnis der Behörden gebracht wurden. Da aber Prof. Dr. Nicolai in seiner Tätigkeit als Herzspezialist auch Arzt der kaiserlichen Familie war, wurde das erste Mal durch persönliches Eingreifen von dieser Seite weitere Behelligung vermieden. Als Prof. Nicolai neuerdings seinen kriegsgegnerischen Ideen Ausdruck verlieh, griff man zu dem Rückversicherungsmittel, ihm den Fahneneid abzuverlangen. Diesen zu leisten war er aber nach den bestehenden Gesetzen nicht verpflichtet, und aus diesem Grunde weigerte er sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Er wurde darauf vom Stabsarzt zum Sanitätssoldaten degradiert und nach Danzig versetzt.

Unter diesen Umständen wurde das Buch verfaßt, das soeben bei Orell Füßli in Zürich unter dem Titel „Die Biologie des Krieges" herauskam.

Als eine Ehrenrettung für die deutsche Wissenschaft ist dieses Buch gedacht; denn der Verfasser fand, wie er in der Einleitung hervorhebt, den äußern Anlaß dazu in dem „Aufruf der 93". „Weil nun dieser Aufruf geeignet war, unsre ruhmvolle Vergangenheit scheinbar Lügen zu strafen, muß er jeden Freund seines Vaterlands und der Menschheit ... zum Protest veranlassen." Das ist der Sinn dieses pazifistischen Werkes, das uns ein deutscher Gelehrter, ein moderner Naturforscher, als Produkt dieses Kriegs beschert hat.

Der Krieg ist eine Menschenhandlung, lehrt uns Nicolai gleich zu Anfang. Also kein Naturgesetz, kein „Element der göttlichen Weltordnung". Die Kriegslust ist ein heimlicher Instinkt. Es gibt aber auch falsche Instinkte, wie das Streben der Motte zum Licht einer ist, der in einer Zeit entstand, wo es noch keine Lampen gab, in denen die Flieger verbrennen. Tiergeschlechter, die ihren falschen Instinkten folgen, gehen zugrunde. Der Mensch hat sich bisher erhalten, weil er sich zum Herrn seiner Instinkte gemacht hat, die falschen durch richtige ersetzen konnte.

Schon das zweite Kapitel des Buches wird dem Problem „Kampf ums Dasein und Krieg" gewidmet. Nicolai ist der Kampf ums Dasein ein Kampf um die Aufnahme von Energie. Diese ist aber in Unmenge vorhanden. Sämtliche Tiere nützen nur ein Zwanzigtausendstel der vorhandenen Energie aus. Die Energie durch Bekämpfung der andern zu rauben ist das Unzweckmäßigste, das man sich denken kann, namentlich aber für den Menschen, der die Möglichkeit besitzt, die vorhandene brachliegende Energie auszunützen, indem er sich „auswechselbare Organe" (Werkzeuge) angeschafft hat, die ihn in die Lage setzen, „unbegrenzte Mengen von Energie in seinem Interesse zu verwenden". Der Kampf ums Dasein wird daher nur irrig als die Notwendigkeit des gegenseitigen Totschlags angesehen. Die Maschine ist das Werkzeug des Daseinskampfes für die Menschen, ihr Sieg ist „der einzig mögliche Sieg, den der Mensch entsprechend den allgemeinen Regeln des Daseinskampfes heute überhaupt noch erkämpfen kann."

Stark beeinflußt von Novicow, der erfreulicherweise in dem Buch sehr oft herangezogen wird, sieht Nicolai den Daseinskampf für den Menschen lediglich in dem Kampf gegen die Umwelt, in jenem Kampf, der all unsre körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte erfordert, der nicht in dem „abgetanen Krieg von gestern, Mensch gegen Mensch" begründet ist, sondern in „jenem neuen lebenspendenden Krieg um die Herrschaft des Menschen über die Erde und ihre Kräfte".

Von der hohen Warte der ewigen, richtig erkannten Weltgesetze kommt Nicolai dazu, von den „jetzigen Katzbalgereien mit Kanonen" zu sprechen. Er weist auf die ungeheueren friedlichen Eroberungen, die der Mensch durch Erschließung neuer Energiequellen machen kann, er preist die Größe der herrlichen Errungenschaften, die dem Genie zu erkämpfen noch vorbehalten sind, und beschämt den von Ruhmestaten sich blähenden Krieger und Helden unsrer Tage mit der Bemerkung: „Wie armselig erscheint neben diesem wunderbaren Menschheitskampf doch der Krieg!"

In dem Kapitel über „die Auslese und Erziehung" zeigt er die entartende Einwirkung des Kriegs auf das Menschengeschlecht. „Jeder Sieg der Klugen über die Dummen ist ein Fortschritt, ein Zeichen positiver Auslese, jeder Sieg der Dummen über die Klugen ist ein Rückschritt". Der Fortschritt ist lediglich eine Frage der Gehirnentwicklung. Aber durch die Gewalt wird der Sieg der Klugen verhindert. Der Krieg kann daher keine Auslese mehr sein, sondern nur ein Entartungsfaktor, der dahin führt, daß die Kulturmenschen zugrunde gehen und nur die Knochenmenschen übrigbleiben. Dies läßt die Unzweckmäßigkeit des Kriegs erkennen, der den gesunden Teil der Menschheit vernichtet, die Minderwertigen begünstigt. „Die Blinden, die Taubstummen, die Idioten, die Buckligen, die Skrophulösen, die Blödsinnigen, die Impotenten, die Paralytiker, die Epileptiker, die Zwerge, die Mißgeburten — all dieser Rückstand und Abhub der menschlichen Rasse kann ruhig sein, gegen ihn pfeifen keine Kugeln, und während die jungen, die tapfern, die starken Männer auf dem Schlachtfeld vermodern, kann er zu Hause sitzen und seine Geschwüre pflegen." Die auslesende Wirkung des Kriegs würde sich so ergeben, daß bei genügend langer Dauer des Kriegs dieser ganz automatisch bewirken würde, daß das kriegführende Volk ausschließlich aus minderwertigen Elementen bestehe.

Das Dogma, daß der Friede verweichlicht, der Krieg aber ein Volk stähle, bezeichnet Nicolai als unbewiesenen Gemein-

platz. Das Gegenteil ist der Fall. Das englische Boxen hält man in Deutschland ebenso für verrohend wie den spanischen Stierkampf, sogar das Fußballspiel, weil dabei oft „Blut fließt". „Aber der blutige Krieg soll trotzdem einwandfrei sein ...!" Das Wort Jean Pauls beruhe auf Wahrheit, daß „das Stählen des Kriegers durch den Krieg nicht länger vorhält als das Stärken der Wäsche". Und nicht die Winterquartiere von Capua haben das Heer Hannibals ruiniert, sondern die vorhergegangenen blutigen Schlachten.

Bitter ist ein Wort über den gegenwärtigen Krieg: „Sinnlose Spielerei". Für all die Träumer, die von der „großen Zeit" faseln, die von ihr eine Erhöhung der Völker erwarten, aber auch für alle jene, die dabei ihre Teuersten verloren haben, muß dieses eine Wort vernichtend wirken. All euer großes Getue, um dessenwillen ihr sieben Millionen Menschen getötet, 14 Millionen zu Krüppel gemacht habt, ist — „sinnlose Spielerei!"

Unter den „spezifischen Wirkungen des Kriegs" sieht Nicolai in erster Linie nur die Verrohung des Menschengeschlechts. Ernste Worte findet er hiebei für die Dichter und Philosophen, die „mit Überlegung die Würde der Menschheit hingeben", bei deren Ausführungen zu Beginn und während des Kriegs, „man die Empfindung hat, Spießruten zu laufen". Wichtig ist, was er über die während des gegenwärtigen Kriegs verübten Greueltaten sagt: „Mag man Kalisch und Löwen und alles, was im wirklichen oder vermeintlichen Franktireurkrieg vorgekommen ist, durch die Not der Stunde als gerechtfertigt ansehen, das Entscheidende ist eben, daß der Krieg die Menschen vor Situationen stellt, in denen sie unmenschlich handeln müssen."

Ich sehe, daß ich bei meiner Absicht, den Inhalt dieses reichen Buchs zu skizzieren, jetzt erst beim dritten Kapitel angelangt bin. Es hat deren fünfzehn. Im Rahmen dieses Aufsatzes wird es zur Unmöglichkeit, nur annähernd dem wertvollen Umfang der Schrift gerecht zu werden. Einige Überschriften der folgenden Kapitel mögen den Inhalt andeuten: Die Umgestaltung der Kriege. — Die Umgestaltung des Heeres. — Die Wurzeln des Patriotismus. — Die Arten des Patriotismus. — Der unberechtigte Chauvinismus. — Die Entwicklung des Begriffs Weltorganismus. — Die Welt als Organismus. — Wandel des menschlichen Urteils. — Krieg und Religion.

Die pazifistische Literatur ist umfangreich. Namentlich der gegenwärtige Krieg zeitigt täglich neue Bücher voll pazifistischer Überzeugung und Gedankenkraft. Das Werk Nicolais wird in diesem Reigen aber immer eine Sonderstellung einnehmen. Der pazifistischen Lehre werden seine Ausführungen zum großen Teil nicht neu sein; aber sie wird des Neuen darin noch immer reichlich finden. Die alten Gedanken jedoch sind mit einer solchen Fülle von Beispielen, Vergleichen, Anführungen illustriert, sie sind durch die Universalbildung des Verfassers mit so einleuchtenden Belegen dokumentiert, daß man dieses Werk unbestritten zu den besten Einführungen in das wissenschaftlich begründete pazifistische Denken bezeichnen kann.

Wenn man sich in die Geistesschärfe dieses Buches vertieft und den Krieg so in seiner nackten, dürren Wirklichkeit sieht, entblößt all der Übertünchungen und der Flitter, mit denen ihn die Interessenten umgeben haben, seine Priester, die ihn als zu melkende Kuh betrachten, da fragt man sich erschreckt, wieso Menschen an der Wiege des Weltkriegs stehen konnten, die von der naturwissenschaftlich erkannten Gestaltung des Lebens und der tölpelhaft lächerlichen Rolle, die darin der Krieg spielt, keine Ahnung hatten, so daß es ihnen möglich war, mit täppischen Händen dieses Unheil auszulösen.

Wann werden die Geschicke der Menschheit von solchen Köpfen gelenkt werden, die von den Erkenntnissen der wahren Wissenschaft geleitet werden, statt von eitlen Glücksjägern und Dilettanten der Geschichte?

Das Buch Nicolais hat eine große Aufgabe zu erfüllen. Es ist berufen und in der Lage, das Ansehen der deutschen Wissenschaft in der Welt, das durch die Purzelbäume unsrer Gelehrtenwelt so arg gelitten hat, wiederherzustellen. Es zu verbreiten, ist daher eine patriotische Pflicht, eine wirklich würdige und heilsame Aktion der deutschen Aufklärung und Propaganda im Ausland. Dazu ist aber nötig, daß das Buch auch in Deutschland anerkannt und geachtet wird. Die heutigen Gewalthaber im Reich werden hoffentlich nicht in den Fehler verfallen, der „Biologie des Kriegs" die deutsche Grenze zu sperren. Man sollte doch die Gelegenheit nicht versäumen, den üblen Eindruck des Buches von Bernhardi f ü r den Krieg zu verlöschen durch das Buch Nicolais g e g e n den Krieg. Die Verdrängung des ersteren durch das letztere hätte wahrlich mehr wert

als die Rückeroberung eines verlorenen Schützengrabens, mit der man gewöhnlich so viel Wesens treibt. Der Verzicht auf ein Verbot dieses Buchs bedeutet mehr als irgend eine gewonnene Schlacht!

Aber selbst wenn das Buch jetzt verboten werden sollte, die Wahrheit, die es enthält, ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Der Krieg hat es gezeugt; es wird seinen Erzeuger vernichten helfen. *A. H. F.*

Um des teuren deutschen Bluts und Vaterlandes willen.

Von einem deutschen Edelmann.

Wir geben im Nachstehenden die Hauptteile einer Denkschrift wieder, die im November 1915 verfaßt und in Schreibmaschinen-Vervielfältigung in Deutschland verbreitet wurde. Im Hinblick auf die in der deutschen Presse uneingeschränkt sich breit machenden annexionistischen Bestrebungen erscheint die Veröffentlichung dieser antiannexionistischen Schrift eines hochstehenden, patriotisch gesinnten deutschen Mannes, dessen Name der Schriftleitung bekannt ist, von großer Wichtigkeit.

Der Herausgeber der „Fr.-W."

Beseelt von dem begreiflichen Wunsch, den Schaden von dem Deutschen Reich abzuwenden, der aus der — vom Reichskanzler am 4. August 1914 mit männlicher und ehrender Offenheit eingestandenen — Verletzung der belgischen Neutralität in der öffentlichen Meinung fast der ganzen Welt entstanden ist, haben sich angesehene Deutsche dazu verleiten lassen, in Flugschriften, Erklärungen und Zeitungsartikeln zu behaupten, daß Belgien bereits 1906 seine Neutralität selbst aufgegeben habe. Sie haben dafür besonders auch die vom Auswärtigen Amt veröffentlichten Aktenstücke benutzt, die über Besprechungen zwischen englischen und belgischen Militärs in den Jahren 1906 und 1912 Aufschluß geben. Sie haben damit, wie kaum jemand bestreiten wird, und wie übrigens vorauszusehen war, die Sache schlimmer statt besser gemacht. Sie haben im Auslande fast nirgends Glauben gefunden und haben das Urteil auch bei denen, die die Verletzung der Neutralität noch zu entschuldigen geneigt waren, dadurch nur verschärft.

Es scheint deshalb im deutschen Interesse geboten und zugleich Gewissenspflicht, die Wahrheit, wie sie klar vor Augen liegt, auszusprechen.

Die vom deutschen Auswärtigen Amt veröffentlichten Aktenstücke beweisen wenig gegen Belgien, sondern sprechen bis zu einem gewissen Grade sogar zu seinen Gunsten. Sie zeigen, daß es bestrebt war, sobald es 1906 von dem vom preußischen Generalstab geplanten Durchbruch erfuhr, pflichtmäßig seinen Garanten England — der einzige, der helfen konnte — anzurufen mit der Frage: „Auf welche Weise wirst du, Garant England, vorkommendenfalls deine Garantenpflicht erfüllen?" Es war nicht nur Belgiens Recht, sondern auch seine Pflicht, so zu fragen. Die Neutralität bedingt und verlangt vom neutralisierten Staat — es gibt in Europa nur drei: Belgien, Schweiz, Luxemburg im Gegensatz zu neutralen aus eigener Macht, wie z. B. Holland, Dänemark, Griechenland, die keine Verträge und keine Garanten haben und frei sind, ihre Neutralität jeden Moment nach ihrem alleinigen Ermessen aufzugeben — daß der Neutralisierte seine Garanten anruft. Es ist wohl noch nicht vorgekommen, daß ein Garant, wie es das Deutsche Reich (Garant durch Preußen 1839, durch das Deutsche Reich 1871) getan hat, die von ihm selbst garantierte Neutralität mißachtete, indem es 1914 an Belgien das kategorische Ansinnen stellte, sich zum Kampfplatz der Nationen herzugeben — denn darauf kam das Durchzugsverlangen hinaus, weil Frankreich erklärt hatte (30. Juli 1914), die belgische Neutralität solange achten zu wollen, als andere sie achteten. Ein solches Ansinnen würde z. B. Deutschland, wenn es ihm selbst zugemutet worden wäre, mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Der neutralisierte Staat hat aber auch seinen Bürgern gegenüber die Verpflichtung übernommen, seine Unverletzlichkeit mit ganzer Kraft gegen jedermann zu verteidigen, und er ist daher gar nicht berechtigt, irgend jemand den Durchzug zu gestatten. Das auch vom Deutschen Reich ratifizierte Abkommen betreffend „die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte" (Dr. Wehberg: „Die Abkommen der Haager Friedenskonferenz", Berlin, Gutentag, 1910) sagt in Kapitel 1, Artikel 2: „Es ist den Kriegführenden untersagt, Truppen oder Munitions- oder Verpflegungskolonnen durch das Gebiet einer neutralen Macht hindurchzuführen", und in Artikel 5: „Eine neutrale Macht darf auf ihrem Gebiete keine der in den Artikeln 2 bis 4 bezeichneten Handlungen dulden." Tut sie es dennoch, so setzt sie sich dem aus, daß der Gegner des Durchziehenden in das neutralisierte Land einbricht und dasselbe zum Kampfplatz wird. Deshalb hatte Belgien das größte Interesse, den deutschen Durchzug zu verhindern und hat pflichtgemäß danach gehandelt.

Die „Kreuzzeitung“[1]) hat allerdings den Mut, von dem „schuldigen“ Belgien zu sprechen, indem sie andeutet, es habe seine Neutralität verschachert. Die Leichtfertigkeit eines leider sehr großen Teils der deutschen Presse, ganz besonders der alldeutschen, die unser Ansehen im Auslande vielfach aufs schwerste schädigt, und die dort sehr ernst genommen, bei uns aber noch lange nicht oft genug desavouiert wird, ist tief bedauerlich.

Besonders charakteristisch für den Mangel an Genauigkeit, mit der von deutsch-offiziöser Seite die belgische Frage behandelt wurde, ist folgender Widerspruch. Am 13. Oktober 1914 schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: „Die aufgefundenen Schriftstücke bilden einen dokumentarischen Beweis für die den maßgebenden deutschen Stellen lange vor Kriegsausbruch bekannte Tatsache der belgischen Konnivenz mit den Entente-Mächten. Sie dienen als Rechtfertigung für unser militärisches Vorgehen.“ (Diese Stelle ist nachzulesen auf Seite 17 der offiziösen Schrift „Die belgische Neutralität“, Georg Stilke, Berlin).

Am 27. August 1915 aber schrieb die gleiche „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: „Im übrigen stellen wir fest, daß deutscherseits ein Versuch, den deutschen Einmarsch in Belgien nachträglich mit dem schuldhaften Verhalten der belgischen Regierung zu rechtfertigen, niemals gemacht worden ist.“ (Zitiert nach der „Kölnischen Zeitung“, 28. August 1915, zweites Morgenblatt.)

Die offiziöse Verwertung der veröffentlichten Dokumente ist nicht unbedenklich und nicht frei von starken Irrungen.

In der Einleitung zu der offiziösen Broschüre „Die belgische Neutralität“, Seite 6, Z. 2 heißt es: „Es traf Abreden, die es ‚im Kriegsfall‘ auf die Seite seines Kriegführenden zwang.“ Dies ist unwahr. Wahr ist, daß in den „Dokumenten“ steht, daß die englisch-belgischen Besprechungen nur für den Fall des Einmarsches des deutschen Heeres in Belgien Geltung haben sollen. Hieraus macht die offiziöse Broschüre: „Für den Kriegsfall“ ... (gemeint ist ein deutsch-französischer Krieg).

Dieselbe Unrichtigkeit findet sich Seite 6, Zeile 10 ff.: „Wäre damals über Marokko der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochen, so hätten wir mit England auch Belgien unter unseren Feinden gehabt. Daran lassen die in Brüssel gefundenen Dokumente keinen Zweifel.“ Der Verfasser unterläßt, getreu seiner Praxis, hinzuzusetzen: Falls wir in Belgien einmarschiert wären.

Seite 15, Zeile 2 von unten, sagt der Verfasser „für den Fall eines deutsch-französischen Krieges“. Dritte Unrichtigkeit: nicht für den Fall eines deutsch-französischen Krieges, sondern für den Fall einer Verletzung der belgischen Neutralität unsererseits.

Seite 19, Zeile 20: In der Wiedergabe des Briefes des belgischen Generals Ducarne an den belgischen Minister (10. August 1908) ist der Satz: „L'entrée des Anglais en Belgique ne se ferait qu'après la violation de notre neutralité par l'Allemagne“ (deutsch: „Der Einmarsch der Engländer in Belgien würde nur nach der Verletzung unserer Neutralität durch Deutschland erfolgen“) — fortgelassen. Seite 24 findet sich das Faksimile des Briefes; an der zugehörigen Stelle ist der genannte Satz am Rande vermerkt, mit dem Zeichen *; dieses Zeichen findet sich auch im Text, woraus hervorgeht, daß der Satz in den Text gehört. In der deutschen Übersetzung ist der genannte eingeschobene Satz fortgelassen. Auf S. 21 heißt es dann: „Auf dem Schriftstück findet sich dann noch folgender Randvermerk: L'entrée usw.“ Der Satz ist aber keine Randbemerkung, sondern ein integrierender Teil des Berichtes.

Und warum ist wohl dieser wichtigste Satz des ganzen Berichtes nicht ins Deutsche übersetzt, wie der ganze übrige Bericht, so daß das Gros der Zeitungsleser gar nicht in der Lage ist, den Sinn der Notiz zu verstehen?!

Selbst Leser, die der französischen Sprache kundig sind, haben sich dadurch beirren lassen, so daß unter der Beeinflussung einer vielfach leichtfertigen Presse, welche z. B. bei Kriegsausbruch den wichtigen Depeschenwechsel Grey-Goschen mit geringen Ausnahmen (z. B. Germania) nicht gebracht hat, sich die fast unerschütterliche öffentliche Meinung festgesetzt hat, als habe Belgien seine Neutralität längst selbst gebrochen, während es sich nur pflichtgemäß für den Eventualfall die Hilfe eines seiner Bürgen sicherte.

Es ist Belgien zum Vorwurf gemacht worden, daß es zu einseitig vorgegangen, und daß es nicht auch das Deutsche Reich als Bürgen angerufen habe. Wie aber, wenn der Bürge zugleich der voraussichtliche Angreifer war? Was Belgien hätte tun können, wird weiter unten ausgeführt werden.

Die großen Zeitungsredaktionen wissen ganz genau, wie die belgische Frage in Wirklichkeit liegt. Erst kürzlich hatte der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ in einem längeren Artikel dargetan, daß Belgien lediglich seine Pflicht getan hat. Der Artikel ist aber zur Übernahme in deutsche Zeitungen nicht zugelassen worden.

Die Veröffentlichung der Dokumente war wohl nur ein Verlegenheitsausweg in der richtigen Annahme, daß die großen Massen nichts vom Wesen garantierter Neutralität wissen. Die nationalistische Presse hat die Worte „1839“, „Garant“ usw. ja überhaupt gar nicht genannt, trotzdem keine Zensur hindern konnte, einen rein sachlich gehaltenen historischen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der belgischen Neutralisierung von 1839 zu geben.

Eine Zeitungsredaktion hat die Pflicht, sich zu orientieren, und „die Ausgabe von Doku-

[1]) No. 476 d. J. 1915.

menten zum Weltkrieg" hat es ja so leicht gemacht.

Die dann und wann vorgebrachte Einrede, Belgien hätte seinen bewaffneten Widerstand einstellen können, da ihm deutscherseits finanzielle Entschädigung versprochen sei, faßt lediglich die privatrechtliche Seite der Angelegenheit ins Auge und läßt die Hauptsache unberücksichtigt, daß Belgien allen Großmächten gegenüber durch den Vertrag des Jahres 1839 verpflichtet war, seine Unverletzlichkeit mit ganzer Kraft zu verteidigen; eine gewiß schwere Aufgabe, die es als Gegenleistung für die Garantie der Großmächte hatte auf sich nehmen müssen.

Eine Schadloshaltung von seiten des Deutschen Reiches konnte daher Belgien selbstredend niemals von seinen den übrigen Mitvertragschließenden gegenüber eingegangenen Verpflichtungen entbinden.

Nach Artikel 10 der Haager Konvention von 1907 kann es auch „nicht als eine feindselige Handlung betrachtet werden, wenn ein neutraler Staat, selbst mit Gewalt, Angriffe auf seine Neutralität zurückweist."

Vom Opportunitätsstandpunkt aus gesehen, konnte Belgien den leichteren Weg unter Verletzung der den Großmächten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gehen; es hat den schwereren Weg der Pflicht gewählt und dafür schwer gelitten.

Wollten wir zu allem anderen ihm zugefügten Unrecht Belgien nun auch noch seiner staatlichen Freiheit und Unabhängigkeit berauben, so würde der gute Name des Deutschen Reiches sich niemals von einem solchen Schlage erholen.

Die englische Stellungnahme begreift sich aus dem Vorstehenden ganz von selbst. Gewiß ist Belgien nicht sein einziger Grund; auch nicht einmal der Hauptgrund, wenigstens nicht das belgische Interesse; England hat auch die Garantie keineswegs nur Belgiens wegen 1839 übernommen, sondern vor allem zu seiner eigenen Sicherheit, damit keine Großmacht, z. B. damals Frankreich, sich dort vor Englands Toren festsetzen könnte, und damit es in Westeuropa wenigstens einen kampflosen Platz gäbe.

Beim Eintritt der belgischen Neutralitätsverletzung war nunmehr der Weg Englands an der Seite seiner Freunde gegeben. Es ist dargetan worden, daß die Neutralitätsverletzung nicht der Grund zur Kriegsbeteiligung Englands war, — jedoch ein Grund, und zwar ein wichtiger Grund, der sich von dem andern Grund, der Sorge um die eigene Sicherheit, und der Besorgnis isoliert zu werden, gar nicht trennen läßt. Das hindert aber durchaus nicht und ändert nichts an der Tatsache, daß England gar keine Wahl hatte. Es mußte, wollte es nicht ganz ehrlos handeln, unbeschadet seiner übrigen Kriegsgründe, ganz einfach seine 1839 vertraglich übernommenen Verpflichtungen erfüllen; es hatte überhaupt gar keine Wahl. Trotz allem wage ich zu hoffen, daß wir an Englands Stelle nicht anders gehandelt hätten, obgleich wir gerade das Gegenteil unserer Vertragspflicht getan!

Es gibt ein sehr sicheres Mittel, um vor dem eigenen Gewissen und vor dem Dritter die englisch-belgische Frage in knappster Form klarzustellen. Man braucht denen, die über Englands Eingreifen abfällig sprechen, nur die einfache Frage vorzulegen: „Was hätte denn England nach ihrer Ansicht tun sollen, um seine ihm aus dem Vertrag von 1839 erwachsenden Pflichten als Bürge der Neutralität Belgiens zu erfüllen, wenn es nicht bewaffnet intervenieren sollte?" Es sind noch alle die Antwort schuldig geblieben, — es kann ja auch gar nicht anders sein. Bei den großen Massen ist die Unwissenheit ja so groß, die meisten ahnen gar nicht, daß vertragliche Verpflichtungen für England und die übrigen Großmächte vorlagen. Jemand antwortete dem Schreiber dieser Zeilen in größter Verlegenheit: „Vertrag von 1839 kenne ich nicht, nie gehört, ist doch etwas zu lange her, um noch zu gelten." — Da ist fast niemand, der sich die Mühe nehmen will, das Aktenmaterial zu studieren, das mit einer früher in solchen Fällen nicht gekannten geschäftsmäßigen Sachlichkeit vorliegt!

Als Beweis, daß der Einmarsch in Belgien längst geplant war, hat auch zu gelten, daß General von Bernhardi in seinem bekannten Buch „Deutschland und der nächste Krieg", 6. Auflage, Seite 123, das Neutralitätsabkommen über Belgien als nicht bindend ansieht, und auf Seite 125 erklärt, es handle sich nicht um internationales Recht, sondern einzig und allein um Macht und Zweckmäßigkeit; weiter sagt Bernhardi Seite 125: „Wir müssen uns vielmehr in solchen Fällen bewußt bleiben, daß wir den Krieg um unsere Weltstellung unter keinen Umständen vermeiden können, und daß es keineswegs darauf ankomme, ihn möglichst lange hinauszuschieben, sondern vielmehr darauf, ihn unter möglichst günstigen Bedingungen herbeizuführen." (Von dem Schreiber dieser Zeilen unterstrichen.) Wir sind davon durchdrungen, daß die in den letzten Worten ausgesprochene, geradezu frevelhafte Absicht den Intentionen des Leiters der Politik der verbündeten Regierungen schnurstracks zuwiderlief; um so mehr muß man es beklagen, daß ein Buch aus der Feder eines Generals z. D. ungehindert hat erscheinen können, welches z. B. in England in mehreren hunderttausend Exemplaren abgesetzt wurde und nur allzusehr geeignet war, zur Bereicherung des Kapitels „die deutsche Gefahr" beizutragen, wie derselbe General Bernhardi als würdiges Gegenstück hiezu, auf S. 328, 4. Auflage desselben Buches schreibt: „Das Kongo-Abkommen mit Frankreich ist der Revision ebenso fähig, wie die Algeciras-Akte und bietet in dieser Hinsicht sogar den **Vorteil**, daß es zahlreiche neue Reibungsflächen mit Frankreich **schafft**." (Von dem Schreiber dieser Zeilen unterstrichen.)

Das ist der Gipfel der Frivolität! Und da

wundert man sich noch über das Wachsen der Entente und das geringe Vertrauen, welches man im Ausland den deutschen Friedensbeteuerungen entgegenbrachte.

Und dann der angebliche Einbruch französischer Heere in die Rheinprovinz durch Belgien. So wenig scheint dieser Einbruch geplant gewesen zu sein, daß in Nordfrankreich unsere Heere anfänglich auf so gut wie keine französischen Truppen gestoßen sind. Was aber die Beweise in der Broschüre von Grashoff, „Belgiens Schuld", S. 14 ff., betrifft, so handelt es sich dort um sehr einseitige Zeugenaussagen, die für eine objektive Beurteilung solange nur geringen Wert haben, als nicht von französischer bzw. belgischer Seite amtliche oder gleichfalls beeidigte Aussagen zu derselben Sache vorliegen. Die „Kreuzzeitung" hat ferner einmal aus französischen Zeitungen abgedruckt, es wäre ein schwerer Fehler der französischen Heeresleitung gewesen, daß sie in Nordfrankreich so gut wie gar keine Truppen gehabt hätte (ausgenommen natürlich die Festungsbesatzungen). Es wäre dieser Fehler nur dadurch zu erklären, daß Joffre seine ganze Kraft auf die Offensive gegen die Ostgrenze konzentriert hätte, man sich auch wohl allzusehr auf die Festigkeit der internationalen Verträge zum Schutz Belgiens bei der französischen Heeresleitung verlassen hätte. Es gibt uns Deutschen zu denken, daß französischerseits unsere Vertragstreue zu hoch eingeschätzt ist. Das Graubuch sagt 8. 18. Abs. 7: „Keine strategische Rücksicht rechtfertigt den Bruch des Rechts." — Da liegt es. — Es war dieser angeblich geplante Durchbruch der französischen Armee in Wahrheit gar nicht der Grund. Ich verweise auf Nr. 160 des Blaubuchs, wo der wahre Grund, der schnelle Einmarsch in Frankreich, in dem Gespräch Jagow-Goschen frank und frei ausgesprochen ist. Herr von Jagow hat darüber in sympathisch offener Weise nach Blaubuch Nr. 160 gesagt: „Die Regierung habe diesen Schritt tun müssen, weil sie auf dem raschesten und bequemsten Wege in Frankreich einzurücken habe, um mit ihren Truppenbewegungen schnell vorwärts zu kommen und so früh als möglich einen entscheidenden Schlag führen zu können, da, wenn sie den südlichen Weg gegangen wäre, sie angesichts der geringeren Zahl der Strassen und der Stärke der Festungen nicht hätte hoffen können, ohne großen, Zeitverlust verursachenden, Widerstand durchzubrechen." Wo bleibt da angesichts dieser sympathisch ehrlichen Erklärung die Mär von dem angeblich von Frankreich geplanten Durchbruch, dessen Nichtbestehen ich bereits begründete?

Es muß an dieser Stelle auch an die deutschen strategischen Bahnbauten durch unwirtliche Gegenden an der belgischen Grenze erinnert werden; man kann auch nicht ohne solche Vorbereitungen eine Armee sozusagen über Nacht in ein Land werfen, — und König Karol von Rumänien wird gute Gründe gehabt haben, als er im Jahre 1913 dem König der Belgier schrieb: „Ich gebe Belgien den wohlgemeinten Rat, sich so stark wie möglich zu machen, da das Mirakel von 1870 sich nicht wiederholen wird."

Übrigens hätte man die nicht sehr lange Strecke von Holland bis Luxemburg mit Feldbefestigungen, wie wir sie jetzt in Frankreich anwenden, ebenso sperren können wie die übrigen Fronten. Auch hier gilt das Wort, daß jedes Unrecht seine Strafe unausweichlich in sich trägt.

Belgien ist das Grab von Tausenden von Deutschen geworden, wir haben sehr zu unserm Nachteil eine sehr verlängerte Front von Luxemburg bis zur Nordsee bekommen, die wir nicht hätten, wenn wir uns erinnert hätten, daß ein feierlich unterzeichneter Vertrag uns verhindere, Belgien zu betreten. Wenn heute die deutsche Heeresleitung vor der Frage stände, ob sie durch Belgien marschieren solle, würde es wohl niemand einfallen, es zum zweiten Male zu tun. Wenn, was Gott verhüten wolle, wir auf die Dauer im Völkerringen unterliegen müßten, so würde man sich dann sehr ernsthaft die Frage vorlegen müssen, ob nicht gerade das Unrecht, das uns helfen sollte, uns zum Verderben geworden sei.

Und da liegt es doch so unendlich nahe, zu erklären, daß wir beim Friedensschluß Belgien zu räumen bereit sind. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß das der erste Schritt zum Frieden sein muß; denn niemand wird glauben, daß England je Frieden schließen wird, wenn wir in Belgien bleiben. Es ist das eine Frage von Leben oder Tod für England, für die es Jahrzehnte immer von neuem kämpfen wird; es gehört die ganze alldeutsche Kurzsichtigkeit dazu, um das nicht einzusehen. Die Eingabe der sechs großen wirtschaftlichen Verbände an den Kanzler, die Belgiens und Nordfrankreichs Besitz fordert, kann nur dieselbe Beurteilung erfahren. Belgien behalten, heißt den Krieg in Permanenz erklären.

Die anfängliche Stellung des Kanzlers zur belgischen Frage: „Wir begehen ein Unrecht und werden es so viel wir können gut machen," war die einzige würdige Stellungnahme, die auch für die, denen die Vertragstreue noch kein leerer Wahn ist, und die innerlich überzeugt sind von der Wahrheit von Gladstones Ausspruch: „Was moralisch falsch ist, kann politisch gar nicht richtig sein", ein gewisses milderndes, wenn auch durchaus nicht versöhnendes Moment abgab. Ich hätte daher gewünscht, daß der Kanzler seiner ehrlichen und männlichen Erklärung nichts hinzugefügt hätte. Der spätere Versuch der Presse, aus den gefundenen Aktenstücken ex post eine Berechtigung abzuleiten, konnte die Sache gewiß nicht verbessern, um so mehr, als es gar nicht eindringlich genug gesagt werden kann, daß Belgien mit der Beratung mit einem seiner Bürgen nur seine Pflicht tat. Gewiß hätte ich vorgezogen, wenn Belgien im Jahre 1906 unsere zu seiner Kenntnis

gekommenen Pläne an die große Glocke gebracht hätte, — aber ein Dementi in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" wäre ja sicher gewesen und der Beweis in Ansehung der Quelle — „politische Agenten" — nicht zu erbringen gewesen. Will man Belgien eine Inkorrektheit vorwerfen, so kann man sagen, daß es klug daran getan haben würde, in Berlin im Jahre 1906 oder später mitteilen zu lassen, daß die deutschen Pläne in Brüssel bekannt wären, daß man nicht unterlassen wolle zu warnen, daß man seine Maßnahmen darnach treffen und für den Eventualfall die Hilfe der Garanten anrufen würde. Eine Verpflichtung zu solcher Mitteilung wird wohl nicht als vorliegend behauptet werden können. Mindestens mit demselben, wenn nicht mit größerem Recht wäre zu fordern gewesen, daß das Deutsche Reich seine Stellung als Bürge der belgischen Neutralität aufgab und das Bürgschaftsamt niederlegte, nachdem der Generalstab beschlossen und seine Pläne darauf festgelegt hatte, bei einem Zweifronten-Kriege durch Belgien zu gehen. Natürlich würden daraus Schlüsse auf die deutschen Absichten gezogen worden sein.

Nach einem Bericht des belgischen Gesandten in Berlin an seine Regierung vom 2. Mai 1913 interpellierte am 29. April ein Mitglied der Budget-Kommission des Reichstags folgendermaßen: „In Belgien sieht man mit Bangen einem deutsch-französischen Kriege entgegen; denn man befürchtet, daß Deutschland die Neutralität Belgiens nicht respektieren wird."

Der Staatssekretär des Äußern, Herr von Jagow, antwortete: „Die Neutralität Belgiens ist durch internationale Verträge festgelegt und Deutschland ist entschlossen, diese Verträge zu respektieren."

Diese Erklärung stellte einen Abgeordneten nicht zufrieden. Der Herr Staatssekretär bemerkte, daß er den klaren Worten in bezug auf das Verhältnis des Deutschen Reiches zu Belgien nichts hinzuzufügen habe. Auf erneute Anfrage antwortete der Kriegsminister von Heeringen: „Das Deutsche Reich wird es nicht unberücksichtigt lassen, daß die Neutralität Belgiens durch internationale Verträge garantiert ist." (Brief des Gesandten Baron Beyens an den Minister des Äußern M. Davignon, Berlin, 2. Mai, belg. Graubuch Nr. 12.)

Dem aufmerksamen Leser wird der feine Unterschied zwischen beiden Erklärungen nicht entgehen. Es scheint demnach, als ob das Auswärtige Amt von den Absichten des Generalstabes keine Kenntnis gehabt hat, andernfalls der Staatssekretär sich wohl weniger bestimmt ausgedrückt haben würde. Uns wäre viel teures, kostbares deutsches Blut erhalten, namenloses Elend in Belgien vermieden und der deutsche Name nicht mit dem Makel des Bruches eines feierlich von uns mit Namensunterschrift versehenen und geschlossenen Vertrages für alle Zeiten behaftet worden. Nicht die Verletzung der Neutralität an sich ist der springende Punkt, sondern die Mißachtung unserer eigenen Unterschrift. Wenn wir nicht selbst Bürgen gewesen wären, dann hätte die Sache ein ganz anderes Gesicht, wenn es etwa die skandinavischen Reiche oder wie jetzt Griechenland gewesen wären. In letzteren Fällen würde zwar eine durchaus unzulässige Neutralitätsverletzung, nicht aber eine Mißachtung eines feierlich eingegangenen Vertrages vorgelegen haben. Es scheint, daß dieser Punkt allgemein viel zu wenig gewürdigt wird. Es wird immer von der Verletzung der belgischen Neutralität gesprochen, — man sollte noch mehr von der Verletzung unseres eigenen feierlich gegebenen Versprechens reden. Es ist bezeichnend für den Geist, der die Presse beherrscht, daß sie den Unterschied zwischen diesen beiden Arten der Neutralität — der vertraglich durch die Mächte gewährleisteten und mit vertraglichen Pflichten für den Neutralisierten wie für die Garanten ausgestatteten Neutralisierung, — und einer ganz beliebigen und auf beliebige Zeit, ohne jede Verpflichtung Dritten gegenüber, angenommenen Neutralität, welche der Neutrale jeden Augenblick nach seinem alleinigen Ermessen aufgeben kann — leugnet, wie es gelegentlich der Verletzung der griechischen Neutralität fast allgemein seitens der Presse geschah; man fragt sich, ob das wirklich nur Unkenntnis und Gedankenlosigkeit sein kann. Bezeichnend ist auch, daß die Zeitungsleser diese starke Zumutung ruhig hinnehmen, ohne etwas zu merken.

Und will man nicht die Vorbedingung für Gewinnung einer Basis für Friedensverhandlungen erfüllen, die Zusage, beim Friedensschluß Belgien zu räumen! Dies Belgien, das je länger je mehr unser Grab wird! Und wenn es weiten Kreisen so sehr an politischem Weitblick mangelt, um nicht zu sehen, daß ein Belgien in deutschem Besitz — und sei die Verbindung noch so lose — nichts anderes bedeutet als ein Jahrhundert von Krieg und Elend, so sollte man doch aus Selbsterhaltungstrieb — um des teuren deutschen Blutes willen — von allen Annexionsplänen absehen. Wohl noch nie — abgesehen vielleicht von den Folgen des jetzt auch wohl allgemein als verhängnisvoll offenbar gewordenen preußisch-italienischen Vertrages vom April 1866 gegen ein deutsches Brudervolk — ist die Wahrheit des Wortes, daß jede schlechte Tat, jedes Unrecht mit zwingender innerer Notwendigkeit unentrinnbar die Folgen und die Strafe in sich trägt, mit einer so ergreifenden Folgerichtigkeit uns vor Augen geführt, und es gibt da auch kein Entrinnen, außer durch grundsätzliche Umkehr und Buße. Ja, es wird heute, und mit Recht, mehr Buße gepredigt als sonst — aber wo ist das auf Belgien angewendet worden? Es ist in der englisch-belgischen Frage, die sich gar nicht voneinander trennen läßt, bei uns viel, sehr viel Unkenntnis in den breiten Massen, fast noch mehr Mangel an Willen, die Frage ernsthaft zu studieren; aber es steckt doch auch ein gut Teil schlechtes

Gewissen darin; und mir scheint, daß die „Gebildeten“ darin besonders exzellieren, indem sie mit einer von keiner Sachkenntnis getrübten Leidenschaftlichkeit zwar Kriegsbroschüren in Mengen geradezu verschlingen — wie z. B. die eines Mannes wie Chamberlain, dessen Art, sein Vaterland mit Schmutz zu bewerfen, jedem Denkenden genug sagt, dessen Vergleiche zwischen England und Deutschland der ausgezeichnete Führer der deutschen Jugend, Prof. F. W. Förster, „so tief illoyal“ nennt — die dagegen das aktenmäßige Depeschenmaterial der verschiedenen Regierungen — das einzige, was für die Beurteilung der Schuldfrage Wert hat, ablehnen.[1])

Sollte uns in der belgischen Frage nicht stutzig machen, daß so nüchtern und objektiv urteilende Neutrale wie die Holländer, welche ganz unbeeinflußt die belgische Frage ansehen und die von der Teilung der Niederlande her Belgien gegenüber wenig freundliche Gefühle haben — durchweg und ganz allgemein von der Schuld Deutschlands und der Nichtschuld Belgiens überzeugt sind? — Nicht anders steht es in der deutschen Schweiz und in Skandinavien, selbst in dem aus Russenangst uns zum größeren Teil wohlgesinnten Schweden.

Sollten wir Deutschen allein recht, alle Neutralen unrecht haben? Nur grenzenlose Überhebung könnte das glauben. Wenn man allerdings „das deutsche Selbstlob“ in der deutschen Presse im ersten Halbjahr des Krieges und in Broschüren, mit denen wir das Ausland massenhaft zu unserm Schaden überschwemmt haben, schallen hört, muß man an solche Überhebung glauben.

In der „Neuen Zürcher Zeitung“ Nr. 1302 vom 2. Oktober 1915 schreibt ein Holländer: „ . . . und nach einem Jahre eines schrecklichen Krieges steht fest, daß, wie auch die Dinge sich wenden mögen, die Welt solange protestieren, solange allem, was aus deutschen Landen kommt feindselig gegenüberstehen wird, bis auch in Belgien jene ewigen Rechte wiederhergestellt sind, die droben hangen, unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst. Dieser Schritt des deutschen Generalstabes ist zum großen Hindernis, zum „Stumbling-Block“ der deutschen Sache geworden; er gehört mit der „Lusitania“ zu jenen Dingen, bei denen man, wenn sie einmal geschehen sind, nicht vorwärts, und nur sehr schwer wieder rückwärts kann.“

— — — — — — — — — — — — — —

Tapfer und ehrlich seine Schuld nicht nur eingestehen, wie das Auswärtige Amt es tat, sondern auch die Konsequenzen ziehen. Die „Kreuzzeitung“ schreibt in Nr. 491 in einem Aufsatz: „Jesus und das Völkerrecht“, offenbar aus der Feder eines Geistlichen, über die belgische Frage u. a.: „Dann wird Gottes Sohn für dich (Deutschland) eintreten und dir bezeugen, du hast Gottes Willen erfüllt“ (mit dem Einmarsch in Belgien) usw. . . .

Grenzt das nur an Blasphemie? Heißt es nicht, das Heilige in den Staub ziehen? Muß Gott uns nicht zur Strafe solcher Verstocktheit dahingeben in immer furchtbareres Blutvergießen?

Soll für die Wahnideen solcher Zeitungsschreiber, die die öffentliche Meinung und das öffentliche Gewissen verwirren und damit den Krieg verlängern, Deutschlands Blüte unabsehbar dahinsinken?

Warum ich dies schreibe?

Nicht Belgiens wegen, auch nicht einmal des Rechts wegen, allein um des teuren deutschen Bluts und Vaterlandes willen.

[1]) Fr. W. Förster „zur Beurteilung des engl. Volks“, Forum Maiheft 1915.

Das geistige Deutschland.

Von Dr. Edward Stilgebauer.

Soweit mir bekannt ist, war es in erster Linie die öffentliche Meinung Frankreichs, die in ihrer Presse die Behauptung aufstellte, das geistige Deutschland mache den Irrsinn der von Staatswegen auf das blutende Europa losgelassenen Kriegshetzer mit. Sie stützte diese ihre These auf die unqualifizierbaren Publikationen einiger abgesägter Militärs, die ihre Mußestunden dazu benutzt hatten, ihre knappe Pension durch schriftstellerische Jongleurstückchen aufzubessern, auf die Popularität des seligen Grafen Ferdinand Zeppelin, auf etwelche Tintenkulis, denen der Rote Adler Vierter Relief und das Honorar des Herrn Verlegers einen neuen Anzug gewährleisten sollten, auf bereits unheilbar an Arteriosklerose erkrankte preußische Geheimräte, einen Modedramatiker und die falsch verstandene Lehre des großen Einsiedlers von Sils Maria. Aber zwei Tatsachen vergaß sie zu berücksichtigen. Eine funkelnagelneue, an deren Tragweite wir uns erst im Laufe banger, schier unerträglicher 33 Monate langsam gewöhnt haben, gewöhnen mußten, und eine uralte, die jetzt auf eine über tausendjährige Vergangenheit zurückblickt. Der in den ersten Tagen des August im Jahre des Heils 1914 proklamierte Kriegsgefahrzustand hat das geistige Deutschland meuchlings erdrosselt. Das war neu und seit den Tagen des Herrn von Metternich nicht mehr dagewesen. Und die alte Erfahrung, daß sich das geistige Deutschland seit nahezu tausend Jahren in unausgesetztem Kampfe mit seiner Regierung befand und befindet, die übersah man.

Ich nehme den Intellektuellen an der Seine beide Versehen nicht übel. Wie sollte ich auch? Nicht nur sie waren verblüfft. Auch andern Leuten, die Deutschland besser kannten, ging es genau so, wenn sie die sorgsam zensurierte Presse des Landes der Dichter und Denker in die Hand nahmen oder wenn sie sich gar dazu verleiten ließen, die Neuerscheinungen auf dem, auch in jenen Tagen noch immer geschäfts-

hungrigen, Büchermarkt zu durchstöbern. Es gab nur eine Stimme. Die geistige Organisation, die Disziplin in den Garderegimentern Minervens und Apollens arbeiteten tadellos. So der Schein, an dem des Patrioten Blick sich weidete. Doch was bedeutete dieser Schein für den wahren Deutschen, dessen Wiege an der Mainlinie gestanden und dessen größter Genius die unverwüstliche Wahrheit in unverwüstlichen Worten prägte:

Die Frage scheint mir klein
Für einen, der das Wort so sehr verachtet,
Der weit entfernt von allem Schein,
Nur nach der Wesen Tiefen trachtet.

Für ihn mußte da etwas im Verborgenen schlummern. Und es schlummerte in der Tat etwas im Verborgenen. Das meuchlings erdrosselte geistige Deutschland schwieg. Aber Gott Lob und Dank. Es war nur scheintot. Es trug nur einen Knebel im Munde. ... Der Knebel wird eines schönen Tages herausfallen, es wird zu reden beginnen. Ich fürchte, ich hoffe es!

Es wird eine markerschütternde Symphonie werden, aber trotz allem eine Symphonie ..., wenn der gutbezahlte Tagesskribifax die letzten seiner Klischees ausgegeben haben, wenn ihm im Sturmlauf der Weltengeschehnisse der Atem ausgegangen sein wird.

Dann wird man Geschichte repetieren, und wie! Schlimmer als in den letzten Wochen vor dem Abiturientenexamen ... Geisteshistorie ... keine Kriegsgeschichte, wenn die Siege von Tannenberg und Brest Litowsk in den Bibliotheken der Leipzigerstraße und am Königsplatz modern.

Geistesgeschichte, die beweist, daß sich das Deutschland der Walther und Wolfram, der Luther, Huß und Hutten, der Lessing, Herder und Kant, der Goethe und Schiller, der Kleist und Heine, der Schubart, Herwegh, Freiligrath, Kinkel und Prutz, der Lasalle, Wagner, Schurz, der Gutzkow und Laube, und wie sie sonst alle noch heißen mögen, einfach nicht totkriegen läßt. Da werden Otto von Bismarck und seine blinden Nachbeter von ihren Piedestals heruntersteigen, da wird Christoph Friedrich wieder in die goldenen Saiten seiner Leier greifen und urbi et orbi aufs neue künden:

Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!

Denn ein notdürftig gefesselter Riese schläft, der mit ehernem Schritte durch ein Jahrtausend deutscher Geistesgeschichte ging. Er wird erwachen ... wie Simson, der sich eines Tages gefesselt im Tempel der Philister fand, denn noch ist keines Schermessers Schärfe an das goldblonde Lockenhaar seines Hauptes gekommen.

Seit den Tagen, da der Mönch in St. Gallen und Fulda das Schreiben nach lateinischen Vorlagen lernte, währet der Kampf. Wann wird er enden? Nimmermehr! Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen, stets wird geschieden sein der Menschheit Heer in zwei Parteien: Barbaren und Hellenen.

Das Wort Heinrich Heines gewinnt in diesen Tagen einen besonderen Sinn. Seine unhöfliche Bezeichnung kehrt nicht umsonst immer und immer im Wortschatz von Deutschlands Feinden wieder. Denn nur wider die eine Hälfte geht dieser grauenvolle Kampf. Als Karl der Große die alten Heldenlieder sammelte zu Aachen auf seiner Kaiserburg und sein Sohn, der fromme Ludwig, sie den Mönchen zuliebe verbrennen liess, war diese eine Hälfte schon am Werke. Am Werke war sie, als zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts der von der Vogelweide klagte:

O weh der babest is ze junc,
Hilf, Herre, diner Christenheit!

Sie schrie zu Worms am Rheine und ward dennoch übertönt von dem ewigen Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen", daß der fünfte Karl davor erblaßte, und von dem anderen: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt' uns gar verschlingen!" Aber diese Teufel sitzen nicht an der Themse, wie tintenklecksende Sykophanten der Welt einreden wollen! Nicht in dem meerumsponnenen Lande, von dem Christoph Friedrich sang:

Gott, der Allmächtige, sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen wehen,
Sah drohend offen dein gewisses Grab ...
Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm,
Zusammenstürzen die Tyrannenwehre,
Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!

Und von Worms aus ging es weiter. Stets der gleiche und stets der nämliche Kampf: Das geistige Deutschland, das auch diesmal wieder aus seinem Dornröschenschlafe erwachen wird, wider das offiziell abgestempelte, das seit anno 71 den preußischen Gickel, wie man in der Vaterstadt Johann Wolfgangs sagt, als Siegel seines Mundes trägt. Als Gotthold Ephraim in Leipzig unter die Mörder ... will sagen die Schauspieler fiel ... schrieb ihm sein frommer Vater, der zu der Menschheit anderer Hälfte zählte, die Mutter sei am Sterben, um des Sohnes Seligkeit zu retten. Und der Sohn verbrach trotz allem später den Antigötze, einen Pfaffenspiegel allerersten Ranges, das Vademekum für den braven Hauptpastor Lange und den ewigen Juden von Jerusalem, dem er den Namen des weisen Nathan gab. Jahrelang saß Christian Daniel Schubart auf dem Hohenasperg bei Stuttgart im Kerker und darum sind seine Worte unsterblich geblieben:

Da liegt die Hand herabgefault zum Knochen,
Die einst mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In Stahl und Ketten schlug.

Als Karl Eugen Wind bekam, daß einer seiner Karlsschüler, ein Stipendiat herzoglicher Schatulle und Sohn eines an den Bakul alter

Schule gewöhnten Unteroffiziers in Marbach am Neckar, ein Drama verbrochen hatte, in dem lauter Spitzbuben agieren sollten und das das verfängliche Motto „In tirannos" trug, rief er aus: „Ich würde der Krone entsagen, wenn ich wüßte, daß es zwei Menschen wie diesen Schiller in meinem Herzogtum gäbe". Aber dieser Schiller brannte durch nach Mannheim und Frankfurt — wozu doch damals die vielgeschmähte deutsche Kleinstaaterei noch taugte — und heute steht sein Marmorbild ausgerechnet vor dem königlichen Schauspielhaus in Berlin und noch dazu auf dem Gendarmenmarkt. Ironie des Schicksals! Famoser Hintertreppenwitz der preußischen Geschichte, der diesen schwäbischen Dickkopf dorthin brachte. Der Alte in Königswusterhausen, der seine langen Kerls per Er anredete und dem der Ostpreuße Gottsched glücklich über die sächsische Grenze entfloh, würde sich, wie man so zu sagen pflegt, im Grabe herumgedreht haben, hätte er in Erfahrung gebracht, daß sein genialer Sohn trotz Kattes Erschießung eines schönen Tages mit dem Atheisten und Vater der französischen Revolution, Jean Marie Arouet, genannt Voltaire, in Sanssouci faule Witze über das autokratische Staatsideal reißen könnte, und die beiden Flaschen Bordeaux, die die Frau Rat auf dem Frankfurter Hirschgraben dem unvergleichlichen Sohne und den Grafen von Stollberg-Wernigerode als das wahre Tyrannenblut kredenzte, bleiben ihr unvergessen. Das geistige Deutschland war noch in keinem Jahrzehnt tot, auch in dem von 1914 bis 1924 nicht, das laßt Euch gesagt sein, Ihr alle, die es Euch angeht, an der Themse und an der Seine, am Tiber und an der Newa, an der Donau und an der Spree, ja auch Ihr im verbündeten Sofia und am gefügigen goldenen Horn. Es harrt nur des Tages, da es brechen wird des langen Schlummers Bande und wieder fordern sein geheiligt Recht! Dann wird es wieder klingen und singen längs des großen, grünen Stromes, der von Süd nach Norden zieht um ein alt Denkmal in einer uralten Stadt. Dann wird manchem der Berg über den Kopf wachsen und auf ihn fallen, wie im Evangelium auf jenen, der sich vergeblich decken wollte. Denn dieser Berg des geistigen Deutschland ist allgewaltig, seit Georg Herwegh von ihm sang:

Es ist ein Berg auf Erden,
Der steht zu Mainz am Rhein,
Mit trotzigen Geberden
Schaut er ins Land hinein.
Da sieht er, was wir treiben
Vom Fels bis zu dem Meer,
Da sieht er, was wir schreiben
Im weiten Land umher!

Habt acht! Denn des Berges Stunde ist nahe herbeigekommen.

Staatssozialismus oder Staatskapitalismus.

Von Walter Eggenschwyler, Zürich.

Mit dem unheimlichen Wachstum der Kriegsschulden mehren sich auch die Vorschläge zur Deckung des künftigen staatlichen Geldbedarfs Während sich der Streit bisher in der Hauptsache um die drei Angelpunkte: Verbrauchsbesteuerung, Vermögensabgabe und Monopolbildung drehte, wird in Rudolf Godscheids Buch „Staatssozialismus oder Staatskapitalismus, Ein finanzsoziologischer Beitrag zur Lösung des Staatsschulden-Problems"[1]) die Frage von einer — oder mehreren — ganz neuen Seiten beleuchtet. Zwei Ideen vor allem sind es, die dem, unserem Leser aus wertvollen früheren Publikationen bekannten, Verfasser keine Ruhe lassen: Erstens der Gedanke, wie ungleich vollkommener unsere ganze Wirtschaft und Politik funktionieren könnte, wenn sich die Staaten endlich zu Instrumenten einer planvollen Menschenökonomie machen wollten, anstatt gleich der Großzahl der Privatunternehmungen an unserem wertvollsten Reichtum Raubbau zu treiben, — und zweitens die enge Verstrickung alles staatlichen Lebens, aller rechtlichen und soziologischen Gebilde mit den Problemen des Staatshaushaltes, die bisher so gründlich verkannte Wechselwirkung zwischen Staatsfinanz und Politik.

Dem erstern dieser Probleme hat G. seine imposanten Werke „Entwicklungswert-Theorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie" (Leipzig 1908), „Höherentwicklung und Menschenökonomie" (Leipzig 1913), sowie einige kleinere Schriften gewidmet; die zweite erfährt in den ersten 33 Seiten der vorliegenden Studie eine höchst anregende Erörterung.

Mit Recht wirft Verf. der bisherigen „Staatswissenschaft" und Staatsgeschichte einen engherzigen, an allem Wichtigen vorbeisehenden Formalismus, eine stete Voreingenommenheit durch formell-juristische Fragestellung vor. — „Vielfach richtete man die Hauptaufmerksamkeit ... beinahe durchweg auf den Staat als juristisches Phänomen, statt ihn in erster Linie in seiner ökonomischen Bedingtheit zu studieren. ... Eingehende Analyse des Staates, wie sie gerade durch die Erfahrung des jetzigen Krieges aufgenötigt wird, zeigt jedoch, daß zwischen Staat und Staatshaushalt so innige Beziehungen bestehen, daß man den Staatshaushalt direkt als den Körper des Staates bezeichnen muß, ohne dessen gründlichste Kenntnis darum auch ausreichende Aufschlüsse über den ihn erfüllenden Geist nicht gewonnen werden können."

Die offizielle Finanz- oder Steuerwissenschaft ist diesem Verhältnis nie auf den Grund gegangen, stellt vielmehr nur einen losen Annex der Wirtschaftwissenschaft dar. Und erst recht fehlte es an einer „soziologischen Beleuchtung

[1]) Anzengruber-Verlag, Wien-Leipzig 1917.

der finanzwissenschaftlichen Probleme". Umsonst sucht man in den grundlegenden soziologischen Werken eine Darstellung der intimen Wechselwirkung zwischen Staatsform und staatlichem Geldbedarf, umsonst in den Lehrbüchern der Steuerlehre ein systematisches Eingehen auf die sozialen Ursachen und Wirkungen der jeweils gegebenen Struktur des Staatshaushalts. Und doch: „Was lehrt schon allein die Geschichte der Entstehung der Staatskasse, des Kronschatzes, der Regale, ihrer Veräußerung oder Verpfändung zur Zeit der Not! Von welcher ... Tragweite ist die Herkunft der Staatsausgaben und Staatseinnahmen, die Geschichte der Steuern, Zölle usw. Gibt es doch kaum ein Gebiet der Geschichte, das so in jeder Spanne seines Bodens mit Blut getränkt ist, als die für das Massenschicksal geradezu ausschlaggebende Geschichte der Staatsfinanzen."

Die ganze Staatsstruktur, soweit sie über die Wehrverfassung hinausgeht, ist für G. ein Überbau der Staatsfinanzen. „Ja die Staatsfinanzen sind gerade wegen ihres innigen Zusammenhangs mit der Wehrorganisation als der eigentlich treibende Motor der Staatsgestaltung anzusehen. ... Die Grundbedürfnisse, die die Entwicklung des Staates bestimmen, sind seine Finanzbedürfnisse." Je nach ihrem Umfang und ihrer Intensität tritt uns der Staat als Despotie, Oligarchie oder Demokratie entgegen.

Und natürlich muß die Höhe des künftigen Finanzbedarfs den Staat zu einem ungleich wichtigeren Faktor des Wirtschaftslebens machen, als er es bisher war. Aus einem dem Einzelnen alles in allem ziemlich fremden Begriff ist er heute plötzlich wirklichste Wirklichkeit geworden. Und eine noch viel wichtigere Steigerung der öffentlichen Funktionen wird die Zukunft erleben. Mit wachsender Verschuldung des Staates wächst zugleich die Abhängigkeit jedes Einzelnen von ihm — und die viel gefährlichere Abhängigkeit des Staates selbst von seinen Gläubigern und Großsteuerzahlern, von der sich Verf. die schwärzesten Folgen verspricht.

Dieses Unheil abzuwenden, aus dem auf Gläubigergunst angewiesenen Schuldenstaat einen wirtschaftlich autonomen „Besitzstaat" mit eigenen Einkünften zu machen, ist der Zweck seines Buches. Er spricht uns von einem klaffenden Widerspruch zwischen der steigenden Aufgabenfülle des Staates und seiner Armut an eigenen Mitteln, seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit. Ihm soll so abgeholfen werden, daß der Staat einen bestimmten Prozentsatz des werbenden Vermögens der Nation konfisziert, in seinen Besitz überleitet. Dadurch soll für die drohende Schuldenlast von zirka 100 Milliarden (Deutschland) der aktive Gegenwert geschaffen, der gesamte Staatshaushalt von Volks- und Kapitalistengunst unabhängig gemacht werden.

Über 120 Seiten auf 185 befassen sich mit den möglichen Einwänden auf diesen Vorschlag, ohne uns leider eine eindeutige Antwort auf die wahrhaft kapitale Frage zu geben, wie sich Verf. im einzelnen die praktische Ausbeutung dieser ungeheuren Kapitalien denkt. „Würde der Staat, statt zu dauernden hohen Ertrags-, eventuell verschärft durch auf Jahre verschärfte Vermögenssteuern zu greifen, sich für eine einmalige Abgabe vom werbenden Vermögen in der gleichen Höhe entscheiden, so — bestünde nicht, wie beim Erheben einer gleich hohen Einkommensteuer, die Notwendigkeit, den Steuerentgang durch Verschlechterung der Lebenshaltung der Bevölkerung wieder auszugleichen. Denken wir uns, der Staat dekretiert zur Deckung seiner Kriegskosten, jeder habe ein Drittel seines Besitzes in natura an ihn abzuführen, dann würde z. B. von einem Unternehmen mit 60,000 Mark Gesamtertrag ein Drittel der Aktien — auf ihn übergehen" (Ablösung in Geld soll dem Besitzer vorbehalten bleiben). Die Folge wäre nicht etwa wie bei der Einkommensteuer eine Zinsreduktion, sondern einfach eine Andersverteilung des Aktienbesitzes.

Durch diese Drittelskonfiskation würde der Staat finanziell so gestärkt, daß er dazu übergehen könnte, seine Renten auf einen tieferen Zinsfuß zu konvertieren. Damit würde erstens seine Ausgabenlast verringert, zweitens würde dank der größeren Distanz zwischen den Erträgen der Anleihen und der Effekten von Privatunternehmungen der Ansporn zu solchen erhöht (?), der Unternehmungsgeist angeregt, ohne daß das übliche Lockmittel von Preissteigerungen zur Anwendung gelangte. Überdies könnte der Staat auf die Volkswirtschaft eine viel wirksamere Kontrolle ausüben als heute. Er würde wirklich zum Motor des ganzen Produktionswerkes, zum „Preisregulator" wie zum „Leistungsregulator". — Unterläßt man diese Reform, so muß es G. zufolge notwendig entweder zum Staatsbankerott oder wahrscheinlicher zum „Volksbankerott" kommen: „Der jetzige Krieg wird sicher das Vorspiel des Untergangs der europäischen Kultur sein, wenn die Finanzwirtschaft der Staaten nicht vollkommen neue Grundlagen erhält ..." Es ist der sichere Volksbankerott, wenn dem Proletariat sein Kampf um die nackte Existenz ... noch mehr erschwert wird und wenn überdies die unaufhaltsam fortschreitende Entwertung des Geldes auch große Teile des Mittelstandes proletarisiert.

Der Reihe nach widerlegt Verf. einige der gebräuchlichsten Einwände gegen derartige staatssozialistische Maßnahmen. Dem Hinweis auf die geringe geschäftliche Befähigung der staatlichen Bureaukratie begegnet er mit dem (wenig überzeugenden) Argument, daß dies nur eine Schwäche des verschuldeten Staates sei, die von selbst aufhören werde, wenn der Staat großzügig wirtschaften lernen werde (Seite 62 ff.). „Es gibt keinen bessern Motor für die Höherentwicklung der Leistungsfähigkeit des Staates, keine bessere Schulung für

seine Beamtenschaft, als den Zwang zur Bewältigung großer wirtschaftlicher Aufgaben." Auch Produktion und Kapitalakkumulation sollten durch diesen radikalen Eingriff nicht gehindert, die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt nicht beeinträchtigt werden. Mit beredten Farben werden uns die Gefahren der Übergangswirtschaft, der drohenden Kapitalkonzentration usw. geschildert, aber immer nur im Hinblick auf den heutigen „besitzlosen" Staat, während die Zukunft des „repropriierten" Staates mit ebensoviel Optimismus beurteilt wird.

Was soll aber der Staat mit dem also konfiszierten Vermögensdrittel anfangen? – Da an eine Überweisung in Geldform nicht zu denken ist, bleiben nur zwei Möglichkeiten: Entweder errichtet man — dem marxistischen Programm entsprechend — neue Staatsbetriebe, oder man läßt das konfiszierte Vermögen weiter durch private Organisatoren (eventuell mit staatlicher Kontrolle) ausbeuten, in welchem Falle sich das Eigentumsrecht des Staates in einen Gewinnanteil, also im Grunde in eine Einkommensteuer verwandelt. Im ersten Falle ist nach den bisherigen Verstaatlichungserfahrungen fast sicher mit einer erheblich geringeren Rendite zu rechnen, als sie heute erzielt wird. Im letztern haben wir eben jene Lösung vor uns, die G. als zu produktionsfeindlich umgehen wollte. Demgegenüber genügt es offenbar nicht, auf die überraschende Leistungsfähigkeit vieler Staatsbetriebe zur Kriegszeit hinzuweisen, da man wohl weiß, unter welch ausnahmsweisen, einzigartigen Voraussetzungen diese arbeiten. Auch die auf S. 62 geäußerte Hoffnung, daß der plötzlich mit einer Unsumme neuer Aufgaben belastete Staat das rationelle Wirtschaften schon allein lernen werde, scheint mir nicht eben überzeugend. Der Hang des Staatsbetriebes zur Verknöcherung, zur Verschwendung und geringer Rentabilität ist eine zu allgemeine Erfahrungstatsache, als daß wir mit dem Hinweis auf wenige erfreuliche Ausnahmen über sie wegkämen.

Offenbar rechtfertigte sich die Überweisung werbenden Vermögens an den Staat nur, wenn Aussicht bestünde, so im Vergleich zur Privatwirtschaft einen höheren Ertrag zu erzielen. Dies ist aber nach der bisherigen Erfahrung nur im Fall radikaler Zusammenlegung und Konkurrenzbeschränkung zu erwarten, — die bekanntlich ebenso gut unter Wahrung der privaten Ausbeutungsform möglich ist. — So mündet Goldscheids scharfsinniger Vorschlag schließlich in das alte und vielerörterte Problem: Staatsbetrieb oder Privatbetrieb ein, auf das wir leider aus Raumgründen hier nicht näher eingehen können.

Die Motive der Gegner.[1]

Von Dr. med. F. G. Nicolai
Professor der Physiologie an der Universität Berlin.

„Neben dem Krieg mit den Waffen wütet in Europa ein Krieg mit dem Maul, oder, genauer gesagt, mit Tinte und Druckerschwärze. Dieser Krieg wird von Leuten geführt, die Blut (und Gut) in sichere Hut zu bringen verstanden. Der Zeitungsschreiber schleudert zwar nur unschädliche Papiermassen von sich, aber auf diesem geduldigen Papier beschimpft er den Gegner, verhöhnt ihn, will ihn lächerlich machen."[1]) Das gelingt ihm nur zu gut, und die Zeitungen von 1914/15[2]) haben sicherlich mehr harmlose Bürgerseelen für Zeit und Ewigkeit mit Haß vergiftet, als der Krieg selbst. Es ist dies an sich nicht zu verwundern, denn, wie schon Jean Paul[3]) sagt, „spricht der Mensch im längsten Frieden nicht so viel Unsinn und Unwahrheit, als im kürzesten Krieg", aber bedauerlich ist es; denn der dadurch geschaffene Abgrund zwischen den Gefühlen der einzelnen Völker bleibt: für die toten Männer werden neue geboren, die zerschossenen Kathedralen der Vergangenheit kann man zwar nicht wieder herstellen, aber doch restaurieren, die geschändete Volkspsyche aber wird sich forterben auch auf die Zukunft unsrer Völker. Dies um so mehr, als neuerdings auch in den Schulen Fremdenhaß gepredigt werden soll. In einem Rundschreiben hat die königl. Regierung zu Frankfurt a. O. (Abteilung für Kirchen- und Schulwesen) die ihr unterstellten Kreisschulinspektoren direkt aufgefordert, „allen Bestrebungen der künftigen Versöhnung der Kulturvölker vorzuarbeiten, keinen Raum zu gewähren". Man erstrebt offenbar nicht nur einen geschlossenen Handelsstaat, sondern auch einen geschlossenen Geistesstaat.

In dieser Lügenkampagne behauptete jedes Land, die Siegerpalme den Gegnern überlassen zu dürfen. Mischen wir uns nicht in diesen Streit der Nüancen. Jedenfalls hat auch die Presse, soviel sie konnte, dazu beigetragen, Haß und Rache zu verbreiten. So etwas ist nicht gut für Deutschland, das so gern das Herz der Welt sein möchte. Es könnte es vielleicht sein, aber — das Herz der Welt muß lieben können.

Das Merkwürdige war, daß eigentlich keinem Menschen, der doch so naheliegende Gedanke gekommen ist, daß die Feinde die Welt anders sehen als wir: — daß von ihrem Standpunkt der Panslawismus und das Britsh Empire ebenso berechtigt sind, wie das seinen

---

[1]) Wir veröffentlichen hier einen kurzen Abschnitt aus dem an erster Stelle besprochenen Werk.

[2]) Zitat aus Danzers Armeezeitung.

[3]) Die anständige Presse konnte sich wegen der Strenge der Zensur, die alles bisher Erlebte überbot, kaum rühren, kam jedenfalls nicht zur Geltung.

[4]) Jean Paul (1808), Friedenspredigt an Deutschland, Heidelberg, S. 54.

Platz an der Sonne verlangende Germanentum, daß die Wiedereroberung der verlorenen Provinzen und die Revanche für Frankreich ebenso nationale Probleme darstellen, wie bei uns seinerzeit die Wiederangliederung des Elsaß, daß Belgien gegenüber Deutschland, Serbien und Montenegro gegenüber Österreich mit dem selben heiligen Ernst für ihr Vaterland kämpfen könnten wie seinerzeit die Tiroler oder die Lützowschen Jäger, und daß endlich auch die größere Sympathie der Italiener für die stammverwandten Franzosen schließlich doch gerade den entscheidenden Sieg des nationalen Gedankens über mittelalterlich dynastische Diplomatenkünste bedeutet. Oder wären die Deutschen wirklich schon so berauscht von ihrer alles überragenden Größe, daß sie den andern Völkern überhaupt nicht mehr erlauben wollen, national zu denken?

So entstanden die schiefen Urteile über die Kriegsgründe unsrer Feinde. Man darf sich nicht wundern, wenn breiteste Schichten in ganz Deutschland so etwas glaubten — ja, man kann es ihnen kaum als Schuld anrechnen, sprachen sie es ja doch nur jenen nach, zu denen sie in kindlichem Vertrauen als zu ihren Führern aufzublicken gewohnt waren.

Von England, das de jure durch sein feierliches Wort von 1839 und moralisch durch die Bedingungen der uns allen bekannten Entente zum Losschlagen verpflichtet war, sagte man, es führe nur „Krieg, weil Eigennutz und Krämersinn stärker sei, als Gefühle für Recht, Gesittung und Blutpflicht" (Hermann Bahr).[1]) Bei Frankreich, das uns diesen Revanchekrieg im Bündnis mit Rußland und England schon am 13. Sept. 1870 durch den Mund von Ernest Renan angekündigt hatte, glaubte man nicht an irgendein patriotisches Empfinden, sondern meinte, der Krieg sei angezettelt durch eine Clique gewissenloser Parlamentarier.

Den Rußen glaubt man nicht, daß sie Serbien verteidigen wollen, selbst so naheliegende Kriegsgründe wie Panslawismus und Expansionsdrang zum Meer ließ man nicht gelten und meinte, das Volk sei, ohne zu wissen, warum, in diesen (in Rußland unbegreiflich populären) Krieg nur durch die Großfürstenpartei hineingetrieben, wie der „Hammel zur Schlachtbank".

Objektiv betrachtet war die Haltung des kleinen Serbiens und des kleinen Belgiens bewunderungswürdig, aber was hat man nicht alles von diesen beiden Völkern gesagt.

Daß in Italien die Irredenta — besonders seit dem Berliner Kongreß — eine nationale Macht geworden ist, wollte man kaum erwähnen, sprach immer nur von der kleinen, aber geräuschvollen (eventuell sogar erkauften) Minorität und stellte den ganzen Krieg dar als „gemacht" von dem Golde Englands.

[1]) Vgl. hierzu auch die Rede, die Prof. Karl Rathgens in Hamburg gehalten hat. Er meinte, der einzig wahre Kriegsgrund sei „die frivole Politik Englands, welche den deutschen Handel erobern wollte".

Ähnlich verfährt man auch mit den Neutralen, deren Sympathie man nicht etwa wie ein nützliches Geschenk freudig und dankbar begrüßt, sondern wie eine schlechthin sittliche Pflicht peremptorisch fordert. Feindschaft eines Neutralen scheint uns eine direkte Unsittlichkeit, so folgert z. B. die „Kölnische Zeitung"[1]) aus dem in Belgien bereits vor dem Krieg oft gehörten Ausspruch: „nos sympathies vont vers la France", daß die Belgier im allgemeinen einen sonderbaren Begriff von dem Wort Neutralität haben.

Auch von Amerika und den Balkanstaaten haben wir oft genug lesen müssen, daß ihre Sympathien zu den Westmächten dumm und verbrecherisch seien. Im Grunde sei es es sogar Verrat — ja an was eigentlich!

Diese völlige Verständnislosigkeit für die Motive unsrer Gegner müßte der Deutsche doppelt bedauern, weil die verstehende Gerechtigkeit einst seine stolzeste nationale Tugend war.

Dem freien und dem befreienden Rußland gewidmet.[2])

Von Romain Rolland.

Brüder in Rußland, die ihr gerade eure große Revolution vollendet habt, wir müssen euch dazu nicht nur beglückwünschen, wir müssen euch auch danken. Indem ihr eure Freiheit erobert, habt ihr nicht nur für euch selbst gearbeitet, nein, für uns alle, für eure Brüder des alten Westens.

Der menschliche Fortschritt erfüllt sich in einer, durch Jahrhunderte gehende Entwicklung, die rasch kraftlos wird, jeden Augenblick aussetzt, nachläßt, sich an Hindernissen bricht, oder, wie ein fauler Maulesel, unterwegs einschläft. Um sie zu erwecken, braucht es von Zeit zu Zeit der Energieentladungen, des hinreissenden Elans der Revolutionen, der den Willen aufpeitscht, alle Muskeln anspannt und die Hindernisse überrennt. Unsere Revolution von 1789 bedeutete ein solches Erwachen heroischer Energie, die die Menschheit aus den ausgetretenen Bahnen reißt, worin sie stecken geblieben ist, um sie nach vorwärts zu schleudern. Sobald aber dies getan und der Karren in Bewegung ist, versinkt die Menschheit bald wieder in den alten Trott. Es

[1]) Belgiens Neutralität. Kölnische Zeitung vom 26. August 1914, Nr. 959.

[2]) Im Verlag der wiedererstandenen Zeitschrift „Demain" ist eine dreißig Seiten umfassende Broschüre erschienen, die den Titel „Salut à la révolution russe" trägt. Der im nachfolgenden in deutscher Übersetzung veröffentlichte Aufsatz von Romain Rolland ist der erste der Schrift, die noch Beiträge von J. J. Jouve, Marcel Martinet, Henri Guilbeaux und einen Holzschnitt von Frans Masereel enthält.

ist schon lange her, daß die französische Revolution in Europa ihre Früchte getragen hat. Und es kommt ein Augenblick, da die früher fruchtbaren Ideen, die Kräfte eines neuen Lebens, nur noch Götzen der Vergangenheit sind, Kräfte, die rückwärts ziehen, neue Hindernisse bilden. Man hat das in diesem Weltkrieg beobachten können, wo die Jakobiner des Okzidents sich oft als die schlimmsten Feinde der Freiheit erwiesen haben.

Der neuen Zeit neue Wege und neue Hoffnungen! Brüder in Rußland, eure Revolution ist gekommen, um Europa aufzuwecken, das in der hochmütigen Erinnerung an ihre Revolutionen von einst ausruhte. Geht voran! Wir werden euch folgen. Der Reihe nach führt jedes Volk die Menschheit an. Ihr, deren Kräfte Jahrhunderte hindurch durch eine erzwungene Untätigkeit geschont wurden, ergreift die Axt da, wo wir sie fallen gelassen haben und schlagt uns Lichtungen und sonnige Wege in den jungfräulichen Wald der Ungerechtigkeiten und sozialen Lügen, darin die Menschheit noch irrt.

Unsere Revloution war das Werk großer Bourgeois, deren Rasse erloschen ist. Sie hatten ihre großen Laster und ihre großen Tugenden. Die gegenwärtige Zivilisation hat nur die Laster geerbt: den intellektuellen Fanatismus und die Habsucht. Möge eure Revolution die eines großen Volkes sein, gesund, brüderlich, menschlich. Möge sie die Ausschreitungen vermeiden, in die wir verfallen sind!

Vor allem aber, bleibt einig! Dass unser Beispiel euch erleuchte! Erinnert euch des französischen Konvents wie eines Saturns, der seine eigenen Kinder frißt! Seid duldsamer als wir es waren. Alle eure Kräfte sind nicht zu stark um die heilige Sache, die ihr vertritt, zu verteidigen gegen die erbitterten und tückischen Feinde, die sich vielleicht augenblicklich vor euch beugen und euch schöne Augen machen, die aber in dem Wald auf den Augenblick warten, da ihr, wenn ihr isoliert seid, straucheln werdet.

Erinnert euch endlich daran, ihr Brüder in Rußland, daß ihr für euch und für uns kämpft. Unsre Väter von 1792 haben der Welt die Freiheit bringen wollen. Es ist ihnen nicht gelungen. Vielleicht haben sie es auch nicht geschickt angefangen. Aber ihr Wille war groß. Möge es eurer auch sein! Bringt Europa den Frieden und die Freiheit.

Brief eines deutschen Landwirts.

Nr. 2 [1]).

Sehr geehrter Herr!

Die heutige Lage der Dinge hat viel Ähnlichkeit mit dem Lauf des St. Lawrencestroms, oberhalb des Niagarafalls, den ich aus eigener Anschauung kenne. Die ungeheuren grünen Wassermassen gleiten an einem etwas rasch vorüber, aber die ganze Geschichte präsentiert sich recht harmlos; eine Weile weiter, und man steht vor dem Maelstrom.

Da ich zufällig von amerikanischen Dingen spreche, als Leser der „Friedens-Warte“ Ihr Schuldner bin, und weiß, daß Sie sich für amerikanische Dinge interessieren, will ich Ihnen Einiges aus diesem Gebiete mitteilen. Da ich drüben zehn Jahre gelebt habe, besitze ich einige gute Freunde, Vollblutamerikaner aus akademischen Kreisen, die mit Wilson freundschaftlich verkehren. So weiß ich denn Einiges über den Präsidenten. Der Mann war vor dem Kriege durchaus deutschfreundlich gesinnt, wenn er auch keine gute Meinung vom preußischen Militärabsolutismus hatte; der Einbruch in Belgien hat ihn aber sofort zum unversöhnlichsten Feind der Zentralmächte gemacht. Von den Türken war er schon so wie so von früher her der Ansicht, daß sie nach Europa nicht passen. Als gründlicher Mann und Jurist hat sich Wilson aufs eingehendste mit der Greuelliteratur befaßt und sorgfältige Enquêten zur Prüfung der Glaubwürdigkeit anstellen lassen. Das Schlimme für Deutschland war, daß diese Enquêten das belastende Beweismaterial nur um ein weiteres vermehrt haben. Er soll ganz außer sich gewesen sein, als er Bédiers „Comment l'Allemagne essaye de justifier ses crimes“ gelesen hatte, denn die Art und Weise, in welcher diese elenden Stümper der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ die erste Broschüre Bédiers wegzulügen suchten, ist so albern, daß auch der dümmste Mensch dadurch nicht getäuscht werden kann. Dem Fasse den Boden ausgestoßen hat ein Buch, betitelt: „Kingdom of Serbia, Austro-Hungarian Atrocities, Report by R. A. Reiß.“ Das Buch ist allen Senatoren, Congreßmen und allen hohen Beamten der Vereinigten Staaten zugestellt worden. Ich habe es mir aus England kommen lassen, nachdem man mich von Amerika aus darauf aufmerksam gemacht hat. In der deutschen und österreichischen Presse hat nie ein Wort darüber verlautet. Ich schicke Ihnen anbei dieses furchtbare Buch und erlaube mir, Ihnen zu raten, es nicht vor dem Zubettgehen anzusehen. Sie könnten eine schlaflose Nacht haben.

Bis die Ziele Wilsons erreicht sind, können noch mehrere Jahre vergehen. Darauf deuten auch die großzügigen Rüstungen Amerikas hin. Der Krieg müßte m. E. noch mindestens zwei Jahre dauern, bis die waffenfähige Mannschaft Deutschlands so dezimiert ist, daß sie die Fronten nicht mehr halten kann.

* * *

Einige Erwägungen über die Menschenverluste des deutschen Heeres.

Ein trauriges Merkmal des gegenwärtigen Krieges ist, daß er von den verantwortlichen

[1]) No. 1: Sieh „Fr.-W.“ No. 5 (Maiheft 1917).

Gewalthabern mit Hilfe von Schlagworten geführt worden ist. Schlagworte sind Postulate, welche der urteilslosen Menge als Axiome hingestellt werden, den wahrhaft Gebildeten natürlich aber nie und nimmermehr täuschen können. Die politische Unreife des deutschen Volkes ist aber so groß, daß es sich hat täuschen lassen, die 93 Kulturträger inklusive. Man könnte einen dicken Band über diese Schlagworte schreiben. Ich erwähne nur einige: Gleich im Anfang des Kriegs las man in allen Zeitungen: Heraus mit dem Golde. Das Papiergeld ist gleichwertig mit dem Golde. Die Patrioten und die Gimpel öffneten ihre Portemonnaies, aber heute bekommt der Pfiffikus, welcher gegen fünf blanke Goldstücke einen Hundertmarkschein einwechselte, 75 Schweizer Franken statt 123 wie vor dem Kriege. Als die Dinge auf dem westlichen Kriegsschauplatz nicht vorwärts gingen, erfand man Mitteleuropa. Die Türkei und Bulgarien wurden als ein Dorado geschildert. Ungeheuere Getreidemengen und sonstige Reichtümer, welche diese Länder angeblich in ihrem Schoße bergen sollten, wurden dem Publikum vorgespiegelt. Heute glaubt keiner an die Türken und Mitteleuropa.

Dann ließ Bethmann das famose Wort von Stapel: Deutschland läßt sich nicht aushungern. Das war aber rabulistisch-talmudistisch gesprochen. In der Tat kann man Deutschland innerhalb zwei Jahren nicht aushungern, aber in drei bis vier Jahren geht es. Die Deutschen merken es jetzt, wo dem Brote Möhren und Rüben als Streckungsmittel zugesetzt werden.

Als die Lage an der Somme brenzlich wurde, erscholl plötzlich allenthalben das Triumphgeschrei: Die Front ist nicht durchbrochen. Der Geländegewinn des Gegners beträgt nur zehn Quadratkilometer! Das war auch ein faules Schlagwort. Denn der deutsche Generalstab wußte ganz genau, daß das Ziel des Feindes vorläufig gar nicht der Durchbruch sei, sondern nur eine fortwährende Dezimierung der deutschen Front, um schließlich einmal den wirklichen Durchbruch zu wagen. (Die Deutschen haben in der Sommeschlacht 780,981 Mann verloren, wie Sie weiter unten sehen werden.)

Als man nun in Frankreich den „elastischen Rückzug" antreten mußte, wurde die Parole: Hindenburg oder Hindenburglinie ausgegeben. Wie ehemals Müller zu Schulze in Berlin sagte: „Du ahnst es nicht", oder „Morgen ist im Grunewald Holzauktion", so sagt er heute, schlau blinzelnd: Hindenburg! Aber dieses Schlagwort scheint schon abgenützt zu sein, und man hat ein neues erfunden: Tauchbootfriede. Die Engländer und Amerikaner bauen aber jetzt Tausende von Schiffen, und man wird wohl ein neues erfinden müssen.

Hand in Hand mit den Schlagworten sind die Vertuschungen gegangen. Das deutsche Volk hat erst drei Monate nach der Schlacht an der Marne erfahren, daß sich so etwas zugetragen hat. Eine der schlimmsten aller Vertuschungen, deren sich die Regierung schuldig gemacht hat, ist das Faktum, daß sie die deutsche Nation mit keinem Worte auf die schwerwiegenden Folgen des Krieges für die deutschen Handels- und Gewerbtreibenden im Auslande aufmerksam gemacht hat. Wären die Machthaber vernünftig, so hätten sie gleich im Anfang des Krieges einen Erlaß an die Soldaten richten sollen, der ungefähr „in nuce" lauten könnte: „Kinder! Unzählige unter euch haben sich vor dem Kriege ihr Brot im Auslande verdient, der eine als Kellner an der Riviera, der andere als Hotelwirt in Italien, wieder andere als Kommis, Handelsreisende, Haarkräusler in London usw. Nach dem Kriege werdet ihr wohl versuchen, eure warmen Nester im Auslande aufzusuchen. Vergeßt das ja nicht! Benehmt euch im Feindeslande wie Menschen, die ein Gewissen haben!"

Statt dessen sind von oben herab die furchtbarsten Grausamkeiten anbefohlen worden. Sehen Sie sich die Bilder in der „Illustration" aus dem geräumten Gebiete in Frankreich an! Sie werden schaudern und begreifen, daß der Senator Chéron eine Rede gehalten hat, welche in allen Kommunen Frankreichs affichiert ist, und in welcher die Deutschen der Verfluchung der ganzen Welt anempfohlen werden. Die Wiederanknüpfung von Handelsverbindungen wird eine furchtbar schwierige Sache sein. Dieses hat aber sowohl die deutsche Regierung als die Presse vergessen oder vertuscht. Ich besitze einen clipping aus der „Frankfurter Zeitung". Darin ist der Aufsatz eines Schülers abgedruckt. Der junge Mann macht auf die Wichtigkeit der Erlernung fremder Sprachen aufmerksam, um neue Absatzgebiete für den Handel zu erwerben, und das Blatt versieht diese Auslassungen mit einem triumphierenden Kommentar. Es vergißt, daß es nicht genügt, die Sprachen der Feinde zu kennen, man muß sich auch ein Stück von ihrem Herzen erobern, um erfolgreiche Handelsbeziehungen zu pflegen. Seit ich diesen Unsinn gelesen, glaube ich gar nicht, daß die „Frankfurter Zeitung" ein jüdisches Blatt ist. Denn die Juden sind kluge Leute und wissen sehr gut, daß man Handelsbeziehungen am besten durch ein anständiges Benehmen befördert.

Nach dieser etwas langen Einleitung komme ich auf mein Hauptthema: auf die Menschenverluste im Kriege. Wenn man den Krieg, wie es Preußen tut, als ein Geschäft ansieht, so müßten die Teilhaber desselben, also die Nation, fortwährend die Bilanz des Unternehmens vor Augen haben. Wie ängstlich wacht der Aktionär irgendeiner Essigfabrik darüber, wie groß die Abschreibungen sind, ob auch das Reservekapital genügt usw. usw. Bei diesem Geschäft nun, wo es sich nicht um 100-Markscheine handelt, sondern um das Blut von Millionen, wird die Bilanz dem Publikum aufs sorgfältigste verschleiert. Im Juni des Jahres 1915 erließ der Generaloberst Kessel in den Marken einen Ukas, in dem es hieß: Die Presse ist nicht ermächtigt, über die Verluste des Heeres zu sprechen. Wer

es tut, kömmt ins Loch. Die Presse hat denn nun auch über den Gegenstand geschwiegen und nur einmal ist er von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in einer so stümperhaften Weise behandelt worden, daß man gar nicht daran glauben möchte. Im Dezember 1915 hielt Churchill eine Rede gelegentlich seines Abganges zum Heere. „Wir haben," sagte er, „an Munitionsmangel im Jahre 1915 gelitten, im Jahre 1916 wird sich aber in Deutschland Menschenmangel einstellen. Wir haben zusammen mit Frankreich, Italien und Rußland mehrMenschen als die Zentralmächte."

Als Antwort darauf veröffentlichte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen Schimpfartikel, den sie „Churchill—Falstaff" betitelte. Ich hebe aus demselben einen phänomenalen Satz wörtlich heraus:

„Das schöne Traumbild, das Churchill in der erhofften Abnahme des Menschenersatzes der Mittelmächte sieht, wird auch zerfließen, denn jedes weitere Kriegsjahr bringt dem neuen Vierbund durch das Heranwachsen der jüngeren Jahrgänge nicht nur vollen Ersatz der Verluste, sondern stete Zunahme seiner Heeresmacht."

Es wird also der unsinnige Satz ausgesprochen, daß, je länger ein Land einen Krieg führt, es desto mehr Soldaten haben wird. Selbstverständlich bedarf er keiner Widerlegung, aber die Betrachtung des Zahlenmaterials ist dennoch sehr lehrreich.

Die „Times" und die andern englischen Blätter veröffentlichen jeden Monat ein Resümee der deutschen Verlustlisten. Die Zahlen sind zuverlässig; ich habe sie mehrfach nachgeprüft.

Es wurden gemeldet:

In den Listen vom 1.—31. August 1916:

Gefallene . .	47,572
Verwundete .	151,054
Vermißte . .	41,204
	239,830

In den Listen vom 1.—30. September 1916:

Gefallene . .	38,572
Verwundete .	112,130
Vermißte . .	29,369
	180,071

In den Listen vom 30. September bis 30. November 1916 (also zwei Monate):

Gefallene . .	70,880
Verwundete .	220,887
Vermißte . .	69,340
	361,107

In den Listen vom 30. Nov. bis 30. Dez. 1916:

Gefallene . .	21,958
Verwundete .	55,807
Vermißte . .	16,236
	94,001

Im ganzen wurden bis zum 30. Dezember 1916 gemeldet:

Gefallene . .	980,815
Verwundete .	2,510,494
Vermißte . .	545,114
	4,036,423

In den Listen vom 1.—31. Januar 1917:

Gefallene . .	21,846
Verwundete .	50,602
Vermißte . .	15,513
	87,961

In den Listen vom 1.—28. Februar 1917:

Gefallene . .	18,811
Verwundete .	41,924
Vermißte . .	12,162
	72,897

In den Listen vom 1.—31. März 1917:

Gefallene . .	19,131
Verwundete .	38,846
Vermißte . .	12,332
	70,309

Totalverluste bis zum 31. März 1917 gemeldet:

Gefallene . .	1,040,603
Verwundete .	2,641,866
Vermißte . .	585,121
	4,267,590

Offiziersverluste:

Gemeldet bis 31. März 1917:

Gefallene . .	31,230
Verwundete .	60,558
Vermißte . .	6,064
Gefangene . .	3,616
	101,468

Aus den obigen Listen ist mancherlei zu ersehen: z. B. die Verluste, gemeldet vom 1. August bis 30. November 1916, beziehen sich wohl hauptsächlich auf die Sommeschlacht; sie betragen in Summa:

780,981 Mann.

Neben den Gefallenen, Gefangenen und Verwundeten sind natürlich die Kranken zu berücksichtigen. Da sie aber in den Listen nicht geführt werden, so ist man auf Hypothesen angewiesen. Das Bulletin der „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges", Kopenhagen, über „Menschenverluste im Kriege" gibt z. B. die Zahl der Kranken der deutschen Armee für die ersten 23 Monate mit 2,437,450 an. Von diesen sind nach Angaben der Verlustlisten 48,749 gestorben, man weiß aber nicht, wie viele durch Krankheiten dauernd dienstunbrauchbar geworden sind. Ihre Zahl mag sehr groß sein (Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Lungenkrankheiten).

Da man nun weiß, daß eine große Zahl Leichtverwundeter geheilt entlassen wird, so wäre es unrichtig, den Totalverlust von 4,267,590 bis 31. März 1917 als einen dauernden anzusehen (d. h. so weit die Länge des Krieges in Betracht kommt). Die Zahl muß beträchtlich kleiner sein, andererseits muß sie wieder anschwellen, wenn man die Kranken hinzuzählt. Meines Erachtens muß man also den bisherigen Gesamtverlust auf 4,5 Millionen einschätzen. Nimmt man nun an, daß im Laufe der nächsten Jahre der monatliche Abgang 100,000 betragen

wird, so kann man daraus errechnen, daß das Ende des Krieges für Deutschland wegen Menschenmangels erst nach einer Reihe von Jahren eintreten kann, d. h. wenn die Verluste im Ganzen 7 Millionen betragen werden. Man sollte nicht vergessen, daß die Zahl der wehrfähigen Männer zwischen 19 und 40 Jahren nur 10 Millionen beträgt. Schon jetzt ist die Anzahl der Weiber, welche die Männer ersetzen, erschrecklich groß, und die Geburtsziffer muß dementsprechend immer weiter sinken.

Aus dem Berichte der Berliner Allgemeinen Ortskrankenkasse ersehe ich, daß heute mehr als doppelt so viel Frauen als Männer in gewerblichen Stellungen tätig sind.

1. Januar 1915 waren beschäftigt:[1])

Frauen . . .	215,480
Männer . . .	161,490

1. Januar 1917 waren beschäftigt:

Frauen . .	274,600	(+59,120)
Männer . .	118,901	(—42,589)

Das ist also der wahre Amazonenstaat.

Traurig, sehr traurig, daß die Zensur in Deutschland nicht erlaubt, über diese Dinge zu sprechen. Wenn dem Volke gestattet worden wäre, selber die Bilanz zu ziehen, so hätte es schon längst das sinnlose Unternehmen liquidiert. Aber so bringt uns jeder Tag dem Niagarafall näher.

. . . . . .

Aus meinem Kriegstagebuch. [2])

(Bruchstücke vom Mai 1917.)

„Der Pazifismus hat die Zukunft der Welt" S. 178. — **Der österreichische Unterrichtsminister Hussarek über die Urheber des Kriegs** S. 178. — **Abg. Müller-Meiningen über die Verteilung des Eisernen Kreuzes** S. 178. — **Staatsminister a. D. v. Borries über den „nächsten Krieg"** S. 179. — **Der Reichskanzler in Wien** S. 179. — **Offiziöse Erklärung über die „Solidarität" der beiden Regierungen** S. 180. — **Der Reichskanzler lehnt eine Erklärung über die Kriegsziele ab** S. 180. — **Italienische Offensive an der Isonzofront** S. 180. — **Stellungnahme des Reichstags zur Reichskanzlerrede** S. 180. — **Ruinen der Menschheit** S. 180. — **Prozess Dr. Friedrich Adler** S. 181. — **Der Rücktritt Tiszas** S. 182. — **Briefwechsel des Reichskanzlers mit dem alldeutschen General v. Gebsattel** S. 182. — **Eine Denkschrift des verstorbenen Generalgouverneurs von Belgien** S. 183. — **Eine Stiftung Rockefellers für Kriegszwecke** S. 184. — **Friedensbedingungen der russischen Revolutionäre** S. 184. — **Zusammentritt des österreichischen Parlaments** S. 184. — **Die zehnte Isonzoschlacht** S. 185.

Bern, 8. Mai.

Anders als die Zukunftsverheißung des Kriegsministers klingt ein Brief, der mir gestern von einem Musketier aus Nordfrankreich zugekommen ist. „Der Pazifismus hat die Zukunft der Welt. Alle, die in jahrelangen Kämpfen daran gewirkt haben, haben auf das beste Pferd gesetzt. Ein Neues, ganz Abwegiges bereitet sich vor. Nachdem der phantastische Roman des technischen Kriegs Wirklichkeit geworden, wird sich auch der utopistische Traum der Philanthropen erfüllen."

Bern, 9. Mai.

Bei einem Bankett, das der Wiener Journalisten-Verein „Concordia" zu Ehren der Künstler des in Wien gastierenden Zürcher Theaters gegeben, sprach auch der österreichische Unterrichtsminister von Hussarek. Dabei sagte er, nach einem Telegramm des Wiener Korrespondenzbureaus vom 6. Mai u. a. folgendes: „Ich würde eine Binsenwahrheit aussprechen, wenn ich hier, an dieser Tafelrunde, betonen wollte, daß auch wir Österreicher gewiß nicht diejenigen gewesen sind, die das feindliche Ringen heraufbeschworen haben. Wir mußten auf den Schauplatz treten, weil uns keine andre Möglichkeit gegeben war, unsre Ehre und unser Dasein zu bewahren." — —

Bern, 13. Mai.

Sie haben das Eiserne Kreuz erhalten, die Schilderer und Rechtfertiger der „militärischen Notwendigkeiten" des Rückzugs an der Aisne, die Herren Rosner, Kalkschmidt, Queri, deren Schilderungen ich hier am 21. und 24. März besprach.

Sie haben aber Pech gehabt, daß sie es gerade jetzt erhielten, wo durch öffentliche Erörterungen im Reichstag der Wert dieser Auszeichnung stark beeinträchtigt wurde. Am 7. Mai sagte dort Abg. Müller-Meiningen folgendes:

„Wir müssen ganz offen und ehrlich feststellen, daß an der Front tiefes Ärgernis darüber besteht, daß Leute, die nie im Feuer waren, die die Gefangenen nur aus den Gefangenenlagern kennen, daß die Soldaten in den Etappen, die Bahnhofskommandanten, die Beamten in den Proviantämtern und in den Bureaus in der Heimat, daß Schreiber und sogar Köche mit dem Eisernen Kreuz in höherem Maß bedacht werden als die an der Front kämpfende Infanterie. Die Offiziere an der Front klagen sämtlich darüber, daß sie auch für ihre tapfersten Soldaten keine Auszeichnungen bekommen. In der Etappe aber

[1]) Diese Zahlen beziehen sich natürlich nur auf den Wirkungskreis dieser Krankenkasse.

[2]) Sieh die vorhergehenden Veröffentlichungen von „Aus meinem Kriegstagebuch" in „Die Friedens-Warte" 1914, Heft 8/9 und 10, in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation, der ‚Friedens-Warte' XVII. Jahrgang", 1915, Heft 1—9, in „Die Friedens-Warte" 1916, Heft 1—12, ferner in „Die Friedens-Warte" 1917, Heft 1, 2, 3, 4 und 5.

gibt es kaum einen Offizier oder Beamten, der nicht das Eiserne Kreuz besitzt. Der Witz bemächtigt sich bereits dieser Dinge, die früher nur mit hohem Ernst behandelt worden sind. Man hatte immer eine gewisse Ehrfurcht vor dem einfachen blanken Eisernen Kreuz. Jetzt witzelt man über dieses Kreuz, und zwar nicht nur im Ausland. An der Front sagt man: „Vorne kommt der Kugelregen, hinten kommt der Ordenssegen!" Der heutige Zustand ist damit verteidigt worden, daß die Etappe zur Gefahrzone feindlicher Flieger gehört. Mit demselben Recht aber würde dann in Freiburg und Karlsruhe jede alte Frau das Eiserne Kreuz verdienen. Jetzt fängt der gleiche Mißbrauch schon mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse an. Die Verbitterung ist groß; der Schade ist nur schwer wieder gutzumachen. Aber es muß so rasch wie möglich etwas für die Frontsoldaten geschehen. Wer sich die Auszeichnung erkämpft und nicht ersessen hat, muß eine besondere Auszeichnung erhalten."

Man macht jetzt allen Ernstes den Vorschlag, diejenigen Eisernen Kreuze, die im Kampf erworben wurden, durch ein besonderes Kennzeichen zu versehen. Ob man es tun wird? Dadurch würden alle nicht mit diesem Abzeichen versehenen Auszeichnungen zu Eisernen Kreuzen dritter Klasse degradiert werden.

* * *

Daß es Leute gibt, die an ein Fortbestehen des bisherigen Kriegssystems glauben und der Meinung leben, daß nach Beendigung dieser Katastrophe die Hetze und das Rüsten für einen neuen Krieg wieder einsetzen wird, darf niemand wundern. Diese Leute werden erst verschwinden, bis die Generation, die vor dem Krieg die politische Geschichte machte und in den Ideen dieser Zeit groß wurde, ausgestorben sein wird. Wir werden uns begnügen, zu sehen, daß sie nachher nicht mehr das willige Echo im Volk finden werden. Daß es aber noch immer Leute gibt, die die Taktlosigkeit besitzen, schon heute, inmitten dieses blutenden Elends von der Fortdauer des Kriegs, von dem „nächsten Krieg" zu faseln, und daß es Zeitungen gibt, die schamlos genug sind, in diesen trüben Stunden der allgemeinen Friedenssehnsucht dieses Gefasel zu veröffentlichen, das ist das Unfaßbare.

Vor mir liegt der als Leitartikel gedruckte Aufsatz des (roten) „Tag" vom 5. Mai. Er betitelt sich neckisch „Aus dem Land Utopien" und rührt aus der Feder eines Staatsministers a. D. Dr. v. Borries. Ich weiß nicht, in welchem Staat dieser Minister sein Amt ausübte, hoffe jedoch, daß er in seinem Ressort mehr Klugheit besessen haben mag, als auf dem Gebiet der internationalen Politik, über das er sich jetzt im „Tag" äußert. Nach ihm wird der Krieg niemals aufhören. Es gebe aber gefährliche Idealisten, die dieser Meinung sind. „Der schöne Traum vom ewigen Frieden wird wieder einmal geträumt. Die Völker und die Menschen legen die unangenehmen Eigenschaften ab, die ihnen leider seit mindestens fünftausend Jahren, vielleicht auch länger, anhaften. Das goldne Zeitalter wird anbrechen, wo unter der Oberleitung eines internationalen Areopags alle Streitpunkte unter den Völkern schiedlich-friedlich verglichen werden; die allgemeine Verbrüderung hebt an; droht einer zu fallen, führt Liebe ihn zur Pflicht! So das Wahngebilde aus dem Land Utopien."

Nein, Herr Minister, so sieht das Wahngebilde nur in ihrem Kopf aus. Sie klecksen Neuruppiner Bilderbogen und glauben, ein Raphael zu sein. Sie suchen die Unhaltbarkeit dieser Wahngebilde zu beweisen. So lehren sie: „Der Charakter der Völker und Menschen wird sich in den kommenden Jahrhunderten so wenig ändern wie er sich in vergangenen geändert hat, d. h. der Egoismus wird immer die stärkste Triebfeder bleiben und insbesondere im Leben der Völker nur da seine Grenze finden wollen, wo nicht eigenes, sittliches Empfinden, sondern fremde Macht ihm ein Halt zuruft." Olle Kamellen, Herr Minister! Trotzdem sich nach Ihrer Ansicht der Charakter der Völker und Menschen auch in den vergangenen Jahrhunderten nicht geändert hat, hat doch der Krieg, das werden Sie nicht bestreiten können, an Möglichkeit stark verloren. Die Menschen haben sich doch bereits zu ungeheuren Gemeinschaften vereinigt, die den Krieg unter sich ausgeschaltet haben, wie z. B. die Bundesstaaten des Deutschen Reichs, die Kantone der Schweiz, das englische Imperium, die Vereinigten Staaten von Amerika usw. Wie aber, wenn der Egoismus die Menschen eines Tages doch dazu führen sollte, in der Überwindung des Völkerkriegs, dessen Wahnsinn sie jetzt endlich erkannt haben dürften, seine Befriedigung zu finden. Sie glauben noch immer die alte Mähr, daß die Menschen erst Engel werden müssen, um sich nicht mehr zu bekriegen, während wir Pazifisten stets dargelegt haben, daß sie nur kluge Egoisten werden müßten, um sich von dieser Plage zu befreien.

Die Utopisten, und zwar die gefährlichsten, die die Welt je gesehen hat, sind heute nicht die Friedenstechniker, sondern die Drescher der Phrase vom „Ewigen Krieg". Sie haben dieses Weltunheil verschuldet, sie hindern sein Ende, und sie suchen schon heute, die Welt abermals in ein solches Unheil zu stürzen.

Bern, 14. Mai.

Vorgestern wurde gemeldet, daß der Reichskanzler mit Staatssekretär Helfferich sich ins Große Hauptquartier begeben habe. Von dort ging der Reichskanzler nach Wien zur Aussprache mit dem Minister Czernin. Die Erklärung, die der Kanzler morgen im Reichstag abgeben wird, erhält dadurch eine gewisse Bedeutung. Da sie am selben Tag erfolgt, an dem in Stockholm die Sozialisten-Konferenz zusammentritt, muß man mit Spannung ihrem Inhalt entgegensehen.

Bern, 15. Mai.

Die Hoffnungen auf die heute zu erwartenden

Erklärungen des Reichskanzlers schwinden. Daß er sich von den Annexionisten entschieden loslösen wird, erscheint ausgeschlossen. Dies verrät eine Wiener Depesche über die in Wien gepflogenen Besprechungen des Reichskanzlers mit dem Grafen Czernin und dem Kaiser. Darin wird mitgeteilt, daß beide Regierungen „solidarisch" sind, daß diese Solidarität „in der Form und dem Inhalt der Erklärungen Bethmann Hollwegs zum Ausdruck kommen" wird. Und bedeutungsvoll wird hinzugefügt: „Die volle Übereinstimmung in diesen wichtigen Fragen läßt alle Spekulationen des Auslands auf Differenzen zwischen den beiden Verbündeten als aussichtslos erscheinen." Das sagt deutlich genug, daß der Kanzler den Verzicht auf Annexionen nicht aussprechen wird. Noch mehr verdeutlicht das ein telegraphisch gemeldeter Aufsatz in der offiziösen „Reichspost", die die jüngsten Erklärungen des Grafen Czernin über einen Frieden ohne Annexionen dahin ergänzt, daß sich dies nur auf Rußland beziehe, „den Italienern, Serben und Rumänen einen Freibrief auszustellen und den Völkern Österreich-Ungarns zu verkünden, daß sie die ungeheuren Kosten des ihnen aufgezwungenen Kriegs selber bezahlen müssen, dazu läge weder eine Veranlassung noch auch die geringste Neigung vor". Weder Veranlassung noch Neigung! Folgt eine Absage an die sozialdemokratischen Friedensbestrebungen. — Also, wozu noch auf die Rede des Reichskanzlers warten. Wir wissen schon, was er sagen wird.

Bern, 16. Mai.

Das Volk erwartete Brot. Der Reichskanzler gab ihm Steine. Er lehnte eine Erklärung über die Kriegsziele ab.

Was bedeutet das, wenn der Kanzler im 34. Monat des Kriegs nicht offen mit der Sprache herausrücken will, wenn er eine solche offene Sprache nicht im Interesse des deutschen Volks gelegen erachtet? Es bedeutet, daß der Kanzler im Grunde seines Herzens für Annexionen ist, sich aber darauf noch nicht festlegen will, weil die Voraussetzungen für das Annektieren noch nicht gegeben sind. Er fürchtet vielmehr, durch Bekanntgabe solcher Absichten, es „den feindlichen Machthabern zu erleichtern, ihre kriegsmüden Völker weiter zu betören und den Krieg ins Ungemessene zu verlängern". Wäre er nicht Annexionist, so brauchte er das nicht nur nicht zu fürchten, er hätte es sogar in der Hand, durch eine Erklärung des Verzichts auf Annexionen, die kriegsmüden Völker der Gegner noch kriegsmüder zu machen und so den Krieg abzukürzen. Wäre er nicht Annexionist, müßte er sich unzweideutig auf den Standpunkt stellen, daß jede Annexion den alten Zustand der Anarchie in Europa mit seinem Haß, seinem Mißtrauen, seine Rachesucht und dem verderblichen, zu neuen Kriegen führenden Rüstungswettbewerb wiederherstellen müßte. Diesen Ausblick müßte er ablehnen. Er tut es nicht. So macht er sich zum Geschäftsführer der Verlängerer dieses unseeligen Kriegs und zum Mitarbeiter an des deutschen Volks unheilvollem Niedergang. Die Hoffnungen auf Bethmann Hollweg sind trügerisch.

Bern, 18. Mai.

An der Isonzofront haben die Italiener wieder eine starke Offensive ausgelöst. Anscheinend sind dort furchtbare blutige Kämpfe im Gang. Wofür kämpft Österreich noch? Da die Italiener auf Veranlassung ihrer Alliierten zu deren Entlastung diese, zehnte, Offensive unternahmen, aus eigener Initiative wohl aus ihrer Ruhelage nicht mehr vorgebrochen wären, blutet Österreich-Ungarn nur mehr für die Ziele der deutschen Annexionisten. —

Die Reichstagsreden, die sich an die Kanzlererklärung schlossen, sprechen eigentlich alle ihre Unzufriedenheit mit der Rede aus. Sehr logisch ist die Ansicht des konservativen Redners v. Graefe, wenn er sagt, daß die Regierung nur aus taktischen Gründen sich zu den Scheidemannschen Ansichten über den Frieden ablehnend verhielt. Und er fügte hinzu: „Wir verlangen, daß die Regierung grundsätzlich mit uns für einen Frieden eintritt, der den gebrachten Opfern entspricht." Das ist's, worum es sich handelt, um ein grundsätzliches Eintreten für den Frieden. Grundsätzlich aber für einen Frieden, der einen andern Zustand in Europa schafft, als der bisherige war. Die Grundsätze fehlen, die Konjunktur beherrscht die Politik.

Und v. Graefe hat auch recht, wenn er sagt: „Zwei Weltanschauungen stehen gegenüber, die nichts miteinander zu tun haben, die sich wie Feuer und Wasser voneinander scheiden." So ist es. Roesicke sagte: „Für uns kommt nur das deutsche Interesse in Betracht. Wie sich die Feinde dann abfinden, ist ihre Sache." An die Freunde hat er dabei nicht gedacht. Ist ihr Interesse auch dauernd mit dem „nur deutschen Interesse" verbunden? Sollen sie auch bereit sein, dafür zu verbluten? So sieht die Weltanschauung der andern aus, die nur einen nationalen Frieden wollen und keinen internationalen.

Bern, 20. Mai.

Eine kleine Zeitungsnotiz im „Berliner Tageblatt" vom 18. Mai:

> „Gram über den Tod ihrer Kinder hat den 58 Jahre alten Friseur Otto Böttcher und dessen 57 Jahre alte Ehefrau Anna, geborene Growe, in den Tod getrieben. Sie haben sich in ihrer Wohnung Langestraße 71, mit Leuchtgas vergiftet. Während ein Sohn des Ehepaares auf dem Schlachtfeld gefallen ist, ging ein zweiter, der zu der Marine eingezogen war, mit einem Schiff unter."

In den illustrierten Zeitungen sehen wir nur die Bilder der zerstörten Ortschaften, der Ruinen und Wüsten, die der dreijährige Krieg hervorgebracht. Die Ruinen der Menschheit, die er gezeitigt, sind nicht abbildbar. Hie und da beleuchtet solch eine Zeitungsnotiz das Elend für

einen Augenblick. Ein Elternpaar, das sich das Leben nimmt, weil seine beiden Söhne dem Krieg zum Opfer gefallen sind. Von einer Million so betroffener Menschen hat vielleicht einer den Mut, das Leben wegzuwerfen. Von diesem hört man. Die andern ziehen weiter als Menschenruinen durch das Leben. Bei Banketten und im Reichstag spricht man dann von den Braven, die „freudig" ihre Söhne dem Vaterland hingaben. H i n gaben!

Und in einem „Wiener Brief" des „Bund" (20. Mai) liest man folgende muntere Zeitstimme:

„Der Winter war freudlos. Die Landestrauer schloß alle größeren öffentlichen Festlichkeiten aus, die Kohlennot und die Erschwerung im Bezug von Lebensmitteln hat ein gesellschaftliches Leben nicht aufkommen lassen. Der frühe Schluß der Restaurants und Cafés, sowie des Betriebes der Tramways hat selbst das gesellige Leben schwer unterbunden. Man kann heute kaum mehr Gäste bei sich sehen. Um so voller sind natürlich die Cafés in den kurzen Abendstunden, während deren sie geöffnet bleiben. Man würde aber sehr irren, wollte man etwa daraus schließen, daß die Stimmung irgendwie gedrückt wäre. In den überfüllten Cafés geht es immer noch ganz fröhlich zu. In vielen spielt Musik, und mit Recht sagt sich ein jeder, daß, solange unsere Braven sich tapfer zur Wehre stellen, solange die Nachrichten von den Fronten günstig lauten, die Schwierigkeiten, mit denen das Hinterland belastet ist, wenn sie auch nicht angenehm sind, doch im Wesen nicht ins Gewicht fallen können und dürfen."

„Nicht ins Gewicht fallen!" Man sollte doch gewissen Schriftstellern drastisch klar machen, daß man das Elend der Zeit nicht durch solche Künste zu übertünchen versuchen soll.

Bern, 21. Mai.

Am gleichen Tag, an dem die gestern hier vermerkte Notiz des „Berliner Tagblattes" erschien, veröffentlicht die Wiener „Arbeiter-Zeitung" die folgende, die als Illustration zu obiger Bundkorrespondenz aus Wien dienen mag:

„Den Tod gesucht, weil der Mann gestorben ist. Die 25jährige Hilfsarbeiterin Aloisia K. hat sich gestern in ihrem Wohnhaus in der Reinprechtsdorferstraße aus einem Fenster im dritten Stockwerk in den Hof gestürzt und eine Gehirnerschütterung, einen Bruch des Schädelgrundes, einen Bruch des rechten Oberschenkels und Quetschungen der Stirn erlitten. Die Rettungsgesellschaft brachte sie ins Franz Josephs-Spital. Frau K. hat die Tat aus Schmerz über den Tod ihres Gatten begangen. Sie ist Mutter dreier Kinder."

Die „Arbeiter-Zeitung" fügt hinzu: „Woran der Mann gestorben ist, das verschweigt die Polizeikorrespondenz natürlich. Aber darum weiß man es erst recht." Man darf nämlich mitteilen, daß eine Familie über den Schlachtentod eines Angehörigen so erfreut ist, daß sie es ablehnt, für den Getöteten Trauer anzulegen, aber in Wien scheint man es noch immer für unpatriotisch anzusehen, wenn jemand durch solch ein trauriges Ereignis derart vernichtet ist, daß er das eigene Leben fortwirft. Der Eindruck der überfüllten Kaffeehäuser darf nicht verwischt werden. Die Stimmung ist nicht „etwa gedrückt", wie mein gestern zitierter „Bund"-Korrespondent schreibt. Alles in freudiger Dulliäh-Stimmung; die Selbstmörder aus Verzweiflung über den Tod ihrer gefallenen Lieben stören bloß die freudige Erregung der Kaffeehaus-Vergnügten.

Wer wird übrigens diese indirekten Toten des Krieges zählen, die auf keiner amtlichen Verlustliste verzeichnet sind, und deren Zusammenhang mit dem Kriegselend in den Polizeiberichten so sorgfältig verwischt wird?

* * *

Dr. Friedrich Adler, der im Oktober vorigen Jahres den österreichischen Ministerpräsidenten, Grafen Stürgkh, ermordete, ist vorgestern, nach zweitägiger Verhandlung zum Tod durch den Strang verurteilt worden.

Adler ist ein Held. Er hat nicht um sein Leben gekämpft. Er hat von vornherein seine Schuld bekannt und erklärt, daß er die grauenhafte Tat in vollem Bewußtsein der Verwirkung des eignen Lebens begangen habe. Wenn Adler den Tod durch die Hand des Henkers erleidet, so wird das ein wirklicher Heldentod sein, die Aufopferung aus Überzeugung für das, was er im Interesse des Landes und des Volkes gelegen glaubte. Eine Aufopferung, nicht durch äußern Zwang, sondern aus freiem Willen. Freilich ein Verbrechen, ein Verbrechen, das die Gesellschaft, will sie sich nicht selbst vernichten, nicht ungesühnt lassen kann, wogegen sie sich wehren muß. Doch nicht jeder, der eine als Verbrechen gekennzeichnete Handlung begeht, ist ein Verbrecher. Dessen sollten wir uns gerade jetzt im Krieg bewußt werden, wo die Menschentötung täglich als verdienstvolles Werk, die Töter als Retter des Vaterlandes gepriesen werden. Adler hat sich selbst schuldig bekannt, aber nicht mehr als ein Offizier, fügte er hinzu, der tötet oder den Befehl zum Töten gibt. Dr. Adler hat nichts anderes getan als die Moral des Kriegs auf das innerpolitische Leben übertragen. Damit hat er den Widersinn des Kriegs verständlich gemacht, indem er ihn der entsetzten Menschheit als losgelösten Einzelfall unter verändertem Milieu vor Augen führte. Verbrechen? Gut, sagte er sich. Aber dann ist das, was wir seit drei Jahren erleben, ein millionenfach derartig potenziertes Verbrechen, daß die Bezeichnung das Wesen der blutstinkenden Erscheinung nicht mehr wiedergibt.

Es ist einfach nicht möglich, daß man diesen Mann nach dem Buchstaben des Gesetzes hinrichtet. Er hat einen Milderungsumstand für sich, wie er von so einschneidender Bedeutung selten die Wege der Justiz schneidet: den Krieg.

Ich kenne die Rede des Verteidigers noch nicht, aber ich kann nicht annehmen, daß er es unterlassen haben sollte, darauf hinzuweisen, daß in einer Zeit des Massenmordes von Millionen Unschuldigen, in einer Zeit, wo auch im innerstaatlichen Leben die Rechtsbegriffe und Rechtsgarantien fast zur Farce erniedrigt sind, die Handlung eines Einzelnen, die so sehr der Handlung der Gesamtheit gleicht, daß deren Vaterschaft gar nicht bestritten werden kann, nicht so gesühnt werden darf, wie in Zeiten, wo wir uns einbilden dürfen, in heilig geordneten Verhältnissen zu leben.

Erfreulich war es, daß Adler im Gerichtssaal volle Freiheit gegeben wurde, seine Motive zur Tat klar zu legen, daß nicht der Trommelwirbel einer schneidigen Saalpolizei seine Reden erstickte. Es wirkt versöhnend, daß der österreichische Gerichtshof, der selbst nicht der nach dem Gesetz dem Angeklagten gebührende Gerichtshof war, demjenigen, der sein Leben hingab für seine Tat, die Gelegenheit gab, offen die Beweggründe dazu und die Überzeugungen, die ihn leiteten, klar zu legen. Die Öffentlichkeit sollte diesen Richtern Dank wissen, die es verschmähten, das Volksempfinden zu verletzen und dem Unterschied Rechnung trugen, der zwischen den Sympathien für den Mörder und seinem Opfer liegt.

Bern, 24. Mai.

Unter dem Eindruck des Adler-Prozesses, den ich nun nach dem ausführlichen Bericht der Wiener „Arbeiterzeitung" gelesen habe. Die Ausführlichkeit dieser Berichte ist ebenfalls erfreulich. Es sieht wirklich so aus, als ob Umkehr und Einkehr sich geltend machen würde in Österreich. Den Milderungsumstand, den ich für Adler hier hervorgehoben habe, den Krieg, hat, wie ich jetzt sehe, auch sein Verteidiger betont. Dieser sagte am Schluß seines Plaidoyers: „Vergessen Sie nicht das, was wir Kriegspsychose zu nennen pflegen in der Wirkung auf den Angeklagten. In dem Entsetzlichen, was seit Jahren auf uns wirkt, sind die klügsten Menschen dieser Psychose erlegen. Berge von Leichen haben wir gesehen und sollen dabei gesittete Menschen bleiben! Unsere Kultur wurde verwüstet, und wir fühlen manchesmal in uns ein Grauen und sind entsetzt und erschüttert. Und nun stellen Sie sich die Wirkung auf einen Pazifisten vor, der geträumt hat von dem Weg zur Menschheit, und nun sieht, wohin der Weg führt."

In der Tat, der Krieg ist ein mildernder Umstand. Die Richter haben ihn nicht berücksichtigen dürfen. Sie haben Adler zum Tod verurteilt. Die heutige Staatsgewalt in Österreich hat die Macht und die Pflicht, die Irreparabilität dieses Urteils hinwegzuräumen.

* * *

Der Rücktritt Tiszas scheint Tatsache zu sein. Das wäre ein Friedenszeichen. Mit ihm würde eine wichtige Persönlichkeit aus der Zeit des Kriegsanfangs verschwinden und dadurch ein Hindernis für das Kriegsende beseitigt sein. Nunmehr steht noch Bethmann Hollweg als der Letzte aus den historischen zwölf Tagen von 1914 einsam da. Wie lange noch?

Die Friedensangebote an Rußland sollen sehr verlockend sein. Es heißt, daß die Zentralmächte nun auch auf die „Befreiung" Polens verzichten wollen. Die Reise des Grafen Czernin ins deutsche Hauptquartier, über die so wenig berichtet wurde, scheint doch eine große Bedeutung gehabt zu haben.

Bern, 25. Mai.

Da wird nun plötzlich ein Briefwechsel zwischen dem Reichskanzler und dem General Gebsattel im „Vorwärts" veröffentlicht. Der General hat seinen Brief im Auftrag des Gesamtvorstandes des alldeutschen Verbands am 5. Mai 1915 an den Reichskanzler gerichtet. Er warnt darin vor der Revolution, wenn die politischen Kriegsziele zu eng gesteckt werden. Der Reichskanzler wehrt sich in energischer Sprache gegen die Zuschrift, beklagt den „Mangel an politischer Einsicht" seitens der Alldeutschen, wirft ihnen vor, schon v o r dem Krieg die politischen Geschäfte erschwert und jetzt jene Erbitterung geschürt zu haben, mit deren Losbrechen der Briefschreiber nunmehr droht. Am Schluß behält sich der Reichskanzler vor, bei ihm passend erscheinender Gelegenheit den Briefwechsel zu veröffentlichen. Daß er es jetzt tut, könnte also als erfreuliches Zeichen angesehen werden. Freilich kam diese Ablehnung etwas spät, nachdem man das Übel wachsen ließ und sich an seinem Gedeihen erfreute. Wie wenig der Reichskanzler noch vor zwei Jahren die Gefährlichkeit der Alldeutschen erkannt hat, geht aus einer Stelle seines Briefes hervor, worin er ihnen das Verdienst anrechnet, das „der Verband durch ... die Bekämpfung der Völkerverbrüderungsideologie sich vor dem Krieg errungen hat". Völkerverbrüderungsideologie? Das sind die pazifistischen Bestrebungen, die vor dem Krieg darauf hinzielten, durch Verständigung von Volk zu Volk jenes Mißtrauen zu beseitigen, das die Gefahr des Kriegs hervorrief, das die Völker zwang, sich durch ein Überbieten von Rüstungen zu verbluten. Es sind dies jene Bestrebungen, die den verzweifelten kriegsschwangern Zustand der zwischenstaatlichen Anarchie durch ein vernunftgemäßes System der zwischenstaatlichen Ordnung ersetzen wollte. Die geringe Beachtung, die in Deutschland diesen Bestrebungen zuteil wurde, die Gehässigkeit, der sie in den durch das Alldeutschtum aufgewirbelten Volksteilen begegneten, haben in den andern Ländern das Mißtrauen gegen Deutschland geschärft, haben jene Atmosphäre geschaffen, die zum Krieg geführt hat. Die Ablehnung des Pazifismus und die sichtbare Unterstützung der Alldeutschen haben zur „Einkreisung" geführt, haben in den jetzt feindlichen Ländern die Elemente des Kriegs gestärkt und dort den

Militärs die ausschlaggebende Stellung geschaffen, die diese dort nicht mehr hätten erringen können. Das hat uns den Wahnsinn dieses Kriegs gebracht. Es war ein Verbrechen, mehr als dies — ein Fehler! Und statt eines Einbekenntnisses dieses Fehlers erfahren wir jetzt, daß der Reichskanzler den volksverderbenden Kampf der Alldeutschen gegen den Pazifismus diesen als Verdienst anrechnet! Die Verblendung besteht also noch! — Man wird sagen, daß das Bekenntnis des Reichskanzlers vom 9. November 1916 jene Beurteilung vom 5. Mai 1915 aufhebt. Keineswegs! Wenn der Reichskanzler die Bekämpfung der „Völkerverbrüderungsideologie" vor dem Krieg nicht heute noch als Tugend ansähe, sie nicht auch nach dem Krieg als wohltuend und wichtig erachtete, würde er sich gescheut haben, jenen Brief mit dem himmelschreienden Irrtum heute zu veröffentlichen. Daß er es doch getan, zeigt nur, wie wenig tief bei ihm das pazifistische Bekenntnis sitzt, das er abgegeben hat. Die Alldeutschen sind die Verbrecher dieses Kriegs, und der deutsche Reichskanzler rühmt ihre Handlungen, statt sie beim richtigen Namen zu nennen! Das muß uns für immer genügen!

War Bethmann Hollweg nicht der Mann, der sich rühmte, die Verständigung mit England gewollt zu haben, und nun lobt er selbst jene, die diese „Völkerverbrüderungsideologie" bekämpft hatten! Es lag also nicht bloß an dem „perfiden Albion", wenn diese „Verständigungs"versuche zu keinem Ergebnis führten?

* * *

Eine nachgelassene Denkschrift des verstorbenen General-Gouverneurs von Belgien, General von Bissing, wird jetzt veröffentlicht. Die alldeutsche Zeitschrift, in der sie erscheint, bezeichnet sie als ein „Dokument schwerwiegendster Art". Dieser Ansicht bin ich auch, doch liegt die Dokumentation für mich in der zutagetretenden Eigenart des militärischen Denkens. In der Einleitung dieser Schrift heißt es u. a.: „Ich beabsichtige von der heiligen Pflicht zu sprechen, Belgien unserm Einfluß und unsrer Machtsphäre zu erhalten, es für Deutschlands Sicherheit nicht wieder freizugeben. Aber wir müssen uns schon jetzt darüber klar werden, daß ein wiederhergestelltes Belgien, ob es als ein neutrales Land erklärt wird oder nicht, mit Naturgewalt in das Lager unsrer Feinde nicht nur hinüberdrängen, sondern von denselben herübergezogen werden wird. Selbst wenn wir an Versöhnungsillusionen festhalten wollten und durch noch so gute Verträge Garantien schaffen könnten, wird Belgien nach jeder Hinsicht als Aufmarschgebiet und Vorpostenstellung unsrer Feinde aufgebaut und benutzt werden." Bissing führt dann die militärisch-strategischen Notwendigkeiten weiter aus, erörtert auch die industriellen und handelspolitischen Vorteile und wendet sich gegen die „Halbheit", Belgien nur als Faustpfand oder als Tauschobjekt zu behandeln. Belgien müsse genommen und behalten werden, wie es ist und künftig auch sein muß, bei Belgien handle es sich tatsächlich nicht nur um Mindestforderungen aus militärischen Gründen, sondern um Zukunftsfragen des deutschen Volks und des deutschen Reichs.

Wenn das nun nicht geschehen kann, werden die Anhänger dieser Ansicht die Regierung verantwortlich machen für den künftigen Nachteil, der aus dem naturgemäß feindlichen Belgien dem deutschen Volk erwachsen wird. Sie werden in ihrer naturgemäß beschränkten militärischen Mentalität niemals zugeben, daß der Fehler bei jenen liegt, die den Plan des Durchmarsches durch Belgien einst gefaßt haben, ohne sich um die spätere Sorge zu bekümmern, ob es auch möglich sein wird, dieses Land künftig zu beherrschen. Das Nicht-Hinausdenken über die Situation des Augenblicks, das die militärische Geistesbeschaffenheit kennzeichnet, das ist der Fehler, das trägt die Verantwortung für die künftige Gefahr eines feindlichen Nachbarvolkes an der Westflanke des Reichs. Hätten die Militärs politisch zu denken verstanden, dann hätten sie den Plan des Durchmarsches durch Belgien aufgegeben. Sie hätten sich sagen müssen, daß dieser Durchmarsch die übrige Welt zu Gegnern Deutschlands machen und den Krieg zu einem Daseinskampf gestalten wird, in dem Deutschland einer Welt gegenüber nicht obsiegen kann. Nicht die Regierung wird Schuld tragen, wenn es so kommt, wie General Bissing es androht, sondern die Militärs, die in ihrem ungehemmten Draufgängertum nicht bedacht haben, daß es so kommen kann.

Wie aber die militärischeMentalität in ihrer Beschränktheit in das Unheil hineingeführt hat, so vermag sie infolge dieser Geistesbeschaffenheit den Ausweg aus der Klemme nicht zu erblicken. Es muß ja keineswegs so kommen, wie der General v. Bissing es darstellt. Belgien muß nicht in das Lager unsrer Feinde hinübergezogen werden. Wenn wir nämlich zu einem auf Gegenseitigkeit beruhenden, organisierten Frieden kommen, dann werden wir ja keine „Feinde" mehr haben, sondern nur gleichinteressierte Genossen in der großen Genossenschaft zur Friedenssicherung, und Belgien, das so tief verletzte Belgien, wird nicht mehr der Feind unsres Volkes sein, sondern mit uns gemeinsam der Feind eines unrichtigen Systems, das überwunden sein wird. Darum kann nur ein organisierter, nicht ein militärischer Frieden das Heil und die Lösung bringen.

Bern, 27. Mai.

Das Wolffsche Telegraphenbureau meldet aus Budapest, daß die meisten dortigen Blätter den Rücktritt Tiszas als „einen Sieg der modernen demokratischen Ideen" erklären. Sieg? Sieg? — Das ist ein großes Wort. Die nächste Meldung berichtet, daß der König sechs Persönlichkeiten zur Information empfangen

habe. Lauter Grafen. Wo ist da der Sieg „moderner demokratischer" Ideen?

* * *

Aus Amerika wird gemeldet, Rockefeller habe sich vorgenommen, einen Teil seines ungeheuren Vermögens dem Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete Frankreichs zu widmen. Als erste Gabe hat er zehn Millionen Dollars geschenkt. Nach einer Meldung aus englischer Quelle soll er dem Rockefellerinstitut 75 Millionen Dollars geschenkt haben. Fünfzig Millionen seien für das Rote Kreuz und für Kriegszwecke bestimmt.

Niemals hat Rockefeller zur Vermeidung und Bekämpfung des Kriegs nur einen Dollar gestiftet. Das ist die bittere Tragik, daß die Menschen mit Vorliebe bereit sind, die Schäden des Kriegs zu lindern statt ihnen vorzubeugen. Vor dem Krieg hätten einige Millionen die Friedensbewegung mächtig machen können, heute sind selbst die 75 Millionen eines Rockefellers nur Tropfen auf einen heißen Stein, nur eine schöne Geste. Die Toten werden durch die Millionen nicht mehr erweckt, der kulturfressende Haß nicht beseitigt und der materielle Schaden, der in die Milliarden geht (für Frankreich allein werden die materiellen Schäden auf dreißig Milliarden berechnet!) wird auch durch eine Rockefeller-Gabe kaum gemildert. Vorbeugen, vorbeugen! Das wäre das Heil gewesen. Die größte Spende für das Rote Kreuz wäre die gewesen, die es verhindert hätte, in Aktion zu treten. Das sollten sich die Millionäre für die Zukunft merken.

Bern, 30. Mai.

Während der ganzen Dauer des Kriegs ist in der Öffentlichkeit nie so viel vom Friedensschluß gesprochen worden, wie in den lezten Wochen. Die Friedensbereitschaft der russischen Sozialisten, die Erklärungen des Grafen Czernin, der österreichischen und ungarischen Sozialdemokratie, der vor vierzehn Tagen erfolgte Zusammentritt der sogenannten Stockholmer Konferenz, das Hin- und Herreisen von Staatsmännern und Sozialistenführern der Entente zwischen ihren Ländern und Rußland, all dies bewirkt eine Bewegung zugunsten des Friedens, die Hoffnung erregen könnte, wenn nicht der tiefer forschende Blick die Schärfe der Gegensätze wahrnehmen würde, die noch bestehen und deren Überwindung in naher Zukunft ausgeschlossen erscheint.

Man lese die Friedensbedingungen der russischen Revolutionäre, die die französischen Sozialisten Cachin und Moutet dem Nationalrat der französischen Sozialisten überreichten. Sie lauten:

„A. Allgemeine Grundlage des Friedens: Freies Selbstbestimmungsrecht der Völker, nationale Autonomie. Das Prinzip Kriegsentschädigungen und der Wiedererrichtung soll in folgenden konkreten Fällen zur Anwendung gelangen: Bei Belgien, Serbien, den übrigen Balkanstaaten, Polen, Finnland, Elsaß-Lothringen, Nordschleswig, Armenien, ferner für Litauen, die Ukraine, die Tschechen und die Juden. Auch die Kolonien sollen wieder ihre früheren Besitzer erhalten.

B. Fundamentale Grundsätze bezüglich der internationalen Beziehungen: Ordnung der internationalen Beziehungen auf der Grundlage internationaler Schiedsgerichte. Als weitere Mittel zur Aufrechterhaltung des Friedens werden gewisse Sanktionen und Zwangsmaßnahmen vorgeschlagen, ferner die Abrüstung und Freiheit der Meere; den berechtigten Ansprüchen auf wirtschaftliche Expansion soll Rechnung getragen werden, wobei aber keine Gebietsausdehnung eintreten darf. Internationalisierung der zwischenstaatlichen Verkehrswege (Kanäle und Hauptschienenstränge). Ferner soll die geheime Diplomatie abgeschafft werden."

Dem halte man gegenüber, was die an der Macht befindlichen Gruppen in Deutschland sich unter einem Frieden vorstellen. Wo sind da die Hoffnungen auf ein baldiges Ende? Eröffnen diese Gegensätze nicht eher die Aussicht auf ein langes Verbluten, bis eine der Parteien widerstandsunfähig geworden und sich die Bedingungen der andern wird gefallen lassen? Es ist so wenig Hoffnung auf ein Erwachen der Vernunft vorhanden, die der Entscheidung durch Not vorzubeugen imstande wäre, daß ich den allgemeinen Glauben an ein Kriegsende im Sommer oder Herbst dieses Jahres nicht teile.

Einigermaßen als schwacher Hoffnungsschimmer, der vielleicht meine pessimistische Auffassung erschüttern dürfte, erscheint mir der einstimmige Beschluß der französischen Sozialisten von gestern, sich an einer von den russischen Sozialisten angeregten internationalen Sozialistenkonferenz zu beteiligen und Delegierte nach Stockholm zu senden. Ferner der sichtlich ernste Wille der österreichisch-ungarischen Regierung, zu einem Ende des Kriegs zu gelangen. Vielleicht zeigt dieser Wille dort den einzig gangbaren Weg. Vielleicht? Vielleicht kann der Widerstand der deutschen Kriegsverlängerer und Machtfresser durch den weisen Einfluß des älteren Bundesgenossen gebrochen werden. Der von Österreich-Ungarn angebahnte Frieden hat den Vorteil der Linie des geringeren Widerstands.

Bern, 31. Mai.

Gestern ist das österreichische Parlament zusammengetreten. Lang ist es her! Daß es bei seinem Zusammentritt den Nachruf für den ermordeten Erzherzog nachholen mußte, mutet historisch an. Man sprach von Dingen also, die in einem andern Zeitalter lagen. Und indem diese Körperschaft ihren Zusammenhang mit Vergangenem herstellen wollte, kommt sie mir vor wie der Held in Bellamys Rückblick, der — so glaube ich — zweihundert Jahre geschlafen und dann in einer andern Welt erwachte. Die Männer, die diese Körperschaft bilden, werden

sich gar bald orientieren und hineinfinden in die neue Zeit, die mittlerweile angebrochen ist.

Wie seltsam doch! Da tritt in diese Zeit des blutigen Kampfes der Nationen eine organisierte Körperschaft zusammen, die sich nach aufgestellten und vernünftig vereinbarten Regeln bildet und nach solchen zu wirken entschlossen ist, und innerhalb dieser durch Meinungen und Interessen geteilten, zur Verständigung durch Vernunftmittel entschlossenen Vereingigung befinden sich Deutsche, Südslawen, Russen, Italiener, Rumänen, Polen, Tschechen, kurz Angehörige von Stämmen, die seit drei Jahren blutigste Auseinandersetzung betreiben. Ist dieses österreichische Parlament nicht ein von einer höheren Vernunft gegebener Fingerzeig, ein umgekehrtes Menetekel für dieses arme Europa? Und sollte es nicht ein Fingerzeig für dieses Land selbst sein, seinen großen Beruf zu erkennen, als national gemischter Staat einem geordneten Europa vorzuarbeiten. Österreich-Ungarn könnte nicht nur den Krieg beendigen, sondern auch den Frieden in Europa errichten helfen, wenn seine Staatsmänner begreifen wollten, was man sich in dieser Zeit der demokratischen Geburtswehen unter dem Frieden vorstellt. — Aber ... vielleicht?

* * *

Vorläufig gilt allenthalben nur das andre Prinzip der sinnlos waltenden rohen Kräfte. Die zehnte Isonzoschlacht scheint wieder einen Höhepunkt in diesem Wahnsinn zu bedeuten. Die Italiener melden am 29. Mai: „Die 23,531 in den italienischen Berichten gemeldeten Gefangenen stellen nur einen geringen Teil der Opfer an Toten und Verwundeten dar, die die Österreicher erlitten haben. Zehntausende Leichen bedecken das Schlachtfeld. Die Zahl der Verletzten ist ungeheuer groß. Ganze Divisionen existieren nur noch dem Namen nach, andre haben sehr gelitten usw.“ — So meldet der Angreifer über die Verluste des Verteidigers. Wieviel Tausende der Italiener bedecken alsdann die graue Steinfläche des Karst? — Und so im Westen, und so auf den Meeren, und so in Tod und Elend über der ganzen Erde, und dem gegenüber verharren die alldeutschen Geschäftskrieger bei ihrem starren Wahn eines Friedens durch Eroberungen „in Ost und West und Übersee.“ Mörder! *A. H. F.*

(Wird fortgesetzt.)

AUS DER ZEIT

Zum Todestag Bertha von Suttners.

21. Juni 1914 — 21. Juni 1916.

Zum dritten Mal im Weltkrieg nähert sich der Tag, an dem vor drei Jahren Bertha von Suttner ihre Augen schloß.

Noch immer hat ihre Asche auf dem Gothaer Kirchhof die endgültige Beisetzung nicht gefunden, ziert kein Denkmal die Stätte, die die Reste der großen Warnerin aufzunehmen bestimmt ist.

Das soll kein Vorwurf sein. Es würde nicht an Geldmitteln fehlen, dieses Denkmal zu errichten, die Aschenreste endgültig beizusetzen.

Wir wollen aber warten bis Friede ist. Das heißt, bis wieder Freiheit ist in der Welt. Dann werden wir die große, der Verstorbenen würdige Trauerfeier veranstalten, die zugleich eine Siegesfeier sein soll für die Ideen der Toten.

Im vorigen Jahr sprach ich an dieser Stelle und zur gleichen Zeit von dem literarischen Denkmal, das ich der Suttner zu setzen im Begriff war. Das ist mittlerweile fertig geworden. Zu Weihnachten ist es erschienen das zweibändige Sammelbuch der „Randglossen zur Zeitgeschichte“, das den Titel führt: „Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs“. Aber in Österreich und Deutschland wurde dieses Gedenkwerk sofort verboten. Ein Irrtum sicherlich; aber ein noch immer nicht gut gemachter, noch immer nicht widerrufener Irrtum.

Mittlerweile sind über dieses Werk viele Besprechungen erschienen, in Deutschland sogar, trotz des Verbotes des Werkes; aber auch im feindlichen Ausland. (In dem Heimatland der Suttner, in Österreich, ist bis jetzt nicht eine einzige Äußerung in der Presse erfolgt!) Alle waren sympathisch gehalten und bezeichneten das hinterlassene Werk als eine Offenbarung. Doch keine dieser Besprechungen ist mir so zu Herzen gegangen, wie eine von dem Schweizer Pfarrer Joh. Schlatter (Zürich-Wiedikon) in einem kleinen Kirchenblatt veröffentlichte. Aus dieser Besprechung sei eine Stelle als würdige Erinnerungsgabe für den 21. Juni hier niedergelegt.

„Ich bekenne offen, daß ich das Buch mit dem Gefühl einer brennenden Scham beiseite gelegt habe. Denn mein Gewissen sagte mir: Was diese edle Frau, die der Kirche fern gestanden hat, was diese wenigen Pazifisten immer wieder gelehrt und gefordert haben, das hätte die christliche Kirche, das hätten die Geistlichen aller Konfessionen, das hätten die gläubigen Christen laut von den hohen Dächern ihrer Tempel verkünden und als göttliche Ordnung fordern sollen. Das wäre eure Aufgabe gewesen, ihr Männer der christlichen Kirche. Aber ihr habt nicht nur das nicht getan, nein, ihr habt diese edlen Vorkämpfer eines Friedensreiches auf Erden im Stiche gelassen, ja ihr seid ihnen nicht selten in den Rücken gefallen. Ihr habt sie verlacht. Ihr habt euch um den Sinn und den Geist und das Recht der ernsthaften pazifistischen Bewegung nicht gekümmert. Ihr habt euch hinter das unchristliche Dogma zurückgezogen, solange die Sünde in der Welt sei, müsse und werde auch der Krieg sein. Ihr habt nie mit Ernst und warmem Herzen das Problem angefaßt, ob und wie der Krieg überwunden und

durch eine höhere Rechtsordnung beseitigt werden könne. Eure christlichen wissenschaftlichen Ethiken blickten nicht über die nationalen Grenzen hinaus. Sie fanden sich opportunistisch mit den Krieg als etwas Gegebenem, ja etwas Göttlichem ab und nannten ihn eine hohe sittliche Pflicht zur Behauptung der höchsten Rechtsgüter. „Gott hat den Krieg nirgends verboten", lehren eure Bücher. Ihr Christen habt die Absolutheit des christlichen Prinzips, das die Einheit der Gottes- und Menschenliebe behauptet, verleugnet und die Wahrung materieller Interessen höher gestellt als die Behauptung höchster sittlicher Grundsätze. Ihr habt die Waffen gesegnet, die Fahnen geweiht, die Kriegsschiffe getauft, die nationalegoistische Politik gerechtfertigt, mochte sie noch so rechtswidrig und christuswidrig sein. Ihr habt den Kampf gegen den Ausbruch des Weltkrieges einer kleinen Minderheit hellblickender und warmherziger Menschen überlassen, Leuten, die kirchlich schlecht angesehen waren, aber in diesen Dingen entschieden dem Reiche Gottes näherstanden als ihr selbst. Wer wundert sich, wenn Bertha von Suttner von der Kirche und ihren Dienern nicht viel zu halten scheint? Muß sie doch je und je konstatieren, daß unter den ärgsten Nationalisten, Chauvinisten und andern Kriegshetzern nicht selten Geistliche obenanstehen, ja daß einzelne, die unentwegt für die internationale Rechtsordnung eintreten, bei der kirchlichen Oberbehörde als „gefährliche Friedenshetzer" denunziert werden; daß der Glaube an das Schwert überall stärker ist als der Glaube an den Gott des Rechtes, der Wahrheit und der Liebe!

So wird das Buch unbeabsichtigt zu einer wuchtigen Anklage wider die Kirche, die eine ihrer erhabensten und schönsten Pflichten unverantwortlich vernachlässigt hat, weil sie Staat und Cäsar höher achtete als Christus, dessen Reich nicht von dieser Welt ist."

Josef Hodges Choate.†

Aus New York kam die Nachricht, daß Mitte Mai der bekannte Diplomat und Rechtsgelehrte Choate im 86. Lebensjahr gestorben sei. Der Verstorbene war von 1899—1905 Botschafter in London. Im Jahr 1907 war er Präsident der amerikanischen Delegation auf der II. Haager Konferenz. Als solcher nahm er hervorragenden Anteil an den friedensrechtlichen Arbeiten dieser Konferenz. Vor allem war er bemüht, der deutschen Opposition gegenüber, den allgemeinen obligatorischen Schiedsvertrag durchzusetzen. In der historischen Sitzung der I. Kommission vom 5. Oktober 1907, in der das Obligatorium mit 32 Stimmen gegen 9 bei 3 Enthaltungen wohl angenommen, da aber für die endgültige Einfügung in das Abkommen Einstimmigkeit nötig war, doch verworfen wurde, protestierte Choate energisch dagegen, daß eine Minderheit die Mehrheit am Handeln hindere. .. „Die Mehrheit soll nicht ihren Willen der Minderheit aufdrängen", führte er weiter aus, „aber sie soll unter der Flagge der Konferenz das zur Ausführung bringen können, was sie beschlossen hat." Er unterstützte den Antrag Martens, daß die 32 Staaten der Mehrheit den obligatorischen Schiedsvertrag unter sich zum Abschluß bringen sollten, worauf Frhr. v. Marschall feierlich erklärte, daß ein solcher Beschluß die künftigen Konferenzen in Gefahr bringen würde. Choates Vorschlag, den Entwurf dennoch vor das Plenum der Konferenz zu bringen, wurde abgelehnt. Er protestierte mit wütender Gebärde gegen diesen „Rückzug nach der Eroberung eines vorgeschobenen Postens".

Ebenso warm wie das Obligatorium der Schiedssprechung vertrat Choate den von den Amerikanern im Verein mit den Engländern eingebrachten Vorschlag auf Errichtung eines wirklich ständigen Staatengerichtshofes. In der Sitzung der Unterkommissionen vom 1. August erklärte er, daß von der Konferenz das Schicksal der Völker abhängt, und daß diese ihr Mandat verraten würde, wenn sie die in Rede stehende Einrichtung nicht errichten würde. Er ermahnte die Konferenz, sich aufzuraffen. „Sechs Wochen," sagte er, „sind dahingegangen, man hat den Krieg reglementiert und nichts getan, um ihn zu verhindern. Die Konferenz muß beweisen, daß sie den Friedenszustand und nicht den Kriegszustand errichten will."

Auch für die Periodizität der Haager Konferenz ist er mit Wärme eingetreten, und ihm ist es in erster Linie zu danken, daß die regelmäßige Wiederkehr der Konferenzen im Jahre 1907 beschlossen wurde.

Choate trat in den letzten Jahren wiederholt in den Kämpfen für die Schiedsgerichtsbarkeit auf. Er war Vizepräsident der Trustees der Carnegiestiftung. Seine auf der Haager Konferenz gehaltenen Reden sind von John Brown Scott herausgegeben worden (Boston 1910).

A. H. F.

Englische Stimmen gegen Repressalien.

Bekanntlich wurde Ende April d. J. die Stadt Freiburg i. Br. von englischen Fliegern zur Vergeltung für die Versenkung britischer Hospitalschiffe ausgiebig mit Bomben beworfen. Der von den geistig führenden Kreisen Englands gegen diese Repressalien erhobene Protest gereicht dem ritterlichen Sinn des englischen Volkes zur hohen Ehre. Es soll im folgenden eine kurze Zusammenstellung

der wichtigsten von diesen Protestäußerungen gegeben werden. Die heftigste, stärkste und entschiedenste Mißbilligung der Politik der Repressalien erfolgte in der Sitzung des Oberhauses vom 2. Mai Der Erzbischof von Canterbury sagte, es handle sich hier nicht um eine technisch-militärische Maßnahme, sondern um etwas, das das ganze Land angehe. Die Fortsetzung einer solchen Vergeltungspraxis würde den Standard ehrenhafter gegenseitiger Behandlung zwischen den Nationen herabmindern. Der Rat der Freikirchen Englands habe dem Premier mitgeteilt, daß eine große christliche Körperschaft den Repressalien mit schwerer Mißbilligung gegenüberstehe. Diese Auffassung werde von weiten Kreisen geteilt. „Tausende von den besten Männern sind entschlossen, den Krieg mit jedem Opfer durchzuführen — aber sie wollen es mit unbefleckter Ehre und reinen Händen tun." Lord Beresford fügte dem hinzu: „Was wir auch in diesem Kriege leiden, unsere Ehre soll unbefleckt bleiben." Der Earl von Selborne sagte: Was Unrecht sei, wenn es die Deutschen tun, das könne nicht Recht werden, wenn es die Engländer tun. Die größte Gefahr dieses Krieges sei, daß man auf das deutsche Niveau der Kriegführung heruntersinke. Er hoffe, sein geliebtes Vaterland werde sich durch keine Untaten beflecken. Er bitte die Regierung zu glauben, daß es in der Beurteilung dieser Dinge eine überwältigend große öffentliche Meinung gebe, der die Ehre Englands teuer sei.

Lord Parmoor meinte, das Bombardement ungeschützter Städte sei unvereinbar mit den englischen Begriffen von Humanität und Moral. Earl Loreburn sagte, man habe kein Recht, Repressalien gegen Frauen und Kinder zu richten. Der Bischof von Winchester meinte, man könne nicht in Wettbewerb mit einer derartigen Praxis eintreten; man solle durchhalten, aber in ehrenvollem Sinne. Lord Buckmaster sagte: Wenn wir einmal angefangen haben, zu dem Niveau des Feindes herabzusteigen, so können wir vielleicht den Krieg gewinnen, aber es werde kein Sieg sein; was nütze es, die ganze Welt zu gewinnen, aber Schaden an der Seele zu nehmen. Soweit das Oberhaus. In einer Zuschrift an die Times bemerkte Sir E. Clarke: „Je mehr wir entrüstet sind über diese Untaten, desto größer unsere Schande, wenn wir sie nachahmen. Wahrlich, unsere ritterlichen Flieger sind besserer Verwendung würdig, als Bomben auf schutzlose Zivilisten zu werfen." Der „Manchester Guardian" schrieb am 18. April: Jeder, der sich die wachsende Demoralisation der Kriegführung vergegenwärtigt, muß wünschen, daß die Greuel nicht noch gesteigert werden, was unvermeidlich der Fall sein würde, wenn die Praxis sich einbürgern sollte, Untaten durch Untaten, Verbrechen durch Verbrechen zu bestrafen. Endlich sei die Zeitschrift *The New Age* zitiert, die in ihrer Nr. vom 3. Mai sich folgendermaßen über derartige Repressalien ausspricht: „Wir müssen ein Ende machen mit dem schrecklichen Circulus von Verbrechen und Vergeltung, dessen Ende ein Wirbelwind ist, in dem die Zivilisation zerstört wird. Obendrein zeigen wir uns dabei in unserem Charakter als nicht besser als unsere Gegner. Denn wie wird Charakter bewiesen inmitten solcher Ereignisse, wie die gegenwärtigen es sind? Doch nicht in dem, was ein Volk tut, wenn es keine starke Versuchung gibt, anders zu handeln, sondern im Widerstand gegen das, wozu eine Nation stark provoziert wird. Unter dem Antrieb nationaler Furchtzustände und preußischen Ehrgeizes haben unsere bedauernswerten deutschen Vettern zeitweise den Verstand verloren und handeln barbarisch; — in dieser Richtung haben sie einen Defekt im Charakter. Aber wenn wir uns angesichts des provozierenden Anblicks ihrer Untaten dazu hinreißen ließen, ebenfalls Verbrechen zu begehen, so wäre der Unterschied im Zustand des Charakters sehr gering. Auf Repressalien sollten wir darum ein für allemal verzichten..."

Es ist tiefbedauerlich, daß man weder im deutschen Herrenhause noch von irgendeinem repräsentativen Manne der katholischen oder evangelischen Kirche in Deutschland irgendeinen ähnlichen Protest gegen Repressalien oder gegen gewisse Akte der deutschen Kriegführung gehört hat. Das ist eine große Unehre für das deutsche Christentum und wird sich schwer an denen rächen, die aus Opportunismus oder aus Stumpfheit ihres christlichen Gewissenslebens nicht die sittliche Stärke gefunden haben, sich gerade während des Krieges gegen die ausschließliche und höchst kurzsichtige Alleinherrschaft militärischer Gesichtspunkte zur Wehr zu setzen. Spectator.

Maximilian Harden.

Aus Andeutungen, die Maximilian Harden in einer Mitteilung an den Herausgeber dieser Blätter gemacht, scheint seine fernere journalistische Tätigkeit zum mindesten stark beschränkt worden zu sein. In der Tat enthielten die zuletzt erschienenen drei Hefte der „Zukunft" keine politischen Ausführungen mehr.

Wir würden den ungeheuren Fehler nicht begreifen, der darin liegt, daß ein Reventlow sein gefährliches Gift tagtäglich unbehindert verspritzen kann, während man dem einsichtig gewordenen, dem erkennenden Harden, dessen Feder im Auslande vieles gemildert hat, was das Schwert verdorben, die Hand fesselt. Im übrigen unterstreicht die Militärbehörde durch ihre Maßnahmen die in der vorhergehenden Nummer hier über Harden vorgebrachte Warnung vor leichtfertiger Abschätzung der Wirkung Hardens. Leute, die diese Wirkung nicht haben, behindert man nicht.

Die soziale Bilanz des Krieges.

Unter diesem Titel veröffentlicht der bekannte sozialistische Schriftsteller Parvus eine Broschüre (Berlin, Verlag für Sozialwissenschaften G. m. b.

H.), der wir die nachstehenden, mit so wichtigen Daten versehenen Mitteilungen entnehmen:

„Versuchen wir es, uns eine Vorstellung zu bilden darüber, was der Krieg an Gut und Blut den Völkern gekostet hat. Das ist gar nicht leicht. Denn die Regierungen verheimlichen die Zahlen. Die meisten geben nicht einmal ordentliche Verlustlisten heraus. Die regelmäßigen Veröffentlichungen der statistischen Bureaus sind eingestellt worden. Außerdem hat der Krieg die internationalen Beziehungen zerrissen. Der wissenschaftliche und literarische Verkehr hat aufgehört. Jedes Land hat sich von den anderen durch Zensurmauern abgeschlossen. Die folgenden Schätzungen beruhen auf den von der Studiengesellschaft für die sozialen Folgen des Krieges in Kopenhagen herausgegebenen Berechnungen. Sie erheben keinen Anspruch auf Genauigkeit. Man hat aber den Grundsatz befolgt, lieber hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben, als diese zu übertreiben. Es sind Minimumzahlen.

Kosten des Krieges bei dreijähriger Kriegsdauer:

Kriegsanleihen	350 Milliarden Mark
Tote und Verwundete . .	24,000,000 Männer
Tote allein	7,000,000
Invaliden	5,000,000
Tote und Invaliden . . .	12,000,000
Verluste durch Geburtenrückgang	9,000,000

Das sind, wie schon erwähnt, Minimumzahlen. Die Studiengesellschaft in Kopenhagen besitzt wohl zurzeit die vollständigste Sammlung des einschlägigen Materials. Sie verfügt über 600 Zeitschriften und sämtliche Statistiken, die überhaupt während des Krieges aufzutreiben waren. Ihre Berechnungen haben eine internationale Anerkennung gefunden. Eine vollständigere Statistik kann es bis zur Publikation der amtlichen Zahlen nach dem Friedensschluß nicht geben.

So enorm die oben angeführten Zahlen sind, liefern sie doch noch kein richtiges Bild von den furchtbaren Schäden dieses Krieges. Bei den finanziellen Kosten wären noch zu berücksichtigen die Verwüstungen, die der Krieg verursacht hat, der Verbrauch an Material, die heruntergewirtschafteten Eisenbahnen usw. und schließlich die bevorstehenden Ausgaben für Pensionen, von deren Größe man aus den erschreckenden Zahle der Toten und Invaliden sich eine Vorstellung machen kann. Der Betrag dürfte sich beinahe verdoppeln. Was die menschlichen Opfer anbetrifft, so sind unter den Toten nur die im Kriege Gefallenen gezählt. Wieviele aber kehren aus der Front zurück, die dann in kurzer Zeit ihren Wunden oder dem mitgebrachten Siechtum erliegen? Und der Geburtenrückgang wird sicher aus Mangel an Männern noch mehrere Jahre anhalten.

Aber schon die bereits gewonnenen Zahlen sind so riesenhaft groß, daß sie unsere Einbildungskraft übersteigen und in kleinere Größen aufgelöst werden müssen, um begriffen zu werden.

Wir besitzen eine Statistik der Goldgewinnung der Welt seit dem 15. Jahrhundert. Der ganze seit damals bis auf unsere Tage angesammelte Goldvorrat beziffert sich auf 62 Milliarden Mark — also noch nicht einmal ein Fünftel der Kriegsanleihen! Wenn man die 350 Milliarden in 20-Markstücken auszahlen wollte, so könnte man damit einen neunfachen Gürtel um den Äquator legen. Das sind Summen, die über alle gewohnten Maße hinausgehen. Die gesamte Staatsschuld Europas betrug vor dem Kriege 104 Milliarden Mark. Sie steigt durch den Krieg auf 450 Milliarden Mark. Wo ist das Land, das diese Schuldenlast allein tragen könnte? Ganz Europa wird unter ihr zusammenbrechen, wenn es nicht sich zusammenschließt und durch gegenseitige Förderung seine Produktion und seinen Reichtum rasch steigert.

Wenn man die sieben Millionen Getötete zu einem Leichenzug formen wollte, so würde er sich auf fast 14 000 Kilometer ausdehnen. Er würde von Paris bis Wladiwostok reichen.

Und nun gedenke man der Millionen Krüppel, Siechen, Halbtoten!

Wohin soll das führen? Was soll daraus werden?

Wenn der Frost die Baumblüten tötet, gibt es keine Ernte. Das wissen wir. Wir haben aber die Blüte der Nationen durch den Krieg vernichten lassen. Auch dieser Schaden ist nicht zeitweilig, er ist dauernd. Die Folgen lassen sich gar nicht ausdenken."

Die Todesstrafe für ein pazifistisches Gedicht.

Am 23. Februar 1915 stand in der Wiener „Neuen Freien Presse" (auf Seite 13) folgende Notiz:

Das Lied der Mütter gegen den Krieg. In New York wird jetzt in allen Variétés, Musikhallen, auf der Straße und im Salon ein Protestlied gegen den Krieg gesungen, das in deutscher Übersetzung etwa folgendermaßen lautet:

Ich habe meinen Sohn zum Krieger nicht erzogen,
Ich zog ihn auf als Stolz und Freude meiner alten Tage,
Wer wagt es, ihm die Waffe in die Hand zu drücken,
Damit er einer andern Mutter teures Kind erschießt?
Es ist die höchste Zeit, die Waffen fortzuwerfen,
Es könnte niemals einen Krieg mehr geben,
Wenn alle Mütter in die Welt es schreien würden:
Ich habe meinen Sohn zum Krieger nicht erzogen!

In seiner Nummer vom 2. März 1915 druckte der Brünner „Volksfreund" die Notiz ab. Aus dem Brünner Blatt übernahm sie die „Volkswacht" in Mährisch-Schönberg in ihre Nummer vom 5. März. Die Notiz wurde nirgendwo beanstandet. Der Beamte der Bezirkskrankenkasse Freiwaldau, Karl Langer, schrieb das Gedicht ab, machte auf der Schreibmaschine acht bis zehn Abzüge, von denen er an Frauen, die in die Bezirkskrankenkasse kamen, einige verteilte. Die Behörde erfuhr davon; Karl Langer wurde sofort verhaftet und wegen Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe (§ 65b Str.-G.) vor das Landwehrdivisionsgericht Krakau in Mährisch-Ostrau gestellt. Nach diesem Paragraphen macht sich der Störung der öffentlichen Ruhe schuldig, wer „zum Ungehorsam, zur Auflehnung oder zum Widerstande gegen Gesetze, Verordnungen, Erkenntnisse oder Verfügungen der

Gerichte oder anderer öffentlicher Behörden auffordert, aneifert oder zu verleiten sucht.“ Das Landwehrdivisionsgericht erkannte Langer für schuldig und verurteilte ihn — zu welcher Strafe? Zur Strafe des Todes durch den Strang! Im Gnadenweg wurde vom zuständigen Kommandanten die Strafe auf fünf Jahre schweren Kerkers herabgesetzt. Diese Strafe sitzt Langer derzeit in der Strafanstalt Möllersdorf ab.

(„Wiener Arbeiterzeitung“ vom 26. Mai 1917.[1])

Professor Lammasch über die Zukunft des Pazifismus.

In einem Aufsatz über die Frage „Wer war der erste Pazifist?“ den der ausgezeichnete Völkerrechtslehrer Prof. Lammasch in der Wiener „Zeit“ vom 5. Mai d. J. veröffentlichte, nimmt er auch Stellung zu der künftigen Rolle, die dem Pazifismus beschieden sein wird. Dazu sagt er:

„Manche glauben, die Friedensidee sei durch den Weltkrieg erschlagen. Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Sie wird durch den Weltkrieg nach dessen Beendigung einen bisher nicht dagewesenen Aufschwung erfahren. Die Politik des Wettrüstens, der Bündnisse, des europäischen Gleichgewichtes hat Schiffbruch gelitten; an ihre Stelle muß eine Politik der Verständigung durch gegenseitige Konzessionen treten; der Gedanke friedlicher Schlichtung von internationalen Differenzen kann nicht wieder für Jahrzehnte oder Jahrhunderte erschüttert werden; er bleibt auf der Tagesordnung, denn noch niemals hat ein Krieg so tief in die Zustände der Völker eingegriffen, und vor allem noch niemals haben die großen Massen der Völker, die vom Kriege zu allertiefst betroffen werden, in allen oder doch nahezu in allen in Betracht kommenden Staaten der Erde einen Einfluß auf den Gang der politischen Entwicklung gehabt, der dem Einfluß vergleichbar wäre, der ihnen nach dem Kriege nicht wieder vorenthalten werden kann, wie dies zum Unglück Europas vor einem Jahrhundert der Fall gewesen.“

Der deutsche Frauenausschuss für den dauernden Frieden an den Reichskanzler.

Der deutsche „Nationale Frauenausschuß für dauernden Frieden“ richtete am 30. April 1916 folgende Eingabe an den Reichskanzler:

„In Erinnerung an den Haager Internationalen Frauenkongreß 1915 tagen in 21 kriegführenden und neutralen Ländern, die dem internationalen Frauenausschuß für dauernden Frieden angeschlossen sind, nämlich in Australien, Belgien, Bulgarien, Dänemark, Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Irland, Italien, Holland, Norwegen, Österreich, Neuseeland, Polen, Rumänien, Schweden, Schweiz, Uruguay, Ungarn und Vereinigte Staaten von Nordamerika Frauenversammlungen, um bei ihren Regierungen für die Herbeiführung eines dauernden Friedens zu wirken.

Um den gleichen Zielen zu dienen, sind auch deutsche Frauen zusammengetreten und fordern die deutsche Regierung auf, alle Mittel zu ergreifen, die zur Beendigung des grauenvollen Kriegs führen. Den Weg dazu erblicken die Frauen darin, daß die Regierung klar ausspricht, was die deutschen Kriegsziele sind, insbesondere erklärt, daß sie einem Frieden zustimmt ohne Annexionen.

Die Völker haben das unbedingte Recht, zu verlangen, daß endlich ein Weg zur Verständigung gefunden werde.

Hochachtungsvoll

„Der Nationale Frauenausschuß für dauernden Frieden.“

Kaiser Friedrich über den Krieg.

Angesichts der noch immer grassierenden Kriegsverherrlichung seitens unserer Theologen, Philosophen und Journalisten wie anderer Heimkrieger ist es angebracht, wieder einmal die Worte zu wiederholen, die der zweite deutsche Kaiser während eines Kriegs über den Krieg geschrieben. In der von Philipp Godet in Neuchâtel (1913) veröffentlichten Biographie seines Vaters, des Pfarrers Frédéric Godet, sind solche Äußerungen enthalten, die Kaiser Friedrich, damals preußischer Kronprinz, 1870 aus dem Versailler Hauptquartier an den ehedem in preußischen Diensten gestandenen Pfarrer gerichtet hat. Da heißt es:

„Ich beuge mich vor diesem Gott, der uns bisher geführt und beschützt hat, und der über der Wohlfahrt unsres endlich geeinigten Deutschlands wachen wird, und der schon so viele edle Patrioten in diesem blutigen Gemetzel geopfert hat. Möge er uns endlich den Frieden gewähren, auf den alle Welt hofft! ... Ich versichere Sie, daß ich ein wahres Grausen vor dem Krieg empfinde, und daß meine heißen Gebete sich an Gott wenden, damit das der letzte sei. Sind wir wirklich im 19. Jahrhundert, wo Kultur und Moral ihren Gipfel erreichen? Und die Heiden, die wir möchten teilnehmen sehen an den Segnungen unserer Ära, was müssen sie von zwei Völkern denken, die sich morden und dabei erklären, daß ihre Sache allein den Titel heilig und gerecht verdient? Man muß eigentlich die Augen vor den Barbaren senken, die nicht mehr und nicht weniger machen als wir. Aber was tun? Ist man einmal provoziert, so muß man sich wohl verteidigen, bis man die Garantie eines sicheren Friedens hat ... Was mich betrifft, so ist mein Verlangen, unser großes deutsches Vaterland die Segnungen eines sichern und fruchtbaren Friedens genießen zu lassen. Ich habe nie daran gedacht, mir einen Namen durch Blutvergießen und Leichenhaufen zu machen, und wenn auch die von meinen tapfern Truppen erfochtenen Siege in der Geschichte einen

[1]) Langer ist einige Tage nach Veröffentlichung des Falles in der Arbeiter-Zeitnng begnadigt und sofort aus der Haft entlassen worden.

Platz haben werden, so werde ich doch nie den drückenden Gedanken (cauchemar) los werden, daß ich so viele Leben in der Jugendblüte habe opfern müssen. Gott schenke mir eines Tages die Möglichkeit und die Fähigkeit, den Frieden wieder herzustellen ..."

LITERATUR U. PRESSE.

Henri Barbusse, Le Feu. (Journal d'une escouade.) 8°. Paris, 1917. Ernest Flammarion. (26, rue Racine.) 378 S. Fr. 3.50.

Als im August 1912 Lamszus Buch „Das Menschenschlachthaus" erschien, glaubten wir, es in diesen Blättern ankündigen zu sollen als eines der „heiligen Bücher der Menschheit".

Heute, nach bald drei Jahren eines mit Schauder und Widerwillen erlebten Zusammenbruchs, erscheint uns dieses Werk milde wie die Reisebeschreibung eines nicht sehr phantasiebegabten Schriftstellers. Denn die Wirklichkeit von heute wirkt viel grauenhafter auf uns ein, als die Beschreibungen, die der Hamburger Lehrer aus seinem Innern holte. Die Wirklichkeit, sie ist in diesem Buche, dem Henri Barbusse den schmetternden Titel „Feuer" gab, und in dem er, der selber Soldat und an der Front war, die Ereignisse wie in einem Spiegel auffängt. Er kommentiert nicht, er registriert. Er zeigt uns das schamlose Gesicht des Kriegs, ohne Schminke, ohne Maske in seiner abscheulichen, in seiner durch nichts gemilderten Häßlichkeit. Und er schildert die armen, gehetzten Menschen, die plötzlich unrettbar diesem höllischen Chaos überliefert sind, diesem Gewitter von Eisen, dessen Stärke sogar den Lauf der Flüsse zu ändern vermag. Nur Menschen will er uns zeigen. „Keine Soldaten, es sind Menschen. Es sind keine Abenteurer, keine Krieger — es sind nur Bauern und Arbeiter, die man auch in den Uniformen wiedererkennt." Sie wollen nichts anderes sein. Sie sind wütend, wenn man ihnen von Heldentum spricht. „Ich will nicht, daß man mir ‚Held' sagen soll" ruft einer aus. „Sie sollen mir damit nicht kommen. Wir waren Henker. Wir haben ehrlich unsern Beruf als Henker erfüllt. Wir werden ihn fortsetzen, weil dieser Beruf wichtig ist, um den Krieg zu ersticken. Aber wenn auch die Geste des Tötens manchesmal notwendig ist, gemein ist sie immer." Und dann: „Wir sind keine schlechten Kerle. Auch wir sind Unglückliche und arme Teufel. Aber wir sind zu dumm, wir sind zu dumm." Sie erkennen, daß der Krieg sich „nur aus den Körpern und Seelen der armen Soldaten" zusammensetzt. „Die Hügel der Toten und die Ströme voll Blut, die bilden wir, wir allein ... Die entleerten Städte, die zerstörten Dörfer, das ist unsre Wüste, das sind wir, wir ganz und gar..."

Und dann schildert Barbusse die Zerstörungen der Schlacht. O, könnte man diese Schilderung des Entsetzens und des Grauens, diese Schilderung eines jüngsten Gerichts, von Menschen über Menschen verhängt, jenen immer wieder vor Augen halten, die verantwortlich sind für all den Schmerz, für all die Freudlosigkeit, die seit bald drei Jahren über die Menschheit gebracht wurden! Von der Erde verschlungen oder darin verwurzelt („schreiende Bäume" nennt der Autor sie an einer Stelle), von Schützengräben verschüttet, von Geschossen zerrissen, die Glieder verstreut, das Gesicht — ein Ameisenhaufen, an Stelle der Augen — verweste Früchte, so liegen sie die Hoffnungen zärtlicher Frauen, in Blut und Schmerzen gestorben, Tieren gleich verendet, um, tot, noch von Insekten zerfressen, von Ratten benagt, von Moos überwuchert zu werden... Genug! sagt Ihr, sagen wir auch vielleicht. Genug! Und eine Stunde lang sind wir von Entsetzen gelähmt. Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns sogar an. Eine Stunde lang. Länger ertragen wir es nicht, daß uns diese Bilder quälen. Aber wovon wir nicht einmal hören wollen, das erleben Menschen täglich. Für uns. Sie geben sich hin mit einer Selbstverständlichkeit, die uns erschüttern und beschämen müßte, wenn — wir uns nicht schon daran gewöhnt hätten. „Das ist es ja eben", sagt einer dieser armen Teufel. „Die Sache dauert zu lang. Man kann nicht achtzehn Monate weinen (ach, inzwischen sind es schon sechsunddreißig geworden! M. S.) es dauert zu lang, sag ich Dir. Daraus erklärt sich alles." Und so sterben sie weiter den schwerenTod, trotzdem sie genau wissen, daß man da ist „um zu leben, nicht aber um so zu krepieren."

Und inzwischen, um sich zu betäuben, vielleicht auch um nicht dem tötlichen Gedanken gegenüber zu stehen, daß sie zu viel der Opfer bringen, inzwischen beschäftigen sie sich mit der Zukunft, mit den Umständen, die schuld daran sind, daß sie sich nun wie wilde Tiere gegenseitig anfallen. Denn sie wissen, daß sie „gegen einen Irrtum, nicht gegen ein Land kämpfen". Gegen den Irrtum: Krieg. Sie suchen ein Tor, das hinausführt... „Man muß endlich einmal damit

Schluß machen." „Dann wird man also auch nach dem Krieg noch kämpfen müssen", frägt einer. „Ja, vielleicht." „Und nicht nur gegen Fremde?" „Vielleicht, ja..." Sie spüren den Feinden im Innern nach. Jenen, die da sagen: „Wie sie schön sind!" (Die Kriege.) Oder „Die Rassen hassen sich". Oder „Der Krieg macht mich dick und fett". Oder „Der Krieg ist immer gewesen, also wird er immer sein". Oder „Mein Horizont geht nicht weiter als die Spitze meines Fußes, und ich verbiete den andern, anders zu sein". Oder „Die Kinder kommen mit einer roten oder blauen Hose auf die Welt". Oder „Beugt Euch und glaubt an Gott". „Alle sind Eure Feinde, wie es heute die deutschen Soldaten sind.... Erkennt sie endlich einmal und vergeßt sie nie."

Während wir diese Stellen abschreiben, und wieder einmal in dem Buch blättern, erscheint es uns wie ein großes Unrecht, Einzelnes zu beleuchten, denn alles ist gleichwertig. Alles muß gelesen, erlebt werden.

Wir wollen noch zum Schluß, ohne jeden Kommentar, hinzufügen, daß dieses Buch während des Kriegs in Paris erscheinen dufte, während des Kriegs den Preis Concourt erhielt, während des Kriegs in allen französischen Buchhandlungen zum Preis von Fr. 3.50 zu haben, und bis jetzt (nicht in Frankreich allein) in achtzigtausend Stücken abgesetzt worden ist. *M. Sch.*

W. Janell, Kriegspädagogik. Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig 1916. 416 S.

Hätte man nicht schon die Jugend der letzten Jahrhunderte und besonders der letzten Jahrzehnte in kriegerische Gedankengänge hineinerzogen, das heutige Gemetzel wäre aus Mangel der psychologischen Voraussetzungen eine Unmöglichkeit. Aber seit Generationen bereits sahen wir Kräfte und Interessen wirksam, die nichts anderes beabsichtigten, als die Jugend und damit das Movens alles Kommenden in bestimmtem Sinne zu beeinflussen. Die Richtung dieser Beeinflussung aber ging dahin, ihr durch ein autoritär-tyrannisches Erziehungssystem die Voraussetzungen zu schaffen, das Ensemble der Tatsachen, wie man es ihr in der Schule vermittelte, unter ganz bestimmtem Gesichtswinkel zu sehen und innerlich zu verarbeiten. Unser ganzer Unterricht, im Speziellen der Geschichtsunterricht, zeigten die offene Tendenz, zur kriegerischen Begeisterung zu erziehen. Man gab natürlich dem Dinge einen andern Namen und betitelte es „staatsbürgerlichen Unterricht". Zu welcher Art Staatsbürger aber unsere Jugend erzogen werden sollte oder mußte, darüber gab man sich keinerlei Diskussion hin; das war für die Machthabenden Deutschlands (übrigens auch der meisten anderen Länder) unzweifelhaft ausgemacht. Das heißt mit andern Worten und brutalpolitisch gesprochen, man erzog die Jugend so, daß sie einst, groß geworden, der Stamm und Kern sein konnte, die Interessen ihrer „Erzieher" zu vertreten und zu verwirklichen. Diese Beeinflussung der Jugend führte im konkreten Falle in die Verirrung des August 1914, zum Jubel der Kriegwollenden, zum Jammer allen denen, die die Jugend als etwas anderes, denn als Werkzeug mehr oder minder einwandfreier politischer Aspirationen einschätzen zu müssen glauben.

Der Kriegsausbruch warf den Hetzern der Jugend die Möglichkeiten haufenweise in die offenen Arme. In der kleinen (im Gegensatz zur „großen") Zeit hatte es verhältnismäßig noch eine bedeutende Anzahl urteilswilliger Erzieher gegeben, die dieser und jener Forderung zum mindesten ein unbequemes Wenn und Aber entgegensetzten. Selbst tapfere Gegenkämpen traten auf den Plan und wußten in gewissem Sinne die Ausfälle der Chauvinisten aufzuwiegen oder unschädlich abzuwenden. Mit Einzug des heiligen Burgfriedens begann aber der ungehinderte Sturm der Unerschütterlichen auf die Jugend, man militarisierte und suchte sich die Basis zu gewinnen und zu bewahren, auch nach dem Kriege das üble Handwerk weiterführen zu können. Man gab dem Kinde sonderliche Namen und sprach von „begeistern" (der Geist fehlte aber dabei) und von dem „Erlebnis des Kriegs, das man in der Jugend lebendig werden lassen" wollte. Hinter viel Lungenkraft und stolzen Phrasen versteckten sich aber viel konkretere Absichten. Die Reaktion sieht und erlebt von Tag zu Tag mehr den Untergang ihrer Ideen. Die aus dem Felde Zurückkehrenden bäumen sich auf, das Volk selbst murrt und wird sich seiner Möglichkeiten bewußt; wohin sich also als „guter Preuße" und „guter Deutscher" wenden, um den „alten Geist" (in Wirklichkeit Militarismus) weiterexistieren zu lassen? Man wendet sich an die noch Urteilslosen und ist schamlos genug, ihre Unbeflecktheit zu politischen Kniffen zu mißbrauchen. Man knetet an dem entscheidungsfernen Material der Jugend, und hofft auf solche Art und Weise, sich und seine hinkenden Ideen in Nachkriegszeit hinüberzuschleppen.

Aus solchen Absichten heraus, dürfen wir, ohne Unrecht zu begehen annehmen, ist der deutsche Bücherschatz um Walter Janells „Kriegspädagogik" vermehrt worden. Nicht obenhin sichtbar ist dieser Leitgedanke, und wohlvergraben, muß man ziemlich tief schürfen, um ihn in reiner Ausprägung vorzufinden. Das Wesentliche dieses Buches ist, daß es nicht minderwertig, sondern von seinem Standpunkte aus recht bedeutend ist. Wir finden nicht die übermäßige Unzahl Phrasen der übrigen Kriegsliteratur, wir finden wenig Schlagworte. Das Ganze des Werkes, das sich aus einer Reihe Berichte und Vorschläge verschiedenster Autoren zusammensetzt, gibt ein leidlich haltbares Gebäude, das einen Sturm bestehen könnte, wenn nicht — der Grund morastig wäre. Die Aufsätze tragen gewissermaßen etwas Konkretes an sich und imponieren durch ihre Klippklarheit dem Unkritischen. Man darf den Verfassern wirklich nicht

vorwerfen, daß sie zum Kriege hetzen oder gehetzt haben! Sie wollen ja gar nicht. Die anderen haben ja angefangen, und wenn man die Jugend erziehen will, so will man sie zum — Defensivkrieg (o wie mau!) bereiten. Wenn man schließlich noch die schwindelhafte Behauptung liest, die Jugend „bringt dem Krieg den Glauben an ihn als ein ethisches Erleben, an seine Frucht als Geistesverjüngung und Willenserneuerung", wenn man W. Sombarts blöd-dummes Geschreibe über „Händler und Helden" zum soundsovielten Male hat zitiert bekommen, und endlich des Schlußwortes schauerlichen Schluß würgend geschluckt hat, dann wendet sich der Gast mit Grausen.

Keiner wird mehr zweifeln, das ist Kriegspädagogik. Und das Beste an dem Janellschen Buche wäre sein Literaturverzeichnis, wenn es nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen würde, während es in Wirklichkeit nicht eine einzige gegnerische Stimme verzeichnet. Erklären wir also unbesorgt: das Wertvollste daran ist — das Papier.

Jacob Feldner.

Eingegangene Druckschriften.

(Besprechung vorbehalten.)

Bernstein, Eduard,
Von den Aufgaben der Juden im Weltkrieg. 8°. Berlin 1917. Erich Reiß, Verlag. 52 S. M. 1.50.

Broda, Prof. Dr. R.,
Das Abrüstungsproblem. gr. 8°. Haag 1917. Internationaler Studienkongreß. Bern 1916. Martinus Nijhoff. 28 S.

Es, Dr. jur. W. J. L. van,
Das neue Europa. Eine holländische Stimme für die Befreiung Europas. 8°. Oberweimar i. Thür. o. J. Zeitgenössische Dokumentbücher Nr. 3. Rembrandt-Verlag. 40 S.

Hohenlohe, Prinz Alexander zu,
Eine bittere Enttäuschung. Die Rede des Herrn von Bethmann. Separatabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung Nr. 898, 911, 920 vom 20., 21., 23. Mai 1917. kl. 8°. 31 S.

Jahrbuch des Vereins der schweizer. Presse. 1916/1917 und politische Chronik 1916. Herausgegeben vom Verein der schweizer. Presse. 7. Jahrgang. Mit 5 Tafeln Bildnissen. 8°. Zürich 1917. Art. Institut Orell Füßli. 742 S.

Keßler, W.,
Bruder. Eine Laienpredigt aus dem Krieg für den Frieden. 8°. Zürich 1917. Schweizer Schriften für allgemeines Wissen. Heft 3. Rascher & Cie. 39 S.

Leonhard, Rudolf,
Bemerkungen zum Reichsjugendwehrgesetz. gr. 8° Berlin 1917. Verlag Heinz Barger. 29 S.

Reichl, H. W.,
Die weibliche Kampfesart der Gegner Deutschlands im Weltkrieg. 2. Aufl. gr. 8°. Nürnberg. Verlagsbuchhandlung für Lebenswissenschaft. H. Reichl. 30 S.

Saitschick, Robert,
Politische Sittlichkeit und Realpolitik. Separatabdruck aus „Hochland". Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung. gr. 8°. Von S. 385—S. 401 und von S. 603—S. 609.

Visscher, Prof. Charles de,
Belgien und die deutschen Rechtsgelehrten. Mit einem Vorwort von J. van den Heuvel. kl. 8°. Lausanne 1917. Payot & Cie. 179 S.

Zeelen, F. (Zinis.),
Der Krieg und die baltische Frage. Eine Informationsschrift zur Befreiung Kurlands. 8°. Belp-Bern 1917. Buchdruckerei Jordi. 39 S. 40 Cts.

Bibliothèque des jeunesses socialistes. No. 2: Romain Rolland: Aux peuples assassinés. — Rabindranath Tagore, Message de l'Inde au Japon. kl. 8°. La Chaux-de-fonds. o. J. Edition des jeunesses socialistes romandes. 16 S. 10 Cts.

Carpenter, Edward,
Plus jamais! Une protestation et un avertissement adressés aux peuples de l'Europe. Traduit de l'anglais par A. Marsen. 8°. Genf 1917. Edition du „Carmel". 32 S.

Martinet, Marcel,
Les temps maudits. Poèmes 1914 — 1916. 8°. Genève. o. J. Edition de la revue „Demain". 160 S.

Recueil de rapports sur les differents points du programme minimum. Troisième partie. gr. 8°. Haag 1917. Organisation centrale pour une paix durable. Martinus Nijhoff. VI und 383 S.

Salut à la révolution russe. Mit Beiträgen von Romain Rolland, P. J. Jouve, Marcel Martinet, Henri Guilbeaux, Frans Masereel. gr. 8°. Genf 1917. Edition de la Revue „Demain". 30 S.

Tchéou-Wei, Dr. S.,
Essai sur l'organisation juridique de la société internationale. Avec une préface du Prof. Dr. E. Bise. gr. 8° Genf 1917. Librairie Atar. VIII und 183 S.

Brown, Roscoe C. E.,
Mobilize the Country-Home garden. 8°. New York 1917. Columbia War papers. Series I Number 3. Division of Intelligence and publicity of Columbia University. 6 S.

Dewey, John,
Enlistment for the farm. 8°. New York 1917. Columbia War papers. Series I. Number 1. Division of Intelligence and publicity of Columbia University. 10 S.

German Subjects within our gates by the national Committee on prisons and prison labor. Published with the approval of the department of justice. 8°. New York 1917. Columbia War papers. Series I. Number 2. Division of Intelligence and publicity of Columbia University. 6 S.

Lubin, David,
An international confederation of democracies under a constitution. 8°. Rome 1917. Printed at the international institute of agriculture. 12 S.

Verlag: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

Soeben erschien:

DIE BIOLOGIE DES KRIEGES

Betrachtungen eines deutschen Naturforschers

Von Dr. med. G. F. NICOLAI
Professor der Physiologie an der Universität in Berlin

X und 463 Seiten, gr. 8⁰ Format
Preis: geheftet **10 Fr.**, in ½ Leinwand gebunden **12 Fr.**

INHALTSVERZEICHNIS.

EINLEITUNG. Vorwort. 1. Die Entstehungsgeschichte des Buches. 2. Der Standpunkt dieses Buches.

ERSTER TEIL: Von der Entwicklung des Krieges. — I. Kapitel: Kriegsinstinkte. 1. Bedeutung der Instinkte. 2. Hordeninstinkte. 3. Unterschied zwischen Tier und Mensch 4. Der natürliche Kriegspreis. — II. Kapitel: Kampf ums Dasein und Krieg. 1. Grundlagen. 2. Der Kampf um die Energie. 3. Der Kampf der Menschheit. 4. Freiheit und Naturzwang. — III. Kapitel: Die Auslese durch den Krieg. 1. Auslese und Erziehung. 2. Der Krieg als Roborans. 3. Die spezifischen Wirkungen des Krieges. 4. Die Umwertung aller Werte. — IV. Kapitel: Die Auslese des Volkes. 1. Nutzen des Krieges für die Völker. 2. Die Ausbreitung der Völker (Kolonisation). 3. Lebendige und tote Waffen. — V. Kapitel: Die Umgestaltung des Krieges. 1. Die Götterdämmerung des Krieges. 2. Die Humanisierung des Krieges. 3. Die relative Rückständigkeit des Krieges. 4. Das Solidaritätsgefühl und der Krieg. — VI. Kapitel: Die Umgestaltung des Heeres. 1. Volksheer und Berufsheer. 2. Landwehr oder Kriegsheer. 3. Die Preussische Landwehr. 4. Der Militarismus im 19. Jahrhundert. — VII. Kapitel: Die Wurzeln des Patriotismus. 1. Der Patriotismus als Instinkt. 2. Die Heimatliebe. 3. Die soziale Sehnsucht der Menschheit. — VIII. Kapitel: Die Arten des Patriotismus. 1. Der Lokalpatriotismus. 2. Der dynastische Besitz. 3. Der Rassenpatriotismus. 4. Der Kulturpatriotismus. — IX. Kapitel: Der unberechtigte Chauvinismus 1. Selbstsucht und Liebe. 2. Die Massensuggestion. 3. Die Bedingungen und Folgen des Chauvinismus. 4. Der Gegensatz zwischen Kultur und Chauvinismus. — X. Kapitel: Das berechtigte Individualitätsgefühl der Völker. 1. Der Begriff der Persönlichkeit. 2. Das Eigentümliche der Völker. 3. Das Eigentümliche des Deutschen Geistes. 4. Deutsche Humanität und deutscher Militarismus. — XI. Kapitel: Der Altruismus. 1. Die Überwindung des Pessimismus. 2. Recht und Krieg. 3. Vorläufige Betrachtung über den Altruismus. 4. Geschichte des Altruismus.

ZWEITER TEIL: Von der Überwindung des Krieges. — XII. Kapitel: Die Entwicklung des Begriffes Weltorganismus. 1. Die hellenische Periode. 2. Die christliche Aera. 3. Die moderne Periode. — XIII. Kapitel: Die Welt als Organismus. 1. Die körperliche Grundlage des Menschheits-Organismus. — 2. Die nahende Mutation des Krieges. 3. Zeitliche und räumliche Einheit der Menschheit. 4. Das Zeitalter des Verkehrs. — XIV. Kapitel: Wandel des menschlichen Urteils. 1. Die Perioden der Beurteilung. 2. Die Stimmen der Völker. 3. Die Kriegspoesie. 4. Die moderne Kriegslust. — XV. Kapitel: Krieg und Religion. 1. Friedensliebe und Religion. 2. Die Verwässerung des Christentums. 3. Die Verwässerung Kants und Buddhas. 4. Die neue Religion. — Namen-Verzeichnis.

Auf tausend Wegen der Wissenschaft gelangt dieses universelle Buch des berühmten Biologen zu seiner Entscheidung für Freiheit und Menschlichkeit. Überwältigend durch Kenntnisfülle und Vorurteilslosigkeit, verfolgt es den Krieg in der Totalität seiner Beziehungen und entlarvt ihn als entsetzliches Überbleibsel aus der Vorzeit, gleich Sklaverei und Menschenfresserei.

Inhaltsverzeichnis der fünf bisher erschienenen Nummern

des XIX. Jahrgangs 1917 der

FRIEDENS-WARTE

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Heft 1 (Januar)

Die Friedenstechnik Pan-Amerikas: I. Entwicklung der Vertragspolitik für Friedenssicherung. — Die Friedenskarte. Von *Franz Mannheimer,* Charlottenburg. — Die grossen Schweiger. Von *H. v. Beaulieu,* Hannover. — Prof. Lammasch über Bethmann Hollwegs Friedensäusserungen. — Ausländerhilfe während des Krieges. — Zentrale „Völkerrecht". — Aus meinem Kriegstagebuch. Bruchstücke vom Dezember 1916. — Aus der Zeit: Benjamin F. Trueblood †. — Alice Williams †. — Stimmen über das Suttner-Werk. — Zur Nachahmung empfohlen. — Pazifismus und Völkerrecht. — Das amerikanisch-japanische Nachrichtenbureau. — Der Lohn der Opfer. — Die deutsche Friedensgesellschaft, E. V. — Literatur und Presse.

Heft 2 (Februar)

Welchen Frieden wir brauchen. Von *Ed. Bernstein,* Berlin. — Die Friedenstechnik Pan-Amerikas: II. Die Arbeit für den Ausbau des Völkerrechts. — Abgestorbenes Völkerrecht? Von Hofrat Prof. *Lammasch,* Salzburg. — Das politische Denken. Von Dr. *Hugo Martin.* — Brief an eine Tageszeitung. — Aus meinem Kriegstagebuch. Bruchstücke vom Januar 1917. — Aus der Zeit: Von der deutschen Friedensgesellschaft. — Literatur und Presse.

Heft 3 (März)

Deutschland und Preussen. Von Dr. *P. v. M.* — Die Friedenstechnik Pan-Amerikas: III. Die Pan-Amerikanische Gemeinschaftsarbeit auf dem Gebiet der Verwaltung des geistigen Lebens. — „Durch!... Zur Demokratie!" — Das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" und das Recht der Nationalität. Von Dr. *Friedrich Curtius.* — Priestertum und Kriegspsychose. Von Dr. *Alexander Giesswein.* — Das politische Denken. (Schluss). Von Dr. *Hugo Martin.* — Aus meinem Kriegstagebuch. Bruchstücke vom Februar 1917. — Aus der Zeit: Zum Verbot der pazifistischen Literatur in Deutschland. — Präsident Wilson im deutschen Urteil vor und nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen. — Literatur und Presse.

Heft 4 (April)

Die russische Revolution und die Möglichkeit ihrer Einwirkung auf Deutschland. Von Dr. *Camp,* München. — Von der völkerrechtlich-pazifistischen Vorarbeit für die künftige Gestaltung der Friedenssicherung. — Über die Bedeutung des Suttnerwerkes für die Frauen. Von *Elsbeth Friedrichs,* Zürich. — Die zweite Versammlung des amerikanischen Instituts für Völkerrecht. — Zum 60. Geburtstag Otto Umfrids. — Anregung zur Aufsicht über die Hetzpresse. — Über das Europäische. Von Dr. *Richard Maximilian Cahén.* — Antwort auf den offenen Brief des Freiherrn Karl von Thüngen-Rossberg. Von Prof. *L. Quidde,* München. — Aus meinem Kriegstagebuch: Bruchstücke vom Monat März. — Aus der Zeit: Der tausendste Tag. — Eine Friedensversammlung in England. — Nekrolog. — Literatur und Presse.

Heft 5 (Mai)

Die Entgötterung der Regierungen. — Die Stellungnahme der Frauen der Zentralmächte zum Krieg. Von *Elsbeth Friedrichs,* Zürich. — Ave, Caesar, morituri te salutant. Von *Romain Rolland.* — Maximilian Harden. — Ausblick. Von *Annette Kolb,* München. — Brief eines deutschen Landwirts. — Die Zustände nach Beendigung des Sezessionskrieges. Von *Karl Schurz.* — Aufsicht über die Hetzpresse. — Eine deutsche Stimme. — Der Goldschatz im Juliusturm. Von *R. Friedmann,* Zürich. — Aus meinem Kriegstagebuch: Bruchstücke vom Monat April. — Aus der Zeit: Fredrick Bajer achtzig Jahre. — Bertha von Suttner und die Vortruppfreunde. — Eine französische Friedensforderung. — Der Wandel der Friedensbewegung. — Das Durchhalte-Prinzip. — Von den Ursachen des Weltkriegs. — Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht. — Petition pazifistischer Verbände an den Reichstag. — Ein Feldpostbrief. — Dr. Ludwig Zamenhof †. — Das Friedensangebot in der Kinderstube. — Schiller über Neutralität. — Literatur und Presse.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

HANDBUCH DER FRIEDENSBEWEGUNG

von **Alfred H. Fried**

Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. 1913.

Band 1: **Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung**

X und 289 Seiten. Mk. 3.—.

Band 2: **Geschichte, Umfang und Organisation der Friedensbewegung**

492 Seiten. Mk. 5.—

Beide Bände (771 Seiten) in einen eleganten Halbfranzband gebunden Mk. 10.—

341.505
F R
Pol. sci

XIX. Jahrgang

Nr. 8. / August/Sept. 1917.
/ Jedes Heft 80 Cts. /

DIE FRIEDENS-WARTE

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried

INHALT

Die Lösung der Balkanfrage. Von Josef Diner-Dénes, Budapest. / Von der Zukunft des Völkerrechts. / Ist das deutsche Volk demokratisch? Von Hermann Fernau, Zürich. / Reichstag und Volk. Von einem früheren Reichstagsabgeordneten. / Die interparlamentarische Union im Krieg. / Menschen im Krieg. Von Mundy Schwalb, Bern / Neue Wege der Friedenssicherung. Von Georg Schmiedl, Wien. / Pazifismus und Sexualität. Von Dr. Richard Maximilian Cahen, Köln. / Aus meinem Kriegstagebuch. Bruchstücke vom Juli und August 1917 / Aus der Zeit: Brief einer deutschen Frau an den Haager Anti-Oorlog Raad. / Freigabe des Suffnerwerks in Oesterreich. / Literatur und Presse.

Friedens-Warte-Verlag
Art. Institut Orell Füssli, Zürich

Die Friedens-Warte erscheint im allgemeinen monatlich. — **Bezugspreis** bei direkter Postzusendung oder durch den Buchhandel: Fr. 8.— für den Jahrgang; Fr. 4. — für den halben Jahrgang. Einzelhefte 80 Cts. (Ohne Gewähr des richtigen Eintreffens in den kriegführenden Ländern.)

Herausgeber: **Dr. Alfred H. Fried.**

Alle Zuschriften (Redaktion wie Versand betreffend) sind an das *Art. Institut Orell Füssli, Zürich*, Bärengasse 6, zu richten.

Zahlungen an den Verlag (ausserhalb der Schweiz die Franken zum Tageskurs umgerechnet) können geleistet werden:

a) durch Postanweisung,

b) durch Einzahlung auf Post-Scheck-Konto: Für *Deutschland* Leipzig Nr. 17,884, für *Österreich* Wien Nr. 145,116, für die *Schweiz* Zürich Nr. VIII, 640.

Man bezieht durch alle Buchhandlungen wie direkt durch den Verlag.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Seite 243 bis 254 der vorliegenden Nummer:

Aus meinem Kriegstagebuch.

Bruchstücke vom Juli und August 1917.

Griechenland bricht die diplomatischen Beziehungen mit den Zentralmächten ab. / Krawalle in Stettin und Düsseldorf. / „Der Frieden morgen erlangbar". / Die russische Offensive. / Österreich-Ungarn und die Fortsetzung des Kriegs. / Die Amnestie Kaiser Karls. / Deutsche und englische Regierungsvertreter beraten gemeinsam im Haag. / Stimmung in Deutschland. / Zusammentritt des Reichstags. / Berufung der Professoren Schumacher und Sombart nach Berlin. / Der deutsche Nationalverband und die Amnestie Kaiser Karls. / Rücktritt Bethmann Hollwegs. / Die Friedensresolution der Mehrheitsparteien. / Der Sturz Bethmanns ein Sieg der alldeutsch-militaristischen Richtung. / Annahme der Friedenszielresolution im Reichstag. / Reichskanzler Dr. Michaelis über Deutschlands Friedensbereitschaft. / Die neuen Kriegskredite. / Mehrheitssozialisten beim Kaiser. / Die dritte Jahrung. / Zusammenbruch der russischen Offensive. / Verfehlte Schlüsse des Militarismus. / Drei Jahre Krieg. / Ratifizierung des anglo-deutschen Abkommens über die Gefangenen-Behandlung. / Minister Czernin über die Organisation des künftigen Friedens. / Die Konversation der Staatsmänner dauert fort. / Enthüllungen des deutschen Reichskanzlers über französische Absichten auf Annexionen / Ein neuer Feind. / Die Wiener Arbeiter-Zeitung gegen Berlin. / Die Interessen Österreichs und Deutschlands sind nicht mehr dieselben. / Wiedereroberung von Czernowitz. / Kriegserklärung Chinas an die Zentralmächte. / Bilanz der drei Kriegsjahre. / Eine gefälschte Nummer der „Frankfurter Zeitung". / Beförderung des deutschen Reichskanzlers zum Oberstleutnant. / Graf Bernstorff über die vorherige Billigung des österreich-ungarischen Ultimatums an Serbien durch Deutschland. / Die Friedensnote des Papstes.

Die Lösung der Balkanfrage.

Von Josef Diner-Dénes, Budapest.

Von überall her kommt schon der Ruf nach Frieden. Grollend und drohend kommt er aus den Tiefen, und immer klarer vernehmlich auch schon von den Höhen. Je lauter und vielfacher aber die Friedensrufe werden, desto mehr Wirrnis spinnt sich um den Frieden selbst. Alle Probleme Europas und der gesamten übrigen Welt treiben mit dem Frieden der Oberfläche zu. Was gestern erst Problem geworden, und was seit Jahrhunderten der Lösung harrt, all das will enträtselt, zu Ende gesonnen und zu Ende gesponnen und in feste Formen gebracht werden.

Verwirrt von dieser Fülle wenden die Millionen und Millionen der Friedensrufer Blick und Gedanken von ihr ab, und wo man hinhorcht, kann man es hören: Was liegt uns daran, soll es wieder werden, wie es vorher war, soll es anders werden, nur Friede soll werden. Erlöst wollen wir sein von den Schrecknissen des Krieges, gleichgültig in welcher Art, gleichgültig in welcher Weise. Und singend und tanzend, blicklos und gedankenlos, wie sie in den Krieg hineingegangen, möchten die Völker wieder auch singend und tanzend, blicklos und gedankenlos in den Frieden hinübergehen.

Mir aber graut vor einem solchen Frieden ganz ebenso, wie mir alle Zeit her vor dem Kriege gegraut. Wir, die wir mit kühnem Weitenblick und Tiefenblick einstens den Problemen des Krieges ins Auge geblickt, wir wenigstens wollen und sollen jetzt mit gleich kühnem Weitenblick und Tiefenblick den Problemen des Friedens ins Auge sehen. Aber mit einem abgrundtiefen Unterschiede. Gezänke und Gestreite war damals vor dem Kriege all unser Sinnen und Wollen, unser Planen und Raten. Je nach Parteiansicht oder Weltauffassung zankten wir, die wir den Krieg verhindern wollten, mit einander, und stritten gegeneinander, verhöhnten uns gegenseitig als Träumer, als Utopisten, und förderten damit nur das Handwerk jener, die den Krieg vorbereiteten, der Wenigen, die es in ruchloser Überlegtheit, und der vielen, die es in fluchwürdiger Unüberlegtheit taten.

Nun aber tue ich hier, an dieser Stätte des denkenden Friedenswillens, feierliches Gelöbnis, mich fernzuhalten von allem Gezänke und Gestreite und allem Höhnen. Unbekümmert um Parteiansicht und Weltauffassung will ich zusammenarbeiten am Friedenswerk mit allen jenen, die den Friedensproblemen nachdenken und sie lösen wollen, nicht in alter Diplomaten- und Politikerart nach Vorteil und Vorurteil, sondern nach Menschheitswohl und Menschheitsweh. Das ist meine neue Internationale, die mir der Krieg geschaffen, und ich bin sicher, daß ich mich in ihr mit den Besten weitum auf dem Erdenrund finden werde.

In diesem Sinne soll denn auch der Gedanke genommen werden, den ich hier allen denkenden Friedenswollern vorlege. Das ist kein Gedanke, der zu nehmen oder zu lassen ist, sondern es soll nur ein Anstoß sein zum Weitersinnen und Weiterspinnen.

* * *

Der „Wetterwinkel Europas"! Nannte man in den letzten Jahrzehnten den Balkan so, hielt man es nur mehr für abgegriffene Zeitungsphrase, zumal seitdem Bismarck in junkerlicher Kurzsichtigkeit erklärt hatte, auch nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers für die Leute von dahinten opfern zu wollen. Und oft und oft hat es auch dahinten gewettert, ohne in Europa zu zünden, trotzdem kapitalistische Profitgier jenes „dahinten" immer mehr in den europäischen Vordergrund gezerrt hatte. Bis endlich 1914 von „dahinten" der zündende Funke emporschlug, der den Weltbrand hervorrief.

Und wieder wäre es nur junkerliche Kurzsichtigkeit, behaupten zu wollen, daß der Balkan nicht auch nach dem Frieden, der den jetzigen Krieg abschließen wird, der „Wetterwinkel Europas" bleiben wird, so man nicht an die Stelle dessen, was bisher

dort staatlich und politisch gewesen, etwas ganz Neues setzen wird.

Der Krieg wird weder der Profitgier der europäischen Finanzmagnaten, noch der Profitgier der verschiedenen nationalen Bourgeoisien am Balkan ein Ende setzen. Darum ist Eines sicher. Wie immer man auch dort den Boden und die Bevölkerung unter die in Sonderstaaten geteilte nationalen Bourgeoisien verteilen wird, nie und nimmer werden die sich mit der Teilung zufrieden geben. Stets wird der eine nach des anderen Gut streben, und um sein Ziel zu erreichen, sich an die Finanzmagnaten irgend einer Großmacht anschließen, damit diese ihm helfen sollen, das Streben zu verwirklichen.

Nun aber sind alle Balkanstaaten noch durchaus agrarische Länder und werden sich dieserhalb ganz unglaublich rasch von den Verheerungen des Krieges erholen. Kann man es von den industriereichen Staaten noch gelten lassen, daß je länger dieser Krieg dauert, auch ohne besondere friedensorganisatorische Vorkehrungen ein baldiger neuer Krieg immer mehr Utopie wird, gilt das keineswegs für die durchaus agrarischen Länder. In zehn, längstens fünfzehn Jahren können wir es erleben, daß die Balkanländer wieder vollkommen kriegsbereit dastehen werden.

Diese Erkenntnis hat die Idee der Balkankonföderation während des Krieges mächtig emporreifen lassen. Was ursprünglich nur Idee und Beschluß der verschiedenen sozialdemokratischen Parteien am Balkan war, gewinnt immer mehr Raum im Planen aller denkenden Friedenswoller, und ich glaube nicht, daß es außer den Exponenten der verschiedenen nationalen Bourgeoisien am Balkan, und den von ihnen und nur von ihnen getragenen Balkandynastien noch denkende Männer oder selbst „Staatsmänner" in Europa gibt, die einer Balkankonföderation widerstreben würden.

Drum sträube auch ich mich nicht gegen eine Konföderation der Balkanstaaten, ja halte sie sogar für nötig und unvermeidlich. Nur eines bezweifle ich. Daß mit dieser Neugestaltung allein die Balkanfrage gelöst wäre und der Südosten Europas aufhören würde, der „Wetterwinkel Europas" zu sein. Ja mehr! Er wäre das dann in verstärktem Maße. Daß es der Balkankonföderation sofort möglich sein wird, sich sozialdemokratisch zu organisieren, ist ausgeschlossen. Die Konföderation wird nur dem Balkanproletariat mehr Möglichkeiten geben, sich zu entwickeln und seinen politischen Einfluß zu vergrößern, gleichzeitig aber auch die ökonomische Entwicklung des Balkans selbst und die kapitalistische Entwicklung seiner Bourgeoisie fördern. Ist dem aber so, dann wird der nationale und ökonomische Interessenwiderstreit, der bisher zwischen den Bourgeoisien der einzelnen Balkanländer und jener Österreich-Ungarns bestanden und die Balkanstaaten der Doppelmonarchie feindlich gemacht hat, sich noch steigern und das Verhältnis der Konföderation zu Österreich-Ungarn noch feindlicher gestalten. Das Rezept aber, das die „Staatsmänner" von hüben und drüben haben, Rumänien und Serbien wegzuannektieren für die Doppelmonarchie oder den Südosten derselben für die Konföderation zu annektieren, würde — ganz abgesehen von seiner Undurchführbarkeit — das Übel nur verschlimmern. Damit würde die gegenseitige Feindschaft nur vergrößert, der nächste Krieg nur noch näher gebracht werden.

Kann solcherart mit der Balkankonföderation allein die Balkanfrage nicht gelöst werden, würde damit der Südosten nicht aufhören, der „Wetterwinkel Europas" zu sein, ist doch die Frage, wie ich meine, nicht unlösbar. Man muß nur den Gedanken der Balkankonföderation logisch zu Ende denken. Zum Balkan gehören nicht bloß die Kleinstaaten im Südosten Europas, sondern auch Österreich-Ungarn. Das gilt nicht bloß geographisch und zumal wirtschaftsgeographisch, wie das eine Reihe moderner Geographen nachgewiesen, sondern noch mehr politisch. Hier wie dort eine „macedoine" von Völkern, wie man in Paris vorahnend ein ununterscheidbares Gemenge nannte, ein Durcheinander von Völkern, Völkerstämmen, Völkerteilen, Rassen und Religionen, die sich nie und nirgendwo politisch oder gar staatlich von einander abscheiden lassen werden. Mit welcher Konsignation immer man versuchen wird, von Bodenbach bis Stambul Nationalstaaten zu schaffen, immer werden sie von Fremdelementen durchsetzt und vom Irredentismus unterwühlt sein, und so den Keim nie aufhörender neuer Kriege in sich tragen.

Will man diese zukünftigen Kriege vermeiden, sehe ich hiefür nur eine Möglichkeit: man muß nicht nur die Balkanstaaten interstaatlich organisieren, sondern auch Österreich-Ungarn in diese interstaatliche Organisation mit einbeziehen. Nicht etwa, indem man die Balkanländer an Österreich-Ungarn anschließt oder eine Balkankonföderation schafft und Österreich-Ungarn an diese anschließt. Ein solcher Plan könnte vielleicht dem Kopfe eines alten Großmachtpolitikers

entspringen, niemals aber dem eines denkenden Friedenswollers. Es müßten vielmehr die verschiedenen Balkanstaaten, als durchaus selbständige Staaten, auf der Grundlage der Gleichberechtigung und Parität sich mit Ungarn und Österreich — wohlgemerkt mit Ungarn und Österreich und nicht mit Österreich-Ungarn — zu einer großen demokratischen Konföderation zusammenschliessen, natürlich mit der unerläßlichen Vorbedingung, daß sich gleichzeitig alle konföderierten Staaten im Innern vollständig demokratisieren, und auch ihre Nationalitätenfragen gleichzeitig regeln — denn ein jeder dieser Staaten hätte ja seine Nationalitätenfragen — und zwar je nach Bedürfnis auf dem Wege der nationalen Autonomien oder der demokratischen Gleichberechtigung.

Wie diese interstaatliche Organisation einzurichten wäre, darüber jetzt schon zu sprechen, halte ich für verfrüht. Hat der Gedanke dieser erweiterten Staatenkonföderation Vitalität, dann wird er ohne Schwierigkeiten die Formen seiner Organisation aus sich herausgebären. Ohne daß es mir beifallen würde, den Dualismus, also die bestehende interstaatliche Organisationsform der beiden Staaten Österreich und Ungarn als zu befolgendes Muster hinzustellen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß selbst diese in ihren Anlagen verfehlte, in ihrer Durchführung eher mangelhafte Organisationsform mancherlei Gutes mit sich gebracht hat.

In seiner Anlage verfehlt war der Dualismus, weil er sich auf die Vorherrschaft der deutschen Bourgeoisie in Österreich und der ungarischen Gentry in Ungarn stützte. Das Ausgleichsgesetz vom Jahre 1867, das die Durchführung des Dualismus enthält, ist aber so übereilt gemacht worden, daß es voller Mängel und Unklarheiten ist. Jenes Ausgleichsgesetz ist nämlich nichts anderes als ein Memorandum, das von ungarischer Seite damals bezüglich der Neuregelung der Verhältnisse dem Monarchen vorgelegt und von diesem angenommen worden ist. Um die gute Stimmung nicht unbenützt vorübergehen zu lassen, wurde das Memorandum, ohne etwas daran zu ändern, in Paragraphen geteilt, und dann von den beiderseitigen Parlamenten in ihrer Sehnsucht nach Versöhnung unverändert votiert. Und trotz dieser gewaltigen Grundfehler hat doch die interstaatliche Organisation des Dualismus nicht nur den Frieden erhalten zwischen den verschiedenen Völkern der beiden Staaten, die erst kurz vorher, in den Jahren 1848 und 1849, mit einander Krieg geführt und noch lange Zeit nachher einander racheschnaubend gegenübergestanden, sondern hat sogar auch aus Österreich-Ungarn selbst für lange, lange Zeit trotz seiner militärischen Organisation ein Element des europäischen Friedens gemacht, — soweit bei der in Europa herrschend gewesenen Staatenanarchie und anarchistischen Staatenpolitik irgend ein Staat ein Friedenselement sein konnte. Und Österreich-Ungarn hätte diese seine Rolle wohl auch weiter gewahrt, und manches wäre anders geschehen, wenn es nicht dem ungarischen Junker Tisza, den der Ruhm des preußischen Junkers Bismarck nicht schlafen ließ, gelungen wäre, erst unter Beifall und vielleicht auch mit Unterstützung Berlins das ungarische Parlament niederzuschlagen, dann durch den Grafen Stürgkh das österreichische Parlament niederschlagen zu lassen und sich so zum allmächtigen Diktator Österreich-Ungarns zu machen.

* * *

Eine nicht wegzuleugnende Tatsache ist es, daß die Balkanstaaten verschiedene Gebietsaspirationen gegeneinander und gegen Österreich-Ungarn haben, wie daß auch vor dem Kriege und noch lange Zeit während desselben gewisse Kreise Österreich-Ungarns Gebietsaspirationen gegenüber verschiedenen Balkanstaaten gehegt haben. Diese Gebietsaspirationen gehen aber so wirr durcheinander, daß selbst bei endgültigem Sieg der einen oder der anderen jetzt kriegführenden Gruppen sie nicht zu voller Befriedigung ihrer Mitglieder hätten geregelt werden können. Abgesehen davon, daß solche gewaltsamen Annexionen, zu wessen Vorteil immer sie erfolgen würden, in kürzester Zeit zu neuen kriegerischen Verwicklungen führen müßten, böte sich dann auch das merkwürdige Schauspiel, daß sofort nach dem Annexionsfrieden sich im Südosten Europas eine neue Bündniskonstellation herausbilden würde, wodurch derselbe dann zu einem noch gefährlicheren „Wetterwinkel Europas" werden könnte als vor dem Kriege.

Wie viel leichter wäre es der hier vorgeschlagenen Staatenkonföderation, in schiedlich-friedlicher Weise ihre verschiedentlichen Gebietsaspirationen auszugleichen. Sowohl jene Staaten, die irgendwelches Gebiet abtreten, wie jene Staaten, die das ersehnte Gebiet nicht erreichen würden, hätten dann doch die Beruhigung, daß das Gebiet innerhalb der Konföderation verblieben, und damit in politischer wie wirtschaftlicher Beziehung nicht vollständig ihrem Einflusse entzogen ist.

* * *

Einige Einwendungen gegen den hier aufgeworfenen Plan sehe ich schon jetzt voraus, und ich will sie deshalb kurz erörtern.

Der gewichtigste Einwand dürfte wohl sein, daß die geplante Staatenkonföderation, wenn sie auch noch nicht „Mitteleuropa" wäre, doch — gewollt oder nicht gewollt — dem auf „Mitteleuropa" abzielenden Plane der Alldeutschen und ihrer verschiedenen Gesinnungsgenossen von Bodenbach bis Stambul förderlich werden könnte, zumal ja dieses letztere Wort verdächtig an das bekannte Schlagwort „von Hamburg bis Bagdad" erinnert.

Daß mir eine gewollte Förderung Mitteleuropas fernliegt, bedarf vor niemandem einer Bestätigung, der weiß, in welch scharfer Opposition gegen diesen Plan ich von Beginn her stand, und daß ich dieser Opposition in Wort und Schrift stets unverhüllt und scharf Ausdruck gab. Und auch dieser mein Plan ist nicht für, sondern gegen jenes Mitteleuropa gedacht, das Ungarn und Österreich wirtschaftlich und politisch zu Vasallen Preußen-Deutschlands gemacht hätte, was sie jetzt, trotz aller Bekenntnis zur Bundestreue, noch lange nicht sind. Um dem noch schärfer Ausdruck zu geben, könnten ja Bulgarien, das nicht mit Unrecht das Preußen des Südostens genannt wird, und vielleicht auch Griechenland der neuen Staatenkonföderation fernbleiben. Damit wäre einerseits klar dokumentiert, daß die Konföderation nicht auf Konstantinopel abzielt oder auf irgend eine Macht- oder gar Vormachtstellung im Mittelmeer.

Ich meine wohl, daß auch die Einbeziehung Bulgariens und Griechenlands den absoluten Friedenscharakter der neuen Konföderation in keinerlei Weise beeinträchtigen würde. Und zwar aus folgendem Grunde. Ob sich nun bloß Österreich, Ungarn, Serbien, Montenegro und Rumänien konföderieren, oder ob sich auch Bulgarien und Griechenland der Konföderation anschließen, in jedem Falle würde doch das slavische Element in der Konföderation das numerische Übergewicht haben, wobei aber doch die anderen Nationalitäten in ihrer Gesamtheit genug zahlreich wären, um zu verhindern, daß die Konföderation einen rein slavischen Charakter bekäme. Des ferneren hätten sowohl die kleinere, wie auch die vergrößerte Konföderation ein so mächtiges wirtschaftliches Eigeninteresse und würden einen so großen und bedeutenden innern Markt umfassen, daß es ganz ausgeschlossen wäre, daß derselbe jemals die Neigung bekommen könnte, sich in ein „Mitteleuropa" einbeziehen zu lassen, das nach dem bekannten Rezepte den Zweck verfolgen würde, nach Beendigung des Waffenkrieges, wenn auch keinen Wirtschaftskampf fortzuführen, so doch jene Wirtschaftspolitik der Prohibition oder gar Absperrung fortzusetzen, die schon vor dem Kriege so unglückselig gewirkt und so vielfach zur Herbeiführung des Krieges beigetragen hat.

Ganz im Gegenteil würden die Wirtschaftsinteressen ganz ebenso der vergrößerten, wie der kleineren Konföderation sie einer Wirtschaftspolitik der offenen Türe und der Zollherabsetzungen zutreiben und sie damit auch nach dieser Richtung hin zu einer Gewähr des dauernden Friedens machen. Die Konföderation hätte in dem einen, wie in dem anderen Falle wirtschaftlich einen so überwiegend agrarischen Charakter, daß sie auf Jahre und Jahre hinaus auf den Export von Agrar- und den Import von Industrieprodukten angewiesen wäre. Sie müßte also, wenn sie nicht im eigenen Fett ersticken will, jeder Hochschutzzollpolitik entsagen. Da nun der Export der neuen Konföderation sich aller Voraussicht nach in weit höherem Maße des Meerweges nach dem Süden und Westen, als des Donau- und Landweges nach Deutschland bedienen würde, hätte die Konföderation keinerlei Interesse Deutschland zollpolitisch irgendwie zu bevorzugen, aber alles Interesse, ihre Türe nach jeder Richtung hin gleichmäßig offen zu lassen. Gleichzeitig wäre aber die Konföderation zu groß, um sich in die Abhängigkeit der Finanzmagnaten eines einzigen Landes zu begeben, zumal ja allüberall, ganz besonders aber in dieser ausgesprochenen Friedenskonföderation, nach dem Kriege das Rüstungsinteresse sehr stark oder ganz in den Hintergrund treten wird.

Wenn aber einige noch in den vorkriegszeitlichen Anschauungen befangene Diplomatengemüter, mit denen wir ja leider auch bei dem Friedensschlusse werden rechnen müssen, und die in jedem Großterritorium eine Angriffsmacht sehen, der man einen Pufferstaat vorschieben muß, irgend welche Besorgnisse hegen sollten, dann möge man um des lieben Friedens willen Bulgarien als Pufferstaat zwischen die Konföderation und Konstantinopel, Griechenland aber als Pufferstaat zwischen die Konföderation und das Mittelmeer schieben. Der angestrebte Friedenszweck wird auch dann erreicht werden. Denn an sich wird, wie weiter oben erklärt, auch die kleinere Konföderation eine Gewähr des dauernden Friedens sein. Bulgarien und Griechenland wird es aber auch dann, durch

die Macht der Tatsachen, unmöglich sein, irgend eine etwaige Expansionsbestrebung geltend zu machen, beide Kleinstaaten werden dann, wenn auch nicht formal, so doch tatsächlich neutralisiert sein.

* * *

Je länger der jetzige Krieg geführt wird, desto klarer tritt aus dem Wirrwarr der Einzelinteressen sein eigentliches Endziel hervor: der Dauerfriede. Da aber ein Dauerfriede ohne eine interstaatliche Organisation des europäischen Südostens unmöglich ist, gilt mir ein früheres oder späteres Zustandekommen der hier geplanten Konföderation nicht bloß als Hoffnung, sondern als Gewißheit. Doch scheint es mir, daß diese Konföderation, zumal aber die etwaige kleinere Konföderation, nicht vollständig wäre, wenn sich ihr das neue selbständige Polen nicht anschließen würde. Daß damit die überaus schwierige galizische Frage von selbst gelöst wäre, ist auf den ersten Blick klar, wie nicht minder, daß damit auch der ausgesprochene Friedenscharakter der neuen Konföderation sich noch schärfer ausprägen würde. Es würde hier zu weit führen, ließe sich aber doch leichtlich nachweisen, daß sowohl die politischen Selbständigkeitsinteressen des neuen Polen, wie auch die Wirtschaftsinteressen des neuen Polen, das ja bislang nur in seinem Nordteile stärker industrialisiert ist, gebieterisch den Anschluß an die neue Konföderation fordern. Drum meine ich, daß eine Diskussion dieser Frage von polnischer Seite im Interesse des Friedens überaus zweckdienlich wäre, und ich wäre glücklich, wenn diese meine Zeilen hiezu Anstoß wären.

Zu der konföderativen Gestaltung, der Rußland entgegengeht, wäre die hier geplante föderative Gestaltung des übrigen Ostens Europas nicht etwa ein politisches Gegengewicht, sondern ein ausgezeichnetes Pendant. Dann könnte wieder das alte Wahrwort über Europa emporgehen: ex oriente lux. Das in zwei Gruppen organisierte Osteuropa würde Anstoß und Förderung sein nicht für ein kriegerisch organisiertes Mitteleuropa, sondern für ein friedlich organisiertes Ganzeuropa. Dann, und nur dann wäre dieser Krieg, trotz seiner schrecklichen Leiden, die er allüberall erregt, nicht vergeblich geführt worden. Nur dann könnte Europa die ungeheuerlichen Opfer, die ihm dieser Krieg entrissen, wieder überwinden, zu neuer, zu herrlicherer Blüte sich emporringen. Da aber ohne Europa ein weiterer sozialer, ethischer und wirtschaftlicher Aufstieg der Menschheit mir ganz und gar undenkbar ist, dieser Aufstieg aber trotz des Krieges kommen wird, kommen muß, werden diese Zeilen eines ehrlichen Friedenswollers hoffentlich bei allen anderen Friedenswollern so genommen werden, wie sie gedacht sind, als Anregung, sie weiterzusinnen und weiterzuspinnen, im Interesse unser aller Ziel: des Dauerfriedens.

Von der Zukunft des Völkerrechts.

„Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spätsten Früchte."

Diese Verse aus der „Jungfrau von Orléans" hat Heinrich Lammasch als Motto für sein neuestes Buch gewählt, das den Titel trägt „Das Völkerrecht nach dem Krieg".[1]) Ein Motto, das mit strahlender Schärfe den Inhalt dieses Buchs erleuchtet, das für unser unseliges Geschlecht einer von den Mächten der Hölle beherrschten Zeit trostreichen Ausblick in eine glücklichere Zukunft gewährt. Noch deutlicher als das Motto spricht die Widmung für den Inhalt. Lammasch, der Deutsch-Österreicher, hat sein Buch, über den Haß und über den Streit des Tags hinweg, einem Amerikaner zugeeignet: „Nicholas Murray Butler, Präsidenten der Columbia-Universität, dem Lehrmeister internationaler Gesinnung gewidmet" so steht es in feierlich großen Lettern auf der dritten Seite gegenüber dem Vers unsres Schillers. Motto und Widmung sind ein Programm. Das Programm eines deutschen und österreichischen Mannes, den die neuen Götzen, die der Krieg gebar, nicht in seiner Gesinnung beirren konnten, der treu blieb seiner Überzeugung und seiner Wissenschaft, der zu den Wenigen gehört, die aufrecht und ungebrochen aus diesem allgemeinen Zusammenbruch hervorgehen werden.

Das Buch zerfällt in IX Hauptstücke und einen Anhang. Die Hauptstücke behandeln folgende Gegenstände: I. Ist das Völkerrecht zertrümmert worden? — II. Kulturgemeinschaft und Völkerrecht. — III. Völkerrecht und Souveränität. — IV. Vertragstreue im Völkerrecht. — V. Vertragstreue und Machiavellismus. — VI. Einschränkungen der Pflicht zur Vertragstreue. — VII. Die clausula rebus sic stantibus. — VIII. Sonderstellung der Bündnisse. — IX. Die Friedensbewahrung. — Der „Anhang" enthält „die auf den Verständigungsrat sich beziehenden Artikel eines Vertrags zur Sicherung des allgemeinen Friedens". — Schon diese Überschriften zeigen wie zeitgemäß das Werk ist, wie sehr es in

[1]) Publications de l'Institut Nobel norvegien. Tome III. Heinrich Lammasch: „Das Völkerrecht nach dem Krieg." kl. 4°, Kristiania MCMXVII. A. Aschehoug & Co. (W. Nygaard) XII u. 218 SS. — Bei dieser Gelegenheit sei auf das ebenfalls jetzt erschienene Buch Prof. Nippolds hingewiesen, das sich „Die Gestaltung des Völkerrechts nach dem Weltkrieg" betitelt. Auch über dieses Werk wird hier ausführlich berichtet werden.

die Fragen und Klagen des Tags eingreift und in den Streit der Meinungen das Licht unbeirrt gebliebener Wissenschaft hineinträgt.

Ist das Völkerrecht zertrümmert worden? Die Bejahung dieser Frage war schon zum Gemeinplatz geworden. Die Anhänger der Anarchie zwischen den Staaten, die Nutznießer der Gewalt, die die Stunde regierten, frohlockten bereits. Sie sahen ein Millenium der brutalen Instinkte, den Triumph der Mordwerkzeuge und die reichen Gewinne aus ihrer vermehrten Erzeugung herannahen, und nur zu viele als Hüter und Förderer des Völkerrechts bestellte Gelehrte unterstützten die Jubelnden bei ihrem Kriegstanz. Sie machten die Musik dazu. Ihr irrt Euch, ruft diesen Lammasch zu. Es ist das Kriegsrecht, das versagt hat. Dieses ist bei weitem nicht das Völkerrecht. Neben ihm steht als mindestens gleichberechtigte Partie das Recht des Friedens. Dieses ist durch den Krieg gar nicht berührt worden. Es war überhaupt erst rudimentär vorhanden, bestand nur aus Wünschen, noch nicht aus verbindlichen Rechtssätzen, war noch „ungeborenes Völkerrecht" und konnte deshalb noch gar nicht versagt haben. Alle Anklagen über das Versagen des Völkerrechts sind unbegründet, da sie nicht dieses an sich, „sondern nur dessen gegenwärtigen noch mangelhaften Entwicklungszustand und dessen unzureichende Handhabung betreffen."

Im zweiten Hauptstück behandelt der Verfasser „Kulturgemeinschaft und Völkerrecht". Er untersucht darin den „Kulturwert der nationalen Verschiedenheit" und den „Kulturwert der Internationalität", weist auf „die einigende Macht der Wissenschaft" hin, und sucht an der Wirksamkeit des Internationalen Ackerbauinstituts während des Kriegs, an den Beispielen der Zuckerkonvention von 1902, der Haager Opiumkonventionen und den verschiedenen internationalen Abkommen für Arbeiterschutz und Sozialversicherung den Weg zu zeigen, den die Entwicklung der Kulturgemeinschaft nach dem Krieg einschlagen wird. Lammasch sieht mit Zuversicht dieser Entwicklung entgegen. „Die Kulturverwandtschaft wird sich stärker erweisen als die Politik. Die Diplomatie wird nicht imstande sein, den natürlichen Zusammenschluß der Völker zu hindern, auf den Verkehr innerhalb jener zwei Gruppen zu beschränken, die eine Reihe äußerlicher Umstände für den besondern Zweck dieses Kriegs gebildet hat, und vom Verkehr mit den andern Gruppen abzuschließen. Die Wanderung der Menschen, der Sachgüter, der Kapitalien, der Ideen, der internationale Verkehr jeder Art, kurz der Weltverkehr wird im großen und ganzen wieder aufleben." Diese Zuversicht setzt aber voraus, daß hindernde Hemmnisse rechtzeitig aus dem Weg geräumt werden. Und als hervorragendstes Hemmnis dieser Art weist Lammasch, wohl ohne ihn direkt zu nennen, doch ziemlich deutlich auf den gefährlichen in den ersten Kriegsängsten gebornen Gedanken von „Mitteleuropa" hin, indem er sagt: „Nur darf man nicht etwa die Bildung eines dauernden politischen Staatenbunds, der sich um die Mächte des einen oder des andern Kriegsbündnisses herum gruppieren würde, als eine Etappe auf dem Weg zur Wiederannäherung aller europäischen Nationen, zur Wiederaufnahme des europäischen Verkehrs ansehen. Ein solcher Staatenbund wäre das größte Hindernis dafür, weil er eine ähnliche Bildung auf der Gegenseite zur notwendigen Folge hätte und durch die Rivalität der beiden Bündnisse in Zukunft wieder zum Krieg führen würde."

Die größte Bedeutung ist wohl jenen fünf Hauptstücken in dem Lammaschschen Buch beizumessen, die (IV. bis VIII. Hauptstück) von der Vertragstreue handeln, schon deshalb, weil hier die aktuell politischen Ereignisse, die in so enger Beziehung zum gegenwärtigen Krieg stehen, scharf beleuchtet werden. Der Verfasser hat zwar in der kurzen Einleitung seines Buchs betont, daß er, um dessen wissenschaftlichen Charakter nicht zu stören, „sich auch des Scheines aktueller Polemik enthalten" habe, ferner daß er es auch vermied, „auf die Ursachen und den Anlaß des gegenwärtigen Kriegs, sowie auf die konkreten hinüber und herüber erhobenen Vorwürfe über die Art seiner Führung einzugehen", das hindert aber nicht, daß der Leser aus den vorgetragenen Lehren und erbrachten Beweisen selbst die Nutzanwendung auf die Ereignisse vollziehen wird. Er wird dies mit großer Zustimmung und erhebender Genugtuung tun.

Spüren wir nicht die Wehen der Gegenwart, wenn wir Sätze lesen wie jene:

„Ad oculos ist uns die Wirkung der Imponderabilien, strategische Vorteile durch politische Nachteile zu überwiegen, auch in der Gegenwart demonstriert worden. Exempla sunt odiosa." (S. 118.)

„Der Staatsmann, dem der mit einem andern abgeschlossene Vertrag nichts gilt, wird auch die Verfassung des eignen Landes nicht für heilig und unverletzlich halten und umgekehrt. Die Mißachtung des Rechts in der äußern Politik ergreift notwendig auch die innere. Sie mag zu Eintagserfolgen führen; auf die Dauer untergräbt sie die seelischen Kräfte, mit denen alle Staatskunst operieren muß." (S. 118.)

„Der Staat, der einen schwächeren Nachbarn bedrückt, betreibt eine kurzsichtige Politik. Was er heute etwa durch einen dem andern aufgezwungenen Handelsvertrag gewinnt, wird er, vielleicht allerdings erst nach Jahrzehnten, durch Verluste in einem Krieg gegen jenen und die von ihm gewonnenen Bundesgenossen mit Wucherzinsen verlieren. Staatsmänner, die nur auf den augenblicklichen Erfolg für sich selber bedacht sind, mögen diese Wahrheit ignorieren. Sie mögen sich mit den Erfolgen ihrer Politik brüsten, wenn sie das Glück haben, den Rückschlag nicht mehr zu erleben. Die Nachwelt wird aber mit ihm streng ins Gericht gehen. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein." (S. 120.)

„Wenn die Staaten, in denen versprengte Teile einer andern Nation seßhaft sind, diesen gegenüber Gerechtigkeit, volle Gerechtigkeit, walten lassen und die Regungen der Feindschaft ihnen gegenüber

möglichst im Zaum halten, kann man erhoffen, daß diese Diaspora sich nicht als Irredenta fühlen und ihren Brüdern jenseits der Grenze keinen Anlaß oder keinen Vorwand mehr gewähren wird, die ‚Erlöser' zu spielen." (S. 139.)

„Ein Staat, der eine Gebietsabtretung versprochen hat, muß dieses Versprechen halten und erfüllen. Hat er es erfüllt, seine Truppen und seine Behörden, soweit sie noch auf jenem Gebiet standen, von dort zurückgezogen und überhaupt seine Beziehungen zu ihm und seine Bewohner, soweit sie auf den Titel der Souveränität beruhen, gelöst, so hat aber jener Zessionsvertrag für die Zukunft nur mehr historische Bedeutung, nicht mehr die lebendige Kraft eines Rechtsgeschäfts. Die durch ihn begründete Pflicht ist durch die erfolgte Erfüllung konsumiert. Der Versuch, dieses Gebiet in einem spätern Zeitpunkt, bei günstigerer Gestaltung der Umstände wieder zurück zu gewinnen, ist kein Bruch des Vertrags, aus dem nach seiner vollständigen Erfüllung weitere Pflichten ja nicht mehr bestehen. Solange Eroberung überhaupt nicht als völkerrechtliches Delikt gilt, kann auch die Rückeroberung dies nicht sein." (S. 160.)

Ich kann nur schwer der Versuchung widerstehen, noch mehr solcher Sätze anzuführen, die von aktueller Bedeutung sind. Das ganze Buch besitzt diese Bedeutung. Das Angeführte diene nur zur Illustration.

Lammasch vertritt mit schlagenden Argumenten die Notwendigkeit der Vertragstreue, er bekämpft den Neo-Machiavellismus, der zu einer entgegengesetzten Auffassung führte und widerlegt mit ausgezeichneter Schärfe die Vertreter der Anschauung, daß der Staat über seinen Verträgen stehen muß, wie Lasson, Erich Kaufmann, Heinrich Scholz u. a. Die „Clausula rebus sic stantibus" unterzieht er einer eingehenden Kritik. Er bestreitet das von manchem „Rechtslehrer" darauf begründete Recht, Verträge unter gewissen Umständen zu brechen. Nur für eine Gattung von Verträgen will Lammasch jene Klausel in vollem Umfang gelten lassen: Für den Bündnisvertrag. Jeder Bündnisvertrag enthält die Verpflichtung zu einem künftigen Krieg. Die unterzeichnenden Staaten nehmen an, daß ihre Interessen in Zukunft die gleichen bleiben werden. Aber schon die Befristung der Dauer der Verträge drückt aus, daß die Verhältnisse sich ändern können. Es besteht aber keine Gewißheit, daß diese Änderung nicht schon während der Vertragsdauer eintritt. Lammasch sieht hier einen Widerspruch der bisherigen Diplomatie, die sonst so sehr auf die Wahrung der Souveränität des Staates bedacht war. Er rechnet damit, daß die Demokratie, „wenn sie auch nur ein Minimum von Einfluß auf den Gang der auswärtigen Politik erlangt haben wird", um so mehr Nachdruck darauf legen und darauf bedacht sein wird, daß künftig Bündnisse nicht mehr abgeschlossen werden, die einen Staat pro futuro zu einem Krieg verpflichten. Er sagt wörtlich (S. 166): „In dem Jahrhundert, in dem blutsverwandte Vettern gegeneinander den erbittertsten Krieg führen, in dem Völker in solchen Massen gegeneinander kämpfen, die selbst den Zeiten der Völkerwanderung unbekannt waren, werden diese Massen für die Zukunft das Recht in Anspruch nehmen, daß nicht von vornherein, vielleicht Jahrzehnte im voraus, über eine Frage entschieden werde, an der sie die Nächstinteressierten und Meistbeteiligten sind, über die Frage, ob sie verpflichtet werden können, ihr Leben für Interessen eines fremden Staats einzusetzen, weil dieser früher einmal jenen ihres Vaterlands gleichwertig gehalten wurde. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die Interessen des andern Staats nicht wirklich unsre eigenen sein könnten. Das kann sehr wohl der Fall sein. Nur soll die Frage, ob dem tatsächlich so sei, nicht schon zum voraus bindend beantwortet werden, sondern erst nach der Konstellation jener Zeit, in der sie akut wird. Die Forderung, daß Bündnisse nicht verpflichtend seien, wird nicht nur gegenüber geheimen Bündnissen, sondern auch gegenüber öffentlichen erhoben werden müssen, weil gerade diese mit Notwendigkeit zu Gegenbündnissen führen, die dann nur allzuleicht eine allgemeine Konflagration von der Art herbeiführen, wie wir sie durchleben."

Lammasch will Bündnisse, die erst nach Ausbruch eines Kriegs oder bei dessen Drohung geschlossen werden, nicht wie die pro futuro geschlossenen behandelt wissen, da sie für den Frieden unter Umständen sehr vorteilhaft sein können. Diese Begründung läßt annehmen, daß er auch gegen solche pro futuro geschlossene Verträge nichts einwenden dürfte, die von einer sehr großen Anzahl von Staaten, wenn nicht gar von allen, zu dem Zweck geschlossen werden sollten, Kriegen eventuell auch durch Gewaltanwendung vorzubeugen. Ich denke dabei an die von Amerika vorgeschlagene League to enforce peace.

Das IX. Hauptstück ist der „Friedensbewahrung" gewidmet. Der unerfüllbaren und undefinierbaren Forderung des „gerechten" Kriegs stellt Lammasch den Begriff des „gerechtfertigten" Kriegs gegenüber. Nach der gerade durch den gegenwärtigen Weltkrieg hervorgerufenen Erkenntnis, daß der Krieg nicht nur die kriegführenden Staaten, sondern auch die Neutralen schwer trifft, wird es in Zukunft nicht mehr zu umgehen sein, daß jeder zum Krieg bereite Staat vorher dem Verlangen der Neutralen entspricht, den Versuch zu einer friedlichen Lösung des Konflikts nicht abzuweisen. Derjenige, der dieses Verlangen ablehnt, wird als Störer des allgemeinen Friedens zu behandeln sein, wird einen ungerechtfertigten Krieg führen, während die Kriegführung des Gegners als die gerechtfertigte anzusehen sein wird. Den letzteren wird die Unterstützung der neutralen Staaten zuteil werden, während der Führer des ungerechtfertigten Kriegs unter den Nachteilen des allgemeinen Widerstandes zu leiden haben wird.

Im Anschluß hieran wird die sogenannte dilatorische Behandlung zwischenstaatlicher Streitfälle erörtert und das Mediationsrecht der Neutralen wie die Schaffung eines internationalen Verständigungsrats eingehend dargelegt.

Lammasch's ausgezeichnetes Werk läßt uns die Zukunft in einem etwas helleren Licht erscheinen,

als man angesichts der trüben Gegenwart zu hoffen wagt. Es unterscheidet sich auch von Werken ähnlicher Art durch die Lebendigkeit der Behandlung, durch den engen Zusammenhang mit den Leiden und Wirren der Zeit, aus der heraus es entstanden ist, und durch das warme Empfinden des Verfassers, das aus jeder Zeile spricht. Deshalb ist zu hoffen, daß dieses Buch nicht nur Leser, sondern auch Anhänger findet, die für die darin entwickelten befreienden Ideen auch eintreten werden.

A. H. F.

Ist das deutsche Volk demokratisch?

(Antwort an einen französischen Freund.)

Von Hermann Fernau, Zürich.

Sie schreiben mir, daß auch in Frankreich ein lebhafter Wunsch nach dem Frieden bestehe, daß aber ganz Frankreich einmütig wie am ersten Tage eine gründliche demokratische Änderung des deutschen Regierungssystems verlange, weil dies die Voraussetzung für die Schaffung jener neuen, überstaatlichen Rechtsordnung sei (Völkerbund, Gesellschaft der Nationen, internationale Schiedsgerichte usw.), die den kommenden Frieden allein sichern kann.

Aus einer Rede von Herrn Ribot zitieren Sie mir den Satz: „Der Frieden wird unvergleichlich leichter zu schließen sein, wenn wir an Stelle von Kaiser Wilhelm die Vertreter einer auf den Grundsätzen des modernen Rechts aufgebauten Demokratie vor uns hätten." In diesen Worten, so sagen Sie mir, kommt das allgemeine Gefühl in Frankreich zum Ausdruck. Nur bestehe noch die bange Frage: Gibt es überhaupt Vertreter der deutschen Demokratie? Wo sind die Männer, mit denen man im Namen der deutschen Demokratie verhandeln könnte? Würden sie jemals die Volksmehrheit hinter sich haben? Muß man nicht an einer demokratischen Wiedergeburt Deutschlands verzweifeln und sich angesichts der Tatsachen dieses Weltkrieges die Frage vorlegen, wie der Frieden mit einem Volke aussehen soll, das offenbar von der Demokratie nichts wissen will?

Wenn man, wie Sie und ich und Millionen Zeitgenossen, von der Überzeugung durchdrungen ist, daß die Errichtung eines dauernden Friedens ohne ein gründlich demokratisiertes Deutschland gar nicht denkbar ist, dann sind die Fragen, die Sie mir stellen, in der Tat die wichtigsten, die man gegenwärtig stellen kann. Denn entweder gibt es ein demokratisches Deutschland, und dann wird eine Verständigung mit ihm leicht sein. Oder es gibt kein solches Deutschland. Dann bliebe nichts übrig, als es mit Waffengewalt zur Annahme demokratischer Einrichtungen zu zwingen, die es nur widerwillig und so lange ertragen würde, als unumgänglich notwendig ist, um seine im jetzigen Weltkrieg verunglückten Pläne (die eine Kriegsgefahr sind) wieder aufzunehmen.

Nun will ich ohne weiteres zugeben, daß alle oder fast alle deutschen Erscheinungen dieses Weltkrieges dafür zu sprechen scheinen, daß der demokratische (und mehr noch natürlich auch der republikanische) Gedanke mit Börne, Heine und Herwegh in Deutschland total gestorben ist. Insonderheit hat die Haltung der deutschen Sozialdemokraten (die man bis zum August 1914 für stille Republikaner hielt) eine allgemeine Enttäuschung hervorgerufen. Man sagte sich in den Ententeländern, daß, wenn schon im grünen Holz so undemokratische Säfte pulsieren, es mit dem dürren noch viel schlimmer stehen müsse. Tatsächlich sind auch seit Kriegsbeginn kaum ein halbes Dutzend mehr oder weniger bekannter deutscher Männer aufgetaucht, die es gewagt haben, offen als Demokraten zu sprechen. Ihre Landsleute mußten sich sagen, daß diese Männer Einzelerscheinungen sind, die niemals die Mehrheit des deutschen Volkes hinter sich haben können. So entstand allmählich der Glaube (der übrigens von den meisten angesehenen Neutralen geteilt wird), daß die Deutschen nicht „reif" seien für die Demokratie und keinen Sinn für die Freiheit hätten.

Aber erst, wenn man für diese Behauptung die vollgültigen Beweise erbrächte, hätte man ein Recht, die notwendigen Konsequenzen für den Friedensschluß daraus zu ziehen. Erbringt man diese Beweise nicht, dann handelt es sich hier offenbar nur um Schlagwörter und Vermutungen, die verleumderisch und völkerverhetzend wirken müssen. Und das brauchen wir in unserer schweren Zeit am allerwenigsten. Denn die Welt ist so voll von Haß und Mord und Zweideutigkeit, daß alle ehrlichen Leute sich vereinigen sollten zur Wiederherstellung der Menschlichkeit unter Menschen.

Welche Bewandtnis also hat es mit der undemokratischen Gesinnung des deutschen Volkes?

Sie werden mir wahrscheinlich sagen, das deutsche Volk sei im August 1914 mit so einmütiger Begeisterung in den Krieg gezogen, daß der „Geist der Augusttage" wie eine beklemmende Offenbarung auf die Welt gewirkt habe. Jeder, der die Mobilisation in Deutschland miterlebt hat, wird Ihnen versichern, daß die damals zum Ausdruck kommende Kriegsfreude nur bei einem Volke möglich sein konnte, das jeden Funken demokratischen Gefühls verloren hat. — Lassen Sie mich darauf erwidern, daß diese Begeisterung und Freude dem reinen Verteidigungskrieg, dem heiligen Krieg fürs Vaterland galt, auf gar keinen Fall aber (wie man uns heut weismachen möchte) der pangermanischen Idee und dem Angriffskrieg. Auf diese wichtige Tatsache habe ich bereits nachdrücklich in meinem letzten Buch hingewiesen. Bis auf den heutigen Tag wird die Idee von dem „uns aufgezwungenen Krieg" energisch in die Massen gebracht, eben weil man weiß, daß nur die Idee der Vaterlandsverteidigung jene Opferwilligkeit im deutschen Volke auslösen kann, die zur Kriegführung unentbehrlich ist. Sind nicht

auch Ihre Landsleute mit stiller Erbitterung oder lauter Begeisterung in diesen Krieg gezogen, weil sie das Vaterland in Gefahr wußten? Es ist nicht die Schuld des deutschen Volkes, daß dieser Glaube an einen feindlichen Überfall in Frankreich den Tatsachen entsprach, während er in Deutschland ... Die Tatsache also, daß das deutsche Volk sich für einen Verteidigungskrieg begeisterte (und noch begeistert), ist kein Beweis gegen, sondern eher für die demokratische Gesinnung des deutschen Volkes. Sie sollten die Kriegsbegeisterung im Schweizervolk sehen, wenn man ihm mitten in der höchsten Spannung amtlich versicherte, der böse Nachbar habe Patrouillen über die Grenze geschickt und Bomben auf wichtige Eisenbahnlinien geworfen. Würden Sie den Schweizern deshalb undemokratische Gesinnung vorwerfen, weil sie, um diese Übergriffe abzuwehren, begeistert zu den Waffen eilen?

Aber die Haltung der deutschen Sozialdemokratie? War es nicht die Pflicht dieser Partei, mannhaft und geschlossen für die Ideale der Demokratie einzutreten, anstatt ... Hier gilt dasselbe Argument, denn alle Sozialistenkongresse haben bisher das Prinzip der Landesverteidigung gutgeheißen. Warum sollte die Partei nicht an das feierliche Kaiserwort glauben: „Mitten im Frieden überfällt uns der Feind!" — Nichts ist dem Menschen peinlicher als das Eingeständnis eines begangenen Irrtums. Auch die Sozialdemokraten fanden diesen Mut nicht, als sie später Gelegenheit hatten, die Schuldfrage näher zu untersuchen. Von wenigen mannhaften Ausnahmen abgesehen, gingen sie auf dem Wege der Lüge weiter, und einige unter ihnen (David, Scheidemann, Lensch, Südekum, Heine usw.) wurden in dem Bemühen, ihre Haltung zu rechtfertigen, sogar die begeisterten Anwälte der deutschen These von dem „uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg". Aber sind die neunzig sozialdemokratischen Abgeordneten, die heut die Mehrheitspartei ausmachen, das deutsche Volk?

Sie werden mir ferner den famosen Aufruf der 93 Intellektuellen vorhalten und sagen, daß, wenn diese maßgebenden Männer der deutschen Wissenschaft und Kunst derartig energisch die undemokratische Kulturidee der deutschen Regierung verteidigten, darin der Beweis liege, daß das ganze Volk so denke. Ich möchte das auf das entschiedenste bestreiten. Warum sollen sich in einem großen Staat wie Deutschland nicht 93 berühmte Leute finden, die ihre Berühmtheit für eine undemokratische Sache einsetzen? Wenn es überhaupt erlaubt wäre, ein Manifest demokratischer Essenz in Deutschland zu veröffentlichen, dann würden sich dafür ebensoviele und ebenso berühmte Leute finden lassen. Zudem handelt es sich hier zumeist um Fachgelehrte, und jedermann weiß, daß man just das Fachgelehrtentum nicht mit dem Volk identifizieren kann.

Vernünftigerweise könnte man die undemokratische Gesinnung des deutschen Volkes nur mit Ereignissen und Tatsachen aus der Zeit vor dem Kriege beweisen. Denn die in den Ententeländern allgemein herrschende Ansicht ist doch, daß die bedingungslose Kaisertreue und Militarisierung des deutschen Volkes eine Ermutigung (der neutrale Schriftsteller Muret sagt sogar eine Aufforderung) an die deutschen Regierenden war, endlich loszuschlagen. Wo finden wir solche undemokratischen Meinungsäußerungen des deutschen Volkes? Etwa in seiner Haltung gelegentlich des Umsturzgesetzes, der Zuchthausvorlage, der Krügerdepesche, des Interviews im „Daily Telegraph", der Vorfälle in Köpenick und Zabern? Ganz gewiß nicht. Bei allen diesen Vorkommnissen protestierten Volksvertretung, Presse und Verein mit seltener Energie gegen die Übergriffe des „persönlichen Regimes" und der Militärkaste. Jene reaktionären Gesetze wurden, obwohl der Kaiser selbst für sie eintrat, abgelehnt, und im Jahr 1908 war der Volkswille so stark geworden, daß der Kaiser in Zukunft mehr Mäßigung versprechen mußte.

Wo wäre die undemokratische Gesinnung des deutschen Volkes sonst wohl zum Ausdruck gekommen? In der deutschen Presse etwa? Ich bitte Sie, folgenden Versuch zu machen: Teilen Sie die deutschen Zeitungen aus der Zeit vor dem Kriege in drei Gruppen: 1. in eine unpolitische (bloße Informations- und Anzeigenblätter), 2. in eine links stehende (die etwa beim „Berliner Tageblatt" und der „Frankfurter Zeitung" endet), 3. in eine rechts stehende (die bei der „Kölnischen Zeitung" anfängt und alle reaktionären Nüancen bis zur „Kreuzzeitung" durchläuft). Schalten Sie die Leser der unpolitischen Presse aus, denn sie bilden den großen Haufen der politisch Gleichgültigen, die instinktiv mit den Wölfen heulen. Dann berechnen Sie die Abonnentenzahl und Auflagenhöhe der links und die der rechts stehenden Presse. Machen Sie zum Vergleich auch dasselbe Experiment für Frankreich. Sie werden einigermaßen erstaunt sein, denn Sie werden folgendes feststellen können: In vier Teile geteilt, besitzt die links stehende deutsche Presse (die also demokratische Ideale verteidigt) drei Viertel aller deutschen politisch interessierten Leser und die rechts stehende (die also die eigentliche königstreue und chauvinistische Tendenz vertritt) nur ein Viertel. Dagegen werden Sie für Frankreich finden, daß in diesem demokratischen Lande die rechts stehende Presse („Temps", „Figaro", „Gaulois" usw.) etwa drei Viertel und die links stehende („Humanité", „Radical", „Lanterne", „Dépêche de Toulouse" usw.) nur etwa ein Viertel der politisch interessierten Leser Frankreichs besitzt (farblose Informationsblätter wie „Journal", „Petit Journal", „Petit Parisien", „Matin" usw. immer ausgenommen). Das würde also beweisen, daß das deutsche Volk demokratisch und das französische Volk undemokratisch gesinnt ist. Da wir aber bestimmt wissen, daß das für Frankreich nicht zutrifft, so dürfen wir daraus schließen, daß die Presse eines Landes vielleicht nicht als treues Spiegelbild der Volks-

„gesinnung" gelten kann. Wollen Sie sie aber trotzdem als solche betrachten, dann ginge daraus in eklatanter Weise hervor, daß das deutsche Volk durch und durch demokratisch gesinnt ist.

Womit könnte man wohl sonst noch die Behauptung beweisen, das deutsche Volk sei undemokratisch ? Mit den Wahlergebnissen vielleicht? Nehmen wir die letzten Reichstagswahlen vom Januar 1912. Sie können in der Tat als maßgebender Meinungsausdruck der deutschen Nation angesehen werden. Von rund zwölf Millionen deutschen Wählern stimmten sieben Millionen deutlich im Sinne der Demokratie (Sozialdemokratie, Freisinn und Nebengruppen), rund zwei Millionen stimmten für das Zentrum (das ganz wie die Generalanzeiger-Presse weder demokratisch noch undemokratisch ist) und kaum drei Millionen stimmten für die deutlich kaisertreuen und pangermanistischen Parteien (Konservative, Nationalliberale, Antisemiten usw.). Der Ausfall dieser „roten Wahlen" war für die deutsche Regierung eine so energische Aufforderung zur demokratischen Neuorientierung, daß die Kriegs- und Militärpartei just darin ein Hauptargument für die Notwendigkeit eines sofortigen „Ablenkungs"- und Eroberungskrieges fand; der Weltkrieg ist ein Beweis für die bedauerliche Tatsache, daß die deutsche Regierung diesem Argument zugänglich war. — Beachten Sie übrigens den Widerspruch, in den sich so viele Ihrer Landsleute verstricken: Sie behaupten einerseits, das deutsche Volk sei undemokratisch, andererseits aber stellen sie (wie beispielsweise Professor Aulard) die nicht unrichtige These auf, daß just die Furcht vor der aufbegehrenden deutschen Demokratie für Wilhelm II. ein Hauptgrund für die Herbeiführung dieses Krieges war (nach dem bekannten Rezept Bismarcks und Napoleons III.). Sie sehen, daß es auch in Ihrem Lande Gelehrte gibt, die mit der Logik ab und zu unsanft umgehen.

Verdeutlichen wir das Bild der Wahlergebnisse noch besonders für Preußen, dessen Volk angeblich am undemokratischsten sein soll. In Preußen wurden bei den Reichstagswahlen 1912 folgende Stimmen abgegeben:

Sozialdemokraten	2,417,800
Zentrum	1,257,100
Konservative und Reichspartei . .	1,179,300
Nationalliberale	964,800
Fortschrittliche Volkspartei	861,300
Wirtschaftliche Vereinigung	197,500
Sonstige Parteien	441,300

Wenn es nun überhaupt ein allgemeines Wahlrecht in Preußen gäbe und die Sitze gerecht verteilt würden, dann säßen im preußischen Abgeordnetenhause auf grund dieser Wahlen: 140 Sozialdemokraten, 50 bürgerliche Demokraten, etwa 25 prinzipielle Anhänger der Demokratie, 11 zweifelhafte Demokraten, 98 Zentrumsmänner, 68 Konservative und Antisemiten und 56 Nationalliberale, im ganzen 448 Abgeordnete, von denen 190 als entschiedene und mindestens 240 als prinzipielle Demokraten angesehen werden müßten (und sich auch als solche betragen würden, wenn es überhaupt eine Ministerverantwortlichkeit in Preußen gäbe). Preußen müßte also, wenn es parlamentarisch herginge, durchaus im Sinne der Demokratie regiert werden.

Gestatten Sie mir daher auf Grund dieser kurzen Andeutungen, folgende Schlußfolgerungen zu ziehen, an deren Richtigkeit ich glauben muß, solange man mir nicht den Gegenbeweis erbringt

Das deutsche (und insonderheit das preußische) Volk denkt, liest und wählt demokratisch. Wenn es seit Kriegsausbruch den Eindruck der bedingungslosen monarchischen Gesinnung gemacht hat, dann eben nur der heiligen Idee der Landesverteidigung zuliebe. Da es über die eigentlichen Kriegsursachen in künstlicher Unwissenheit gehalten wird, so ist die Behauptung, die Deutschen bejubelten den Eroberungskrieg, eine grobe Verleumdung.

Seit Kriegsausbruch hat das deutsche Volk keine Gelegenheit gehabt, irgendwelche freie Meinung zu äußern. Seit dem 1. August 1914 untersteht alles einem offiziellen Zwang. Was ein in Freiheit befragtes deutsches Volk in Wirklichkeit über die Form seiner künftigen Regierung denkt, weiß vorläufig niemand. Aber ich wette tausend gegen eins, daß heute vier Fünftel des deutschen Volkes die Demokratie im Sinne der russischen Revolution ersehnen.

Bleibt die Frage der Führer. Damit, lieber Freund, werden Sie warten müssen, bis ... Wer wußte im Februar 1917 etwas von Kerenski? Wer kannte über den engeren Kreis seiner Parteigenossen hinaus einen Tscheidse, einen Miljukoff usw.? Ich könnte Ihnen einige Dutzend sehr angesehener, sehr kompetenter deutscher Männer nennen, die mit Leib und Seele Demokraten (und sogar Republikaner) sind, und die morgen eine Zierde der deutschen Nation sein werden, während sie heut, wenn sie hervortreten wollten, als Landesverräter gelten würden.

Es ist dringend notwendig, daß man sich in den Ententeländern endlich von der durch nichts gerechtfertigten Legende eines undemokratischen, servilen, militarisierten deutschen Volkes losmache. Bleibt sie bestehen, dann vergiften wir von vornherein den kommenden Frieden. Es ist eine viel zu wenig beachtete historische Tatsache, daß die in jedem Volke schlummernde demokratische Idee erst mit der militärischen Niederlage triumphieren kann. Es gäbe ebenso wenig eine dritte französische Republik ohne Sedan, wie es heut eine russische Demokratie gäbe ohne die Niederlagen der Romanow 1905 und 1914/16. Man bringe dem deutschen Volke das Vertrauen entgegen, daß es ganz ebenso wie jedes andere vollkommen „reif" für jene Selbstregierung ist, die die einzige Friedensgarantie für das kommende Europa sein kann.

Wenn Sie, nach näherer Prüfung meiner Argumente, in diesem Sinne aufklärend bei Ihren Landsleuten wirken wollten, wird Ihnen im Namen des deutschen Volkes zu großem Dank verpflichtet sein

Ihr sehr ergebener
Hermann Fernau.

Reichstag und Volk.

Von einem früheren Reichstagsabgeordneten.[1])

Einer späteren Geschichtsschreibung wird es vorbehalten bleiben, die überaus traurige, aber interessante Tatsache zu erörtern, wie am 4. August 1914 der ganze deutsche Reichstag mit verschwindenden Ausnahmen vom Kriegstaumel ergriffen wurde und wie bei der großen Mehrzahl dieser doch meist gereiften und oft recht kritisch veranlagten Männer diese Massensuggestion bis fast zum Ende des dritten Kriegsjahres anhielt. Wenigstens in der Öffentlichkeit.

Im Juli 1917 ist es plötzlich anders geworden. Am 6. und 7. Juli hat der Zentrumsabgeordnete Erzberger in der Budgetkommission in scharfen Ausführungen, welche sich zunächst gegen unklare Mitteilungen des Marinestaatssekretärs von Capelle über die Erfolge und Aussichten des U-Bootkriegs richteten, die ganze Kriegslage so nüchtern und ungeschminkt behandelt, daß ihm die übrigen Parteien mit Ausnahme der Konservativen im wesentlichen zustimmten. Auch das Eingreifen Helfferichs und des Reichskanzlers von Bethmann konnten die Situation nicht retten, ebensowenig die plötzlich erfolgende Proklamation des Königs von Preußen, der die Osterbotschaft durch die Zusicherung einer im Herbst einzubringenden Wahlrechtsvorlage mit dem gleichen Wahlrecht ergänzte. Obwohl am 7. Juli Herr Spahn erklärte, daß das Vorgehen Erzbergers ohne vorherige Stellungnahme des Zentrums erfolgt sei, blieb die Mehrheit der Kommission mit Einschluß auch der Nationalliberalen fest und einigte sich auf eine Resolution zugunsten eines Verständigungsfriedens ohne Annexionen, sowie späterer internationaler Schiedsverträge, also auf ein Programm, das man mit gewissen Einschränkungen als einen Sieg pazifistischer Ideen bezeichnen darf.

Die Nationalliberalen freilich fielen, eine in ihrer Geschichte keineswegs seltene und deshalb nicht überraschende Erscheinung, unter dem Wutgeschrei ihrer eigenen ziemlich restlos alldeutschen Presse, wieder einmal um und brachten eine eigene Resolution ein, aus der aber immer noch hervorgeht, daß sich auch ihr Standpunkt der wuchtigen Sprache der Tatsachen nicht verschlossen hat.

Die weitern sich schnell folgenden Ereignisse, der Kanzlerwechsel, die Veränderungen im Ministerium, die entscheidende Reichstagssitzung sind aus der Tagespresse hinlänglich bekannt. Bedauerlich bleibt es, daß der Reichstag, obwohl ihm die Stunde günstig wie nie war, sich die Ernennung des neuen Reichskanzlers Dr. Michaelis, der ohne in seiner Beurteilung vorgreifen zu wollen, zweifellos die Fähigkeit zu einem guten Konsistorialpräsidenten besitzt, ruhig gefallen ließ, den großen Milliardenkredit bewilligte und dann in Gnaden bis zum 26. September beurlaubt wurde. Das sind aber Zustände, wie sie nur in Deutschland möglich sind.

Wie steht nun das deutsche Volk, welches drei Jahre hindurch so unsagbare Opfer an Gut und Blut gebracht hat, unter großen Entbehrungen lebt und mit Schaudern dem vierten Kriegswinter entgegensieht, zur Friedensfrage? Es kann mit Bestimmtheit behauptet werden, daß die Bevölkerung mit geringen Ausnahmen den Krieg gründlich satt hat, aber nicht in der Lage ist, ihre Meinung zu äußern. Es gibt eben in Deutschland keine öffentliche Meinung mehr. Die Presse steht unter schärfster Zensur, hat dann aber aus der Not eine Tugend gemacht und schwelgt täglich in fetten Überschriften von Siegen oder zerrütteten Zuständen bei den Feinden.

Eine rühmliche Ausnahme, wofür nicht genug gedankt werden kann, machen einige wenige Zeitungen, vor allem das Berliner Tageblatt, die Frankfurter Zeitung und die Welt am Montag. Aber diese Blätter dürfen ja nicht schreiben, wie es ihnen ums Herz ist, alle waren schon verboten. Sie dürfen aber eins: sich nicht an der allgemeinen Kriegshetze beteiligen, von der selbst ein Teil der rechtssozialdemokratischen Blätter sich nicht freigehalten hat.

Über die einzelnen Abgeordneten, welche in dieser überaus schweren Zeit sich mehr als je als die berufenen Vertreter des Volkes fühlen sollten, kann nicht viel Rühmenswertes gesagt werden. Sie sind 1912 unter ganz andern Verhältnissen gewählt, haben sich 1914 mit Hurra für den Krieg begeistert. Jetzt fällt es ihnen, nachdem sie sich drei Jahre lang haben von den Ereignissen treiben lassen, schwer, in das Rad der Entwicklung einzugreifen. Und doch muß es geschehen! Die Scheidemann, Payer, Stresemann und Genossen sollten es allmählich begriffen haben, daß wir nicht mehr um die Niederringung Englands, die belgische Küste oder Naumanns Mitteleuropa Krieg führen, sondern um die Beseitigung der letzten absoluten Monarchie auf der Erde und die völlige Demokratisierung des deutschen Volkes. Das ist sicher bei einem durch die Jahrhunderte zu subalterner Gesinnung erzogenen Volke, wie dem preußisch-deutschen, eine überaus schwere Geburt, aber dieser Kaiserschnitt ist doch nachgerade hinreichend blutig und kostspielig geworden!

---

[1]) Der Verfasser gehört nicht der Sozialdemokratie an. D. R.

Die interparlamentarische Union im Krieg.

Der Krieg konnte das internationale Leben stören, vernichten konnte er es nicht. Die größten internationalen Organisationen haben wohl notgedrungen ihre Betätigung beschränken müssen, aber sie haben ihre Existenz bewahrt und ihre Organisation gesichert. Auch der Interparlamentarischen Union ist das gelungen, wie der soeben, durch die technischen Schwierigkeiten der Zeit verspätet, erschienene Bericht des Generalsekretärs[1]) für das Jahr 1916 beweist.

Die Aufrechterhaltung der Union ist keine leichte Aufgabe, zumal wenn man bedenkt, daß auf die 24 nationalen Gruppen dieser Organisation 16 kommen, deren Länder im Krieg verwickelt sind, wenn man ferner bedenkt, wie schwer heute in Europa der Verkehr jeder Art geworden ist. Es wird das unvergängliche Verdienst des Herrn Chr. L. Lange, des ausgezeichneten Sekretärs der Union, sein, wenn die Internationale der Parlamente den Krieg überdauert und für die großen Aufgaben, die ihrer nachher obliegen werden, bereitstehen wird. Welcher Art diese Aufgaben sein werden und wie sehr ihre Bedeutung von dem gegenwärtigen Leiter des Sekretariates erfaßt wird, läßt nachstehende Stelle aus der Einleitung des Jahresberichtes erkennen, die ich hier in deutscher Übertragung festhalten möchte. Sie lautet:

„Im Hinblick auf die Erörterung, die über die Probleme des Friedens einzusetzen beginnt, muß auf eine grundlegende Unterscheidung hingewiesen werden. Zwischen Frieden und Frieden besteht ein Unterschied.

Für die große Mehrheit der Menschen bedeutet Friede nur das Ende der Feindseligkeiten. Das Ende der Entbehrungen, der endlosen Trauerfälle, der Schluß der Leiden, die Rückkehr der Überlebenden zu ihren Heimstätten, die Wiederherstellung des normalen Lebens bedeutet das Wort „Friede" für die gequälten und blutenden Völker.

Es ist überflüssig zu sagen, daß das nicht der Friede ist, dem die Anstrengungen der Pazifisten und die der Interparlamentarier gelten. Es wäre eine gefährliche Täuschung, zu glauben, es genüge nur die Waffen niederzulegen, auf daß der wahre Friede, der feste und dauerhafte Friede errichtet sei. Das Ende des Kriegs ist nur eine Voraussetzung der Anstrengungen, die die Errichtung und Organisierung des Friedens zum Ziel haben. Es bildet den Ausgangspunkt dafür. Da aber diese Anstrengungen nur unternommen werden können, wenn der Friede einmal wieder hergestellt ist, ist es von höchster Wichtigkeit, daß dieser Ausgangspunkt gesund sei und keine Keime neuer internationaler Verwicklungen enthalte.

Daher ist es klar, daß die Förderer des Friedens nicht als gleichgültige Zuschauer den Bestrebungen zur Kriegsbeendigung beiwohnen können. Die gesamte Zukunft ihres Werkes wäre unwiderruflich beeinträchtigt, wenn bei der Friedensherstellung Bestimmungen aufgenommen werden würden, die den Grundsätzen von Recht und Billigkeit direkt widersprechen würden. Eine wichtige Aufgabe der Friedensförderer wird es deshalb sein, darüber zu wachen, daß keinerlei giftige Keime Eingang finden, die für die spätern Beziehungen der Staaten Gefahren mit sich brächten.

Das ist jedoch nur der erste Teil der Aufgabe, der ihrer harrt. Noch wichtiger wird die Willenskraft, die Anstrengung des Intellekts notwendig sein nach dem Ende des Kriegs. Dann wird sich die eigentliche Arbeit der Friedensförderer geltend machen, die Aufgabe, die Grundlagen einer wirklichen Gesellschaft der Staaten, einer Friedensorganisation zwischen den Völkern zu schaffen.

Wenn das beginnende Jahr wirklich die Krise des Krieges zeitigen, wenn es die so heiß ersehnte Einstellung der Feindseligkeiten bringen soll, ergibt sich die gebieterische Notwendigkeit, daß unsere Gruppen, daß unsere gesamte Organisation sich auf die ihrer harrende Aufgabe vorbereite. Das Unglück, das die Welt betroffen hat, würde nicht wieder gut zu machen sein, wenn sich nicht der gesamte gute Wille zu einer höchsten Anstrengung aufraffen wollte, um die Menschheit vor einem neuen derartigen Zusammenbruch zu retten.

Deshalb hat die interparlamentarische Union, um einen bescheidenen Teil zu dieser Wiederherstellungsarbeit beizutragen, vor allem versucht, ihre Organisation zu retten. Im Hinblick auf diese Eventualität hat sie von nun ab alle ihr zur Verfügung stehenden Kräfte in Bewegung und in Übereinstimmung zu bringen."

Die Staatssubventionen, die der Union im Frieden zuflossen, sind auch 1916 von den meisten Staaten weiter bezahlt worden. Nur Belgien, Bulgarien, Rumänien, Serbien und Italien haben keine Beiträge mehr geleistet. Deutschland und Großbritannien haben die offizielle Subvention gestrichen, hiefür haben die betreffenden Gruppen der Union aus eigenen Mitteln Beiträge geleistet. Österreich und Ungarn figurieren mit je 3000 Kronen, Frankreich mit 7000 Franken auf der Einnahmenliste, die mit der Gesamtsumme von 47,350 norwegischen Kronen abschließt. Bei der brieflichen Abstimmung über das Arbeitsprogramm für 1916 haben zwanzig Mitglieder des Interparlamentarischen Rates, die fünfzehn nationale Gruppen vertreten, geantwortet.

Während der Sekretär Lange im Jahre 1915 auf zwei Reisen mit den Präsidenten und Mitgliedern von elf Gruppen persönlich Fühlung nommen hatte, hat er im Jahre 1916 solcheReisen nicht unternommen. (Im Jahre 1917, über das im vorliegenden Bericht noch nicht gesprochen wird, hat Lange Skandinavien, Rußland, Österreich-Ungarn, Deutschland und die Schweiz besucht.)

Nach der bis zum 1. Juli 1917 vervollständigten Liste besteht der Interparlamentarische Rat aus den Mitgliedern von 21 Staaten. Nur Austra-

[1]) Rapport du Secrétaire générale au Conseil Interparl mentaire pour 1916. Suivi du Programme du Bureau pour 1907. 8°. Kristiania 1917. Bureau interparlementaire. 72 S.

lien, Italien und Serbien hatten bis zu jenem Zeitpunkt ihre Delegierten noch nicht ernannt. Das Exekutiv-Komitee setzt sich nach wie vor zusammen aus Lord Weardale (Großbritannien), Jhr. van der Does de Willebois (Holland), Richard Eickhoff (Deutschland), Freiherrn von Plener (Österreich), Houzeau de Lehaie (Belgien). *A. H. F.*

„Menschen im Krieg".

Von Mundy Schwalb, Bern.

Nun fangen sie an zu verstummen, die Heldenlieder, die unser geängstigtes Herz zur Ruhe und Zuversicht singen sollten, als in Umrissen jene Zeit sichtbar wurde, die seit drei Jahren schon unser Leben überschattet. Es dauert zu lang, und die Ereignisse sind zu grell. Uns graut vor der „Größe" unserer Zeit. Wir wollen eine kleinere bauen, die zu unserm Format besser paßt. Und der Schlachtruf „Vaterland, Vaterland über alles" wird je länger je lauter von dem andern „Menschheit über alles" abgelöst. Zu einem Sturmangriff wird geblasen und die Europäer werden an die Front kommandiert. Es ist wahrhaftig nicht zu früh.

Nach dem Franzosen Barbusse rüttelt nun ein Sohn Österreich-Ungarns[1]) an dem Schlaf der Welt. Unter dem Titel „Menschen im Krieg"[2]) ist bei Rascher & Co. in Zürich eine Sammlung von Erzählungen veröffentlicht worden, die zum Teil schon in der „Neuen Zürcher Zeitung", zum Teil in den „Weißen Blättern" erschienen sind. Zusammenhängend wirken sie nur dadurch, daß sie alle von der Schande unserer Zeit erzählen. In jeder zittert das Entsetzen, weint die Verzweiflung, rast der Schmerz über eine Zeit, die unser Menschentum so erniedrigt hat. Der Verfasser hat dieses Buch „Freund und Feind" gewidmet, den Unglücklichen hüben und drüben, die seit drei Jahren schon in diese Hölle hineingeworfen werden, aus der sie gar nicht oder mit zerrissenen Gliedern und mit zerbrochenem Herzen herauskommen.

Und was er ihnen erzählt, den Freunden und Feinden? Vom Krieg, den er an der Front mitererlebt, so erlebt, dass er, innerlich verbrannt, wie ein Gepeinigter in die Welt hinausschreit, was dieser Krieg eigentlich bedeutet, was er aus uns Menschen gemacht hat. Lest doch das Buch, Ihr im Hinterland! Lest es alle, die Ihr draußen einen lieben Menschen stehen habt, lest und ...verzweifelt ... Den ganzen Reigen, die Zieher und die Gezogenen, sie alle läßt der Verfasser in einem endlos traurigen Totentanz an uns vorüber gehen. Lest es doch! und seht mit dem Verfasser „die ganze Meute, die Schreier, die zu hohl und zu träge, um das eigene Ich zu formen, sich blähen wollen im gleißenden Lob, das ihrer Herde gilt, die Schurken, die von der Menge geschirmt, getragen, genährt, scheinheilig zu einem selbsterdachten Popanz emporblicken und ihn Millionen Braven ins Gewissen hämmern bis die Masse geschmiedet ist, die nicht Herz noch Hirn, nur Wut und blinden Glauben noch hat. Ich sehe das ganze Spiel, das in Blut und Schmerzen weiter rast, sehe die Zuschauer gleichgiltig vorbeiwandern und heiße ein Narr, wenn ich das Fenster aufreiße, um hinunterzuschreien, daß die Kinder, die sie getragen und gehegt, — die Männer, die sie geliebt haben mit angstvoll rückwärts gewandten Augen wie Vieh geschlachtet, wie Wild gejagt werden!"

Seht Eure Männer, Eure Söhne, Eure Brüder, Eure Väter! „Millionen werden in die Züge gepfercht, hüben und drüben, fahren singend einander entgegen, und hacken, stechen, schießen aufeinander los, sprengen sich gegenseitig in die Luft, geben ihr Fleisch und ihre Knochen her für den blutigen Brei, aus dem der Friedenskuchen gebacken werden soll für jene Glücklichen, die ihre Kalbs- und Rindshäute gegen hundert Prozent Nutzen dem Vaterland opfern, statt die eigene Haut auf den Markt zu tragen, für dreißig Heller täglich!....."

Und seht auch die Köche in der Küche, von denen Ihr hofft, daß sie Euch den „Friedenskuchen" backen sollen, sie, in deren Hände Ihr Euer Schicksal befohlen habt und das Schicksal Eurer Liebsten, seht sie, sich mit den durch das Leben Eurer Lieben erkauften Heldentaten schmücken, seht sie, die Menschenblut brauchen zur Befruchtung ihrer Ideen und den Krieg zum Ausleben ihrer Pläne. „Der Krieg trug in diesem Kreise die Maske Knecht Ruprechts, einen Sack voll guter Gaben auf dem Rücken, und eine Anweisung auf glänzende Karriere in der Hand..." „Es gab keine Ehrung, die der Sieger von ... noch hätte erstreben können. Und das alles hatten ihm elf kurze Kriegsmonate an den Hals geworfen; war die Ernte eines einzigen Kriegsjahrs, Neununddreißig Dienstjahre hatte er vorher in öder Gleichmäßigkeit, in ewigem Kampf mit schäbigen Alltagssorgen abgehaspelt .... Und da kam das Wunder!" Das Wunder, das diesem Leben Kraft und Stärke brachte, ist Euer Verlust, Euer Schmerz, Eure Trauer, Eure Pein, Eure Armut, Euer vernichtetes, inhaltlos gewordenes armes Leben... Und prägt in Euer Hirn und vergeßt sie nicht, die Antwort, die seine Exzellenz der Herr General, der Sieger von ..... sich selbst gibt, sich selbst, weil er sie dem Fragesteller nicht geben konnte. „Für wann hoffen Exzellenz auf den Frieden?" lautete die Frage. Und die Antwort: „Hoffen, war das zum Glauben, daß so ein Mensch mit einer solchen Ahnungslosigkeit jedem soldatischen Gefühl gegenüberstand? Auf den Frieden hoffen? Was hatte denn ein Feldherr vom Frieden Gutes zu erwarten? Konnte denn so ein Zivilist gar nicht begreifen, daß ein kommandierender General eben nur im Krieg wirklich kommandierte und wirklich General war, im Frieden aber nur so etwas wie ein strenger Herr Lehrer

[1]) In der „N. Z. Z." vom 2. Sept. d. J. verrät der Verfasser seinen Namen. Er heisst: Andreas Latzko.

[2]) „Menschen im Krieg". 8°. Zürich 1917. Rascher & Cie. 200 S. Fr. 3.—, geb. Fr. 4.—.

mit goldenem Kragen; ein Ölgötze, der sich aus Langeweile zuweilen heiser schreit. Und nach dieser öden Tretmühle sollte er sich zurücksehnen? ... Gott sei Dank! Noch gab es Krieg!"

Seht das alles. Und noch mehr. Seht auch die andern, die Statisten, die nichts zu tun haben, als auf das Stichwort „Sturmangriff" auf die Szene zu treten, um sich, wie es die Pflicht gebietet, totschlagen zu lassen oder selber totzuschlagen. Seht eure, unsre Helden, mißvergnügt zwar und traurig, aber immer gott- und schicksalergeben weiter trotten auf dem Weg, der zu ihrem Tod und zu unserm Jammer führt. Helden! die für eine Sache sterben, die sie als falsch, unzweckmäßig, nicht zum Ziel führend erkannt haben. Helden! die für die Überzeugung der andern irgendwo in einer Ecke mit dem verzweifelten „Mein Gott, mein Gott, so hast Du mich verlassen" auf dem Herzen verwesen. Helden? Nein, wir wollen ihnen die Maske vom blutigen Gesicht nehmen. Nicht Helden, nur arme, mutlose Narren des Verstands, um die man Mäntel von Seelengröße und Tapferkeit drapiert hat, und die nicht aus der Rolle fallen wollen, weil sie nur dieser Rolle Marktwert gegeben haben. Betrogene, die sich in ihrer eignen Schlinge gefangen, die man gestern für Gott, heute für den Kaiser und morgen für irgend eine andre repräsentative Persönlichkeit in einen nutzlosen Tod hetzen kann. Betrogene! Sie wissen alle wohl, daß kein Stückchen Erde, und sei es das schönste auf der Welt, so viel wert sein kann, daß Menschenblut darüber fließen dürfte, sie wissen's und sie schlagen sich gegenseitig doch tot ... Betrogene Narren, nicht Helden, kaum Menschen ...

Zum Schluß sei hier noch folgendes gebracht:

„Le feu" ist in Paris erschienen. Der Autor heißt Barbusse und hat den Preis Goncourt erhalten. Der Autor des Buchs „Menschen im Krieg" ist nicht genannt — wir würden die Gründe respektieren, auch wenn wir sie nicht kennen sollten — und das Buch erschien in Zürich. Warum? Wir kennen die „zuständige Stelle" nicht, die in Österreich-Ungarn irgendwo im Dunkeln, unerforschlich und unergründlich, Präventivverbote erläßt. Wir wissen nur, daß auch die bis jetzt keuschen und von pazifistischen Tönen ganz unberührt gebliebenen Ohren österreichisch-ungarischer Staatsbürger anfangen müssen, sich an diese neuen Töne zu gewöhnen. Ja, sogar S. Exzellenz Minister Graf Czernin hat vor nicht sehr langer Zeit gesagt, „daß jeder moralische denkende Mann (Mensch sagen wir. M. S.) die Pflicht hat, mit dem besten Willen an das gigantische Werk (Verhütung der Wiederkehr eines solchen entsetzlichen Kriegs) heranzugehen." Wir wenden uns deshalb an ihn. Minister mögen den besten Willen haben, der Not gehorchen oder dem eigenen Trieb, sie gehen wie sie kommen. Wenn dem Herrn Minister das „gigantische Werk" ehrlich am Herzen liegt, möge er im Kleinen beginnen und das Wasser auf die richtigen Mühlen leiten oder leiten lassen. Er möge die tausend Kräfte erwecken und dieser Arbeit dienstbar machen. Er möge in alle Köpfe die Erkenntnis hämmern, daß in aller Hände der Menschheit Würde gegeben ist. Er möge, durch Propagierung einschlägiger Literatur, anfangen, einer neuen Erziehung Wege zu ebnen. Er möge das Buch, von dem hier die Rede ist und das nicht den Krieg verurteilt, bloß den Krieg beschreibt, in Österreich-Ungarn propagieren, so propagieren, daß „in allen Herzen der Samen aufgeht, daß in alle Schlafstuben — gespenstisch blau — ein lieber Toter seine Wunden zeigt." Und er möge dann beruhigt sein: das Volk, das ganze Volk wird die „Wege suchen und die Wege finden, welche die Welt in Zukunft von diesem Alp befreien wird."

Neue Wege der Friedens-Sicherung.

Von Georg Schmiedl, Wien.

Obwohl in diesen Blättern schon im Juniheft auf das gedankenreiche Buch „Staatssozialismus und Staatskapitalismus" von Rudolf Goldscheid hingewiesen worden ist, wird es angezeigt sein, noch auf jenen Teil dieses Werkes zurückzukommen, der der Vermeidung kriegerischer Zusammenstöße und der Sicherung des Völkerfriedens gilt. Dies soll nun in folgenden Zeilen geschehen:

Trotzdem von tieferblickenden Geistern als eigentliche Kriegsursache die zwischenstaatliche Anarchie und die hemmungslose Sucht nach Machtentfaltung der Staaten hingestellt wird, ist dennoch niemals dieses Phänomen so gründlich sozialwirtschaftlich untersucht worden wie in dem angezogenen Buche. Wir sehen hier schrittweise diesen unheilschwangeren Zustand entstehen und kommen von selbst dazu, die Heilmittel dieser verheerenden Krankheit zu finden. Dadurch wird der ernste Leser von der Zielsicherheit des vorgezeichneten Weges wie von der hohen Bedeutung der zu lösenden Aufgabe so erfaßt, daß er das Buch mit dem festen Entschlusse weglegt, alle seine Kräfte der Verwirklichung der dargelegten Gedanken zu widmen.

Die Staaten begnügten sich bisher, in ihren Gebieten eine leidlich äußerliche Ordnung, mehr polizeilicher Natur, aufrecht zu erhalten. Im übrigen überließen sie auf dem Gebiete der innern und der äußern Wirtschaft das Volk, den Boden, die Arbeitsprodukte, wie die Naturschätze einer kleinen Schichte von mächtigen Kapitalisten und deren Geschäftsorganisationen. Diese machten einander auf dem innern wie auf dem Weltmarkte die wildeste Konkurrenz, ohne hieran von den Regierungen im mindesten gehindert zu werden. Dies war auch ganz natürlich. Sind es doch diese Kreise, zu denen der Staat in seiner Not als Bettler kommt, damit

sie ihm die stets wachsenden Mittel zur Verfügung stellen. So sehen wir allenthalben Raubbau treiben am organischen Kapital des Landes, hohe Lebensmittelpreise im Innern, niedere dagegen im Auslande; Abwanderung des überschüssigen Kapitals nach den Orten höherer Verzinsung, Abwanderung im Heimatslande notwendiger Arbeitsprodukte, Abwanderung arbeitsfreudiger Menschen, Hinausschiebung dringender Kulturwerke. Das in fernen Landen investierte Kapital strömt nicht wieder zurück, sondern wird wieder dort investiert, wo hoher Profit winkt. Dafür richten die Kapitalisten an den Grenzen der von ihnen so geliebten Heimat Schutzmauern auf, um das Eindringen fremder Natur- und Arbeitserzeugnisse zu verhindern. Der Staat setzt wohl eine äußerliche Ordnung in Form von Handelsverträgen fest, doch sind dies nur gleichsam Rahmengesetze, innerhalb deren Grenzen für die Profitinteressen der Kapitalisten genügender Spielraum bleibt. Diese kleine, aber mächtige Klasse betont zwar bei feierlichen Anlässen laut und pathetisch ihre Heimatsliebe und ihren Nationalstolz, doch nimmt sie bei Placierung ihres Kapitals keine Rücksicht auf die kulturelle oder politische Lage ihres Landes. Hierdurch wird der Staat gegen seinen Willen in Verbindungen und Rücksichten getrieben, die oft entgegengesetzt sind seinen ganzen Daseinsbedingungen.

Als tief verschuldeter, auf neue Anleihen angewiesener Bittsteller muß er, wie schwer es ihm auch sonst fällt, zum Schutze des festgelegten Kapitals seine Macht zeigen, den fremden Gläubiger zum Nachgeben zwingen, zuerst durch seine Diplomaten und, wenn die Zugeständnisse nicht genügen, durch Vorführung seiner Kriegsgeräte. An solchen, zahlreichen und stets neuartigen, darf natürlich kein Mangel sein. Dies alles, um die Herren vom Geldschranke bei guter Laune zu erhalten. Für abgewanderte Landeskinder stellt der Staat solch furchterregenden Apparat nicht bereit. So wird die Bevölkerung eines Landes, unter Vorantragung flatternder Fahnen, geziert mit den Symbolen des Vaterlandes, des Glaubens, der Nation, in den Kampf für jene geführt, denen sie ihre eigene Not und Rückständigkeit verdankt.

Um diese Urquelle kriegerischer Konflikte zu verschütten, gibt es nur zweierlei Maßnahmen, deren Unterlassung die Menschen dem unsäglichsten körperlichen, geistigen und moralischen Elend, die Kulturstaaten jedoch den größten Gefahren ihres Bestandes entgegenführt.

Die eine ist die Verwandlung des verschuldeten Staates, den bisherigen fiktiven Besitzer seines Landes, in einen vermögenden Teilhaber an allem Werte, erzeugendem (werbendem) Kapitale (Geschäfte — sowohl private als genossenschaftliche, Gründe, Häuser, Unternehmungen), die andern dagegen die staatliche Organisation des Außenhandels. Jene muß er durchführen, will er nicht die ungeheuren Kriegsschulden, Wiederherstellung verwüsteter Objekte und Ländereien, die unausweichlichen Ausgaben für Verkrüppelte, Witwen und Waisen, für die Regeneration des Nachwuchses u. a. wieder nur durch neue Steuern, Abgaben und Zölle decken und so, den Gesundungsvorgang ganz unmöglich machend, dem Zusammenbruch, dem wirtschaftlichen wie kulturellen, zusteuern. Auf diesem Weg liefert er sich dem syndizierten Finanzkapital, dem er entrinnen wollte, vollständig aus, verzichtend auf alle seine Kulturaufgaben, die gesamte Bevölkerung aber stets wachsendem Steuerdruck, teurer Lebenshaltung und den Folgen der tief gesunkenen Valuta preisgebend. Den zweiten Weg muß er gehen, will er nicht wieder in neue Kriege verwickelt werden, nicht zusehen, wie sich die eben angedeuteten Übel ins ungemessene verstärken. Geht er jedoch, unfehlbar getrieben durch die gestiegene und stets steigende Finanznot, diese beiden Wege, so wird er, der Kulturstaat, endlich Herr im egenen Hause, das Volk Gebieter seines Geschickes. Durch die schreckliche Erfahrung des Krieges belehrt, die Gewalt sei ein ganz untaugliches Mittel zur Austragung jeglichen Zwistes, der Herrenstandpunkt schädige schließlich mehr als er nütze, wird sich das moderner Völker würdige Werkzeug zur Schlichtung von Streitigkeiten durchsetzen: Organisation des internationalen Güteraustausches mit parlamentarisch-demokratischer Kontrolle. Dieser systematische Austausch überschüssiger Natur- und Arbeitserzeugnisse, dieser staatlich organisierte Verkehr ohne hinterlistige kaufmännische Finessen wird die Völker erst einander wahrhaft näher bringen, um so mehr, als bei kräftigem Staatssozialismus im Innern auch die wechselseitige Ausbeutung der Völker aufhören wird, besonders deshalb, weil durch praktische Betätigung die Erkenntnis allerorten um sich greifen wird, daß wir alle aufeinander angewiesen sind. Gilt für den einzelnen in vollem Umfange das alte Wort „Not bricht Eisen", um so mehr noch für die durch den Krieg in jeder Hinsicht so sehr geschwächten Staaten. Die alten Wege der Steuern, der Hochschutzzölle, der endlosen Anleihen, der Auslieferung des Volkes an die Privatinteressen kleiner, mächtiger Kreise sind in einer Zeit dringender Kulturaufgaben, nötiger Retablierungen und allgemeinen Geburtenrückganges nicht mehr gangbar. Jetzt heißt es: der Staat muß die Regelung der inneren und äußeren Wirtschaft kräftig in die Hand nehmen im Zeichen des Pazifismus, Demokratismus und Sozialismus.

Angesichts der Leistungen der Staaten, die sie durch die Not des Krieges zu vollführen genötigt waren, ist es nicht mehr leicht, irgendeinen Vorschlag durch die Bezeichnung „Utopie" beiseite zu schieben und ins Reich der Phantasterei zu verweisen. In der Zeit der Kulturbeherrschung heißt es alle Möglichkeiten ins Auge zu fassen, die auf dem Boden des Tatsächlichen durchführbar sind. Wenn sich

unsere Erkenntnis des Notwendigen nur in energisches Wollen umsetzt, dann werden wir auch bis nun als unausführbar gegoltene Einrichtungen ins Leben rufen, die, geboren aus unserem Können, die Menschheit bessern Zeiten entgegenführen. Da die Not des Staates und des einzelnen Menschen als Antrieb wirkt, so haben wir keine Sorge, daß wir uns auch diesen neuen Verhältnissen werden als „anpassungsfähig" erweisen.

Ist die Erkenntnis doch heute schon ein Gemeingut aller denkenden Menschen, daß ebenso wie das Einzelwesen ein Produkt sozialer Faktoren, auch die Gesellschaft ein solches internationaler Kräfte ist. Deshalb werden die Staaten nicht nur sich politisch international orientieren müssen, sondern auch wirtschaftlich, weil nur in enger Beziehung zu den Umvölkern die eigene Nation ihre Kräfte ganz entfalten kann. Um seine durch den Krieg und die vorhergegangenen Rüstungen zerrütteten Finanzen zu ordnen, wird der Staat keinen andern Ausweg haben, als im Inlande Eigenproduktion zu pflegen und dem Auslande gegenüber den Güteraustausch organisatorisch zu regeln.

Pazifismus und Sexualität.

Von Dr. Richard Maximilian Cahen, Köln.

Man hat in diesen Tagen oft vergeblich versucht, den Pazifismus lächerlich zu machen, weil er nur eine Ideologie ist. In der Tat muß sich der wissenschaftliche Pazifismus noch seine Sporen verdienen. Darüber, daß er es tun wird, kann kein Zweifel bestehen. Für jede neue Weltanschauung gibt es zwei Wege der Entwicklung. Sie kann wie das Christentum als Religion auf der Basis des Gefühls ihren Weg nehmen oder als Wissenschaft sich durchzusetzen versuchen. Die Quelle ist stets die gleiche. Es ist der neue Wille, die intensive Begierde nach Fortschritt, nach Höherem, Freudigerem. Eine neue Kulturwissenschaft muß beides in sich vereinigen. Sie muß gläubig und religiös sein. Sie muß andererseits in menschlichen Errungenschaften festwurzeln und daraus Anregung schöpfen. Gesamtkultur verlangen ist heute keine übertriebene Forderung mehr, wenn wir den Fortschritt der äußeren Kultur, insbesondere der Technik, beobachten. Eins ist sicher, wer den Menschen, das Individuum, kennt und beherrscht, beherrscht die Zukunft. Pazifismus ist Wissenschaft. Es ist die Wissenschaft der neuen Weltanschauung schlechthin. Sie predigt keinen Frieden und bejammert keine Toten. Sie weist nur auf das große Fiasko ringsumher hin, auf die Verelendung, auf den Sturz der primitivsten Moralgesetze, und findet, daß sie gegenüber den Phrasen des Tages das Recht, vielleicht sogar die Pflicht hat, ihre eigene Existenz zu verkünden und zu behaupten.

Nur ein Teil der pazifistischen Forderung ist es, Kriege aus der Welt zu schaffen. Der Pazifismus will eine Stimmung unter den Menschen schaffen, aus der heraus Kriege unmöglich sind. Auf diese Stimmung kommt es an. Der Pazifismus sucht neue Wege und neue Richtlinien. Er kennt die Seele der Menschen. Er weiß, daß die Welt so begehrenswert ist, daß man um sie ringt. Der Pazifismus will keine Askese. Er sucht nicht neue Ideale, sondern nur neue Wege, schon bestehende, in jedem kultivierten Menschen herrschende Gefühle der Menschlichkeit und Brüderlichkeit, zur Ausgestaltung zu bringen. In diesen Bestrebungen findet er bei den Regierungen keine Stütze. Regierungen können sich nicht auf Subtilitäten einlassen und fühlen sich nicht dazu berufen, neue Weltanschauungen zu begründen. Sie meinen, daß man Länder, Flüsse und Kanäle nicht mit Philosophie gewinnen und seine Grenzen nicht mit Weltanschauung schützen kann. Die kommende Generation des Pazifismus soll sie eines Besseren belehren und eines Tages die Herrschenden allerorts davon überzeugen, daß Geist ein besseres Schutzmittel ist als Beton. Heute kann der Pazifismus auf die Mithilfe der Regierungen und der Streitbaren aus Anlage und Berechnung in jedem Lande noch nicht zählen. Auch auf Kongressen kann man weder Religionen noch Weltanschauungen gründen, höchstens verderben, wie die Geschichte der mittelalterlichen Konzile im großen Ganzen lehrt. Der Pazifismus muß wissenschaftlich werden. Er muß die Menschheit unter das Mikroskop nehmen. Er muß ebenso planmäßig verfahren wie seine Feinde, und ebenso gewissenhaft in der Ausgestaltung der Menschlichkeit sein, als seine Gegner raffiniert in der Erfindung von tränenerregenden Gasen sind. Er muß alles aufrufen gegen die finsteren Gewalten, die das mühsam Erworbene von Jahrtausenden durch die Mittel der Technik in wenigen Minuten verkümmern lassen. Er muß ebenso Techniker werden wie seine Feinde, Gelehrter und Feldherr wie diese. Er muß dieselbe Pose des alleinigen Rechthabens annehmen wie sie und aufhören, die Rolle des weinerlichen Idealisten zu spielen. Die gleiche Pose und die andere Gesinnung, dieselbe Energie im Aufbauen wie sie andere im Zerstören haben. Deshalb wende er sich nicht nur an die Überlegung des einzelnen, er wende sich an den Instinkt. Er rufe eine Macht an, die mächtiger ist als die Erregung des Patriotismus und des Nationalempfindens. Es gibt vielleicht nur eine, die diesen Mächten überlegen ist. Es ist die menschliche Geschlechtlichkeit. Um das so ungemein verwickelte und schwere Problem auf eine Formel zu bringen, die ihm annähernd nahe kommt: die Frau muß zur Pazifizierung der Menschheit gewonnen werden. An Stelle der Forderung, wie sie Nietzsche, der heute schon nicht mehr ganz zeitgemäß erscheint, in die Worte faßt: „der Mann ist der Krieger, das Weib ist die Erholung des Kriegers" — und der als herrschender Zustand tatsächlich heute be-

steht —, muß ein höherer, unserem Jahrhundert würdigerer inauguriert werden. Bei Ausbruch des Krieges standen wir am Anfang einer neuen Entwicklung, die reiche Früchte zu zeitigen versprach. Der Krieg hat wie auf so vielen Gebieten auch hier Knospen zerstört und Blüten erstarren lassen. Die Antigone zu Anfang des 20. Jahrhunderts hat keinen anderen Ausweg zur Betätigung ihrer Liebesaufgabe gefunden, als Krankenschwester zu werden. Ein Teil der Frau wartet als Geliebte, als Ehefrau auf den Urlaub oder die endgültige Heimkehr des Geliebten oder des Ernährers. Der Rest bestellt den Acker und betreibt in Vertretung der fehlenden Manneskraft schwere männliche Arbeit. Rein menschlich betrachtet, mag dies alles anerkennenswert sein, vom Standpunkt des menschlichen Fortschritts aus ist es mehr als bedauerlich. Denn was gerade in dieser Beziehung der Zeit nachgerühmt wird, daß sie hier eine bewundernswürdige „Organisation" geschaffen habe, ist Jahrtausende alt und von je bei den primitivsten Völkern so gehandhabt worden. Spencer zählte in seiner Soziologie die Negerstämme auf, bei denen im Falle von Kriegen die Frauen an die Stelle der Männer traten und diese in ihren Berufen ersetzten und weist darauf hin, daß dieser Wechsel in so tadelloser Ordnung vor sich ging, daß die verschiedenen Berufszweige darunter in keiner Weise Störungen erlitten. Aber der große englische Soziologe fügt hinzu, daß diese Ablösung des Mannes durch die Frau ein Zeichen primitivster Kultur ist, eine Feststellung, die durch die Tatsache der Handhabung durch wilde und barbarische Völker hinreichend bekräftigt sind.

Von sagenhaften Amazonenstämmen abgesehen, haben stets nur Männer Kriege unter sich ausgefochten. Wir haben gesehen, daß von der Zeit der primitivsten Negervölker bis zu den Tagen des Frauenwahlrechts und der Emanzipation es die Rolle der Frau gewesen ist, dem Manne bei der Führung seiner Kriege insofern behilflich zu sein, als sie in seine Arbeit eintrat, daß Kriege in Permanenz erklärt wurden und besonders bei primitiven Völkern eine lange Dauer aufwiesen. Was die Sexualität angeht, so haben sich vom Mittelalter bis in die neueste Zeit Frauen dem kämpfenden Heere, zur Zeit der Landsknechte offiziell, späterhin heimlich, angeschlossen. Gegenüber diesen Feststellungen, die ergeben, daß die Frau zur Führung modernster Kriege wie primitivster Beutezüge ein hervorragend wichtiges und unentbehrliches Ingredienz ist, liegt es daher nahe, sich zu fragen, ob nicht dieselbe Frau ebenso zur Förderung pazifistischer Ideale und Ziele gewonnen werden kann wie jetzt zu kriegerischen. Dies muß jedoch richtig verstanden werden. Daß die Frau als Mutter die Trägerin des Friedensgedankens an sich sei, ist nichts mehr als eine sentimentale Phrase. Wir wollen nicht an die Arbeit gehen, die Durchschnittsfrau von der Notwendigkeit des geistigen Inhalts des Pazifismus zu überzeugen, und selbst wenn dies geschehen könnte, wäre sehr wenig damit gewonnen. Selbst wenn Frauen Pazifismus in höherem Sinne lehren — und nur wenige außer der genialen Suttner haben dies in schöpferischer Weise vermocht —, so ist die Wirkung, die damit ausgeübt wird, eine relativ geringe. In solchen Fällen wird dann Pazifismus und Feminismus auf eine Stufe gestellt, wozu die Gegner der neuen Kulturlehre schon so allzuleicht geneigt sind. Von Männern müssen die neuen Reiche des Geistes und des Lebens aufgerichtet werden! Der Mann allein hat die Kraft dazu, niederzureißen und aufzubauen. In jedem Manne steckt etwas von Prometheus, heißt es einmal bei Villiers de l'Isle Adam. Daran müssen wir glauben. Krieg und Frieden sind vielleicht so nah verwandt wie Wahnsinn und Genie. Prometheus zu erziehen, ist die Frau berufen. Aber nicht die Frau an sich, wie wir sie heute sehen; denn wir haben es erlebt, daß dadurch, daß die Frau als studierende dem Manne nacheiferte und Konkurrenz machte, pas Rad der Kultur nicht um eine Speiche weiter bewegt wurde. Wir haben den Ossa auf den Pelion getürmt, aber nichts wahrhaft Neues hat sich aus alledem ergeben. Jeder Einsichtige muß heute begreifen, daß es auf etwas anderes ankommt, als daß die Frau den Weg zur Gelehrsamkeit und angelernter Bildung nimmt, um dann schließlich doch nichts anderes zu werden als die Mutter von neuen Soldaten. Die Frau, die ihre Sexualität aufgibt, um Gelehrte zu werden, mag im Einzelfall bestehen bleiben, als Grundtendenz einer neuen europäischen Generation muß der Pazifismus sie bekämpfen. Denn abgesehen von der Kunst, benötigt der Pazifismus die weibliche Sexualität mehr als ihre Person. Aus ihr muß ein Serum gewonnen werden, das der neuen Weltlehre zum Siege verhelfen muß, ohne daß eine große Propaganda dazu erforderlich wäre. Jeder Verlust an Sexualität im höheren Sinne ist eine Förderung kriegerischer Tendenzen!

Wir glauben, annehmen zu müssen, daß die Menschheit nur schwer zu belehren ist. Sie muß erzogen werden, oder neue Gedanken müssen sie wie Sturmwind überkommen. Ihr eigenes Gefühl den Dingen gegenüber, ihre eigene Sexualität muß ihr neue Wege weisen.

Die Wandlung der Sexualität im einzelnen kann am besten daran nachgewiesen werden, wie sich die Frau in der Literatur wiederspiegelt und welchen Weg sie hier genommen hat. Literatur ist der Gefühlsausdruck der geistigen Führer. Im gewissen Sinne jedoch ist die Masse, vor allem der Mittelstand, durch literarische Eindrücke stark beeinflußt worden. Der Entwicklungsgang ist im wesentlichen, d. h. insoweit er für unsere Frage in Betracht kommt, folgender. Bei den sogenannten deutschen Klassikern, vor allem Goethe und Schiller, ist die Frau im allgemeinen leidend (Thekla, Gretchen, Klärchen, Amalie). Eine Stellung zum Weltganzen fehlt ihr, das Schicksal ist stärker als ihre Sexualität. Bei Hebbel finden wir die historische Frau, die pathetisch die Rolle der Frau

als Heldin verkünden soll (Judith, Mariamne). Im Bürgerlichen finden wir noch die gleichen Tendenzen wie früher; Untergang der leidenden Frau an ihrer eigenen Schwäche und Vergehen, das meist der bürgerliche Fehltritt ist (Klara in „Maria Magdala"). Auf dieser Stufe der Entwicklung hat in Frankreich schon etwas Neues begonnen, so z. B. die feine Skepsis an der Frau von Balzac, der Heine in Deutschland gegenüber die Rolle des melancholisch Enttäuschten annimmt. Auf eine Epoche rückhaltsloser Anerkennung moralischer Fähigkeiten des Weibes folgt eine solche, in der die Frau abwechselnd in den Himmel gehoben (Goncourts Renée Mauperin, Flauberts Bovary), andererseits bemäkelt wird, wie bei den Russen vor allem bei Tolstoi und Dostojewski. Die Unklarheit der Auffassung, die die divergierenden Anschauungen Schopenhauers und Nietzsches in bezug auf die Bedeutung des Weiblichen für den Mann, noch verstärkten, wurde dadurch im gewissen Sinne beendet, daß sich die Wissenschaft des Problems annahm. Möbius verkündet den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Weininger leugnet jedwede höhere Bedeutung des Weiblichen für die Kultur. Demgegenüber versucht noch einmal Ibsen, die Frau als gegen ihren Willen sündhaft, vom Schicksal getrieben, darzustellen. Aber gerade über des Nordländers flammende Verteidigungsrede für die Frau — Nora — gießt ein größerer die Schale seines Spottes und seiner Verachtung aus: August Strindberg. So hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts das frauenfeindliche Element in der großen Literatur fast auf der ganzen Linie gesiegt. Das, was lange Zeit die Geister beschäftigt hatte, die Frage, ist die Frau unverstanden oder schlecht, war im letzteren Sinne entschieden. Diese Feststellungen, die nur eine große Linie der Entwicklung geben können und sollen, wären für das Problem des Pazifismus nicht wesentlich, wenn ihre notwendigen Folgerungen es nicht in hohem Maße wären. Aus der scharfen Sonderung männlicher und weiblicher Qualitäten, aus der gigantischen Predigt des neuen Geistes, die imgrunde nur das gewaltige Motiv des Apostels: „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser", das unendliche Entsagen des Predigers: „Eins habe ich gefunden, das bitterer ist als der Tod, das ist das Weib", variierten und steigerten, er gab sich mit Notwendigkeit eine Vermännlichung des Mannes, den Zeitströmungen dazu zwangen, in der Frau ein notwendiges Übel zu erblicken. Eine solche Kulturstimmung, in der zum Kampf der Völker und zum Gegensatz der Nationen sich der Kampf der Geschlechter zu gesellen drohte, mußte daher dem Pazifismus mehr als gefährlich werden! In einer solchen Atmosphäre war sein Gedeihen unmöglich, eine Propaganda größten Stiles ausgeschlossen, da ihr keine Zeitziele zugrunde lagen.

Dies sollte mit einem Schlage anders werden, und zwar geht die neue Entwicklung von einer Welt aus, die auch neu und deren Formulierungen noch nicht so fest waren, wie die Europas. Amerika war es vorbehalten, den ersten großen pazifistischen Dichter hervorzubringen —Walt Whitman. — Er ist der erste, der angesichts des gewaltigen Konkurrenzkampfes unseres Lebens eine Kultur des Altruismus predigt. Auf seinen Schultern steht nicht nur eine neue Literatur, sondern erblüht eine neue Weltanschauung, eine neue Religion. Was von Whitman in Amerika ausgeht, was Thoreau übernimmt, in Emerson, Ruskin undeutlich aber doch schon human anklingt, was die Nordgermanen (Johannes V. Jensen), die deutsche, die französische, belgische und österreichische Lyrik und jetzt auch langsam die Prosa übernehmen, ist eine neue Würdigung des Weiblichen überhaupt. Die neue Weltanschauung weicht vor den letzten Konsequenzen wissenschaftlich medizinischer Exaktheit weit zurück. Es soll nicht mehr danach gefragt werden, was das Weib an sich ist und bedeutet. Selbst wenn aber angenommen werden müßte, daß das Weibliche ein Gift ist, so soll aus ihm das Substrat gewonnen werden, das zur Begründung eines neueren höhern Lebens erforderlich ist. Die Frau soll die Mittlerin werden zwischen den Völkern und Rassen, zwischen der Welt und dem Individuum überhaupt. Es beginnt die pazifistische Wertung und Ausbeutung des Weiblichen, an deren Anfang wir erst bei Beginn des Krieges standen. Die Gründe hierfür sind jedoch nicht darin zu suchen, daß man den Pazifismus an sich stärken wollte. Ein neues Weltgefühl erstand. Ein neues Liebesbedürfnis durchströmte die in dem Fron unablässiger Arbeit tätige Menschheit. Die Erde, die man von Tag zu Tag ausgestaltete und verschönte, lockte in die Weite. Die Notwendigkeiten des Berufes fesselten an die Scholle, und hinaus durften nur die Auserwählten. So mußten die Gebundenen etwas finden, was sie in geheimnisvoller Telepathie mit der Welt verband, das war die Frau, das Weibliche, dessen mystische Fernwirkung schon Goethe empfunden hatte. Damit ist die Problemstellung gegeben und eigentlich schon gelöst. Hier könnte sich ein Ring schließen. Von jenen Zeiten, in denen man Frauenraub trieb und um einer Frau willen sich der erste grosse Krieg entzündete (Troja) bis zu einer fernen glücklichen Zukunft, in der die Völker mit Hilfe des Weiblichen als Mittlerin, sich der Welt und sich selber zu nähern trachten. Eine Analogie kann die Kulturgeschichte schon bieten. Der geniale und tiefsinnige Mariengedanke verkündet die Frau als Mittlerin zwischen Mensch und Gottheit. Seine hinreissend starke Bedeutung ist heute noch so gewaltig wie zur Zeit seiner Begründung. Die neue pazifistische Religion verkündet die Frau als Mittlerin zwischen Volk und Welt. Die Frau, als ihrem Wesen und ihren Bedürfnissen nach international, ist die gegebene Verkündigung des Friedensgedankens im höheren allzeitlichen Sinne. So sind Pazifismus und Sexualität unlöslich miteinander verknüpft. Ihr Ziel ist das gleiche. Beide streben nach

Harmonie, nach dem Ausgleich von Gefühlskomplexen. Die Aufgabe des Pazifismus ist einzig und allein das von der Literatur und neuen idealistischen Philosophie unzweideutig gegebene Ziel, den weiblichen Instinkt nicht mehr zu bekämpfen, sondern zum Heile der Menschheit nutzbringend auszubeuten und zur Friedlichmachung zu verwenden. Ein schwer aber gewinnbringender Weg, der nur dann glücklich beschritten werden kann, wenn der Pazifismus der Zukunft alle Einzelerscheinungen des Lebens zu würdigen und zu meistern sucht. Daß die menschliche Sexualität sich neu gestaltet, daran kann bei scharfen Beobachtern kein Zweifel mehr obwalten. Den zentralistischen Bestrebungen des Nationalismus steht die Abnahme der Ehen, die Dezentralisation in sexueller Hinsicht; dem traditionellen Kastengeist des Staates das sozialistische keine Klassen berücksichtigende Verhältnistum gegenüber. Ebenso wie es dem modernen Nationalstaate eigentümlich ist, sich abzuschließen und zu begrenzen, so strebt die Sexualität des Individuums dank ihrer Triebhaftigkeit hinaus ins allgemeine zu jenem objektiven Boden, wo sich die Völker pazifistisch und neu geordnet verbünden können.

Noch nie hat es eine Zeit gegeben, deren Strömungen, trotz Krieg und Verrohung, dem Pazifismus so günstig waren, wie heute. Die Literatur (eine Kriegsliteratur von einigermassen Bedeutung gibt es nicht) steht ihm zur Seite. Die tiefen Brunnen unserer Zeit, die die Ereignisse nicht verschütten konnten, rauschen ihm zu. Will der Pazifismus, wie ich schon einmal ausführte, die Theorie der Moderne werden, so darf er nicht verabsäumen, die durchaus pazifistische Sexualität des modernen Menschen in den Kreis seiner Erwägungen mit einzubeziehen. Er wird sich der Aufgabe unterziehen müssen, die Frau von ihren egozentrischen Emanzipationsbestrebungen in etwas abzulenken und das Weibliche in Reinkultur zur Bändigung allzu schroffer nationaler Instinkte zu gewinnen trachten. Die Wege hierzu soll ein weiterer Aufsatz weisen.

Aus meinem Kriegstagebuch.[1])

(Bruchstücke vom Juli und August 1917.)

Griechenland bricht die diplomatischen Beziehungen mit den Zentralmächten ab S. 243. — **Krawalle in Stettin und Düsseldorf** S. 243. — **„Der Frieden morgen erlangbar"** S. 244. — **Die russische Offensive** S. 244. — **Österreich-Ungarn und die Fortsetzung des Kriegs** S. 244. — **Die Amnestie Kaiser Karls** S. 244. — **Deutsche und englische Regierungsvertreter beraten gemeinsam im Haag** S. 245. — **Stimmung in Deutschland** S. 245. — **Zusammentritt des Reichstags** S. 245. — **Berufung der Professoren Schumacher und Sombart nach Berlin** S. 245. — **Der deutsche Nationalverband und die Amnestie Kaiser Karls** S. 245. — **Rücktritt Bethmann Hollwegs** S. 246. — **Die Friedensresolution der Mehrheitsparteien** S. 246. — **Der Sturz Bethmanns ein Sieg der alldeutsch-militaristischen Richtung** S. 247. — **Annahme der Friedenszielresolution im Reichstag** S. 247. — **Reichskanzler Dr. Michaelis über Deutschlands Friedensbereitschaft** S. 247. — **Die neuen Kriegskredite** S. 248. — **Mehrheitssozialisten beim Kaiser** S. 248. — **Die dritte Jährung** S. 248. — **Zusammenbruch der russischen Offensive** S. 248. — **Verfehlte Schlüsse des Militarismus** S. 248. — **Drei Jahre Krieg** S. 249. — **Ratifizierung des anglo-deutschen Abkommens über die Gefangenen-Behandlung** S. 250. — **Minister Czernin über die Organisation des künftigen Friedens** S. 250. — **Die Konversation der Staatsmänner dauert fort** S. 251. — **Enthüllungen des deutschen Reichskanzlers über französische Absichten auf Annexionen** S. 251. — **Ein neuer Feind** S. 251. — **Die Wiener Arbeiter-Zeitung gegen Berlin** S. 251. — **Die Interessen Österreichs und Deutschlands sind nicht mehr dieselben** S. 252. — **Wiedereroberung von Czernowitz** S. 252. — **Kriegserklärung Chinas an die Zentralmächte** S. 253. — **Bilanz der drei Kriegsjahre** S. 253. — **Eine gefälschte Nummer der „Frankfurter Zeitung"** S. 253. — **Beförderung des deutschen Reichskanzlers zum Oberstleutnant** S. 254. — **Graf Bernstorff über die vorherige Billigung des öster.-ungar. Ultimatums an Serbien durch Deutschland** S. 254. — **Die Friedensnote des Papstes** S. 254.

Bern, 30. Juni.

Griechenland hat die diplomatischen Beziehungen mit den Zentralmächten abgebrochen. Das ist der Anfang zum Eintritt in den Krieg. Der Minister des Äußern im Kabinett Venizelos ist Politis, früher Professor an der Sorbonne, einer der fortgeschrittensten Lehrer des modernen Völkerrechts. Er ist Associé des Institut de droit international, ein Schüler Renaults, über den er zu dessen 70. Geburtstag in der „Friedens-Warte" einen Aufsatz veröffentlichte.

* * *

In einem französischen Hafen ist das erste Kontingent amerikanischer Truppen angelangt.

Bern, 3. Juli.

In Stettin und Düsseldorf scheinen arge Krawalle gewesen zu sein. Es wurde nichts darüber berichtet, aber die Ausdrücke des Be-

[1]) Sieh die vorhergehenden Veröffentlichungen von „Aus meinem Kriegstagebuch" in „Die Friedens-Warte" 1914, Heft 8/9 und 10, und in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation, der ‚Friedens-Warte' XVII. Jahrgang", 1915, Heft 1—9, in „Die Friedens-Warte 1916, Heft 1—12, ferner in „Die Friedens-Warte" 1917, Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, und 7.

dauerns in der Stettiner Stadtverordnetenversammlung, die Berichte über die in Düsseldorf gefallenen schweren Urteile, die ein ad hoc zusammenberufenes außerordentliches Kriegsgericht ausgesprochen habe, lassen erkennen, daß es sich nicht um patriotische Demonstrationen gehandelt hat. Der nächste Winter wird die Zuchthäuser füllen, wenn er das Volk nicht noch ärgere Durchhaltemittel wird verspüren lassen. Ein, wohlweislich nicht genannter, „Berliner Diplomat" spricht in der „Neuen Freien Presse" (Telegramm der N. Z. Z. vom 1. Juli) von dem nächsten Kriegswinter als von einer feststehenden Tatsache. „Die Völker der Zentralmächte", meint er, „werden sicherlich auch den vierten Kriegswinter überwinden". Sicherlich! Vom bequemen Klubfauteuil aus hat auch ein vierter Kriegswinter keine Schrekken. Der anonyme Diplomat möge doch einmal „die Völker der Zentralmächte" selbst darüber reden lassen. Sie wollen Frieden und keine starrköpfige Versteifung auf wertlose kriegerische Trophäen und Prestige-Gesichtspunkte. Und sie wissen, daß sie Frieden haben könnten, wenn das zum Tod verurteilte alte Regime des Feudalismus ehrlicher Volksherrschaft weichen würde. Harden sagt es wieder einmal in seiner „Zukunft" (30. VI.): „Das Ziel der uns feindlichen Völker ist: Demokratie, Selbstbestimmungsrecht jedes zu eigner Lebensform reifen Stammes, redliche, nicht nur den Schein wahrende Minderung der Wehrlast, Schiedsgerichtsordnung, der auch alle der Schuld, großer oder kleiner, am Ausbruch des Kriegs Verdächtigen sich zu unterstellen und für deren Vollstreckergewalt alle in den Bund zivilisierter Völker zugelassenen Staaten zu bürgen hätten; ein Zustand, der dem Recht gegen den Übermut der Gewalt Waffen leiht, das Wagnis eines Angriffs mit Lebensgefahr bedroht, die Entscheidung, ob Frieden bleiben oder Krieg werden soll, dem Willen eines Sterblichen enthebt und der Volksgemeinschaft aufbürdet, das Hoheitsrecht aller Reiche durch das Zugeständnis internationaler Aufsicht ungefähr so eng eingittert, wie der vom Staat schon anerkannte Sozialismus das Hoheitsrecht des Einzelnen eingezäumt hat. Sieht Deutschland über diesem Ziel die großen Himmelszeichen der Zeit leuchten, dann ist, da über alles andre Verständigung leicht möglich wurde, der Frieden morgen erlangbar."

Bern, 4. Juli.

Eine russische Offensive hat sich losgelöst. Der übliche Anfangserfolg mit 10,000 Gefangenen und kleinem Gebietsgewinn. Wenn dieser Ansturm nicht einmal dort, wo die Verteidigung doch sicher auf ein Minimum reduziert war, kein größeres Ergebnis gehabt hat, wird die Zwecklosigkeit solcher opferreicher Vorstösse doch nicht mehr bestritten werden können. Immerhin bedeutet der russische Vorstoß das Ende der Separatfriedensidee und das Ende des stillschweigend abgeschlossenen Waffenstillstands an der Ostfront.

In Österreich-Ungarn, wo die Kriegsüberdrüssigkeit allgemein zu sein scheint, mag die Bewegung im Osten einige Bestürzung erregt haben, wenn dies auch in der Öffentlichkeit nicht zum Ausdruck kommt. Die plötzliche Reise Hindenburgs und Ludendorfs ins Hauptquartier in Baden beweisen dies und ebenso der für diese Tage angekündigte Besuch des deutschen Kaiserpaars in Wien. In Österreich bricht sich offenbar die Überzeugung immer mehr durch, daß die Fortführung des Kriegs für die Monarchie gar keinen Sinn mehr habe und die Aussichten auf eine Erträglichkeit der Opfer und Kosten täglich mehr schwinden. Die Vernunft muß zugeben, daß Österreich-Ungarn es nicht nötig hat, sich für die phantastischen Kriegsziele der Alldeutschen zu opfern. Österreich-Ungarn braucht sein Vertragsverhältnis mit Deutschland nicht zu verraten, aber die Stunde ist gekommen, wo es sein Veto einlegen müßte, gegen diesen ins Uferlose gehenden Krieg, den vielleicht das wirtschaftlich stärkere Deutschland noch einige Zeit ertragen kann, sicher aber lange nicht mehr die wirtschaftlich schwächeren Bundesgenossen des Reichs. Sonst könnte es geschehen, daß die Monarchie, die so großes Gewicht darauf legt, durch den Krieg der Welt gezeigt zu haben, daß sie nicht der andre kranke Mann Europas ist, durch die Opfer des über alle Zweckmäßigkeit hinaus ausgedehnten Kriegs, wirklich eine unheilbare Krankheit des staatlichen Organismus erwirbt.

Die Amnestie Kaiser Karls ist von großer Bedeutung. Mich stört darin ein wenig der altautokratische Stil und der Gedanke, daß die schönste Amnestie die Toten nicht aufweckt, die in der Verwirrung einer wütenden Militärjustiz zum Opfer gefallen sind. Das Aktenstück kann die innerstaatliche Versöhnung fördern. Es wird jedenfalls in der Welt draußen die Sympathien für Österreich-Ungarn mehren, und das ist bei dieser Sturmflut des Hasses eine große Errungenschaft.

Von großer Wichtigkeit erscheint mir aber die Eingangsbegründung, in der folgender Satz vorkommt: „Die Politik des Hasses und der Vergeltung, die, durch unklare Verhältnisse genährt, den Weltkrieg auslöste, wird nach dessen Beendigung unter allen Umständen und überall ersetzt werden müssen durch eine Politik der Versöhnung." Das ist nicht nur eine Verurteilung der europäischen Politik der Vergangenheit, das scheint mir auch eine ernste Kritik an jenen Vorgängen zu sein, die im Juli 1914 den Kriegsausbruch veranlaßten, ein Bekenntnis gegen jene, die in diesen kritischen Tagen ihre Pflicht nicht einwandfrei erfüllten. Vor allen Dingen birgt jener Satz die Richtlinien für eine pazifistische Gestaltung der Politik nach dem Krieg.

In diesem Sinn erfasse ich die Amnestie als einen Triumph Österreich-Ungarns und als einen Beweis des Verständnisses für die diesem Völker-

staat zufallende große Aufgabe bei der Regenerierung der zerfleischten Menschheit.

Bern, 6. Juli.

Im Haag sitzen zur Zeit je drei Vertreter der deutschen und englischen Regierung an einem Tisch zusammen. Sie beraten über die Regelung der Gefangenen-Angelegenheiten. Die bisherige Betreibung durch neutrale Dritte erwies sich als zu umständlich und zeitraubend. So entschloß man sich zu dem abkürzenden Verfahren einer unmittelbaren Konferenz, was sicherlich nur im Interesse der Gefangenen jeder der beiden Länder liegt. Der „Manchester Guardian" meint, daß durch das Gegenübersitzen der Beteiligten manches Hindernis überwunden werden dürfte, das bei der früheren Distanz unüberwindlich schien. Das Blatt bedauert nur, daß man nicht früher dazu schritt. Wird man nicht auch später, wenn einmal die Vertreter beider Staaten zu Friedensverhandlungen zusammentreten werden, es bedauern, daß man den Weg der direkten Aussprache nicht früher unternahm, daß man den Zeitungen und Generälen die Friedenserörterung überließ oder den offiziellen öffentlichen Reden der Staatsmänner, die dabei mehr bedacht sein mußten, den patriotischen Elan ihrer Landsleute wach zu halten als mit den Gegnern zur Verständigung zu gelangen. Diese drei Engländer und drei Deutschen, die da im Haag an einem Tisch zusammen sitzen, sind inmitten dieses finstern Blutdunsts der Gegenwart eine Erscheinung aus einer andern Welt, ein blaßer Strahl von Licht aus ferner Vergangenheit und noch fernerer Zukunft.

Die Stimmung in Deutschland hat jetzt einen hohen Grad von Erregung angenommen. Revolten in Düsseldorf, Stettin und Gleiwitz. Überall arbeiten die Kriegsgerichte. Urteile bis zu sechs Jahren Zuchthaus. Der Wolff-Bericht über Gleiwitz meldet, daß aus dem Westen gekommene Elemente die Unzufriedenheit in die Bevölkerung trugen. Wie naiv! Als ob die Unzufriedenheit der Bevölkerung erst durch von auswärts kommende Leute erregt werden mußte. Sind denn die Lebensverhältnisse so sehr erträglich, daß die Unzufriedenheit erst künstlich erzeugt werden muss? Daß die Stimmung im ganzen Land ernst ist, kann doch nicht mehr verschwiegen werden. Im sächsischen Landtag (3. VII.) hat es sogar ein nationalliberaler Abgeordneter ausgesprochen, daß eine tiefe Gährung durch das Land gehe, und er fügte hinzu: Als guter, monarchisch gesinnter Sachse halte er sich für verpflichtet, darauf aufmerksam zu machen, daß die Soldaten nicht aus Königstreue kämpften. Die Regierung, die darauf ihre Schlüsse baue, komme zu falschen Ergebnissen. Im Verfassungsausschuß des Reichstags, der nun wieder zusammengetreten ist, werden ähnliche Stimmen laut. Der Abg. Müller-Meiningen rief der Regierung zu: „Wenn Sie kein Ventil öffnen, werden Sie den größten Gefahren entgegengehen ... Die Erfahrungen von 1813 sind nicht vergessen. Wir können nicht bis zum Frieden warten." Die Idee des Sommerfriedens ist allenthalben aufgegeben. Der nationalliberale Abg. Junck sagte es ganz offen: „Der Krieg wird so bald nicht zu Ende gehen. Ein Umschwung in der Stimmung des Volks ist unverkennbar. Verzug wäre für die deutsche Sache nicht ungefährlich." Auch der Abg. Gradnauer (Mehrheitssozialist) sprach es offen aus: „Das deutsche Volk steht vor langen Kriegsnöten", und selbst ein so gemäßigter Mann wie der Abg. Pachnicke warnte, indem er sagte: „Im Reiche sind schwere Gefahren im Anzug."

Unter diesen Sturmzeichen trat gestern der Reichstag zusammen, eröffnet mit einer wohltönenden Rede des Präsidenten, worin wieder von „unserm hochherzigen Friedensangebot" die Rede ist, das die Feinde nach Ansicht des patriotischen Redners anscheinend nur aus purem Grausamkeitskitzel und aus Freude an Elend und Not „schnöde" abgelehnt haben, und worin wiederum betont wird, daß Deutschland nur einen Verteidigungskrieg führt, der ihm „aufgezwungen" wurde. Wohltönende Redensarten, die nichts besagen und wohl auch kaum mehr geglaubt werden. Der Zweck des Zusammentritts des Reichstags ist die Bewilligung neuer fünfzehn Milliarden. Hundert Millionen kostet der Krieg jetzt täglich. Die nächsten Tage werden ernste Auseinandersetzungen bringen. —

Der Lehrstuhl Prof. Wagners ist durch die Professoren Schumacher und Sombart besetzt worden. Schumacher (aus Bonn) ist einer der führenden Annexionisten und Sombart der Verfasser des chauvinistischen Buchs „Händler und Helden". Die Berufung beweist, welche Gesinnung die Regierung beherrscht.

Bern, 7. Juli.

Die Verhandlungen des österreichischen Parlaments haben die Schreckensherrschaft der Militärgerichte in das Tageslicht gerückt. Jeder vernünftige Mensch mußte es angesichts jener unerhörten Verfehlungen gegen die Bürger der Doppelmonarchie als ein Glück preisen, daß die kaiserliche Amnestie mit einem Schlag das Unheil, soweit es noch reparabel ist, wieder gut zu machen suchte. Aber der deutsche Nationalverband sah sich veranlaßt, dem Ministerpräsidenten dafür sein Mißtrauen auszudrücken. Der deutsche Nationalverband unterdrückt auch hier wiederum aus Gründen nationaler Natur das Menschlichkeitsempfinden und zeigt dadurch wie Grillparzer im Recht war, als er darauf hinwies, daß derWeg von der Nationalität zur Bestialität führe.

Bern, 14. Juli.

Was wir aus Berlin über die dortigen Vorgänge hören genügt nicht, um die Situation klar erkennen zu lassen. Soviel steht fest, daß sich dort heftige Kämpfe entwickelt haben, die mehr Bedeutung haben könnten, als all die blutigen

Offensiven in West und Ost. Könnten! Werden sie diese Bedeutung haben? Das bis jetzt in diesem Kampf Erreichte ist herzlich wenig im Verhältnis zu dem, was erreicht werden soll.

Bern, 15. Juli.

Bethmann Hollweg ist nicht mehr Reichskanzler! Sein Nachfolger ist der bisherige Staatssekretär für das Ernährungsamt Dr. Michaelis.

Die Art wie die Nachrichten aus Berlin kommen, lassen erkennen, daß sich dort Dinge ereignen, über deren Umfang und Tragweite man noch völlig im unklaren ist. Alles wird nur gerüchtweise gemeldet. Es fehlt an offiziellen Kundgebungen. Auch die Nachricht vom Kanzlerwechsel wird eingeleitet mit den Worten „wie jetzt feststeht". Also auch nur eine Behauptung, aber keine offizielle Ankündigung. Immerhin, es scheint richtig zu sein. Bethmann Hollweg, der letzte führende Staatsmann, der bei Ausbruch des Kriegs im Amt war, hat dieses verlassen. Das ist an sich ein Fortschritt auf dem Weg des Friedens, aber auch insofern als dieser ewig schwankende Mann seinen Platz verläßt, den in dieser kritischen Stunde nur ein Zielbewußter, ein Starker ausfüllen kann. Mir ist es noch nicht klar, worüber Bethmann Hollweg eigentlich gefallen ist. Haben ihn die alldeutschen Annexionisten gestürzt oder die Demokratie? Anscheinend beide.

Bern, 16. Juli.

Nun ist die Demission Bethmann Hollwegs durch den Reichsanzeiger verkündet worden.

Nach Tiszas Rücktritt wies ich hier am 24. Mai auf die Tatsache hin, daß Bethmann Hollweg nun noch als der Letzte aus den historischen zwölf Tagen von 1914 einsam dastehe. „Wie lange noch?" schrieb ich von geheimem Hoffen getrieben, und nun, nach noch nicht zwei Monaten, gehört der fünfte Kanzler der Geschichte an.

Sein Abgang ist doch das Bedeutendste in seinem achtjährigen Wirken. Sicherlich war Bethmann die sympathischste Persönlichkeit, die jemals jene Stelle bekleidete, sicherlich war er wohl am meisten von seinen Vorgängern von modernen Ideen erfaßt, war er tiefer als jene in das Sein der Dinge eingedrungen, und so wäre er wohl in normalen Zeiten ein guter und in fortschrittlichem Sinn erfreulicher Lenker der Politik gewesen. Aber das Unglück wollte es, daß er in der anormalsten Zeit der europäischen Geschichte, in der kritischsten Zeitenwende, die jemals die Menschheit durchgemacht hat, zum Handeln berufen wurde. Dazu war er nicht stark genug, besaß er nicht die Kraft des Entschlusses, wohl auch nicht das tiefgehende Verständnis für die Wehen der Zeit. Er hat sich spät im Laufe des Kriegs pazifistischen Ideen zugewandt. Nicht aus Überzeugung, eher aus taktischen Rücksichten. Er hätte aber schon Pazifist sein müssen, als er ins Amt trat. Dann hätte er dem deutschen Volk und der ganzen Menschheit den schrecklichen Schlag dieses Kriegs erspart und wäre so zum größten Wohltäter aller Zeiten geworden. Aber er vermochte nicht die Mittel zu erkennen, die notwendig waren, um dem drohenden Unheil vorzubeugen. Er blieb im Schlepptau der militaristisch-machtpolitischen Bewegung, die auf den Krieg zusteuerte und suchte lediglich das in der Welt auftauchende Streben nach Ausgleich und Verständigung rein äußerlich mitzumachen und für die Zwecke der Machtpolitik nutzbringend zu verwerten. So vermochte er in den Jahren 1909 bis 1914 die gasgeschwängerte Atmosphäre der europäischen Politik nicht zu entgiften. Und als dann die Stunde des Unheils kam, war er nicht Führer, sondern Geführter. Vielleicht auch Genasführter. Denn erst spätere Eröffnungen werden erkennen lassen, wie weit der verantwortliche Mann selbst von den Unverantwortlichen dupiert wurde. Er hat die Schicksalstunde nicht verhindern können und war, als sie eintrat, nicht stark genug, die Hand an das Ventil zu legen, um die Explosion zu vereiteln. Der Mann in seiner Stellung hätte allein in Europa die Macht dazu gehabt. Aber er war lange nicht mehr Herr seiner selbst.

Daß ihm das Traurige seiner Lage nicht bewußt wurde, geht daraus hervor, daß er blieb. Damit hat er die Verantwortung für den Krieg übernommen. Dann ging es fort, von Stufe zu Stufe.

Von Bethmanns politischen Taten zeugen die Zulassung des Einfalls in Belgien, das Wort vom „Fetzen Papier", der Fehler der „Lusitania", die Beglückwünschung der Alldeutschen zu ihrem Kampf gegen die „Verbrüderungsideologie", das in der Siegerpose abgegebene Friedensangebot, die Zimmermann-Umtriebe mit Carranza und Japan, der verschärfte Unterseebootskrieg, die norwegische Bombenaffäre. Sein Ungeschick hat nicht nur den Krieg nicht verhindert, er hat seine Entfesselung zugelassen, ohne die geringsten Sicherheitsmaßregeln getroffen zu haben, so daß sich die Koalition ungestört entwickeln konnte. Er hat es, als der Krieg nun einmal da war, nicht vermocht, England, Italien, Rumänien und schließlich Amerika abzuhalten, sich gegen Deutschland zu beteiligen. Freilich dürfte es, als der Stein einmal im Rollen war, nicht mehr möglich gewesen sein, dieses Kunststück zu vollbringen, aber es wäre Pflicht gewesen, die Koalition vorauszusehen, und da hätte ein kraftvoller Politiker schon beim österreichischen Ultimatum an Serbien oder spätestens doch beim Zarenhinweis auf das Haager Schiedsgericht einsetzen können Es ist nichts darüber zu reden. Bethmann verläßt sein Amt mit 25 gegen Deutschland gerichteten Gegnern, mit der Weltkoalition, die gegen das Reich gewandt ist, und der ein deutscher Kanzler unter allen Umständen hätte vorbeugen müssen. Mit dieser schweren Verantwortung belastet, zieht er sich von den Geschäften zurück.

Bern, 17. Juli.

Bethmann Hollweg scheint nach der alldeutschen Seite gefallen zu sein. Der Jubel der annexionistischen Zeitungen läßt erkennen, daß sie den Abgang des Kanzlers als einen Sieg betrachten. Die Reichstagssitzung vom nächsten Donnerstag wird endlich Aufklärung bringen.

Es wird nun der endgültige Wortlaut jener Friedensresolution bekannt, die die Mehrheitsparteien im Reichstag einbringen werden. Sie enthält den Verzicht auf Annexionen und Entschädigungen. Der Hauptsatz lautet:

„Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar."

Das bedeutet doch klar und deutlich die Freigabe Belgiens und den Verzicht auf die heuchlerische Formel, wonach das nicht annektierte Belgien „wirtschaftlich, politisch und militärisch" in unsrer Hand bleiben müsse.

Alles wird davon abhängen, wie sich die neue Regierung zu dieser Mehrheitsresolution des Reichstags stellen, ob sie sie annehmen oder einfach zeigen wird, daß sie die Mehrheit des Reichstags nichts angehe.

Zwei schwere Fehler weist die Resolution auf. Gleich zu Anfang: „Zur Verteidigung seiner Freiheit und Selbständigkeit, für die Unversehrtheit seines territorialen Besitzstands hat Deutschland die Waffen ergriffen."

Es wäre besser gewesen, darüber zu schweigen.

Der zweite Fehler liegt in der ganz summarischen Erwähnung der Bereitschaft zur tatkräftigen Förderung internationaler Rechtsorganisationen.

Wer da weiß, wie bitter ernst es den Feinden mit der künftigen Ausgestaltung des zwischenstaatlichen Verhältnisses ist, wer da weiß, wie gering das Vertrauen dort ist, daß Deutschland ehrlich an dieser Ausgestaltung mitarbeiten werde, hätte gewünscht, hier ein fest umrissenes Programm angedeutet zu sehen. Die Worte „internationale Rechtsorganisation" sagen gar nichts. Das Gespenst der Vergangenheit, die alldeutsche und militärische Weltanschauung, verhindern, daß diesen Worten jener Glaube beigemessen wird, der notwendig ist, um zum Friedensschluß zu kommen.

Bern, 18. Juli.

Nun ist es klar. Die große Berliner Krise, die am Anfang zu einigen Hoffnungen berechtigte, erweist sich bis jetzt als ein Sieg der alldeutsch-militaristischen Richtung. Der Sturz Bethmanns ist durch unterirdische Einflüsse erfolgt, und der neue Kanzler ist durch solche Einflüsse berufen worden. Ich habe gestern sein Porträt gesehen. Wie geschaffen für einen Berliner Polizeipräsidenten voraugustischer Prägung. Das ist kaum der Mann, die heutigen Weltzusammenzuhänge zu erfassen. Das bestätigen auch alle Schilderungen seiner Anhänger, die ihn kennen lernten. Echt preußischer Mann, Bureaukrat, strenggläubiger Protestant, und ahnungslos in der internationalen Politik.

Es ist noch sehr zweifelhaft, ob sich der neue Kanzler auf die Friedensresolution der Mehrheit festlegen wird. Schon heute wird in den nationalistischen Blättern abgeblasen und angedeutet, daß der neue Kanzler erst bei der Herbsttagung sein Programm ausführen werde. Man möchte anscheinend Zeit gewinnen, um die Mehrheit für den annexionslosen Frieden zu sprengen.

Auf einen baldigen Frieden weist die Krise keineswegs hin, vielmehr auf eine erhöhte Anstrengung, dem Volk das Durchhalten in das vierte Jahr hinein plausibel zu machen. Und die Hoffnungen der Demokratie sind ihrer Erfüllung weiter denn je. Aber es ist ganz gut so. Je stärker der Druck der Reaktion, desto kraftvoller werden sich die Vorbedingungen der neuen Zeit erfüllen, und wir entgehen so der Gefahr, uns mit schwächlichen Kompromissen abfinden zu müssen.

Bern, 20. Juli.

Die Friedenszielresolution der Mehrheit ist in der gestrigen Sitzung des Reichstags mit 214 gegen 116 Stimmen bei 17 Enthaltungen angenommen worden. Rechnet man die Enthaltungsstimmen hinzu, so haben sich genau zwei Drittel aller Abstimmenden für einen annexionslosen Frieden ausgesprochen.

Die Stellung des neuen Reichskanzlers kommt nicht deutlich, in keinem Fall ganz deutlich, zum Ausdruck. Der Satz, daß Deutschland auch nicht einen Tag länger Krieg führen werde, bloß um gewaltsame Eroberungen zu machen, wäre beinahe eine Zustimmung zu einem Verzichtfrieden, wenn er nicht eingeleitet würde mit den Worten: „Deutschland hat den Krieg nicht gewollt. Es hat ihn nicht gewollt, um gewaltsame Eroberungen zu machen." Das schlägt, wenn unter „Deutschland" die für die Regierung verantwortlichen Personen gemeint sind, der Wahrheit derart ins Gesicht, daß der Nachsatz dadurch an Bedeutung verliert. Maßgebende und von der Regierung offenkundige unterstützte Kreise haben jahrelang den Krieg „gewollt", ihn vorbereitet und gefordert. Das geht aus der Presse, aus einer ungeheuren Literatur, aus Reden, aus Programmen, aus Taten hervor. Maßgebende und weite Kreise haben nach Ausbruch des Kriegs offen ihre Absicht auf gewaltsame Eroberungen kundgetan, wenn sie der Handlung auch eine andre Bezeichnung aufdrücken wollen. Darüber kann man doch gar nicht streiten. Den Wunsch nach gewaltsamen Eroberungen hören wir ja noch täglich und in den groteskesten Formen. Wäre Deutschland so siegreich geworden, wie man sich es vorgestellt hat, dann hätte sich keine Regierung gescheut, die phantastischen alldeutschen Eroberungspläne zu den ihren zu machen.

Es ist eine nur zu durchsichtige Anpassung an die veränderte Situation, wenn man sich jetzt

als die nur zur Verteidigung ausgezogene Partei aufspielt, der nichts anderes im Sinn lag, als sich „erfolgreich durchgesetzt" zu haben.

„In diesem Geist wollen wir in die Verhandlungen eintreten." Dieser Geist ist aber so grundverschieden von dem Geist der andern Völker, daß dadurch der Krieg noch immer hinausgezogen wird.

„Wir können den Frieden nicht noch einmal anbieten, nachdem unsre ehrlich friedensbereit ausgestreckte Hand ins Leere gegriffen hat."

Welch falsche Auffassung! Man kann den Frieden hundertmal anbieten, wenn man ehrlich dazu bereit ist. Und wenn das erstemal das Angebot nicht von Erfolg gekrönt war, so muß man die Ursache der Erfolglosigkeit untersuchen und sie beim zweitenmal zu vermeiden trachten. Hat Deutschland nicht statt der Hand die Faust ausgestreckt, hat es nicht diejenigen, über deren Nichteingehen auf den Vorschlag es jetzt sich verwundert stellt, im voraus als Besiegte gebrandmarkt? War das etwa klug? Und kann man ein solches Angebot noch als wahre Friedensbereitschaft bezeichnen? Aber in einem Punkt hat der Reichskanzler recht. Er, der auf Befehl des Kaisers, ohne Befragung der Vertreter des Volks in sein Amt eingesetzt wurde, er kann denFrieden nicht noch einmal anbieten. Ein Kanzler, der dem Volk verantwortlich ist, und nur mit seiner Zustimmung kommen kann, nach seinem Willen weichen muß, der könnte heute den Friedensvorschlag machen und würde seine Hand nicht ins Leere strecken.

Im übrigen ist die Kanzlerrede kleinlaut sofern sie die äußere Politik, den Krieg, ins Auge faßt. Von einer Niederschmetterungsprophezeiung für die Gegner ist nichts mehr darin zu finden. Heute ist nur eher die Rede davon, daß man die Lage meistern könne, daß man der weitern Entwicklung der militärischen Lage mit ruhiger Sicherheit entgegensehe. Der Friedenswunsch dringt deutlich durch die Zeilen durch, und es braucht keine gewaltsame Konstruktion, um die Rede als ein neues Friedensangebot anzusehen. Aber was nützt das? Hinter dem Redner standen die Militärs. Man merkt ordentlich, wie sie ihm soufflierten. Die Welt will nun aber nach diesem unerhörten Krieg einen Frieden, den nicht die Militärs beeinflussen, sondern die allein zur Teilnehmerschaft in der künftigen zwischenstaatlichen Organisation geeignete Demokratie.

Bern, 22. Juli.

Die neuen Kriegskredite in der Höhe von 15 Milliarden wurden vorgestern, allein gegen die Stimmen der unabhängigen Sozialisten, angenommen. Die bisher bewilligten Kriegskredite erreichen damit die Höhe von 94 Milliarden Mark. Nur weil die Summe unvorstellbar ist, ist sie erträglich. Wie soll nach dieser Vergeudung des Wohlstands das „neue herrliche Deutschland" herauskommen, das der neue Reichskanzler für nach dem Krieg in Aussicht stellte.

Der Kaiser versammelte die preußischen Minister, die Staatssekretäre, den Bundesrat und Delegierte der Parteien des Reichstags um sich. Darunter befanden sich auch fünf Sozialdemokraten der Mehrheitsgruppe. Es ist das erstemal, daß der Kaiser mit Sozialisten zusammentraf. Das wird ja nun auch als ein ungeheurer Fortschritt bezeichnet. Ist es auch wohl. Nur ist es nicht der Fortschritt, der heute notwendig wäre. Das liebenswürdige Wohlwollen, das durch das Unglück des Kriegs geschaffen wurde, kann eines Tages wieder verrauchen. Das Volk braucht festverankerte Garantien für ein neu zu errichtendes demokratisches System, keine Huldbezeugungen.

Dieses Zusammentreffen muß die Erinnerung daran erwecken, wie gerade Kaiser Wilhelm die Sozialdemokratie behandelt hat, wie er sie verfolgen und ächten ließ. Jetzt braucht er sie zur Auffrischung seines eignen durch den Krieg erschütterten Kredits, und nun findet er es, 29 Jahre nach seinem Regierungsantritt, angebracht, sie zu sich zu rufen und mit ihnen menschlich zu verkehren. Die Sozialdemokraten haben recht getan, daß sie sich nicht zurückzogen und daß sie in die Zusammenkunft mit dem Kaiser willigten. Aber sie hätten vorher ihre Bedingungen stellen sollen. Es geht nicht an, daß Vertreter der deutschen Arbeiterschaft gesellschaftlich mit dem Kaiser verkehren, während einer von ihnen, Liebknecht, der nichts Unehrenhaftes begangen hat, im Zuchthaus zu Luckau mit Stiefelfabrikation beschäftigt wird. Dieses Urteil müßte durch das Begnadigungsrecht der Krone aufgehoben werden, wenn die Krone den Rat und die Unterstützung sozialistischer Abgeordneter sucht.

Die österr.-ungarische Regierung spricht sich durch einen Artikel im „Fremdenblatt" entschieden für die Kriegszielresolution des deutschen Reichstags aus und deutet die Erklärung des Reichskanzlers als eine volle Zustimmung zu jener Resolution und zu der seitens der österr.-ungarischen Regierung wiederholt kundgegebenen Erklärung über annexionslosen und entschädigungslosen Frieden. Es läge nur mehr an der Entente, die Zustimmung zu geben und der Friede könnte geschlossen sein. Wenn die Entente nicht einschlüge, trage sie die Verantwortung für alles noch kommende Unheil.

Es wird immer so dargestellt, als ob die Entente den Krieg aus reiner Bosheit oder aus Lust am Handwerk weiter führe. Will man bei uns nicht einsehen, um was es sich handelt. Das „Fremdenblatt" spricht ja auch von einem nach dem Krieg zu errichtenden Rechtssystem, das den Appell an die Waffen verhindert oder zumindest die Gefahr eines kriegerischen Zusammenpralls auf ein Minimum herabdrücken soll. Immer kommen diese Zukunftsbilder wie überflüssige Dekorationsstücke zum Schluß statt zu allem Anfang. Diese Zukunftsgestaltung ist die Hauptsache für den künftigen Frieden. Jeder Friedensantrag muß damit anfangen und in die Einzelheiten eingehen.

Wengen, 26. Juli.

Wir sind wieder in der Jährung der zwölf historischen Tage drin, die am 23. Juli 1914 mit der Überreichung des österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien begannen. Die dritte Jährung!

Das Ereignis des Augenblicks ist der Zusammenbruch der russischen Offensive und das Zurückweichen der völlig undisziplinierten Regimenter. Österreich-Ungarn und Deutschland rücken unaufhaltsam vor und erobern Gebiete zurück, die seit Kriegsbeginn in russischem Besitz sind. In Petersburg wird es der Regierung schwer, sich zu behaupten und die durch die revolutionären Ultras erzeugte Anarchie einzudämmen. Tagelang schossen die Truppen in der Hauptstadt gegeneinander.

Die demokratische Auferstehung Rußlands scheint seinen militärischen Zusammenbruch besiegelt zu haben. Die wahre Demokratie, wie sie in Rußland ohne Übergang den Druck der zaristischen Autokratie abgelöst hat, taugt nicht für Kriege. Um die Regimenter zur Todesopferung in die modernen Kriegsmaschinen hineintreiben zu können, gehört entweder das Verständnis und, daraus sich ergebend, die sittliche Begeisterung für eine Idee oder der eiserne Zwang zum Kadavergehorsam. Dieser Zwang ist durch die Revolution zerbrochen, die Idee hat für die in jahrhundertaltem Stumpfsinn gefesselte russische Masse nicht die Gewalt. Der russische Zusammenbruch als Kriegsmacht erscheint unabwendbar.

Aber der kurz- und engsichtige Militarismus in Deutschland wird daraus wieder verfehlte Schlüsse ziehen und seinen zahlreichen, vor diesem Krieg und in dessen Verlauf begangenen, Irrtümern einen neuen hinzufügen, wenn er glaubt, durch dieses russische Ereignis einen siegreichen Frieden herbeiführen zu können. Das würde nur zu unabsehbarer Verlängerung des Kriegs führen. England und Amerika werden sich durch das Versagen der russischen Militärmacht nicht als geschlagen ansehen. Sie sind es auch nicht. Der russische Zusammenbruch könnte zu einem Ausgleichsfrieden die Brücke bilden, aber niemals den Ausgangspunkt eines Sieges bilden, wie es sich die Militärs einbilden.

Ich habe heute im vollen Wortlaut die Rede Haases gelesen, die er während der letzten Reichstagsverhandlungen hielt. Sie ist entschieden die am höchsten stehende jener Tagung und auch die am meisten patriotische. Einst wird sie als grosse Rede in ernster Zeit ein wichtiges Dokument dieser Periode und als klassisches Stück unserer politischen Literatur gelten.

Wengen, 28. Juli.

Drei Jahre! Drei volle Jahre Weltunheil! Und zu diesem Fürchterlichen als Krönung das Bewußtsein, daß das Ende noch nicht erkennbar. Noch mehr: daß mit der Verlängerung des Kriegs die Vernichtung noch steigen muß. Es ist die Verzweiflung, die den Endkampf kennzeichnen wird.

Drei Jahre! Das bitterste davon ahnen die meisten Menschen noch nicht. Sie hoffen immer noch, daß nach dem Ende ein Zustand kommen muß, der, weil er Friede genannt wird, eine Ähnlichkeit mit jener menschenwürdigen Ära besitzen muß, die wir vorher durchlebt hatten. Sie wissen nicht, daß von einer Wiederkunft jener Zeit für das lebende Geschlecht und für die im nächsten Menschenalter zur Welt Kommenden keine Rede mehr sein kann. Das, was nach diesem Krieg kommt, ist nicht etwa das feste Land, das Schiffbrüchige aufnimmt; es ist lediglich ein Floß, Treibholz, vielleicht ein kleines Boot, das ihnen Halt bietet, um die Rettung erwarten zu können, ohne Sicherheit, daß sie auch wirklich kommt. Das wird der Friede sein, den wir zu erwarten haben. Nur die Angst vor dem sofortigen Untergang wird er uns nehmen, und nur die Möglichkeit auf Rettung wird er uns geben. Noch nicht die Rettung selbst. Schiffbrüchige werden wir sein, wenn dieses Unheil in seinem ersten, akuten Stadium vorüber ist. Schiffbrüchige; noch nicht Gerettete!

Nach der Überwindung des ersten Frohlockens über die gebotene Rettungsmöglichkeit wird die Menschheit die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage erkennen, mit Entsetzen gewahr werden, daß mit dem Friedensschluß das Elend dieses Kriegs noch lange nicht überwunden ist. Es wird fortgetragen werden müssen durch die Jahrzehnte, fortgetragen bis neue Menschen, die in ihrem Sinn keinerlei Verbindungen mit der durch diese Jahre des Kriegs hindurchgegangene Menschheit mehr besitzen wird, die Welt von neuem errichtet und eingerichtet haben werden. Diejenigen, die heute leben, und seien sie im zartesten Kindesalter, werden diese neue Welt nicht mehr sehen. Es wird eine Generation auf Erden weilen, deren Aufgabe es sein wird, auf Gräbern zu trauern, auf Trümmern zu wandeln, und mit müden Händen den Schutt wegzuräumen, der die Arbeitsstätten bedeckt.

Drei Jahre! Es erübrigt sich, die Bilanz zu ziehen. Heute hofft keine der ringenden Mächte auf das, was sich die militärische Geistesbeschaffenheit einmal als Sieg vorgestellt hat. Sie erblicken den Sieg nur mehr darin, als der weniger Vernichtete aus dem Unternehmen hervorzugehen. Die Errungenschaften um den Preis der Weltvernichtung bestehen für sie darin, daß der andere noch mehr geschädigt ist als die eigene Gruppe. Sie ahnen ja nicht, daß die Schädigung der andern auch die ihre ist, daß sie zu dem eigenen Elend, das sie zu tragen haben werden, noch das Elend der andern werden mittragen müssen. Der Weltzusammenhang, den sie nicht erkannt hatten, als sie den Krieg entfesselten, den sie heute noch nicht erkennen, wenn sie um Friedensbedingungen weiterkämpfen, die ihnen einen Sieg bringen sollen, der wird erkennbar werden in der Gemeinsam-

keit der Last, die der Niedergang aller auf jeden einzelnen legen wird.

Sie haben diesen Krieg herbeigeführt aus Irrtum. Weil sie die Weltzusammenhänge noch nicht erkannten. Dieser Krieg ist möglich geworden, weil das Denken sich nicht in gleichem Maß entwickelt hatte, wie das technische Können. Die Entwicklung der Menschheit war einseitig. Die geistige blieb hinter der technischen zurück. So wurden dann die genialen Errungenschaften der Technik Mordwerkzeuge in den Händen Unmündiger. Statt zur höchsten Vollendung des Menschentums führte diese Ungleichmäßigkeit der Entwicklung zum Selbstmord.

So betrachtet wird dieser Krieg zur traurigsten Katastrophe der Menschheit. Er hat nicht nur die lebende Generation getroffen, er hat den aufstrebenden Schaft des Menschheitsbaumes geknickt.

Das ist das Fazit der verfluchten drei Jahre.

Wengen, 30. Juli.

Ganz sonderbar berührt eine Zeitungsnotiz mit der Überschrift „Ratifizierung des anglo-deutschen Abkommens über die Behandlnng der Gefangenen". Mitten in diesem haßerfüllten Krieg saßen Engländer und Deutsche an ein und demselben Tisch, berieten in Ruhe über eine gemeinsame Angelegenheit und kamen endlich zur Fertigstellung eines Vertrags, der nunmehr von den beiden Regierungen ratifiziert wurde. Der Vertrag gilt der Besserung des Loses der beiderseitigen Kriegsgefangenen. Unwillkürlich wird man zu dem Gedanken hingetrieben, ob nicht das, was hier im kleinen Maßstab möglich war, für das größere Ziel, den Friedensschluß, möglich sein könnte. Daß mitten im Krieg Verabredungen getroffen, paraphrasiert und ausgeführt werden können, läßt einem das aussichts- und endlose Wüten des Kriegs erst recht entsetzlich erscheinen. Es ist ja nur das Bewußtsein, daß es bei der Erleichterung, die sich bei Beginn von Friedensverhandlungen aller Völker bemächtigen muß, ausgeschlossen erscheint, den Krieg noch einmal beginnen zu können, so daß man den übertriebenen Forderungen des Gegners gegenüber machtlos zu sein glaubt, was die Anbahnung von Besprechungen am grünen Tisch hindert. — Mit dem Haager Gefangenen-Abkommen zwischen England und Deutschland hat übrigens die Hauptmacht der Entente den Beweis geliefert, daß sie das Wort vom Papierfetzen nicht ernst nimmt.

Wengen, 31. Juli.

Einen Hoffnungsschimmer bieten die Worte, die Minister Czernin am 29. zu den versammelten Pressevertretern gesagt hat: „Dem Wunsch möchte ich Ausdruck geben, daß es der Welt gelingen möchte, nach Friedensschluß jene Mittel und Wege zu finden, welche dauernd eine Wiederkehr eines solchen entsetzlichen Kriegs verhüten. Ein jeder moralisch denkende Mann hat die Pflicht, mit dem besten Willen an dieses gigantische Werk heranzugehen, und alle Staaten der Welt werden versuchen müssen, in gemeinsamer Arbeit Garantien zu schaffen, die ein so fürchterliches Unglück, wie der jetzige Weltkrieg ist, für die Zukunft unmöglich machen. Die Moral und die Vernunft sprechen dafür, Wege zu suchen, welche die Welt von dem Alp befreien, es könnten sich Zustände wiederholen wie jene, die wir jetzt durchmachen. Dieser Weg mag schwierig sein, unmöglich ist er nicht."

Diese Worte erscheinen wie ein Leuchtturm nach langer Fahrt im Finstern. Wenn diesen Worten Taten folgen, die bei den Gegnern das Vertrauen daran zu erwecken vermögen, Taten, die bezeugen, daß man dort, wo sie gesprochen, bereit ist, die sichere Organisation des künftigen Friedens als Hauptzweck, nicht als Beiwerk durchzuführen, sie nicht als Dekoration zur Beruhigung der öffentlichen Meinung innerhalb und außerhalb der Grenzen zu verwenden, das militärische System der voraugustischen Zeit endgültig zu verlassen, dann werden wir das neue Europa, dann werden wir die organisierten Staaten der zivilisierten Welt bekommen, werden wir sie bald bekommen, denn unsre Feinde werden plötzlich unsre mächtigsten Mitarbeiter werden.

Wengen, 1. August.

Die Kundgebung des Grafen Czernin an die Presse ist entschieden das denkwürdigste Dokument, das während des Kriegs von seiten der Zentralmächte veröffentlicht wurde. Schon die Erklärung, von der Schuldfrage nicht reden zu wollen, läßt es als solches erscheinen. Das bezeugt mehr den Friedenswillen und ein gewisses Verständnis für die Friedenstechnik als das gegenteilige Bestreben, zu Beginn jedes Annäherungsversuches die herausfordernde und salbungsvolle Erklärung von der eignen Unschuld und von dem „ruchlosen Überfall" abzugeben. Wenn man sich nicht dazu aufraffen kann, das Maß der eignen Schuld offen einzugestehen, tut man klüger, zu schweigen. Graf Czernin tut aber noch mehr: er stellt als Grundprinzip eines Friedensschlusses „die Verhütung der Wiederkehr eines Kriegs" auf. Er tut dies gleichzeitig mit der Erklärung „„die Demokratisierung der Verfassung ist ein Erfordernis der Zeit". Dadurch wird seinem pazifistischen Glaubensbekenntnis mehr Wert beigelegt, mehr Vertrauen entgegengebracht werden als jener Erklärung Bethmann Hollwegs vom 9. November 1916, die in ihrem Mangel an Zusammenhang mit allen andern Äußerungen des Kanzlers und seiner Politik die typische Botschaft war, bei der der Glaube fehlt. Wenn nicht alles trügt, ist Österreich-Ungarn jetzt zur Führung der Friedensschluß-Politik der Zentralmächte gelangt, und wenn seine Staatsmänner und die führenden Politiker die Bedeutung des Moments erfassen, so ist damit ein großer Schritt zur Friedensherstellung gemacht. Dann wird die

Donaumonarchie die Brücke zwischen Deutschland und den Westmächten bilden. Graf Czernin hat erklärt, daß er einen Frieden ohne Deutschland nicht schließt, womit er Hoffnungen der Entente ersticken wollte und den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung trug. Aber wenn die Ententestaatsmänner die Lage verstehen wollten, müßten sie aus der unterschiedlichen Art der Kundgebung des österr.-ungarischen Staatsmannes erkennen, daß man an der Donau sich zwar von Deutschland nicht trennen wird, daß man aber dort den festen Willen und die Macht besitzt, dafür zu sorgen, daß eine alldeutsche Phantastenpolitik Deutschland nicht abseits treibt von dem österreichischen Friedenswillen.

Zur Fortsetzung der nun von Czernin eingeschlagenen Politik gehört unbedingt eine Tat, eine Tat, die das große Mißtrauen zerstört, das seitens der Entente den Zentralmächten, namentlich Deutschland gegenüber, besteht. Es muß durch eine Tat die Furcht vor dem Aufleben derjenigen Elemente beseitigt werden, die man bei den Gegnern als Urheber jenes „schrecklichen Unglücks" ansieht, als welches Graf Czernin den Weltkrieg bezeichnet. Solange drüben diese Furcht obwaltet, daß nach einer Erholungspause der Krieg von neuem vorbereitet wird, kann der Friede nicht kommen, nicht sofort kommen.

Graf Czernin müßte das „gigantische Werk", das er nach dem Friedensschluß in Angriff genommen wissen will, sofort beginnen lassen. Er müßte sofort mit konkreten Vorschlägen zur künftigen Staatenorganisation auf den Plan treten. Dazu braucht er Deutschland nicht. Den Friedensschluß muß er mit Deutschland gemeinsam machen, aber für die künftige Weltkonstellation ist die Politik Österreich-Ungarns frei.

Wengen, 3. August.

Die Donaumonarchie als Brücke zum Frieden zu benützen soll sogar in der Absicht der deutschen Regierung liegen. Der Berliner Vertreter der „Köln. Ztg." ließ sich an maßgebender Stelle bestätigen, daß Berlin mit dem Weg über Österreich-Ungarn zu Deutschland nicht nur zufrieden sei, sondern sich darüber freue. Das wäre klug und dem Frieden nützlich.

* * *

Die Konversation der Staatsmänner dauert fort. Ribot antwortet auf Michaelis, dieser läßt durch ein amtliches Wolff-Communiqué zurückantworten. Die Enthüllungen des deutschen Reichskanzlers über die früheren französischen Absichten auf Annexionen in Deutschland und die Bildung eines Pufferstaates am linken Rheinufer können nur Mißtrauen über die Haltung der Reichsregierung gegenüber der Reichstagsresolution erwecken.

Die Annexionsabsichten Frankreichs sind durch die Erklärung des französischen Parlaments vom 5. Juni auf Elsaß-Lothringen beschränkt worden. Daß in einem Land, das sich überfallen wähnt, mitten in einem blutigen Krieg, einem Gegner gegenüber, der für den Fall des Sieges die weitgehendsten Eroberungen proklamierte, Absichten auf Annexionen auftreten, kann niemand aufregen. Die Hauptsache ist, daß sich die Mehrheit des französischen Volks gegen diese Absichten auflehnte, was in Deutschland erst sehr spät der Fall war und noch immer nicht feststeht. Die Hauptsache ist ferner, daß vor dem Krieg kein Mensch in Frankreich an Annexionen in Deutschland und nur mehr sehr wenige sogar an eine Wiedereroberung Elsaß-Lothringens gedacht haben, während in Deutschland eine mächtige Bewegung mit großen Zeitungen und einer großen Literatur für „Expansion" eintrat und die ganze Welt beunruhigte. Die französischen Annexionsgelüste kamen erst während des Kriegs. Sie wurden dennoch vom französischen Volk zurückgewiesen und haben, abgesehen von dem Problem Elsaß-Lothringen, keinerlei praktische Bedeutung. Bedeutung hat aber der Umstand, daß der neue Reichskanzler mit so starkem Nachdruck auf diese Absichten hinweist. Was kann das anders bezwecken, als die Stimmung der breiten Masse gegen die Reichstagsresolution einzunehmen? — Diese Enthüllungen sollen dem deutschen Volk klarmachen, daß man seinen Appetit nicht zu zügeln braucht, wenn die Gegner solche Pläne im Schild führen. Das ist traurig, denn das gibt mehr Anlaß zur Kriegsverlängerung als die überwundenen französischen Absichten.

* * *

Wir haben ja einen neuen Feind bekommen! Siam! Wer spricht noch über so etwas. — Die Sensationen für uns müssen anderes Kaliber haben. Schiffe explodieren und tausende Menschen ersaufen. Ich notiere es nicht mehr. Kriegserschlagene? Kaum mehr zu zählen. — Sind das nicht Zeichen der Agonie, die uns nichts mehr als der Rede wert erscheinen läßt.

Wengen, 4. August.

Die Wiener „Arbeiter-Zeitung", jetzt das vernünftigste Blatt Österreichs, schreibt in ihrem Artikel zum dritten Jahrestag des Kriegs (1. August 1917):

„Die Empfindung will nicht weichen, daß ein kräftig aufrichtiges Wort, in Berlin gesprochen, allem aufgedonnerten Widerstreben der Gegner zu Trotz, seiner Wirkung gewiß wäre. Daran fehlt es, das ist noch nicht vernommen worden, und diese halben Zusagen, von denen der nächste Satz die Hälfte wieder zurücknimmt, schaden mehr als sie nützen. Vergleiche man doch die Rede Czernins mit der Rede des neuen Reichskanzlers, und man wird den Unterschied rasch inne werden. Für den Grafen Czernin ist der Verständigungsfrieden ein erstrebenswertes Ideal; nicht etwa notgedrungen, sondern aus der Erkenntnis, daß

nur aus ihm die gepeinigte Menschheit die friedliche Kraft empfangen kann, die sie befähigen wird, die Wunden zu schließen, die grausamen Folgen des Kriegs zu überwinden, ist der österreichisch-ungarische Minister für den Frieden, der alle Vergewaltigungen ausschließt und nur dem übereinstimmenden Willen aller Teile entspringt. In Berlin hat sich diese Erkenntnis noch lange nicht durchgesetzt; dort erachtet man den Verständigungsfrieden noch immer als ein Übel, mit dem man sich, wenn es nicht anders geht, vielleicht abfinden mag, der aber von dem, was man eigentlich will und anstrebt, meilenweit entfernt ist. Graf Czernin spricht frank und frei vom Verständigungsfrieden; in Berlin bringt man das Wort nicht über die Lippen. Deswegen üben diese Erklärungen keine werbende Kraft aus; ihnen fehlt der Klang des Aufrichtigen, des Überzeugenden; kaum ausgesprochen, verwehen sie, und das allgemeine Mißbehagen, zuhause und beim Gegner, folgt ihnen auf dem Fuß. Mit der Methode, die immer nur daran denkt, unbestimmte, auslegungsfähige Wendungen zu produzieren, die die Annexionsschwärmer beruhigen sollen, ist der dichte Nebel, der sich zwischen die kriegführenden Völker gesenkt hat, nicht zu bannen. Sie verstärkt ihn eher. Die Empfindung läßt sich nicht verscheuchen, daß man den Frieden dennoch haben könnte, wenn man ihn nur, und ihn über alles, haben wollte, und daß es, wenn er nicht kommt, er in immer weitere Ferne rückt, wohl darin seinen Ursprung haben wird, daß man ihn nicht so will, als man ihn haben müßte."

Aus diesen Worten spricht deutlich und klar die volle Erkenntnis der Situation. Die Interessen Österreich-Ungarns und Deutschlands sind nicht mehr dieselben. Die Staatsmänner der Donaumonarchie erkennen die Forderung der Stunde, die Staatsmänner des Reichs verkennen sie noch immer. Österreich-Ungarn will sich demokratisieren, will dem Wahnsinn des Kriegs den Garaus machen durch Eingehen auf eine Weltorganisation, in Deutschland spielt man noch mit dieser Idee, will man ihren Schein, aber man glaubt nicht daran.

Das deutsche Volk kann den Krieg noch eine Zeitlang weiterführen, ohne fürchten zu müssen, daran zu verbluten. Seine Wirtschaftskraft war größer als die Österreich-Ungarns, seine nationale Entwicklung gab ihm auch eine moralische Widerstandskraft, die sich bei dem national gemischten Donaureich nicht in gleichem Maß entwickeln konnte. Die Grenze des Könnens ist für beide Staaten nicht gleich. Für Österreich-Ungarn ist der Punkt überschritten, wo die Fortführung des Kriegs noch Aussichten auf Vorteil bringen kann. Es ist die Pflicht des stärkern Genossen, auf die Kräfte des Schwächern Rücksicht zu nehmen. Deutschland muß nachgeben, muß mit eiserner Hand gegen seine Alldeutschen und Annexionisten vorgehen, muß sie, die sein eignes Dasein gefährden, unschädlich machen, muß den Forderungen nach Demokratisierung nachgeben, muß in unzweifelhaft ehrlicher Weise seine Zustimmung zu einer, die künftige Gewaltanwendung ausschließenden, Staatenorganisation geben und so vor Eintritt dieses Winters den Frieden in der Welt herstellen, oder Österreich-Ungarn muß sich vom Reich trennen. Das erfordert das Lebensinteresse der Monarchie!

Ein militärischer Endsieg der von der ganzen Welt umschlossenen Zentralmächte erscheint ausgeschlossen. Die Widerstandsfähigkeit der beiden Reiche ist wohl so groß, daß ihre Niederwerfung auf Jahre hinaus nicht möglich sein dürfte. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß bei einer Verlängerung des Kriegs bis zur Heranwerfung der amerikanischen Kriegsmaschinerie, die Aussichten eines Verständigungsfriedens, der heute noch möglich ist, schwinden, und der Krieg durch eine Niederlage der Zentralmächte beendigt wird. Eine solche Niederlage ist für Deutschland ein schwerer Schlag, aber immerhin nur ein Schlag, der eine spätere Erholung möglich macht. Für Österreich-Ungarn bedeutet die Niederlage jedoch die Vernichtung. Deutschland wird bestehen bleiben, aber die Donaumonarchie zerfällt. Für sie ist daher die Frage nach einem rechtzeitigen Friedensschluß keine Frage des Ansehens oder des mehr oder weniger großen Vorteils, sondern eine Daseinsfrage. Dieses Risiko darf ein lebensfähiges, mit den besten Aussichten für die Zukunft versehenes Staatswesen von fünfzig Millionen Einwohnern nicht eingehen. Jedes Zaudern wäre Verbrechen. Hier muß es heißen aut — aut. Entweder sofortiger Frieden im Verein mit Deutschland, oder die Sicherung des Daseins auf eigne Faust; Lostrennung von einem Deutschland, das die Forderung der Stunde nicht hören will und die Ambitionen einiger irregeleiteter Narren höher stellt als das Lebensinteresse der verbündeten Monarchie.

Wengen, 6. August.

Czernowitz ist wieder — zum drittenmal während des Kriegs — von den Verbündeten genommen worden. Die Russen sind aus Galizien ganz, aus der Bukowina zum größten Teil vertrieben. Siege machen aber gar keinen Eindruck mehr. Der kriegerische Spiritus ist verflogen. Jubel könnte nur noch der Friede hervorlocken. Dieses fortwährende Siegen im luftleeren Raum wirkt niederdrückend. Wir siegen in einem Käfig, dessen Stäbe immer stärker werden. Aus diesem Käfig kommen wir nur heraus, wenn wir uns häuten, wenn wir die Vorsintflutlichkeit unsrer inneren Zustände und des politischen Denkens ablegen und mit der Zeit gehen. Dann wollen wir „Viktoria" schießen.

Spiez, 9. August.

Und der Käfig schließt sich immer mehr. Am 2. August — man erfuhr es erst gestern —

hat nun auch China an Deutschland und Österreich-Ungarn den Krieg erklärt.[1]) Vor einigen Tagen auch Liberia. Vom militärischen Gesichtspunkt hat das natürlich „nichts zu bedeuten", aber man weiß, wie eng begrenzt dieser Gesichtspunkt ist. Zunächst kann man gar nicht wissen, welche militärische Rolle ein Vierhundertmillionenvolk im Bund mit den technisch am vollkommensten ausgerüsteten Staaten noch in diesem Krieg zu spielen berufen ist.

Wird man sich erst darüber klar werden, wenn ein chinesisches Heer an der russischen Grenze auftaucht? Aber wenn man vom militärischen Gesichtspunkt ganz absieht, so ist der wirtschaftliche und der moralische Einfluß dieser Kriegserklärung des zukunftsreichsten asiatischen Landes ein ungeheurer. Wieviel Milliarden deutscher und österreichisch-ungarischer Arbeit und Eigentums geht durch diesen Bruch verloren, wieviel Zukunft wird hier untergraben! Darum braucht sich ja die militärische Psyche nicht zu kümmern. Ihr ist die Wiedereinnahme einer zerschossenen und verarmten Stadt, die Eroberung eines Haufens zertrümmerter Mauern und Existenzen eine Großtat. Die Kriegserklärung eines außerhalb des Schußbereiches liegenden Staates eine kaum beachtenswerte Nebensache. Und der moralische Einfluß? — Wie würden unsre Staatsmänner jubeln, unsre Zeitungen schreien, wenn sich nach und nach die Staaten der Erde uns anschließen und Front gegen unsre Gegner machen würden. Ist es damit abgetan, alle diese Kriegserklärungen als Bosheiten der Entente zu klassifizieren? Welch ungeheurer Fehler unsrer Staatskunst war es doch, den „Aktionsradius" dieser feindlichen Bosheit nicht in Rechnung zu stellen und sich einfach auf die Macht des eignen Dreinhauens zu verlassen.

Aber auch vom Gesichtspunkt der Friedenstechnik ist diese stete Vermehrung der mit uns im Kriegszustand sich befindlichen Gegner bedauerlich. Je mehr Feinde, um so mehr Teilnehmer an der Friedenskonferenz, um so mehr Ansprüche, um so schwieriger die Vereinbarungen.

Deutschlands Streben, durch Separatfriedensschlüsse die Zahl der Feinde zu vermindern, bleibt ohne Erfolg. Hingegen gelingt es der Entente dauernd, neue Feinde gegen Deutschland in den Krieg zu ziehen.

So beginnt das vierte Kriegsjahr!

Die Bilanzen, die aus diesem Anlaß in der deutschen Presse gezogen wurden, litten alle an der lächerlichen Unterlassung einer Sichtbarmachung der Passivseite. Lauter Erfolge wurden gebucht, aber keine Kosten.

* * *

Eine gefälschte Nummer der „Frankfurter Zeitung", in die Artikel aus der Friedens-Warte und anderer in der Schweiz erscheinenden Zeitschriften aufgenommen wurden, und die man so nach Deutschland zu schmuggeln versuchte, gab vielen Zeitungsschreibern Anlaß, in sittlicher Entrüstung zu schwelgen. Da die unbekannten Herausgeber in dieser gefälschten Nummer die Fälschung zugaben und offen eingestanden haben, daß es nur in ihrer Absicht lag, von der Zensur verbotene Anschauungen nach Deutschland einzuschmuggeln, sehe ich, im Hinblick auf den Kriegszustand, keinen Grund zur üblichen Entrüstung. Die Unternehmer haben einfach vom Militarismus gelernt. Ist diese falsche „Frankfurter Zeitung" unsittlich, dann war es der vierte Schornstein der Emden auch. Aber dieses Fälscherstückchen priesen wir doch als eine patriotische Heldentat.

Dem Berner Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung" möchte ich bei dieser Gelegenheit eine Aufklärung geben. Für ihn ist es erwiesen, daß deutsche Demokraten in der Schweiz die Fälscher sind, während es aller Wahrscheinlichkeit nach die Leistung eines der gegnerischen Presse- und Propagandabureaus sein dürfte.[1]) Im Zusammenhang mit einer Darlegung der Fälschung findet der Korrespondent es angebracht (Köln. Ztg. vom 5. Aug. 1917), meine und anderer pazifistisch gesinnter Persönlichkeiten Tätigkeit in der Schweiz zu kritisieren. So schreibt er: „Wir wollen an dieser Stelle die Tätigkeit persönlich achtbarer Männer wie Prinz Hohenlohe, Prof. Foerster, Dr. Fried u. a. nur mit der Anmerkung streifen, daß dem Schreiber dieser Zeilen während zweijährigen Kriegsaufenthalts in der Schweiz nie auch nur eine einzig ähnlich gerichtete französische oder englische oder italienische Kritik heimischer Verhältnisse zu Gesicht gekommen ist, wie diese Herren sie sich in hundert Zuschriften an schweizerische Blätter durchwegs unberufenerweise gestatten, obwohl man sachlich doch gewiß nicht behaupten wird oder will, daß unsre Verhältnisse verbesserungsbedürftiger sind als die der genannten Länder."

Gewiß. Die Franzosen, Engländer, Italiener üben hier weniger Kritik als die Deutschen und Österreicher. Sie üben sie auch; und der Korrespondent der Kölnischen Zeitung füllt sein Amt schlecht aus, wenn er während seines zweijährigen Aufenthalts in der Schweiz davon nichts gemerkt hat. Aber wenn die Deutschen und Österreicher dies in größerem Umfang tun, so liegt das daran, daß den Franzosen, Engländern, Italienern in ihrer Heimat das Maul nicht verbunden ist, daß sie in allen Tageszeitungen, in einer großen Zahl ad hoc gegründeter pazifistischer und kriegsgegnerischer Zeitschriften in ihrer Heimat Kritik üben dürfen. Uns hat man einfach in die Schweiz hinausgedrängt. Hiezu kommt noch, daß die Schweiz ein Land mit vorwiegend deutschsprechender Bevölkerung und einer ausge-

[1]) Nur beschlossen; die Kriegserklärung erfolgte erst Mitte August.

[1]) Was inzwischen festgestellt wurde, Anmerkung bei der Korrektur,

dehnten auch nach Deutschland gelangenden deutschen Presse ist. Der Engländer könnte hier gar nicht in seiner Sprache schreiben, der Franzose und der Italiener haben nur ein verhältnismäßig geringes Echo in ihrer Sprache im Land. Eröffnet der Kritik die Grenzen der Mittelmächte und wir werden unsre vaterländische Pflicht, „wie wir sie auffassen", in Berlin und Wien üben.

Spiez, 10. August.

Die Demokratisierung Deutschlands macht Fortschritte! Der Reichskanzler Dr. Michaelis, der bisher den Rang eines Hauptmanns der Reserve bekleidete, ist zum Oberstleutnant ernannt worden „mit der Berechtigung zum Tragen der Uniform des genannten Regiments". Wir stellen uns die Demokratisierung zwar anders vor: so, daß die militärische Uniform aus allen Regierungsbeziehungen entfernt wird, und daß selbst das Staatsoberhaupt nur bei militärischen Obliegenheiten das militärische Kleidungsstück anlegt.

Das Revirement im Reich und in Preußen deckt sich gleichfalls wenig mit den Forderungen nach einem demokratischen Regime. Das Kokettieren mit der Demokratie durch Einsetzung eines sozialdemokratischen Unterstaatssekretärs und die Übernahme zweier Ministerposten durch Parlamentarier ist noch weit entfernt von der wirklichen Demokratie. Alle Männer sind ernannt worden ohne Rücksprache mit der Volksvertretung und alle sind dem Staatsoberhaupt verantwortlich und nicht dem Parlament. Reförmchen statt Reformen, Gnaden statt Institutionen. So bleibts beim Alten, so bleibts beim Krieg.

Spiez, 11. August.

Bezüglich der Kenntnis des österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien seitens der deutschen Regierung und dessen Billigung. Durch diese besteht ein einwandfreies Zeugnis in einer Äußerung des deutschen Gesandten Grafen Bernstorff in Washington. In der amerikanischen Wochenschrift „The Independent" vom 7. September 1914 (Nummer 3430 des 79. Bandes) befindet sich ein Aufsatz, der überschrieben ist:

„Germany at the great war. By the imperial German ambassador."

Der Aufsatz besteht aus Antworten des deutschen Gesandten auf Fragen, die die Redaktion der Wochenschrift an ihn gerichtet hat. „The Independent has asked count J. H. von Bernstorff to reply to certain questions, which have been much discussed in the press, and he has kindly consented to do so. The public will appreciate the frankness and difiniteness with which he answers our queries." So heisst es in der dem Aufsatz vorgedruckten Vorbemerkung des „editors".

Die erste dieser Fragen lautet:

„Did Germany approve in advance the Austrian ullimalum to Servia?

Die Antwort darauf lautet: „Yes."

Hierauf folgt nach dem Satz „Germanys reasons for doing so are the following" eine längere Erläuterung über Deutschlands Gründe für seine Haltung.

Ich habe mir damals den Aufsatz herausgeschnitten und in Voraussicht seiner spätern Wichtigkeit in meinem Archiv aufbewahrt.

Spiez, 18. August.

Die Note des Papstes zugunsten des Friedens, die das Datum des 1. August trägt, ist vorgestern veröffentlicht worden. Vielleicht ist es kein Zufall, wenn sie just am Vorabend des ersten als Herrscher begangenen Geburtstages Kaiser Karls erfolgt. Wenn das katholische Österreich und das Zentrum des deutschen Reichstags wirklich diese Papstnote veranlaßt und beeinflußt haben, wie die Ententepresse behauptet, so erscheint diese sehr bedeutungsvoll. Denn dann macht Deutschland Konzessionen, die es bislang nicht gemacht hat, erklärt es sich bereit, Belgien freizugeben und — gerade im Gegenteil zu den Erklärungen des Herrn Spahns im Reichstag — es wirtschaftlich, politisch und militärisch unabhängig zu machen, über Elsaß-Lothringen zu unterhandeln u. a. m. Die auf die Note zu erwartenden Antworten können entscheidend sein. Wenn Deutschland und Österreich-Ungarn die Papstnote tel quel annehmen, so vermag die Entente den Krieg nicht mehr weiterzuführen.

Sehr wichtig ist es, daß in der Note an erster Stelle die künftige Organisation der Staatenwelt gestellt ist, daß als „grundlegender Punkt" der alte Not-und Hilfeschrei des internationalen Pazifismus vorgebracht wird, die Ersetzung „der materiellen Gewalt der Waffen durch die moralische Kraft des Rechts". Bisher haben wir bei den Kundgebungen aus den Zentralmächten, sei es durch Staatsmänner oder Sozialisten, immer nur die materiellen Friedensbedingungen vornean gestellt gesehen, und nur ganz vage, von wenig Verständnis zeugende Phrasen, wie „Schiedsgericht" oder „Verständigung" wurden hintenangesetzt als verzierender Schnörkel. Wir haben zwar das Hoffen verlernt, aber dennoch — vielleicht gelingt es Rom, was in Stockholm vereitelt wurde. *A. H. F.*

(Wird fortgesetzt.)

AUS DER ZEIT

Brief einer deutschen Frau an den Haager Anti-Oorlog Raad.

Wir sind in der Lage, jenes Schreiben der Münchener Lehrerin Frl. Zehetmaier hier wiederzugeben, das zu dem Material gehörte, auf dessen Grund die Schreiberin wegen „pazifistischer Treibereien" unter Anklage gestellt wurde. Sieh darüber S. 150 der „Friedens-Warte" (Mai-Heft 1917). Der Text des Schreibens ist uns nicht durch die Verfasserin zugegangen.

München, den 13. Januar 1917.

Im Namen aller Frauen, im Namen der ganzen Menschheit sei an die „Nederlandsche Anti-Oorlog Raad" die inständige Bitte gerichtet, eine Verständigung der Staaten zu bewirken, der Staaten denn nur um diese handelt es sich. Die Völker wollen den Frieden. Die Frauen, mit einigen traurigen Ausnahmen, wollen ihn erst recht.

Unter den beiliegenden Schriften befindet sich der Abdruck eines Passus aus einem Briefe französischer Frauen an deutsche Frauen, ferner einige an die deutschen, im weiteren Sinne an alle Frauen der zivilisierten Welt gerichteten Briefe.

Die Grundlagen des zu schaffenden Friedens können nur ganz bestimmte sein, wenn anders ein dauernder Friede gesichert sein soll. Und wenn diese Grundlagen des Friedens nunmehr, da Kaiser und Reichskanzler vor aller Welt sich ausdrücklich dafür ausgesprochen haben, gesichert seien, wozu wird dieses blutige Ringen weiter geführt, wozu werden noch Tausende, vielleicht Hunderttausende hingeopfert? Nur dem Prestige zuliebe? Prestige. Ein heutzutage vollständig überwundener Standpunkt, ein Wahn. Keine Geschichte einer späteren Zeit wird diesen Krieg, wird vor allem das, was diesen Krieg verlängert, jemals feiern können. Nur eins bleibt bestehen: Gottes Gebot: „du sollst nicht töten". Und gegen dieses Gebot sündigt die Menschheit nun schon ins dritte Jahr, versündigen sich die Kriegführenden in der vermessensten Weise. Die ganze Menschheit trägt an dieser Verantwortung. Irrtum ist es, zu sagen, man könne nichts dagegen tun. Hat nicht die Menschheit gemeinsame Ideale? Hat sie solche nicht gerade in bezug auf den dauernden Frieden? Sind diese Ideale schließlich nicht auf einem unerschütterlichen Boden verankert, der Notwendigkeit? Sind sie nicht geheiligt und festgelegt durch das Christentum? In allen Völkern reift die Erkenntnis heran, welch fürchterlicher, der Christenheit unwürdiger Zustand es ist, in dem sich die Welt befindet. In allen Völkern wendet sich das übermenschliche Gefühl des Unfaßbaren, Namenlosen, das beim Hereinbruch der Katastrophe zunächst in „vaterländischer Begeisterung" ausströmte und gegen den Feind gerichtet war, nun gegen den Krieg, den gemeinsamen Feind der Menschheit.

Allem nach, was die Vergangenheit gebracht, würde das herannahende Frühjahr neue unmenschliche Verschärfungen der Kampfesweisen herbeiführen, würden von dem Wahn, der die Menschheit umfängt, neue unerhörte Blutopfer gebracht werden. Das muß verhindert werden. Sagt nicht der Herr schon zum Judenvolk: „Was soll mir die Menge eurer Schlachtopfer?.... Jesaias I, 11. „Und wenn ihr eure Hände ausstreckt, werde ich mein Angesicht von euch abwenden; und wenn ihr noch soviel betet, werde ich euch doch nicht erhören. Denn eure Hände sind voll Blutschuld. Jesaias I, 15, Gelten diese Worte nicht dem gegenwärtigen Geschlechte? Sollen unsere Brüder in immer entlegenern Ländern vorrücken müssen, in denen sie eigentlich nichts zu suchen haben und in denen sie nichts wollen? Sollen deutsche Frauen die Einschränkungen, die sie bis jetzt getragen haben — und daß sie sie weitertragen könnten, haben sie bis jetzt bewiesen — noch weitertragen, nur damit die unmenschlichen Blutopfer auf allen Seiten fortgesetzt werden können? Soll das Kapital auch fernerhin in Verfolgung seiner Interessen über die heiligsten Ideale triumphierend hinwegschreiten? Unmöglich! Unmöglich! Es wäre unverantwortlich wie alles unverantwortlich ist, was Krieg heißt.

Wir wissen, wie französische, wie belgische und englische Frauen denken. Sie denken im Grunde, wie wir. Ist es menschenmöglich, ist es denkbar, daß ein Ding, dessen Wahnsinn offenbar alle einsehen, trotzdem weitergehen kann zum Fluche der Menschheit?

Nein. Es darf nicht sein. Es muß gehindert werden.

Eine einzelne für viele, für alle.

Maria Zehetmaier, München.

Freigabe des Suttner-Werkes in Oesterreich-Ungarn.

Das im Dezember vorigen Jahres im Verlag des Art. Institut Orell Füßli erschienene Suttner-Gedenkwerk „Der Kampf um die Vermeidung des Weltfriedens", zwei Bände, geb. 20 Fr., war in Österreich-Ungarn verboten. Nunmehr ist es gelungen, vom Kriegsüberwachungsamt die unbeschränkte Freigabe dieses Werkes zu erzielen. Dieses ist demnach durch jede österreichisch-ungarische Buchhandlung wie direkt vom Verlag zu beziehen.

LITERATUR U. PRESSE.

Besprechungen.

Lange, Chr. L., Die Bedingungen eines dauernden Friedens. Bericht über die Arbeiten der Interparlamentarischen Union. gr. 8°. Kristiania 1917, Interparlamentarisches Bureau. 57 S.

Die vorliegende Arbeit verfolgt den Zweck, den nationalen Gruppen der Interparlamentarischen Union als Unterlage für Studien und Erörterungen über die Grundlagen des kommenden Friedensschlusses zu dienen. Der Verfasser gibt zunächst einen orientierenden Überblick über die wichtigeren, während des Kriegs aufgestellten Programme für einen dauerhaften Frieden. Er geht von dem im April 1915 im Haag aufgestellten Mindestprogramm der „Zentralorganisation für einen dauernden Frieden" und dem im Juni 1915 in Philadelphia aufgestellten Programm der „League to enforce peace" aus, berührt einige markante Äußerungen hervorragender Staatsmänner in den kriegführenden Ländern, wie

Briand, Bethmann Hollweg, Grey, und gibt dann in vollem Umfang die Botschaft des Präsidenten Wilson vom 22. Januar 1917 wieder. Er stellt hierauf fest, daß alle von den genannten Organisationen und Personen aufgestellten Probleme von der Interparlamentarischen Union studiert worden sind. In den Protokollen der Konferenzen und Sonder-Studienkommissionen findet sich reiches Material nach dieser Richtung. Lange regt nun an, daß sich alle Arbeiten der Union wie ihrer Gruppen auf jene Reformen konzentrieren müssen, die geeignet sind, die Organisation und die Garantie eines sichern und dauernden Friedens zwischen den Nationen zu verbürgen. Als Grundlage für diese Arbeiten entwickelt der Verfasser eine Übersicht über die einschlägigen Arbeiten der Union.

Es ist wahrhaftig erstaunlich, wie reichlich diese von der Union nach dieser Richtung geleisteten Vorarbeiten bereits sind. Für die ständige Gerichtsbarkeit, für ein obligatorisches Schiedsverfahren, für die Erweiterung der Vermittlung, der Untersuchungs- und Vergleichsordnung, für den Ausbau und die Erweiterung der Friedenshaftung finden sich ebenso wertvolle Anhaltspunkte, wie für die Frage der Sanktion internationaler Abkommen, für das Problem der „Freiheit der Meere" und die Begrenzung der Rüstungen.

Langes mustergültige Zusammenstellung hebt die Bedeutung der von den Zeitgenossen wenig beachteten, in langen Friedenszeiten geleisteten Arbeit der Union so klar hervor, daß das Geleistete in die Augen springt. Die Broschüre ist eine der besten Einführungen in die brennenden Probleme der künftigen Gestaltung eines dauerhaften Friedens. *F.*

Honda, A. The economic World Republic. A System of General Peace. A Solution of the Question of how to prever peace eternally. By a lover of peace. Tokio 1917, not on Sale. 83 S.

Diese aus Japan herrührende Schrift ist, wie der Verfasser im Vorwort bekundet, aus der Erkenntnis verfaßt, daß „alle jene, die nicht an der Front stehen, mit all ihren Kräften darnach streben müßten, diesem fürchterlichen Krieg ein Ende zu bereiten, und sobald dieses Ende erreicht ist, versuchen müßten, ein Statut in Kraft zu setzen, um künftige Kriege unmöglich zu machen". Gleich zu Beginn seiner interessanten Ausführungen schreibt der Verfasser den für deutsche Leser besonders bemerkenswerten Satz: „Der Gegensatz zwischen Militarismus und Pazifismus ist am deutlichsten zu ersehen aus zwei Büchern, nämlich: Norman Angells „Große Täuschung" und Friedrich von Bernhardis „Deutschland und der nächste Krieg", die ich beide mit größtem Interesse gelesen habe und auf die ich mich häufig beziehe".

Die Schrift, die eine tiefe Kenntnis der europäischen Geschichte wie der modernen völkerrechtlichen Theorien verrät, ist uns als Zeichen der Menschheitsdämmerung auch im fernen Osten und als wertvoller Beitrag zur Gestaltung der künftigen Weltorganisation außerordentlich willkommen. *F.*

Hofer, Dr. jur. Cuno, Die Keime des großen Krieges. 8°. Zürich 1917, Schultheß & Co. IV und 274 S.

Die so zahlreichen bisherigen Untersuchungen über die Schuld am Kriege beschränken sich zumeist, die Vorgänge während der geschichtlich denkwürdigen zwölf Tage im Sommer 1914 zu beleuchten. In der Tat spitzt sich auch das Interesse für jene Vorgänge zu, die den unmittelbaren Anlaß zum Krieg gegeben haben. Aber mit der Erforschung des Anlasses ist die Ursache noch nicht klargelegt. Hier muß etwas weiter in die Vergangenheit zurückgegriffen werden, und dieser Arbeit widmete sich der Verfasser des vorliegenden Buches. Er hat es in der Tat verstanden, den Wirrsal der europäischen Politik vor dem Krieg in kurzen, aber markanten Strichen darzulegen und die Fehler erkennen zu lassen, die gemacht wurden, ehe das Unheil zur Entladung kam. Man wird das klare und verständlich geschriebene Werkchen mit Interesse benutzen, wenn man über die große Frage der Schuld und über die Möglichkeit einer künftigen Vermeidung eines ähnlichen Verbrechens orientiert sein will. *F.*

Gettlich, Wlad. (Capitaine Ordon), Österreichs Schicksalsstunde. Bemerkungen zur Einberufung des Wiener Parlaments. Genf 1917 (Atar).

Der Verfasser dieser Broschüre, der den Krieg gegen Rußland als österreichischer Pole im Range eines Hauptmanns der Reserve mitgemacht hat, unterzieht die Polenpolitik der Zentralmächte einer scharfen Kritik. Besonders aber wendet er sich gegen die reichsdeutsche Behandlung der Frage. In der sehr temperamentvoll gehaltenen Schrift ist mir besonders eine Stelle aufgefallen, die des Humors nicht entbehrt. „Die Wiener Fiaker," heißt es da (S. 19), „kämpften doch lange Jahre gegen die Taxameter... Gefragt, was ihm gebühre, antwortet ein Wiener Fiaker regelmäßig, ‚Euer Gnaden wissen eh.!" und sagt nie genau, was er will. Er fürchtet, weniger anzugeben, als ihm der unorientierte Fahrgast eventuell von selbst geben könnte; ungefähr wie heute der Reichskanzler in der Angelegenheit der Friedensbedingungen." *F.*

Empfangsbestätigung einsenden!

Die ausländischen Bezieher finden eine vorgedruckte Postkarte beigelegt. Rücksendung wichtig. Nur dorthin erfolgt weitere Zusendung, wo das Eintreffen bestätigt wird.

Als Ersatz der im August ausgefallenen Nummer wird eine verstärkte Nummer erst gegen Ende des Jahres erscheinen.

Neue Kriegs- und Friedenswerke

Die Gestaltung des Völkerrechts nach dem Weltkrieg.

Von Professor Dr. O. Nippold.

285 Seiten. — Broschiert 8 Fr., gebunden 10 Fr.

Die von Professor Dr. Nippold, einem bekannten Völkerrechtslehrer, hier gemachten Vorschläge sind durchaus durchführbar. Der Verfasser hat seit einem Vierteljahrhundert an der Fortbildung des Völkerrechts gearbeitet, und als ehemaliger Diplomat ist er mit der internationalen Staatenpraxis vertraut. Nicht nur der Fachgelehrte, sondern jeder Gebildete wird dies Buch mit Genuss lesen.

Die Biologie des Krieges.

Betrachtungen eines deutschen Naturforschers.

Von Dr. med. G. F. Nicolai,

Professor der Physiologie an der Universität Berlin.

463 Seiten. — Broschiert 10 Fr., gebunden 12 Fr.

Der Verfasser sieht im Krieg eine längst überwundene Stufe der Menschheitsentwicklung, ebenso überwunden wie Menschenfresserei und Sklaverei. Wenn trotzdem die gegenwärtige Katastrophe zur Tatsache werden konnte, so liegt das an dem Fortexistieren einer ganzen Kette archäistischer Einrichtungen und Empfindungen, die von interessierten Kreisen mit zielbewusster Zähigkeit gepflegt und konserviert werden. Das Werk von Nicolai teilt sich in folgende fünfzehn Kapitel: Kriegsinstinkte. Kampf ums Dasein und Krieg. Die Auslese durch den Krieg. Die Auslese des Volkes. Die Umgestaltung des Krieges. Die Umgestaltung des Heeres. Die Wurzeln des Patriotismus. Die Arten des Patriotismus. Der unberechtigte Chauvinismus. Das berechtigte Individualitätsgefühl der Völker. Der Altruismus. Die Entwicklung des Begriffes Weltorganismus. Die Welt als Organismus. Wandel des menschlichen Urteils. Krieg und Religion.

Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs.

Randglossen aus zwei Jahrzehnten zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe (1892 bis 1900 und 1907 bis 1914) von Bertha von Suttner.

Herausgegeben von Dr. A. H. Fried.

1258 Seiten. — Zwei Bände. — Broschiert 16 Fr., gebunden 20 Fr.

Dieses Werk ist eine Geschichte der politischen Ereignisse in den zwei letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg, gesehen und kritisiert vom Standpunkt einer Persönlichkeit, die das Unheil kommen sah und für seine Vermeidung kämpfte. Es ist keine im Rückblick geschriebene zusammenfassende Darstellung, sondern eine aus der Zeit selbst heraus geborene, Woche für Woche, Monat für Monat gegebene Kritik der Geschehnisse.

Ein Kriegs-Kunstwerk

Krieg

Allen Völkern gewidmet von Willibald Krain.

Sieben Blätter in Mappe. Preis 7 Fr.

Bitter sind diese Kriegsdarstellungen, aber gedanklich scharf und wahr. Sie decken das Sinnlose, den Wahnsinn des Krieges rücksichtslos auf und mögen auf alle national Begeisterten ernüchternd, also vielleicht für die Welt heilsam wirken. „Bund“

Diese Werke können in jeder Buchhandlung oder direkt durch den Verlag **Orell Füssli** in Zürich bezogen werden.

Soeben erschien:

NEDERLANDSCHE ANTI-OORLOG RAAD

CAPITA SELECTA No. 2.

Die Bestrebungen der Vereinigten Staaten für Ausbau und Festigung einer Zwischenstaatlichen Ordnung

[1794—1917]

von Dr. ALFRED H. FRIED

Herausgeber der „Friedens-Warte"

Preis 50 Rp. Durch alle Buchhandlungen wie durch den Nederlandsche Anti-Oorlog Raad in Haag, 24 Raamveg, zu beziehen.

Inhaltsverzeichnis der zuletzt erschienenen Nummern

des XIX. Jahrgangs 1917 der

FRIEDENS-WARTE

Blätter für zwischenstaatliche Organisation

Heft 6 (Juni)

Die Biologie des Krieges. — Um des teuren deutschen Bluts und Vaterlandes willen. Von einem deutschen Edelmann. — Das geistige Deutschland. Von Dr. *Edward Stilgebauer.* — Staatssozialismus oder Staatskapitalismus. Von *Walter Eggenschwyler,* Zürich. — Die Motive der Gegner. Von Dr. med. *F. G. Nicolai,* Berlin. — Dem freien und dem befreienden Russland gewidmet. Von *Romain Rolland.* — Brief eines deutschen Landwirts, No. 2. — Aus meinem Kriegstagebuch: Bruchstücke vom Monat Mai. — Aus der Zeit: Zum Todestag Bertha von Suttners. — Josef Hodges Choate †. — Englische Stimmen gegen Repressalien. — Maximilian Harden. — Die soziale Bilanz des Krieges. — Die Todesstrafe für ein pazifistisches Gedicht. — Professor Lammasch über die Zukunft des Pazifismus. — Der deutsche Frauenausschuss für den dauernden Frieden an den Reichskanzler. — Kaiser Friedrich über den Krieg. — Literatur und Presse.

Heft 7 (Juli)

Wie lange noch? Von einem deutschen Parlamentarier. — Technik und Krieg. Von *H. Staudinger,* Professor an der Eidgen. Technischen Hochschule, Zürich. — Von zweierlei Christen. Von *P. de Mathies,* Zürich. — Erbsünde. Von *Rolf Bruin,* Bern. — Ein kleiner Mann. Von *Georg Cretor,* Zürich. — Benjamin Constant über den Krieg. — Aus meinem Kriegstagebuch. Bruchstücke vom Juni 1917. — Aus der Zeit: Friedensstiftungen zur Ehrung des Andenkens Gefallener. — Hass und Gunst aus England. — Verhetzende Berichterstattung. — Literatur und Presse.